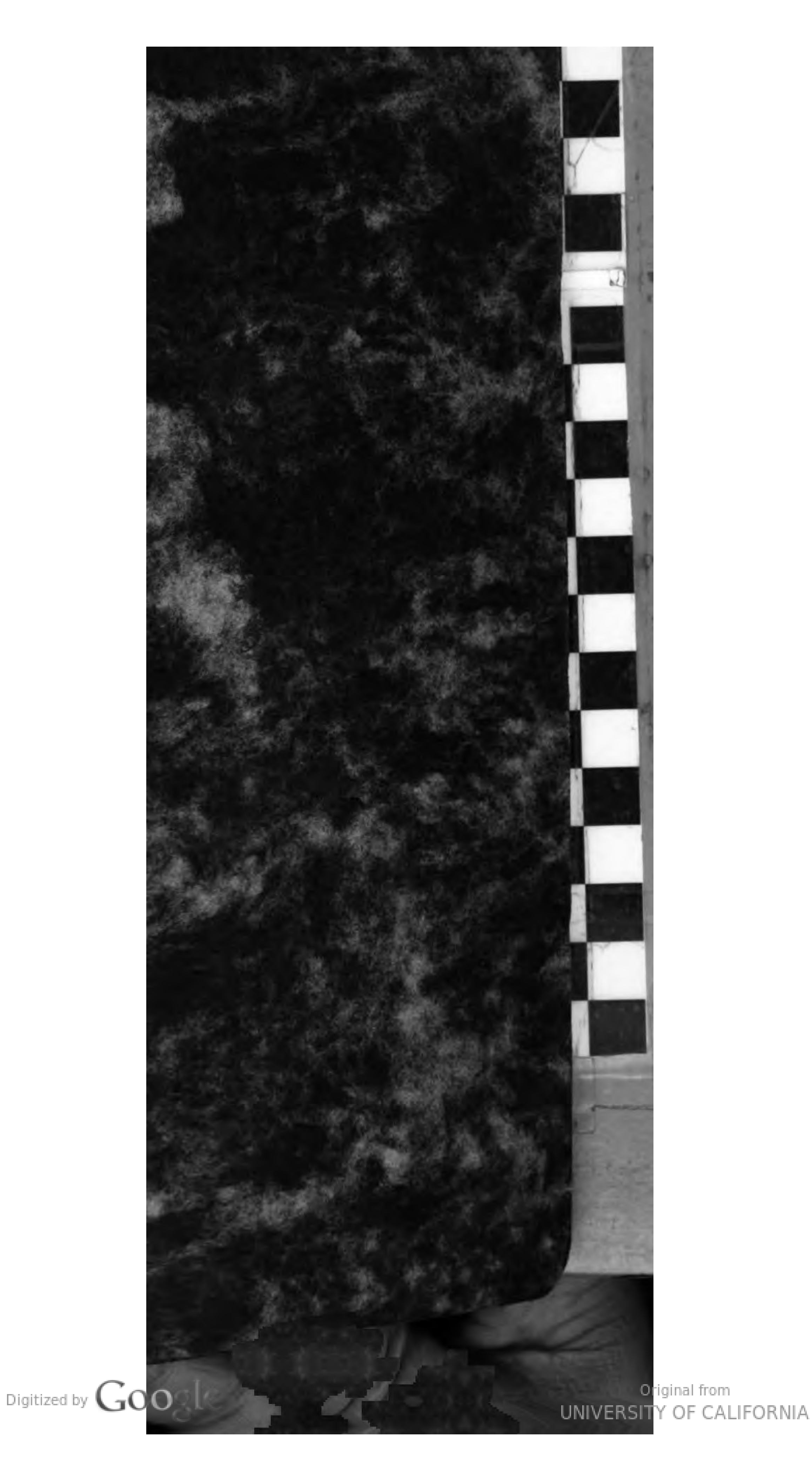
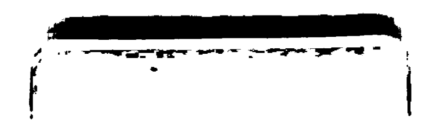


PAGE NOT AVAILABLE






LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1915

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertfünfundfünfzigster Band.

München 1915.

In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.













I.

Neujahr 1915.

Ponto nox incubat atra.
Virgil.

Die Schicksalsstunde hat geschlagen, das Entsetzliche ist Ereignis, der Weltkrieg, seit Jahrzehnten gefürchtet und wie ein wildes Tier streng in Gewahrsam gehalten, ist plötzlich mit Riesenschritten über Europa hergefallen und hat hundert Jahre nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Laufe weniger Monate Verheerungen angerichtet, die jeder Beschreibung spotten; ein grausiges Bild liegt vor unseren Blicken: im Vordergrund die ersten Kulturvölker der Welt, wie sie auf Schlachtfeldern von unübersehbarer Ausdehnung sich in ihrem Blute wälzen, im Hintergrund als Opfer barbarischer Zerstörungswut brennende Städte und Dörfer und nebenher verwüstete Gegenden, Leichenfelder namenlosen Elendes mit Millionen von Flüchtlingen, denen das Bleiben daheim zur Unmöglichkeit geworden.

Mit solchen Schrecken ist der Krieg kaum jemals über einen ganzen Weltteil hingegangen. Und wie ist er gekommen? Verhängnis und Verbrechen zugleich war sein Beginn; er hat einen Anfang genommen, der seiner würdig ist. Zielbewußt vorbereitet ist er seit langem im Halbdunkel geheimer Zettelungen umhergeschlichen, zuletzt ergab sich wie von selbst durch einen unter hoher Protektion ausgeführten Doppelmord das Signal zur allgemeinen Konflagration. Und



diejenigen, die nachher trotz ihrer heuchlerisch geschämigen Ableugnung jeglicher Mitschuld ihren Schild darüber hielten, haben sich der Ruchlosigkeit der serbischen Mordbuben durchaus ebenbürtig und gleichwert gezeigt. Für alle Zeiten wird die unsägliche Schmach des Attentates von Serajewo an den Rockschößen der Kriegshetzer der Tripelentente hängen bleiben.

Seit Jahren haben sie durch ihre geheimen Machenschaften mit allen Mitteln der List und Bestechung den Weltbrand geschürt. Allen Hinterdenklichkeiten ihrer heimtückischen Politik in Montenegro und Albanien, in Bukarest und Athen lag die lauernde Gier nach einer glücklichen Stunde zum gemeinsamen Losschlagen zu Grunde. Es fehlte ihnen nirgends an bezahlten Helfershelfern. Die Banditen ihrer Presse, enge verbunden durch jene Brüderlichkeit, welche im Ferrer-Prozeß die Freimaurerei aller Länder in Bewegung gebracht hat, hatten längst schon in London und Paris, Brüssel und Rom ihre giftigen Federn gleich Revolvern gehandhabt und in ihrer Art schlimmere Arbeit geleistet als die Meuchelmörder der serbischen Kriegspartei. Wurden diese mit hunderten von Rubeln abgefunden, haben jene Millionen eingesteckt.

Diplomaten vom Schlage eines Delcassé, Iswolski und Grey waren bei Verfolgung ihrer höllischen Pläne nie um die Mittel verlegen. Sie haben es sich etwas kosten lassen, um hohe Offiziere und Journalisten in ihre Netze zu ziehen, um einen Redl für hochverräterische Zwecke zu gewinnen, um hunderttausende von wehrpflichtigen Österreichern ins Ausland zu locken, um dreibundfeindliche Zetteleien in Athen und Belgrad einzufädeln, um Rumänien und Italien in ihr Garn zu bekommen.

Und die Ziele, welche mit also verwerflichen Mitteln erreicht werden sollen? Sie sind des geopferten Blutgeldes wert.

Ideale sehr zweifelhafter und greifbarer Art, Machthunger, Geldgier und Rachedurst, beherrschen ganz im Sinn

der modernen, atheistisch-materiellen Weltanschauung die maßgebenden Kreise der Tripelentente.

Der russische Riesenkoloß ist noch viel zu klein. Soll das in ihm eingekerkerte Staatschristentum nicht völlig eintrocknen und verderben, dann bedarf es einer Bluterneuerung und Auffrischung. Diese Art Christentum ist ja weit weniger Religion als nationaler Fanatismus, besessen von jenem Weltherrschaftsdünkel, der schon in den Tagen der Pharisäer keinen anderen Messias dulden wollte als einen solchen, dem die ganze Welt willenlos zu Füßen läge. Welch ein verlockender Gedanke für das heilige Rußland, die Fahne des Andreaskreuzes auf der Hagia Sophia flattern zu sehen und auf der Kirche des hl. Grabes in Jerusalem! Das wäre im Sinne Peters des Großen der volle Sieg des orthodoxen Morgenlandes über das altersschwache, in sich zerrissene, aber immerhin noch großenteils römische Abendland! Und dieser Sieg kann unmöglich mehr ferne sein zu einer Zeit, wo die vornehmsten Stützen der abendländischen Christenheit nicht nur morsch und faul geworden, sondern selbst dem Antichristentum vollständig verfallen sind!

Auch den Großkaufleuten jenseits des Kanals ist, wie es scheint, die Welt ihrer Seeherrschaft zu enge und zu klein geworden. Auch sie haben ihren eigenen Messias und ihr besonderes Christentum. Nach ihrer Auffassung gehört auch ihnen die ganze Welt allein, zwar nicht in Form der kontinentalen Ländermassen, sondern in der Form der beweglichen Machtmittel des Geldes und der Schiffe — Geld und wieder Geld und profitable Geschäfte auf den Märkten aller fünf Weltteile, das ist das Motto der englischen Staatsweisheit. Mammonismus und einseitig materielle Einschätzung des menschlichen Daseins — das ist für den echten Vollblutengländer, wie er seit der Lostrennung von Rom, seit Einziehung der Kirchengüter und seit der Vernichtung des christlichen Königtums sich ausgewachsen hat, das Maß aller Dinge. Eine ideale Lebensauffassung mit menschlich christlichen Gedanken läßt sich nicht gut gebrauchen, um ohne jede Rück-

sicht auf andere gewinnreiche Geschäfte zu machen. Aus dieser geschäftlichen Rücksichtslosigkeit und Brutalität erklärt sich der ganze Geist der nationalen Eigenart des modernen Engländers und seiner Geschichte; daraus resultierte ganz naturgemäß und folgerichtig sowohl der Abfall von Rom wie auch die Abschüttelung eines machtvoll wirksamen Königtums; als schattenhafte Hülle und wesenloser Schein konnte man beide, Christentum und Königtum, allenfalls noch fortschleppen an Bord der neueren Geschichte. So ist die entsetzlich brutale und perfide Stellungnahme Englands im gegenwärtigen Weltkrieg nur allzu erklärlich. Gemäß seiner geistigen Trennung und insularen Abschließung vom Kontinent gibt es für den Engländer kein gemeinsames Fühlen und Denken mit der übrigen Kulturwelt Europas.

So sind wahrhaft im jetzigen Kriege England und Rußland ein par nobile fratrum und durch die gänzlich unchristliche Tendenz ihrer Ziele einander wert.

Ihnen reiht ebenbürtig das atheistische Frankreich sich an. Dank seiner nationalen Eitelkeit, die es seit Jahrhunderten wie eine unheilbare Erbkrankheit in sich trägt, ist in ihm der Rachedurst gegen Deutschland zur blinden Wut und Raserei geworden. Unglücklicher Weise hat es eben jetzt sich seines christlichen Charakters so sehr entäußert, daß ihm blindes Anrennen gegen das Schicksal und gegen die Fügungen der Vorsehung nicht als etwas Verwerfliches erscheint. Für das Bibelwort: Humiliamini sub potenti manu Dei — ist ihm längst alles Verständnis entschwunden.

Hätte das tiefbeklagenswerte Volk, als in seiner schwärzesten Schicksalsstunde ein Poincaré und Delcassé seine Geschicke lenkten, sich seiner großen Vergangenheit erinnert, dann wäre es wohl zur Einsicht gekommen, daß nicht jenseit des Rheines, sondern jenseit des Kanals und der Weichsel seine schlimmsten Feinde wohnen.

Mit grimmiger Schadenfreude haben die beiden Ränkeschmiede und Rivalen von ehemals an der Themse und an der Newa, welche im unstimmigen Konzert der Großmächte



als negative Faktoren der Kultur- und Friedensförderung unablässig Unkraut säen und Zwietracht stiften, weil sie mehr außereuropäische Interessen vertreten, die zwischen Deutschland und Frankreich lodernde Glut nicht bloß beobachtet, sondern auch sorgfältig geschürt und gehütet. Natürlich nur zum eigenen Vorteil.

Europa war so gespalten und gelähmt in seinen vornehmsten und edelsten Gliedern und konnte, weil es sich nicht mehr selbst angehören durfte, wenn es galt, an gefährdeten Punkten des Auslandes für sein gutes Recht einzutreten, nicht mehr als Ganzes sein volles Gewicht in die Wagschale werfen. Von Rußland und England mit Beschlag belegt und in die Mitte genommen, wurde Frankreich, narkotisiert durch eine über jede Beschreibung niederträchtige und erbärmliche Presse, gänzlich demokratisiert und darum jeder vernünftigen Führung entbehrend, sozusagen mit verbundenen Augen ins verhängnisvolle Unheil des ärgsten aller Kriege hineingerissen; seiner großen Mission als europäischer Kulturstaat gänzlich entfremdet, verirrte es sich in die Pfade einer durchaus antieuropäischen und unchristlichen Politik. So wurde es immer weiter links gedrängt und unter dem Beifall der antimonarchischen und antichristlichen Freimaurerei auf Bahnen gelenkt, die für den ganzen Kontinent, ja für die ganze Welt verhängnisvoll werden mußten, zumeist aber für Frankreich selbst. Von London gehetzt, an Petersburg verkauft, verblendet durch seine unglückselige Revanchegier und Eitelkeit, glaubte es durch Anlehnung an seine verschlagensten Feinde sich auf der Höhe seiner Großmachtstellung zu behaupten und merkte nicht, daß es längst schon nichts weiter mehr war als eine russische Provinz und eine englische Kolonie.

So kam es in einer unheimlich bösen Stunde, wider Erwarten früh, zuletzt wirklich zum Kriege — von seinen verräterischen Freunden gewaltsam vorwärts gedrängt, mußte es, nicht Herr seiner selbst, der entsetzlichen und unerbittlichen Notwendigkeit, die es durch sein jahrelang fortgesetztes



Spiel mit dem Feuer selbstmörderisch heraufbeschworen hatte, wohl oder übel sich fügen.

Um das Unheil voll zu machen, wurde auch das schöne Belgien in den Wirbelsturm hineingerissen. Man denke nur, ein christlicher Fürst will, verführt durch die Lügenpresse der Loge, Hand in Hand mit den Todfeinden der Monarchie und des christlichen Namens gewinnreiche Geschäfte machen mit den geriebenen Machthabern und Kaufleuten Englands!

Aber was konnte auch fehlen? Zwischen drei kämpfenden Riesen war es doch kaum möglich, an der Neutralität festzuhalten? Konnte der endliche Sieg an der Seite so mächtiger Protektoren nur im mindesten zweifelhaft sein? Und dazu die Sirenenstimmen, die von jenseit des Kanals herüberklangen? Deutschlands Flotte vernichtet, in einer mörderischen Schlacht zwischen Weser und Elbe an seiner Pulsader tötlich getroffen, sein Handel und seine Kolonien zerstört, das rheinische Industriegebiet verwüstet, das Kohlenrevier an der Ruhr okkupiert, die Kruppwerke und die deutschen Werften in Ruinen verwandelt!

So ungefähr präsentierte sich das glänzende Geschäft, welches Rußland und Frankreich als Handlanger Englands zu unternehmen gedachten.

Es kam aber ein wenig anders, als es gemeint war.

Als wäre der Genius der Geschichte eben jetzt der großen Zeit vor hundert Jahren eingedenk, erhoben sich majestätischen Fluges die kaiserlichen Adler von Wien und Berlin mit mächtigem Flügelschlag, um einer ganzen Welt von Lug und Trug und ehrloser Perfidie Trotz zu bieten. Mit einer Kraft, wie nur das gekränkte Rechtsbewußtsein sie verleihen kann, erhob sich der verehrungswürdige Senior aller Monarchen in Wien auf jenem Throne, den einst die römisch-deutsche Kaiserkrone schmückte, zum feierlichen Protest gegen die serbische Mörderbande. Und seine Stimme wurde auch verstanden, soweit in unserer Zeit der Sinn für Recht und Wahrheit noch nicht erloschen ist; auch in Berlin flog mit heiliger Entrüstung im Namen des Rechtes und unter



Anrufung Gottes das Schwert aus der Scheide zum Zeichen, daß es sich im jetzigen Kampf auch noch um andere Dinge handelt als blos um ein Geschäft.

Sieht man sich die beiden Heerlager etwas genauer an, nicht blos nach ihrer gewaltigen Größe, sondern auch nach dem Geist, der sie beseelt, dann muß man billig staunen über die große Scheidung der Geister, die mit diesem Krieg begonnen hat. Da sehen wir in einem Lager zunächst Rußland, das vor hundert Jahren das gleiche heuchlerische Doppelspiel in Szene setzte, wie heute noch; heute heuchelt es Frieden im Haag und spielt mit Kriegskarten in Belgrad, London und Paris; vor hundert Jahren zeigte es sich ungeheuer fromm im Vorschlag der hl. Allianz und entblödete sich nicht, Ludwig XVIII. bei seiner Rückkehr aus der Verbannung zu empfehlen, sich mit der Revolution abzufinden und unter Umtausch der weißen Kokarde mit der Trikolore die Krone aus der Hand von Königsmördern als ein Geschenk des souveränen Volkes in Empfang zu nehmen.

In diesem Rußland fließt auch nicht ein Tropfen königliches Blut; sein Kosakenkaisertum trägt ja von Anfang an die Negation des wahren christlichen Königtums wie ein geschichtlich überkommenes Erbübel in sich, wie auch sein offizielles Christentum eher dem Antichrist als dem wahren und wirklichen Heiland Ehre machen würde. Kein Wunder, wenn es mit den Nachkommen Danton's und Cromwells und mit den Königsmördern von Belgrad und Lissabon im Bunde steht. Diese Kosaken und Republikaner sind nach ihrer gemeinen Sinnesart nicht gar so verschieden von einander, sie bilden mit den wilden Völkern Asiens und Afrikas, denen sie sich angegliedert und assimiliert haben, nach Geist und Charakter und nach ihrem geschichtlichen Werdegang eine durchaus gleichartige Konföderation. Nur das unglückliche Belgien paßt, wie es scheint, wenigstens nach dem besseren Teil seiner Bevölkerung, nicht in diese unsaubere Gesellschaft hinein; rechts und links durch die englischen und französischen Logenbrüder geküßt und umarmt, war es allerdings in Ge-

fahr, ein zweites Portugal zu werden, und wird später, wenn es zu besserer Einsicht kommen wird, vielleicht Gott noch einmal danken, daß es durch die eiserne Riesenfaust Deutschlands aus dieser Umarmung befreit worden ist. Dann wird es erkennen, wie viel besser und vernünftiger es gewesen wäre, seine Neutralität mit kluger Zurückhaltung durch eine ehrliche Anlehnung an Deutschland zu wahren, statt sein Heil durch heimliche Falschspielerei bei den Mächten der Verneinung zu suchen.

Das sind die Verbündeten Englands ohne Frage, sie sind die negative Kulturgruppe oder die linke Seite im jetzigen Kampfe.

Wie sieht es auf der rechten Seite, im Lager des Dreibundes, wo die deutschen und österreichischen Fahnen wehen, ganz anders aus! Hier kann man mit Ehren sich sehen lassen!

Hier ist alles vereint, was im monarchischen Europa noch an christlichen Traditionen fortlebt, und wenn für die Zukunft überhaupt noch Hoffnung ist, die Ideale der christlichen Kultur vor dem völligen Untergang zu retten, dann sind es die herrlichen Armeen von Zentraleuropa, die den gleißnerischen Horden der Halb- und Scheinkultur und der unverhüllten Barbarei mit begeisterter Hingebung an die heilige Sache des Rechtes und der Wahrheit gegenüber stehen.

Mag man es immerhin bitter beklagen, daß der Militarismus so riesengroß ins moderne Leben hineingewachsen ist. Derselbe ist eine notwendige Folge der modernen Ideen, die zumeist in England und Frankreich sind ausgeheckt und gefördert worden; er ist nicht etwa eine vorwiegend deutsche, er ist vielmehr eine europäische Krankheit. Deutschland trägt sein Riesenschwert nur darum, weil es ihm durch die weit größeren militärischen Anstrengungen seiner unliebenswürdigen Nachbarn aufgezwungen wurde.

Mag die ganze Welt es wissen, allen Lügen des Verleumdungsapparates Reuter-Havas entgegen steht das Eine fest: wie zurzeit die Dinge liegen, ist es der Dreibund, mit welchem die wahre Kultur steht oder fällt, je nachdem bei



der Schlußentscheidung des jetzigen Weltkrieges die Wage rechts oder links sich neigt.

Überblickt man mit besonderer Bedachtnahme auf die für alle Welt gefährlichen Tendenzen, welche die leitenden Kreise des Dreiverbandes verfolgen, aufmerksam die jetzige Weltlage, dann muß man es mit Dank gegen Gottes Vorsehung wie eine besondere Gnade begrüßen, daß in der vereinigten Wehrmacht des Dreibundes der drohenden Verheerungsflut mit übergewaltiger Wucht ein fester Damm entgegensteht.

Die Türken vor Wien bedeuteten keine größere Gefahr für das christliche Europa als die Franzosen und Russen vor den Toren von Wien und Berlin.

Gottlob ist in Österreich und Deutschland jeder Mann sich dessen vollauf bewußt. Dank unserer Presse, soweit sie nicht im Dienst und Sold der Loge und der Lüge steht, sind unsere Soldaten nicht blos militärisch gedrillt, sondern auch geistig hinlänglich diszipliniert und geschult, daß sie wissen, um was es sich handelt. Sie ziehen nicht wie die Franzosen und Belgier, welche durch eine ruchlose Journalistik betrogen und fanatisiert worden sind, ins Feld mit verbundenen Augen und vergifteter Seele, noch weniger mit der blinden Wut jener grandiosen Unwissenheit, welche die Russen auszeichnet.

Daher das erhebende Schauspiel vollkommenster Willensübereinstimmung und einmütiger Entschlossenheit, womit die Millionenheere des Zweibundes Haus und Hof verlassen haben, um ihr Arbeitswerkzeug mit den Waffen zu vertauschen. Ganz Deutschland und Österreich ein Mann und ein Wille! Wer hätte vor Jahresfrist sich das auch nur zu denken getraut!

Kaum hatte die blutlechzende Unnatur der serbischen russischen Kriegshetzer in dem unerhört frevelhaften Attentat von Serajewo der entsetzten Welt den Handschuh hingeworfen, wurde diese Untat wie ein zündender Funke zur Kriegsparole, als hätte eine höhere Macht den Streitern für Recht und Wahrheit wie zu einem Kreuzzug den Kampfesruf: „Gott will es“ in den Mund gelegt.

Mit mächtiger Kampfeslust und mit elementarer Gewalt stürmte alles fort in den heiligen Krieg. Und man darf es wohl sagen, unsere Krieger haben sich ihrer ritterlichen Aufgabe in jeder Weise wert gezeigt — sie sind über die gemeine Sinnesart der Gegner ebenso heldenhoch erhaben wie über die nichtswürdigen Verleumdungen, mit welchen sie im In- und Auslande täglich überschüttet werden. Eine geistige Scheidewand, tiefer als die Schützengräben ihrer Kampfesstellung, trennt sie von den Gegnern. Nicht umsonst sind sie nach dem Vorgange ihres Kriegsherrn betend von der Kirche in den Kampf gezogen, während das unglückselige Frankreich den durch den Krieg seiner Priester beraubten Gemeinden nicht einmal den Trost öffentlicher Gebete gestattet.

So schwebt nun unsere Zukunft auf der Schneide des Schwertes; die säkulare Jahreswende 1914 auf 1915 scheint noch viel bedeutungsvoller werden zu wollen als der große Umschwung von 1815. Vor hundert Jahren hat man, müde des endlosen Blutvergießens, sich in Wien bei glänzenden Festveranstallungen des Friedens gefreut und allen Ernstes sich bemüht, für die halbtod gehetzten Völker eine dauernde Segensperiode froher Friedenstage zu begründen.

Würden die hervorragenden Staatsmänner jener großen Zeit, Metternich und Talleyrand, Castlereagh und Hardenberg, von ihren Gräbern aufstehen und auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Polens und Lothringens Umschau halten, um die Lage zu überblicken, wie im Laufe des letzten Jahrhunderts in Europa die Dinge sich gestaltet haben, gewiß, sie würden alle wenig erfreut sein über die höchst fragwürdige Diplomatenleistung jener Tage. Nicht ohne ein gewisses Gefühl des Unbehagens würden sie gestehen müssen, daß sie besser getan hätten, gemäß den Wünschen des päpstlichen Gesandten mehr den Forderungen der Gerechtigkeit und den geistigen Bedürfnissen der christlichen Völker Rechnung zu tragen als der Gewalt der vollendeten Tatsachen.

Wenn nach einem blutigen Waffengang nicht auch die bösen Geister, die das Unheil verursacht haben, gebannt und

zugleich mit dem Kriegsbeil begraben werden, dann kann es leicht geschehen, daß über kurz oder lang die Furien des Krieges abermals sich erheben und die letzten Dinge ärger werden als die ersten.

An der ehrlichen Absicht, ein dauerndes Friedenswerk zu schaffen, hat es den Kongreßteilnehmern sicher nicht gefehlt. Ob aber rein weltliche Faktoren, mit Ausschluß jener höheren Autorität, die von Gott selbst als Hort der Wahrheit und des Rechtes verordnet ist, zur Herstellung eines Friedens befähigt und berufen sind, wie nur Gott einen solchen geben kann?

Der Wienerfriede, wie er 1814 und 1815 sozusagen unter dem Drucke einer Erpressung zu stande kam, während die Kriegsheere in Polen, Frankreich und Belgien zu neuen Kämpfen bedrohlich sich rüsteten, hat sich in der Folge als ein sehr hinfälliges Menschenwerk erwiesen. Mehr äußerlich als innerlich war allerdings in Europa wieder eine Art Ordnung hergestellt; die Machtverhältnisse waren wieder einigermaßen ins Gleichgewicht gebracht und die Grenzen in einer Weise berichtigt, daß es den Anschein haben konnte, als sei das legitime Recht gegen den Ansturm der Revolution zum Siege gelangt.

Das war aber im Grunde nichts als ein trügerischer Schein.

Zwar hatten die dunklen Wolken des Kriegsungewitters sich verzogen und der Horizont sich wieder etwas freundlicher aufgeheitert, aber in den entzweiten Völkern dauerte die Geistesfinsternis der sogenannten, aus England und Frankreich überkommenen Aufklärung ungemindert fort und schien eher zu erstarken statt abzunehmen.

Darum fehlte damals bei den maßgebenden Kreisen nicht bloß das Verständnis, sondern auch der Mut und die Kraft zu tiefergreifenden Maßnahmen, um das Krebsübel der Revolution in der Wurzel anzugreifen.

So glich nun Europa nach den Stürmen der Revolution und nach der Erschütterung durch die napoleonischen Kriegswirren in seiner Wiederherstellung durch den Kongreß in



Wien weit weniger einem gelungenen Neubau als einer baufälligen Ruine.

Daß ein Wessenberg es überhaupt wagen konnte, bei jenem Kongreß den Gedanken einer deutschen Nationalkirche in Vorschlag zu bringen, war ein höchstbedenkliches Symptom der todesgefährlichen Krankheit, an der die europäische Christenheit seit den Tagen des westfälischen Friedens darniederliegt.

Eben daraus erklären sich alle anderen Begleiterscheinungen der stets fortwirkenden Schwächezustände und zerstörten Grundkräfte im Herzen Europas.

Man denke nur — die sogenannte Restauration hätte, so sollte man meinen, nach den Erfahrungen der letzten Zeit eine Erstarkung der monarchischen Idee bedeuten sollen.

Scheinbar war sie das allerdings, aber nur ganz obenhin und halb. Wohl kehrte in Frankreich der rechtmäßige Nachfolger Ludwig XVI. zurück auf den Thron seiner Väter, — aber wie? Etwa um denselben für ein monarchisches Frankreich in Besitz zu nehmen? Einerseits flankiert von den adeligen Emigranten mit dem Lilienbanner, anderseits begleitet von den Generälen des Kaisertums im Schmuck der Trikolore, hielt er seinen Einzug in Paris, und was er dort vorfand, war nicht bloß ein ruiniertes Land, sondern auch ein im Vergleich zu früher völlig anderes, vom Geiste der Revolution besessenes Volk. So mußte er, weil infolge der geistigen Lethargie Europas das Prinzip der Nichtintervention schon mächtig in den Geistern schlief, auf sich selbst angewiesen das gefährliche Wagnis versuchen, den aussichtslosen Kampf mit dem Drachen aufzunehmen.

Anscheinend geschwächt und beinahe gänzlich erschöpft war Frankreich, wie es aus dem Wienerfrieden hervorging, durch die geistige Ansteckung, welche es in sich trug, gefährlicher als je. Gegenüber diesem Frankreich, welches damals mit allzu weitgehender Nachsicht geschont worden ist, ist das deutsch-österreichische Mitteleuropa viel zu kurz gekommen. Früher war Zentraleuropa gegen die nationale Großmannssucht seiner westlichen und östlichen Nachbarn einerseits ge-

sichert durch die Herzogtümer Lothringen und Burgund und anderseits durch das Königreich Polen — die blutgedüngten Schlachtfelder des jetzigen Krieges sind nach hundert Unglücksjahren der augenscheinliche Beweis dafür, wie verfehlt es war, diese doppelte Flankendeckung zwischen Rußland und Frankreich fallen zu lassen.

Es gab seit 1648 kein christliches Europa mehr und darum auch kein durch Einheit starkes Deutschland.

Sehr ominös für die unheilschwangere Gegenwart haben auf dem Wienerkongreß der Russenkaiser und Talleyrand, beide belastet mit dem Fluch einer höchst traurigen Vergangenheit, das große Wort geführt, weit mehr, als es ihnen von Rechts wegen zugekommen wäre.

So ist es geschehen, daß Frankreich nach dem welthistorischen Verbrechen seiner Revolution, als hätte es sich dadurch den Dank und nicht den Fluch der Nationen verdient, in Europa ein Übergewicht erlangen konnte wie nie zuvor; es ist tatsächlich im 19. Jahrhundert noch mehr als im 17. und 18. der unruhige Störenfried und Dämon gewesen, der unsägliches Unheil angerichtet hat im ganzen Umkreis seiner Grenzen.

Darum hat kaum jemals ein Friedensschluß die auf ihn gesetzten Hoffnungen so sehr getäuscht als der des Jahres 1814. Es war nicht ein Gottesfriede, aufgebaut auf dem festen Fundament der Gerechtigkeit und Wahrheit, was damals stipuliert worden ist, es war nur ein zeitweiliger Notbehelf, welcher eine augenblickliche Linderung, aber keine Heilung der unerträglich gewordenen Übel in sich schloß. Die von Rußland mit hochtönenden Phrasen proklamierte hl. Allianz war wirklich, wie Metternich sie nannte, nichts weiter als ein glänzendes Nichts. Darum darf es nicht wundernehmen, wenn trotz all jener Friedensbestrebungen das abgelaufene Jahrhundert an blutigen Zusammenstößen schrecklicher gewesen ist als irgend ein anderes. Nicht zu reden von den Kolonialkriegen Englands und Frankreichs, folgte in Europa selbst Krieg auf Krieg, Revolution auf Revolution, um zuletzt im jetzigen Weltkrieg alles zu über-

trumpfen, was an blutigen Greueln jemals von wilden und zivilisierten Völkern geleistet worden ist. Über das Entsetzen dieser wochenlang fortgesetzten Blutszenen, wie wir sie jetzt erleben, kann es ein plus ultra kaum mehr geben.

Es ist zur Zeit schwer zu sagen, wie aus diesem Wirrsal des Jammers ein Weg zum Frieden gefunden werden soll. Bei der Geistesverfassung, in welcher zur Zeit die empörten Massen gleich dem Chaos der Urzeit sich befiuden, scheint es fast, als ob sie, wenn nicht der Geist Gottes über ihnen schwebend mit seiner Macht eingreift, anders als durch völlige Selbstvernichtung zu keiner Ruhe kommen könnten. Es ist ein Riesenkampf von Titanen, die alle insgesamt mit dem Tode ringen, was vor unseren Augen sich abspielt.

Das auserwählte Volk wurde, weil es während seiner Wüstenwanderung immer wieder gegen Gottes Vorsehung und gegen die Autoriät der ihm von Gott selbst gesetzten Führer trotzig sich erhob, wiederholt durch schwere Heimsuchungen an den Rand des Verderbens geführt; zuletzt kam es, weil alles nichts half, im Aufruhr des Core, Dathan und Abiron zu einer Endkatastrophe, die an Schrecklichkeit alles bisherige weit übertraf: die Aufrührer wurden lebendig von der Erde verschlungen und durch Feuer vom Himmel vertilgt. Als wollte der Zorn Gottes sich bereits zum Weltgerichte rüsten, wurde dieses Strafgericht eingeleitet durch den Schiedspruch (IV. Mos. 16. 21): Scheidet euch aus aus der Mitte dieser Rotte!

Sieht man sich bei dem jetzt entbrannten Weltkrieg alles genau an, wie er entstanden ist und wie er verläuft, dann ist man sehr versucht zu glauben, derselbe sei ein Weltgericht vor dem Weltgericht, es seien dabei im Sinne der biblischen Parabel, weil Unkraut und Weizen bereits zur Ernte reif geworden, jene Schnitter an der Arbeit, die gleich den apokalyptischen Reitern kommen sollen, um die Felder abzuräumen. Buchstäblich werden bei den entsetzlichen Bluthekatomben dieses Krieges die Feinde massenhaft von der Erde verschlungen und durch Feuer vom Himmel ver-



tilgt. Auch hat die Vorsehung, indem sie sozusagen die Untat von Serajewo zur Parole des beginnenden Kampfes werden ließ, ein Trennungs- und Erkennungszeichen aufgestellt und einen deutlichen Fingerzeig gegeben, wo das Lager der Feinde zunächst zu suchen ist.

Immerhin liegt wie das Dunkel der Urfinsternis über dem Chaos die schwarze Nacht der herrschenden Geistesverwirrung über dem tobenden Gewittersturm der Zeit. Ponto nox incubat atra — möchte man seufzen mit Virgil, (Aen. lib. I., 89) wenn man hinausblickt in die trostlos verschleierte Zukunft, um so mehr, nachdem jetzt auch der Islam auf dem Kampfplatze erschienen ist.

Merkwürdiger Weise fiel, als hätte mit dem Eintreten der Katastrophe sozusagen eine geistige Sonnenfinsternis begonnen, der Tod des hl. Vaters mit dem Ausbruch des jetzigen Krieges ganz nahe zusammen.

Auch anno 1870 ist bei Beginn des deutsch-französischen Krieges in Rom etwas geschehen, was wie ein Wahrzeichen des Himmels angesehen werden konnte. Damals hat das vatikanische Konzil fast gleichzeitig mit der erfolgten Kriegserklärung während eines Gewittersturmes auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Papsttums hingewiesen.

Im Anschluß daran hat dann Leo XIII. ungefähr 100 Jahre nach der Erklärung der Menschenrechte im Vollbewußtsein seiner Autorität als Statthalter Christi in einer Reihe von herrlichen Rundschreiben die Rechte Gottes verkündet und gezeigt, wie etwa eine hl. Allianz der Fürsten und Völker in einer Ära des wahren Friedens beschaffen sein würde.

Nachdem der Kaiser von Rußland durch Berufung eines Friedenskongresses in Haag in seiner Art sich der Welt als Friedensfürst vorgestellt hatte, hat Papst Pius X. in gleichem Sinn wie sein großer Vorgänger und mit noch stärkerer Betonung dem falschen Scheinchristentum, welches in England und Frankreich seine beredtesten und eifrigsten Vorkämpfer hatte, die lebendige Kraft des wahren und unverfälschten Glaubens gegenüber gestellt. Wie das kräftige Motto:



Omnia instaurare in Christo stand zur Zeit der sechzehnten Säkularfeier des Kaisers Konstantin mit dem Namenszug Pius X. das Monogramm Christi wie ein hellglänzendes Zeichen des Friedens über dem Vatikan. Nun ist, als hätte eben der Kaiser von Rußland als präsumtiver Nachfolger des Kaisers Konstantin dieses Friedenszeichen ausgelöscht, unmittelbar nach oder, möchte man fast sagen, infolge der russischen Kriegserklärung der hl. Vater gestorben und so ist gleichsam das Labrum zugleich mit seinem obersten Bannerträger aus dem Gesichtskreis der Lebenden entschwunden.

Sind nun wirklich alle Himmelslichter erloschen über uns?

Was man seitens der Ententemächte sich vortäuscht von humanitären Zwecken und idealen Gesichtspunkten, die dem Frevel ihrer Kriegserklärung zu Grunde liegen sollen, ist weiter nichts als Schwindel und Schein. In Wirklichkeit fehlt es der Welt, so weit sie gottlos fühlt und denkt, bei dieser wilden Jagd nach Geld und Macht an jeder höheren Würde und Weihe; diese Götzen sind in den führenden Kreisen von Paris, London und Petersburg förmlich zur fixen Idee und zum Wahnsinn geworden. Wenn es nicht irgend einer Mörserbatterie gelingt, zugleich mit diesen Wahnideen auch die Köpfe zu zerschmettern, in welchen sie sich festgesetzt haben, dann steht es schlimm mit der Aussicht auf einen dauernden Frieden.

Die gottentfremdete Welt ist auch heute noch, wie sie immer war: sie liebt die Finsternis mehr als das Licht. Lieber stürzt sie, unbekümmert um Christus und seinen Stellvertreter, steuerlos und führerlos hinaus in den empörten Wettersturm, statt auf die warnende Stimme der ewigen Weisheit zu hören. Sie liebt es, ihre eigenen Wege zu gehen — aber auch Gott geht seine eigenen Wege.

Seine Augen sind offen über den Interessen seines für die Ewigkeit gegründeten Reiches und wenden sich zürnend ab von dem Todeskampf der Mächte dieser Welt.

Wann und wie wird wieder Friede werden?

Niemand weiß es als Gott allein.

II.

Das Kriegsjahr.

—, 22. Dezember.

Beim letzten Jahreswechsel waren alle politischen Zeitungen genötigt, eine Verschlimmernng der allgemeinen Situation, eine Verdüsterung des politischen Horizonts zu konstatieren. Die Londoner Botschafterkonferenz hatte sehr schwerfällig gearbeitet und gar manche Beschlüsse trugen das Kennzeichen eines voraussichtlich sehr kurzen Provisoriums an sich. Ein Teil der Beschlüsse dieser Konferenz wurde übrigens schon durch den später unter den Balkanstaaten selber ausgebrochenen Krieg wieder in Frage gestellt und dann durch den sogenannten Bukarester Frieden und die Teilfriedensschlüsse mit der Pforte auch wirklich wieder umgeworfen. Ein anderer Teil der Beschlüsse wie jene über Albanien und über die an Griechenland abzutretenden Inseln konnte bis heute nicht zur Durchführung gebracht werden. Und die vorgesehene Pariser Finanzkonferenz endlich, welche die übrig gebliebenen finanziellen Fragen regeln sollte, ist überhaupt gar nicht zusammengetreten. Eine wirkliche, innere Beruhigung am Balkan war offensichtlich weder in London noch in Bukarest erreicht worden, die Unzufriedenheit grollte dort im Südosten sehr vernehmlich weiter. Trotzdem ahnte wohl niemand oder hat es wenigstens niemand offen auszusprechen gewagt, daß der Zusammenbruch aller Friedenshoffnungen so nahe bevorstehe. Standen solchen trüben Annahmen doch unzweideutige Äußerungen der kompetentesten Regierungsmänner und auch andere offenkundige Umstände schroff entgegen. Nur an einige der markantesten dieser Äußerungen und Umstände sei erinnert.

Am 18. Dezember 1912, fast gleichzeitig also mit dem Zusammentritt der Londoner Botschafterkonferenz, hat der russische Ministerpräsident und Finanzminister Kokowzow in

der Duma ausführliche Erklärungen über die Grundzüge der russischen Politik abgegeben. Von verschiedenen Seiten, namentlich von der Pariser Russenpresse war dringend verlangt worden, daß die Botschafter der Dreientente auf dieser Konferenz immer als eine geschlossene Einheit auftreten müßten. Dem trat Kokowtzow in jener Programmrede nachdrücklich entgegen, indem er sagte: „Getreu unseren Allianzen und Ententen mit anderen Großmächten und sicher der Unterstützung der befreundeten und alliierten Mächte sehen wir für unseren Teil keinen Nutzen darin, daß eine Mächtegruppe sich der andern entgegenstelle.“ Nun, zu Beginn des heurigen Jahres war derselbe Herr Kokowtzow ja noch im Amte und er hatte sich bis dahin durch Nichts desavouiert. Seither freilich ist er verschwunden, aber, wie man uns glauben gemacht hat, nur aus dem Grunde, weil er der von Witte im Reichsrat begehrten Reform des Branntweinmonopols nicht beistimmen wollte.

Nicht lange nach dieser Erklärung Kokowtzows, am 10. März 1913, stellte im englischen Parlament Hugh Cecil die Anfrage, ob es wahr sei, daß England für irgendeinen Fall zur Truppenstellung auf dem Kontinent sich verpflichtet habe. Der erste englische Minister Asquith beeilte sich unverweilt und bündig zu erwidern: „Ich erkläre sofort, daß dies falsch ist.“ Und das anerkannte englische Regierungsorgan fügte noch beteuernd bei, an einer so dezidierten Erklärung des ersten englischen Ministers dürfe man nicht deuteln. Und dieser führende englische Minister ist auch noch heute im Amte. Was aber diese seine Erklärung wirklich wert war, konnten wir heuer daraus entnehmen, daß die englische Regierung diese selbe Erklärung sogar noch kurz vor Kriegsausbruch zu wiederholen die Stirne gehabt hat.

Was sind wir doch für armselige Tröpfe, wir andern Menschenkinder nämlich, die wir uns beharrlich und eigensinnig darauf versteifen, was ein Minister einer Majestät mit ernster, feierlicher Miene im Parlament verkünde, müsse auch die ernsteste, lauterste Wahrheit sein!



Aber in einer andern Beziehung haben wir gewöhnliche Menschenkinder uns wo möglich noch gründlicher narren lassen. England sowohl wie auch Frankreich haben heute bekanntlich entschieden pazifistische Parlamentsmajoritäten, folglich auch solche Regierungen. Asquith, Lloyd George und Genossen sind allesamt ausdrücklich auf das Programm der Einschränkung der Rüstungen gewählt worden, sodaß dies sogar den ständigen Hauptangriffspunkt ihrer unionistischen und konservativen Gegner bildete. Und die jetzige, französische Kammermajorität ist gar erst im heurigen Mai gerade auf das Programm der neuerlichen Abschaffung der kurz vorher wieder eingeführten dreijährigen Dienstpflicht gewählt worden. Außerdem repräsentieren sowohl das englische Kabinett Asquith mit dem großen Volkstribun Lloyd George wie das französische Kabinett des Sozialdemokraten Viviani die demokratischesten Kabinette und Majoritäten, welche die beiden Länder je gehabt. Nichts natürlicher also, und nichts selbstverständlicher als die Überzeugung, daß es weder der einen noch der anderen Regierung einfallen könne, ohne ausdrückliche, öffentliche Befragung wenigstens der Parlamente, wenn schon nicht der Wähler, in irgendeine kriegerische Verwicklung einzutreten, und daß die Parlamente die Entscheidung in einer solchen Kapitalfrage sich ebensowenig würden entziehen lassen. Und doch weder hat eines dieser höchst- oder tiefstdemokratischen Kabinette vor der Entscheidung das Parlament befragt, noch hat eines dieser Parlamente etwa eine förmliche Abstimmung über die Frage begehrt. Da muß man wohl fragen: den Ministern darf man nichts glauben, den Parlamenten darf man nicht trauen, ja wem um des Himmels willen darf man denn in politischen Dingen überhaupt noch etwas glauben? Wenn diese Kleone der Neuzeit nicht etwa selber die Absicht haben, so sind sie allem Anschein nach von einer höheren Gewalt in der Absicht gesandt, uns wieder einmal recht eindringlich daran zu erinnern, daß wir nicht auf Menschen, sondern auf den höchsten Weltenlenker allein vertrauen und bauen sollen.



Trotz aller scheinbaren Friedensbürgschaften also haben wir nun den Krieg, den Krieg mit all seinen — am Schlusse gewiß heilsamen — zunächst aber doch recht schmerzvollen Folgen. Und wohl manch trauererfülltes Gemüt hat in der letzten Zeit seufzend die Frage ausgestoßen, ob es denn so kommen mußte, ob denn das, was jetzt noch vielfach blos als ein Unheil erscheinen mag, nicht zu vermeiden war. Wir kennen ja gewiß bei weitem nicht alle Details der Geschichte des Ausbruches dieses Krieges. Alles aber, was wir bisher miterlebt haben, läßt uns auf die gestellte Frage nur die eine Antwort übrig: selbst den Fall angenommen, daß der Krieg vielleicht um ein oder zwei Jährchen hätte verschoben werden können, so wäre auch das nur um den Preis möglich gewesen, daß er dann mit unvergleichlich größerer Heftigkeit ausgebrochen wäre; es sprechen aber alle, auch die erst hinterher offenbar gewordenen Umstände dafür, daß auch eine Verschiebung nicht mehr möglich war, daß, wenn nicht die Schreckenstat von Serajewo, so sicherlich irgendein anderer Zwischenfall die übergroße Spannung in der politischen Atmosphäre noch heuer zur Entladung gebracht hätte. Nein, auch eine Verschiebung war nicht mehr möglich. Einen der frappantesten Belege für diese unsere Meinung, wenn man nach dem letzten Telegramm des Kaisers Wilhelm an den Zaren überhaupt noch über den Gegenstand diskutieren will, glauben wir in einer ganz kleinen Depesche zu finden, die im deutschen Weißbuch mitgeteilt erscheint.

Unter Nummer 8 der Anlagen ist in diesem Weißbuch angeführt, daß der deutsche Konsulatsverweser in Kowno am 27. Juli an den Reichskanzler lakonisch telegraphiert hat: „In Kowno Kriegszustand erklärt." Nun wolle man beachten: Am genannten 27. Juli waren die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Serbien allerdings schon abgebrochen, aber die Kriegserklärung an Serbien ist erst am folgenden Tage erfolgt. Mit Rußland selbst bestanden am 27. Juli äußerlich sogar noch ganz normale Beziehungen, wie aus der Tatsache hervorgeht, daß am selben 27. Juli



in Wien halbamtlich verlautbart wurde, daß in Folge des diplomatischen Bruches mit Serbien die kaiserlich russische Botschaft in Wien den Schutz der Interessen der in der Monarchie lebenden serbischen Staatsangehörigen übernommen hat. Auch die Rückkehr des Kaisers Wilhelm nach Berlin ist erst am selben 27. Juli Nachmittag erfolgt und am folgenden Tag begann der bekannte Telegrammwechsel des Kaisers mit dem Zaren. Dieser Telegrammwechsel hat mit dem Telegramm des Zaren vom 30. Juli seinen Abschluß gefunden, worin sich der denkwürdige Satz befindet: „Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs.“

Dazu ist zunächst zu bemerken: Der Beschluß, betreffend die militärischen Maßnahmen Rußlands, ist laut diesem Zarentelegramm vom 30. Juli schon fünf Tage vorher, also wenn nicht bereits am 24., so spätestens am 25. Juli gefaßt worden. An diesem letzteren Tage erfolgte, wie gesagt, tatsächlich der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Belgrad, aber erst am Abend, denn das sogenannte Ultimatum Österreichs lief erst abends 6 Uhr ab und der serbische Ministerpräsident hat die Antwort darauf auch wirklich bis zu dieser Frist verzögert. Noch am selben Tage aber konnte der deutsche Botschafter in St. Petersburg dem Reichskanzler melden: „Im Krasnoe-Lager wurden heute die Truppenübungen plötzlich abgebrochen. Die Manöver sind abgesagt worden. Die Kriegsschüler werden heute statt im Herbst zu Offizieren befördert.“ Es ist schade, daß das deutsche Weißbuch nicht ausdrücklich die Stunde der Absendung dieses Telegramms angibt. Aber auch schon der Inhalt der Depesche läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die darin gemeldeten Maßnahmen schon während des Tages und nicht erst am späten Abend, also schon vor der Überreichung der serbischen Antwort auf das sog. österreichische



Ultimatum verfügt worden sind, — aus welcher Tatsache sich die weiteren Schlüsse von selbst ergeben.

Noch interessanter aber ist der andere Passus des Zaren-Telegrammes, jener nämlich, worin gesagt wird, die in Rede stehenden militärischen Maßnahmen seien aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs beschlossen worden. Da müssen wir bitten, einen Moment sich die geographische Lage der Stadt Kowno zu vergegenwärtigen, in welcher laut der Depesche des dortigen deutschen Konsulatsverwesers schon am 27. Juli der Kriegszustand erklärt worden ist. Das Gouvernement Kowno grenzt im Westen unmittelbar an Ostpreußen und die Gouvernementsstadt Kowno ist der Ausgangspunkt der Eisenbahnlinien, welche nach Tilsit und Königsberg und an die jetzt so oft genannten ostpreußischen Orte Eydtkuhnen, Gumbinnen, Insterburg und Allenstein führen. Die Verhängung des Kriegszustandes über Kowno am 27. Juli geschah zweifellos infolge der mehrerwähnten Maßnahmen, welche laut dem Zarentelegramm am 24. oder 25. Juli beschlossen worden waren. Wie schon erwähnt, ist Kaiser Wilhelm erst am Nachmittag des 25. Juli von seiner Reise nach Berlin zurückgekehrt, und seitens Deutschlands war bis zu jenem Tage notorisch nicht ein einziger Mann mobilisiert worden. Trotzdem also waren die vom Zaren am 25. Juli beschlossenen Maßnahmen keineswegs, wie das Zarentelegramm glauben machen will, blos gegen Österreich, sondern auch schon gegen Deutschland gerichtet, und zwar das alles, wie gesagt, sogar noch vor dem diplomatischen Bruch zwischen Wien und Belgrad.[1])

1) Übrigens muß der Schreiber dieser Zeilen, soweit seine eigenen Beobachtungen reichen, auch die Behauptung des Zarentelegrammes von den Vorbereitungen Österreichs für eine glatte Erfindung halten. Ich habe den ganzen Juli in einem der bedeutendsten militärischen Konzentrationspunkte Kärntens zugebracht und habe dort vor dem 26. Juli, an welchem Tage erst die Kundmachung betreffend eine teilweise Mobilisierung erschien, nicht die geringste außergewöhnliche Maßnahme oder Vorbereitung zu bemerken vermocht.



Und will etwa jemand glauben, daß Rußland zu diesen so weitgehenden und so präjudizierlichen Maßnahmen sich entschlossen habe, ohne bereits auch des Einverständnisses Frankreichs und Englands sicher gewesen zu sein? Wer das zu glauben vermag, muß die russischen Staatsmänner für noch viel verwegener halten, als sie bisher geschildert worden sind. Der in Rede stehenden prinzipiellen Zustimmung der Westmächte hat Rußland sich gewiß schon viel früher versichert gefühlt. Denn man darf nicht vergessen: nicht Rußland hat die Allianz mit Frankreich erbettelt, und nicht Rußland hat die Entente mit England gesucht, sondern die Dinge haben sich umgekehrt zugetragen. Hat doch auch der jüngst vom Berliner „Lokal-Anzeiger" bezüglich der St. Petersburger „Nowoje Wremja" berichtete Vorgang den umgekehrten Weg gemacht. Nicht das Petersburger Konsortium der „Nowoje Wremja" hat die Aktien der Londoner „Times", sondern das „Times"-Konsortium hat die Aktien der „Nowoje Wremja" zu erwerben gesucht und auch wirklich erworben. Also war Rußland auch in der Lage, den Zweck und den ganzen Aktionsplan dieser Mächtegruppierung in seinem Sinn zu formulieren und dann auch in seinem Sinn zu dirigieren. Der logische Hergang läßt sich ja unschwer konstruieren.

Die Entente Rußlands mit England und damit die Drei-Entente datieren erst aus der Zeit nach dem russisch-japanischen Kriege. In diesem Krieg war Rußland aus den ostasiatischen Gewässern, deren Beherrschung es angestrebt hatte, weit und für absehbare Zeit definitiv in das Innere Asiens, fast wieder bis Sibirien zurückgedrängt worden. In dieser Lage als bloße Kontinentalmacht war also Rußland für England ungefährlich geworden. Und diesen Moment hat Eduard VII. erfaßt, um, wie er glaubte, Rußland für seine Zwecke nutzbar zu machen. War Rußland, wie gesagt, als maritimer Konkurrent wenigstens für eine absehbare Zeit ungefährlich geworden, so war mittlerweile in Deutschland ein anderer Konkurrent erstanden, der nach und nach ein ganzes Netz von Stützpunkten in den Weltmeeren angelegt



hatte. Bisher hatte England in den Weltmeeren nahezu unbeschränkt geherrscht, man kann wohl sagen, das Ozean-Monopol ausgeübt. Kleinlich geschäftsneidig wollte es das Aufstreben eines, wenn auch für geraume Zeit noch wirklich wenig gefährlichen, Konkurrenten nicht ertragen. Frankreich seinerseits wollte den Verlust von Elsaß-Lothringen nicht verschmerzen und hatte diese seine Hoffnungen schon früher den Russen anvertraut. Und Rußland, das aus Ostasien zurückgeworfene Rußland, machte, wie das bei Besprechung der Entrevue von Konstanza beiläufig ausgeführt worden ist, in seinen ost- und mittelasiatischen Angelegenheiten reinen Tisch, verschaffte sich auf diese Weise dort Rückenfreiheit, und wendete sich nach einiger Zeit der Sammlung und Erholung wieder seinen alten europäischen, das heißt seinen alten Balkanplänen zu. Was ihm soeben in Ostasien mißlungen war, nämlich einen allzeit sicheren Ausgang zum Meere zu erwerben, das sollte jetzt neuerdings im Südosten Europas, an den Dardanellen oder auf einem Umwege zu denselben versucht und wenigstens vorbereitet werden, obwohl, wie bekannt, ähnliche Versuche auch hier schon früher, und zwar hauptsächlich an seinen heutigen Verbündeten, den Westmächten, gescheitert waren.

Wir hören sehr wohl die Einwendung, die man uns eben aus diesem letzteren Hinweis konstruieren wird, daß nämlich die Dardanellenfrage auch heute noch gewiß eher einen Trennungs- als einen Einigungspunkt der Glieder der Drei-Entente bilde. Die Dardanellenfrage hatte, während Rußland seine Blicke mehr und mehr auf die ostasiatischen Gewässer konzentrierte, eine neue Form angenommen, gewissermaßen eine neue Seite erhalten. Nicht blos hatte Deutschland, wie eben erwähnt, in den Weltmeeren eine Anzahl von Stützpunkten angelegt, sondern es hatte auch in Konstantinopel mehr und mehr an Einfluß gewonnen, während die alten Einflüsse dortselbst in demselben Maße zurücktreten mußten. So lange Rußland ostasiatische Politik machte und die dortige orientalische Frage aufrollte, war ihm das Steigen

des deutschen Einflusses in der Türkei nicht hinderlich, eher förderlich, jedenfalls lag darin ein gewisser innerer Parallelismus. Jetzt aber, wo Rußlands Politik ihr Schwergewicht wieder auf die europäische Orientfrage zurückverlegte, jetzt fand sie dort Deutschland als neuen Faktor vor, mit dem gerechnet werden mußte. Den Engländern und namentlich den Franzosen war diese neue Potenz am Goldenen Horn schon früher, wo Rußland daran sogar noch Gefallen zu finden schien, sehr unbequem geworden. Jetzt stellte sich dasselbe Gefühl auch bei den Russen ein und die wenigstens negative Interessengemeinschaft der Glieder der Drei-Entente war auch auf diesem Punkt gefunden. So erklärt es sich beispielsweise, daß die erste deutsche Militärmission Goltz, die nach Konstantinopel ging, von Rußland nicht im Geringsten beanstandet wurde, während die Mission Liman-Sanders fast wie ein Einbruch in russisches Territorium behandelt wurde. Von der Bagdadbahn und ähnlichen Dingen, sowie von dem direkten oder indirekten Zusammenhang vieler dieser Angelegenheiten mit der Stellung Österreichs brauchen wir nicht weiter zu reden.

Was wir da angeführt oder nur flüchtig berührt haben, genügt sicherlich vollauf, die Überzeugung zu bestärken, daß die prinzipielle Einigung, die Verschwörung der Glieder der Drei-Entente zu dem Zwecke, den unbequemen neuen Faktor in der Weltpolitik, Deutschland und seinen Verbündeten „in die Schranken zu weisen", erheblich hinter die Schandtat von Serajewo zurückreicht. Im Prinzip war man längst darüber einig, einmal über den Zweibund herzufallen, nur der genaue Zeitpunkt des Überfalles konnte natürlich nicht im Voraus festgestellt werden, das mußte den Umständen, einer passenden Gelegenheit überlassen bleiben. Der russischen Diplomatie, an welche aus den erörterten Gründen die Führung der Verschwörungsaktion übergegangen war, ist es gelungen, Bulgarien in den Balkanbund hineinzulocken. Damit war die Aktion in Gang gebracht. Im weiteren Verlauf hat sich auch Rumänien als zugänglich, jedenfalls viel fügsamer als

früher gezeigt. Und als dann die gewissen bosnischen Ereignisse kamen, hielt Rußland den Moment für gekommen und hat das Signal zum Losschlagen gegeben, vorausgesetzt, daß nicht schon diese bosnischen Ereignisse selbst dieses Signal gewesen sind, denn die Sprache, die Sasanow dem österreichischen Vertreter gegenüber geführt hat, war die eines Komplizen, nicht die eines monarchischen Staatsmannes. Also bleiben wir dabei: der Krieg war weder überhaupt zu vermeiden, noch auch nur zu verschieben, welch letztere Eventualität übrigens, wenn sie auch wirklich offen gestanden hätte, nach menschlicher Berechnung sogar noch das größere Übel gewesen wäre.

Die in der Kirche üblichen Gebete um Verschonung von Pest, Hunger und Krieg haben also, soweit sie den Krieg betreffen, heuer keine Erhörung mehr gefunden. Wenn wir aber das vor unseren Augen sich abspielende Ringen von Millionen von Menschen auf den unübersehbar weit ausgedehnten Schlachtfeldern in diesem Sinne auffassen wollen, so werden wir uns auch nicht mit der Meinung begnügen, es werde in diesem größten Krieg, den Europa bisher erlebt hat, bloß um einige Streifen Landes oder Meeres gestritten. Jeder große Krieg ist eine Art Religionskrieg. Auch in diesem Krieg geht es um viel höhere Interessen.

Es ist gewiß richtig, daß die Glieder der Dreientente in ihren kirchlichen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen weit, sehr weit auseinandergehen. Aber es gibt auch eine Einigung in der Negation, wie wir gerade vorhin in einer bestimmten politischen Interessenfrage darzutun hatten. Diese Einigung in der Negation kann sich natürlich auch auf andere, auch auf Fragen geistiger Natur erstrecken. So können wir unbedenklich sagen: der katholischen Kirche sind alle drei Ententemächte mehr oder weniger abhold. Sie weisen jene Führung der katholischen Kirche, die Christus derselben übertragen hat, einmütig zurück, betrachten sie als ihnen feindlich, und sie beanspruchen, und zwar jeder Teil für sich, auch selbst in den höchsten Fragen der Mensch-



heit ihre eigenen Führer zu sein. Sie akzeptieren nicht einmal das, was man heutzutage vielfach in verschwommener Weise die allgemeine christliche Idee zu nennen liebt. Und indem sie selbst in diesen höchsten Fragen der Menschheit ihre eigenen, ihre besonderen Gesetze zur Darnachachtung auferlegen, üben sie, wieder jeder Teil für sich, eine besondere Art von Despotismus aus. Der kirchenpolitische Despotismus Rußlands ist zu berüchtigt, als daß darüber etwas Weiteres zu sagen notwendig wäre. Ebenso der immer wieder hervorbrechende Jakobiner-Despotismus Frankreichs. England drapiert sich zwar äußerlich mit allen Attributen der Freiheit, und äußerlich betrachtet herrscht in England und seinen Kolonien wirklich eine fast unbegrenzte Freiheit. Aber versuche es einmal jemand, den englischen Geldsack und dessen Gebote anzutasten, er wird es sofort unzweideutig zu fühlen bekommen, daß da die Freiheit zu Ende ist. England — wir wiederholen da nur einen Gemeinplatz — ist *die* Despotie des Geldsackes. Gute Kenner des Landes, englische Autoren selber sagen es und schildern es auch in Romanen, daß der sprichwörtliche englische Pietismus eigentlich nur eine äußere Hülle ist, unter welcher der Mammonismus seine grausamen Orgien feiert.

Jeder Despotismus aber ist seiner Natur nach trennend, ausschließend. Ein etwaiger Sieg der Drei-Entente, den Gott verhüten wolle, könnte deshalb unmögllich etwa die Herbeiführung einer größeren Eintracht unter den Völkern Europas bedeuten, sondern würde nur eine Aufteilung dieser Völker in die drei Zonen der genannten Despotien zur Folge haben.

Der Despotismus ist immer auch zugleich ein Ausfluß und Ausdruck der Menschenverachtung. Nicht umsonst ist das englische Armenhaus der Schrecken aller Armen, wie Sibirien der Schrecken aller jener ist, deren Gewissen sich nicht unter die Diktate der kaiserlich russischen Orthodoxie zu beugen vermag, während die Jakobinermütze immer das



Signal der empörendsten Sakrilegien und schmählichsten Brutalitäten gegen wehrlose Mönche und Nonnen gewesen ist.

Es ist eine Erquickung, eine Erbauung, von der fast beispiellosen Aufopferung, unüberwindlichen Ausdauer und überwältigenden Entschlossenheit zu hören und zu lesen, wodurch sich die deutschen und österreichischen Armeen in diesem Krieg mit Ruhm bedecken. Sie verteidigen sich und uns mit Löwenmut gegen die moralische Erniedrigung, die im Falle des Sieges der Gegner uns allen bevorstünde. Möge der Allmächtige, wenn er uns schon von der Geißel des Krieges nicht verschonen wollte, wenigstens dem gerechten Kampf den schließlichen Sieg nicht versagen. J—l.

III.

Die Handelsrivalität.

I.

Die Ansicht begegnet keinem Widerspruch, daß, was immer die diplomatische Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte war, und wie man auch die Frage, ob dieser oder jener diplomatische Schritt die Veranlassung zum Kriegsausbruch enthalte, beantwortet — der Kern des heutigen Koalitionskrieges gegen Deutschland und Österreich-Ungarn von wirtschaftlicher Art ist. Es ist fast ein Gemeinplatz, daß es sich dabei um die Fortsetzung der traditionellen englischen Politik handelt, welche sich immer gegen die jeweilig stärkste Macht auf dem Festlande gewandt hat. Auch in diesen Kämpfen war der Grund der Sorgen und Entschlüsse Englands wirtschaftlicher Art. Lange vor der berühmten Navigationsakte Cromwells lag dieses tiefste Gesetz seiner Politik am Tage.

Behält man diesen Kern vor Augen und sucht man nach einen besonders treffenden Vergleich in der Geschichte,



um ihn den Vorgängen, die sich in der Gegenwart vollziehen, an die Seite zu stellen, so stoßen wir vor allem auf den gewaltigen Kampf Englands gegen Frankreich unter dem Direktorium und Napoleon von 1793 bis 1814. In der volkstümlichen Anschauung macht man Napoleon noch heute allein verantwortlich für die Leiden, welche dieser unheimliche Kampf über die Völker ganz Europas brachte, und vor allem bürdet man ihm alles auf, was man an der „Kontinental-Sperre" (Mailänder Dekret und Berliner Dekret von 1806) hart, nachteilig und tadelnswert findet. Dabei übersieht man zu oft, daß Napoleon auf allen diesen Gebieten der Erbe des Direktoriums war, welches ihm den Streit und die unabänderlichen Ursachen des Streites hinterlassen hatte. Ohne die Tatkraft und den Geist Napoleons wäre Frankreich schon zur Zeit des Direktoriums, mit Wahrscheinlichkeit im Jahr 1797, unterlegen. Das Direktorium seinerseits war, wenn man von den politischen Tendenzen und Erklärungen, die ihm, so zu sagen, persönlich waren, absieht, in den Streit mit England geraten, weil sich derselbe in der Hinterlassenschaft des Königreichs, in der Geschichte Frankreichs vorfand. Frankreich war überall in der Welt vor England zurückgetreten, die Erscheinung Lord Clive's allein genügt, um den Rang Frankreichs, trotzdem es bedeutende Männer besaß, in den Schatten zu stellen. Die Politik des Regenten, von Walpole beeinflußt, von Dubois geleitet, stellt den Versuch dar, die Angelegenheiten der Volkswirtschaft nach dem „quieta non movere" zu behandeln, wie sie sich nach den Verträgen mit England entwickelt hatten. Der Vertrag von Amiens war die Kapitulation Frankreichs vor England. Ludwig XVI. und seine Ratgeber haben die Dinge zutreffend beurteilt und den Schluß gezogen, als sie daran gingen, die französische Flottenmacht wieder herzustellen, denn diese wäre das einzige Mittel gewesen, welches gestattete, die Lebensinteressen Frankreichs und seinen Rang gegenüber England zu behaupten. Diese Absichten sind von der Revolution zerstört worden, welche in ihrer Entwicklung



nicht nur die Flotte, sondern auch die Organisationen, auf welchen die Flotte sich hätte erneuern können, zerstörte. Es ist oft davon geredet worden, daß der überlieferte Gegensatz ihres Landes zu Frankreich die englischen Staatsmänner und ihre Freunde veranlaßt hätte, die französische Revolution zu schüren. An diesen Meinungen ist sehr viel Wahres.

Der jüngere Pitt, welcher in jenem Kampfe an der Spitze der englischen Politik stand, war der Anschauung, daß selbst ein auf den Schlachtfeldern Europas siegreiches Frankreich auf die Dauer nicht imstande wäre, die Lasten und Entbehrungen zu ertragen, welche die Beherrschung der See durch England mit der Zeit bewirken würden. Soviel Einwendungen gegen die Politik Pitts gemacht worden sind (vor allem Macaulay hat sie mit Beredsamkeit vorgetragen), so tritt das alles vor dem Umstand zurück, daß ihm der Erfolg zuteil geworden ist. Der größte Feldherr in der Weltgeschichte erlag vor dem großen Staatsmann, der später über ein zahlreiches eigenes Heer verfügte. Mancher mag dabei in seinen Gedanken und den Vergleichen noch eine Stufe heruntergehen und an die von Lord Bulwer in „Pelham“ dargestellte Episode denken, welche den Sieg eines Bankiers über einen Staatsmann darstellt: „poor Lumley Ferrer can make you Lord of the treasury!“

Die wirtschaftlichen Zustände in Frankreich waren infolge der Kriege und der Seeherrschaft Englands so bedrückt, daß der chef du bureau de commerce, Arnould, im Jahre 1797 schrieb: „Die alten Quellen unseres Wohlstandes sind verloren oder versiegt. Unsere Macht als Ackerbau-, Handels- und Industriestaat ist ganz erloschen.“ Zwei Jahre darauf, im Jahre 1799, berichtet das Direktorium, „daß kein einziges Kauffahrteischiff auf dem Meere die französische Flagge zeigt“.

Man halte sich nun das glänzende Bild vor die Blicke, welches das gewerbreiche blühende Frankreich Colberts nicht allzulange vor diesem Zeitpunkt geboten hat.

Die einzige Waffe, welche den Lenkern Frankreichs gegen England auf der See zur Verfügung stand, war der „Guerre



de course", der Kaperkrieg gegen englische Schiffe. Die Geschichte und mehr noch die Legende[1]) ist voll von den Berichten über die Leistungen solcher Kaperschiffe und in der Tat ist dabei sehr viel unter den denkbar größten Gefahren geschehen und manche Episode gleicht dem Heldenepos. Aber England und sein Handel hatten keinen irgendwie nennenswerten Schaden davon. Für die französisch-englischen Kriege von 1793—1814 hat man berechnet, daß der Wert der von den Franzosen gekaperten englischen Schiffe und ihrer Ladungen nicht mehr als 2, höchstens 2½ vom Hundert des englischen Gesamthandels war.[2])

Wie groß auf dem volkswirtschaftlichen Gebiet der Vorteil Englands, wie gedrückt die Lage Frankreichs war, kann man aus der Bemerkung ersehen, welche Bonaparte gleich nach dem Frieden von Campo Formio im Oktober 1797, auf der Höhe seiner Macht, die England ohne einen Verbündeten ließ, geschrieben hat: „Entweder muß unsere Regierung die englische Macht zerstören, oder sie muß erwarten, durch die Schändlichkeit und die Ränke dieser tätigen Insulaner selbst zerstört zu werden. Lassen Sie uns unsere ganze Tätigkeit der Marine zuwenden und England zerstören."

Die Politik Pitts hatte die Grundsätze: Ausdehnung des englischen Handels; Stärkung und Ausdehnung der englischen Flottenmacht; Aneignung des Handels der Neutralen durch England.

Der Erfolg war teilweise vollkommen. Von 1792 bis

---

1) In der Bretagne, der Normandie, die ganze Küste von Dünkirchen bis nach St. Malo erzählt man noch heute von den großen Taten der Kapitäne, „der Korsaren". In einigen Orten sind diesen tapferen Männern, deren bedeutendster der berühmte Jean Bari aus Dünkirchen ist, Denkmäler errichtet.

2) Anfang Dezember dieses Jahres (1914) hat der Chef der englischen Marine, Lord Churchill, den Verlust an englischen Schiffen und Ladungen seit Beginn dieses Krieges auf rund 2% des englischen Gesamthandels angegeben.

1800 stieg der englische Handel um 15 vom Hundert. Die jährliche Zunahme war 8 vom Hundert.[1])

Solche Ergebnisse belohnten die Politik, deren Ziel Ausdehnung des Handels und Stärkung der Seemacht war und welche in Kriegen und Bündnissen nur die Mittel zum Zwecke sah.

Zu diesen Mitteln gehörte aber auch die Störung oder die Vernichtung des Handels der Neutralen. In Dänemark und Holland stießen die einander feindlichen Interessen Englands und Frankreichs fast in dramatischer Weise gegen einander. Das Ergebnis war, daß England vom 2. bis 5. September 1807 Kopenhagen beschießen ließ, die dänische Flotte wegnahm und Dänemark in seinen Bann zwang.[2]) Napoleon setzte sich in den Besitz Hollands, in dem er, mit Antwerpen in seinen Händen, eine scharfe Waffe gegen Englands Macht und Handel sah.

Napoleons leitender Gedanke war, den Norden Europas dem englischen Handel zu verschließen und die Flotten der Ostseemächte gegen die englische Flotte zu vereinigen. Dazu bedurfte er unter anderem der „Kontinentalsperre". Mit seinen Maßnahmen schien er sich einige Zeit dem Erfolg zu nähern. Die volkswirtschaftlichen Zustände waren im Jahre 1807 und mehr noch im Jahre 1810 in England fast ebenso ungünstig wie in Frankreich. Im Jahre 1811 gab es in beiden Ländern zahllose Bankerotte. Die von Fox gegen die Fortsetzung des Krieges geführte Opposition in England gewann Boden und wäre ohne die Zähigkeit Pitts vielleicht zum Ziele gekommen.

---

1) Denselben Vorteil hatte bereits die Politik des älteren Pitt dem Handel Englands zugeführt. Die Zunahme desselben in der Zeit 1757—1761 hatte 29 vom Hundert betragen; jährlich 7 vom Hundert.

2) Es gibt kaum etwas Zeitgemäßeres in unseren Tagen als das Lesen der Korrespondenz des Admirals Nelson bezüglich dieser Episoden; man sieht, welche Waffen Nelson gegen die damalige Koalition erwog und vorschlug. Mit anderer Front ist die Sachlage heute fast dieselbe.



Die Maßnahmen der englischen Politik wurden durch Aushilfsmittel ergänzt. Der Schmuggel wurde zum System erhoben. Die Insel Helgoland wurde am 5. September 1807 von den Engländern besetzt; in der Hauptsache, weil die Lage der Insel sie zu einem Stützpunkt des Schmuggels an den deutschen Küsten hervorragend geeignet machte. Derselbe gewann rasch eine Ausdehnung, von der man sich kaum eine Vorstellung macht. Mehr als zwanzigtausend Personen beiderlei Geschlechts wanderten Tag für Tag zweimal von Altona nach Hamburg, um Schmuggel zu treiben. Viele Kaufleute hatten jeden Tag 500 bis 600 Frauen angestellt, welche unter ihren Kleidern Kaffee und andere Waren fortbrachten; manche dieser Frauen trug an vierzehn Pfund Kaffee fort. In Mainz wurde Zucker und Kaffe verkauft, der aus Riga in Rußland kam. Der Antrieb zu diesem Schmuggel lag natürlich in dem hohen Gewinn; mehr als fünfzig Prozent der Londoner Preise stellten das Mindestmaß des Gewinns beim Schmuggel dar.[1]) Das Geschäft wurde im größten Maßstabe und von den kapitalkräftigsten Firmen betrieben. Man muß sich gegenwärtig halten, daß es die Zeit war, als die Grundlagen der heutigen Geld- und Kreditwirtschaft sich entwickelten. Die auf Pflege der Industrie bedachte Politik Napoleons, der das Festland unabhängig von England machen wollte, hatte auch in der heutigen Rheinprovinz eine blühende Industrie geschaffen, welche als Pflanzstätte und Stamm der heutigen rheinisch-westfälischen Industrie erscheint, die sich so als eine napoleonische Stiftung erweist.[2]) Welchen Einfluß diese Industrie und diese Entwicklung auf die volkswirtschaftliche Entfaltung Preußens gehabt hat, ersehe man unter anderem aus den Darlegungen Friedrich Harkorts im

1) Man findet heute ähnliche Zustände an der französisch-spanischen Grenze; namentlich zwischen Bayonne—Irun—Pamplona—San Sebastian. Jeder Eisenbahnzug bringt Dutzende von Schmugglern, namentlich Frauen mit.

2) Esser, Syndikus der Handelskammer in Krefeld, über die französischen Quellen der Industrie in den Rheinlanden.

preußischen Abgeordnetenhaus über Banken, ihre Organisation und ihre Mittel. Die Vorgänge in jener Zeit zeigen ferner in ihrer Mitte das Haus Rothschild und die Ansätze des modernen Bankbetriebes. Die Rothschild haben ihr Vermögen nicht ausschließlich durch Geldgeschäfte erworben, obgleich sie namentlich seit 1812 daraus den größten Teil ihrer Gewinne zogen. In den Tagen der Kontinentalsperre trieben sie auch Warenhandel (Kolonialwaren, englische Fabrikate u. a.) und hatten an den Küsten in Dünkirchen, Granville wie an anderen Orten ihre Warenniederlagen.[1]) Ihre Komptoirs in Mainz und Frankfurt a. M. wurden von der (französischen) Polizei besucht und die Bücher unter Siegel gelegt. Das Archiv der Pariser Polizeipräfektur und des französischen Auswärtigen Amtes enthalten genauere Aufschlüsse über diese Dinge.

Die Anwendung der Kontinentalsperre auf das französisch gewordene Holland mußte den Handel dort vertreiben. Er zog sich nach Deutschland, hauptsächlich nach Hamburg und Bremen; dorthin gingen die Kolonialwaren, Zucker, Kaffee, Kakao, Tee, die englischen Fabrikate und wurden von dorther nach allen Richtungen, nah und fern, verschickt; sie gingen bis nach Frankreich. Wie ausgedehnt dieser Geschäftsbetrieb, der natürlich großen Gewinn abwarf und die Quelle außerordentlich zahlreicher großer Vermögen geworden ist, war, mag man aus der Zunahme der Ausfuhr von England nach Deutschland ersehen; dieselbe betrug: im Jahr 1792 rund 40 000 000 Mark, dagegen im Jahr 1796 rund 160 000 000 Mark. Nach den Mengen dargestellt, betrug sie im Jahr 1792 120 000 Tonnen und im Jahr 1798 266 000 Tonnen. Dabei muß beachtet werden, daß in Deutschland nicht etwa Handel und Wandel blühte; die Kriegszeiten hatten im Gegenteil die Kaufkraft stark herabgesetzt.

Denselben Geschäftsbetrieb mit dem Schmuggel als Aushilfsmittel traf man in jener Zeit auch in anderen Teilen

1) Dr. Ehrenbart: Die großen Vermögen.



der Welt, in Gibraltar, auf Malta, Ceylon, Trinidad. Überall hatte England den Vorteil; überall ergaben sich große Gewinne. Es kam hinzu, daß später (1811) die wirtschaftlichen Zustände in Südamerika sich besserten, und da England der auf den Meeren allein übrig gebliebene Vermittler dieses Handels war, so lag es auf der Hand, daß seine Wirtschaft daraus den größten Vorteil zog.

Mit kurzen Worten gesagt: der Welthandel Englands, seine beherrschende Seemacht, seine die Welt umspannende und die Welt lenkende Kredit- und Bankorganisation, seine Industrie: das mächtige, reiche, große England, wie es, ohne von irgend einer Seite gestört zu werden, von 1812 bis in die Gegenwart vor aller Augen stand, ist in der Hauptsache das Ergebnis der kriegerischen und konsequenten Politik des jüngeren Pitt, der England die Allmacht zur See und die Lenkung der Staaten auf dem Festland in die Hand gab.

Es war angezeigt, einen Blick auf diese Entwicklung zu werfen, welche den Hintergrund der heutigen Politik Englands und des Weltkrieges darstellt.

Bis in die Mitte der neunziger Jahre und noch länger betrachteten die englischen Staatsmänner das mächtig aufblühende Deutsche Reich als einen möglichen Verbündeten, der ihnen bei ihren Interessenkonflikten mit Rußland und Frankreich zur Seite stehen könnte. Deshalb wurde das schnelle Wachstum der deutschen Industrie und des deutschen Handels bis zu jener Zeit nicht mit feindlichen Augen angesehen. Das Bild änderte sich, als die Vorgänge in Asien in England die Auffassung verbreiteten, daß ein Konflikt mit Deutschland zu den möglichen Entwicklungen gehöre. Die deutschfreundliche Politik Lord Salisburys schwieg und Chamberlain trat von seiner Deutschland zum Bundesgenossen begehrenden Politik zurück, indem er Deutschland geradezu als den Feind bezeichnete. Wo möglich noch drastischer drückte sich Lord Rosebery aus, und der heutige Leiter der englischen Auslandspolitik, Sir Edward Grey, hat schon als Mitglied der Opposition den Kampf gegen Deutschland angekündigt.

Zu diesen Umständen trat das Schwergewicht der Ereignisse, der diplomatischen Arbeit, der Imponderabilien.

Pitts Politik der großen Errungenschaften Englands, dessen Stellung als erste See- und Handelsmacht wurden beharrlich und mit immer ernster werdendem Ton als von Deutschland bedroht dargestellt. Das gewaltige Wachstum der Industrie und des Ausfuhrhandels in Deutschland, vielleicht ebensoviel die Entfaltung dieser staunenswerten Fortschritte in den Reden bedeutender Männer, in der Statistik, in Schriften und Zeitungen, all dies schuf der Agitation neue Vorwände. Eine überaus deutliche Darstellung der Zunahme des deutschen Ausfuhrhandels findet sich in der Rede, welche der Staatssekretär Dr. Delbrück am 21. Januar 1914 im Reichstag gehalten hat.

Der Auslandshandel Deutschlands betrug i. J. 1880: Einfuhr 2,8, Ausfuhr 2,92 Milliarden Mark, während 1912 die entsprechenden Zahlen 10,69 bezw. 8,96 Milliarden Mark aufweisen.

Noch im Jahr 1891 hatte der deutsche Gesamthandel mit dem von Frankreich und den Vereinigten Staaten auf einer Linie gestanden und war von dem von England um 75 vom Hundert übertroffen worden. Heute hat Deutschland Frankreich und die Vereinigten Staaten überholt und ist nahe bei den Zahlen Englands angelangt.

Das Jahr 1912 bietet die folgenden Zahlen für den Spezialhandel der folgenden Länder:

	Einfuhr	Ausfuhr	
Deutschland	10 691	8 957	Millionen Mark
Frankreich	6 585	5 370	" "
England	12 914	9 944	" "
Ver. Staaten	6 801	9 115	" "

Danach übertraf der Handel Englands Deutschland nur noch um 16 vom Hundert, während er Frankreich um 92 vom Hundert und die Vereinigten Staaten um 44 vom Hundert überstieg. Soweit Deutschland in Betracht kommt, entspricht diesem Bild auch die Entwicklung des inneren Handels.



Der Seeverkehr in den deutschen Häfen zeigt ganz bedeutende Zunahme. Die Zahl und der Tonnengehalt der angekommenen Handelsschiffe betrugen 1891 66 736 Schiffe mit 14,5 Millionen Reg.-Tonnen, 1911 112 671 Schiffe mit 31,5 Millionen Reg.-Tonnen. Von deutschen Häfen ausgelaufene Handelsschiffe: 1891 66 752 Schiffe mit 14,5 Mill. Reg.-Tonnen, 1911 113 579 Schiffe mit 31,6 Millionen Reg.-Tonnen.

Der Güterverkehr auf den Eisenbahnen hat sich seit 20 Jahren fast verdreifacht. Zurückgelegte Tonnen-Kilometer: 1891 23 238, 1901 35 235, 1911 61 870 Millionen.

Aus der gewaltigen Entwicklung der Industrie soll hier nur die zunehmende Ausdehnung der Montanindustrie hervorgehoben werden. Die Förderung betrug:

	1891	1912		
Steinkohlen	73,7	174,9	Millionen	Tonnen
Braunkohlen	20,5	80,9	"	"
Kalisalze	1,4	11,2	"	"
Eisenerze	10,7	27,2	"	"
Roheisen	4,6	17,9	"	"
	und 1913:	19,3	"	"

Hand in Hand mit der Blüte der Industrie ging der Wohlstand der Landwirtschaft. Die Ernte betrug:

	1880	1912		
Weizen	2,4	4,4	Millionen	Tonnen
Roggen	5,—	11,6	"	"
Hafer	4,2	8,5	"	"
Gerste	2,1	3,5	"	"
Kartoffeln	19,5	50,2	"	"

Zu diesem Bild gehört die Zunahme des Vieh- und Pferdebestandes in den letzten zwei Jahrzehnten:

	1892	1902		
Pferde	3,8	4,5	Millionen	Stück
Rindvieh	17,6	20,2	"	"
Schweine	12,2	21,9	"	"

Der Fortschritt der Volkswirtschaft, ihre zu hoher Blüte gelangte Entwicklung drückt sich in der Steigerung des Ge-

samtumsatzes der Reichsbank aus. Derselbe betrug im Jahr 1891 110 und im Jahr 1912 414 Milliarden Mark.

In Preußen ist das Einkommen der Bevölkerung, die in derselben Zeit um 34 vom Hundert zugenommen hat, in den zwanzig Jahren von 1892 bis 1912 um 167 vom Hundert gestiegen. Das zu den direkten Steuern veranschlagte Einkommen in Preußen (Einkommen über 400 Mk.) betrug:

					Anzahl der Steuerzahler
im Jahr 1892	5 704	Millionen	Mark	2,6	Millionen
„ „ 1902	8 560	„	„	4,06	„
„ „ 1912	15 240	„	„	7,54	„

Die Einlagen in den preußischen Sparkassen zeigen folgende Zunahme: im Jahr 1892 3 552, im Jahr 1902 6 728, im Jahr 1911 11 837 Millionen Mark. Das durchschnittliche Einzelguthaben ist von 595 Mark auf 882 Mark gestiegen, hat sich also in neunzehn Jahren um 48 v. H. erhöht.

Nach der Ergänzungssteuer berechnet, beträgt das veranlagte Vermögen in Preußen: im Jahr 1895 63 857, 1911/13 114 057 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ergibt sich die Zunahme der Durchschnittsvermögen von 2072 Mark im Jahre 1895 auf 2671 Mark in den Jahren 1911/13; eine Steigerung um rund 29 vom Hundert in sechzehn Jahreu.

So gewaltig ist der Aufschwung Deutschlands, daß man sich nicht wundert, wenn man sieht, wie die Nachbarländer staunend die Blicke darauf richten; zumal in einer Zeit und unter Umständen, wo, wie der französische Botschafter in London, Paul Cambon, sagt: zwei Drittel der diplomatischen Korrespondenz von Geschäften handeln.

Wenn alle Welt reich werden will und wenn alle glauben, die Aktionsmittel zu diesem Ziel zu besitzen, so liegt der Gedanke an „internationale Verständigungen" nahe. Unter anderen Verhältnissen wäre wahrscheinlich dem vereinzelt laut gewordenen Gedanken eines mitteleuropäischen

Zollbundes etwas Aufmerksamkeit geschenkt worden, obgleich die Aussichten nicht ermutigten. Bei den herrschenden Tendenzen beschied man sich allenthalben mit dem Gedanken an neue Handelsverträge. Angesichts der im allgemeinen zufriedenstellenden Ergebnisse seiner Tarifpolitik bestand keine Aussicht für die anderen Staaten, daß Deutschland seine vorteilhafte Stellung verändere. Die 1905—1910 angestellten schwachen Versuche zu einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich sind 1911 ins Stocken geraten und befanden sich auf einem toten Strang. Die in Aussicht stehenden Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland versprachen schwierig zu werden; in Rußland zeigte sich vielfach böser Wille, auf welchen die Zollpraxis in Finland, der Zwischenfall der Putilow-Werke und Anderes Licht werfen. In England erblickte man in Deutschland den gefährlichen Gegner, dem gegenüber die Politik Pitt's Verteidigung bot.

In der erwähnten Rede des Staatssekretärs Dr. Delbrück sagte derselbe:

Wenn die Vertragsstaaten sich mit uns auf einfache Verlängerung der geltenden Handelsverträge einigen sollten, so würde sich eine umfassende Tarifnovelle überhaupt erübrigen. Wird dagegen von ihrer Seite das Vertragsverhältnis gekündigt oder an ihren Tarifen eine Änderung vorgenommen, die unsere Ausfuhr berührt, dann werden die verbündeten Regierungen nicht zögern, diejenigen Maßnahmen zu treffen, die erforderlich sind, um die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands zu verteidigen, Angriffe auf den handelspolitischen Besitzstand abzuwehren und die Verbesserungen des geltenden Tarifs, die als notwendig erkannt werden, durchzuführen."

Diese Erklärung, welche in den Interessentenkreisen und wohl auch in politischen Kreisen anderer Länder ohne den geringsten Zweifel Beachtung fanden, schloß allen dortigen Hoffnungen die Tür. Die Erklärung ist in Petersburg, Paris und London mit Aufmerksamkeit angehört worden. An den beiden ersten Plätzen wurde sie als die Abweisung wenn nicht aller, so doch wichtiger Erwartungen aufgefaßt



und in England erschien sie als der klare Widerpart der Politik Pitts und ihrer Errungenschaften.

Es wird natürlich nicht behauptet, daß unsere Wirtschaftspolitik bei den Entschlüssen, welche in Petersburg, London und Paris letzten Endes zum Krieg geführt haben, ein Wort mitgesprochen hätte. Allein die Politik Pitts warf ihren Schatten auf das Gesamtbild, wie es in England erschien.

Darüber bleibt noch ein Wort zu sagen.

IV.

Bausteine zu einer Biographie des Bischofs J. M. von Sailer.

Von Anton Döberl.

3. König Ludwig I. und Sailer.

Stölzle[1]) rechnet es mit guten Gründen dem Hause Wittelsbach als hohes Verdienst an, Sailer sowohl als Lehrer für die Universität Landshut wie als Bischof von Regensburg berufen zu haben. Schon König Max I. war Sailer wohlgewogen. Eine besonders tiefe Verehrung hegte aber König Ludwig zu Sailer und dieser Verehrung ist der große Einfluß zuzuschreiben, den der Landesherr dem Bischofe in so vielen Fragen einräumte.

Zu dem, was sich aus der Durchsicht der Korrespondenz Sailers mit Minister von Schenk[2]) als Material zur Beurteilung der Beziehungen des Königs Ludwig zu Bischof Sailer ergab, kann ich nun auf Grund der Korrespondenz Sailers von 1821—1832 einige weitere Beiträge liefern.

1) Stölzle, Johann M. Sailer, seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt.

2) „Histor.-polit. Bl.", Bd. 151. S. 873.



I.

Die Beziehungen Sailers zu König Ludwig wurden auf der Landshuter Universität angeknüpft, wo der damalige Kronprinz während seines Aufenthalts in Landshut von Sailer ein Privatkolleg hörte.[1] Ob in den nächsten, dem Landshuter Studienaufenthalt folgenden Jahren eine Korrespondenz zwischen Sailer und dem Kronprinzen gepflogen wurde, läßt sich aus den bisherigen Akten nicht feststellen.

Wenn nicht schon früher, so wurden die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und Sailer wieder aufgenommen, als Sailer auf die Liste der Priester gesetzt wurde, die als zu ernennende Bischöfe in Betracht kamen.

Bekanntlich hatte Sailer, wie E. v. Schenk in der „Charitas" 1838 mitteilt, bereits im August 1818 von der preußischen Regierung einen Ruf als Erzbischof von Köln erhalten oder genauer gesagt, wie die Akten beweisen, Sailer war zunächst als Lehrer an der Bonner Universität in Aussicht genommen mit der Anwartschaft auf die Kölner Bischofswürde, sobald die theologische Fakultät in Bonn in ihrem Bestand durch Sailer befestigt und zwischen Preußen und Rom eine Verständigung in den kirchenpolitischen Fragen erreicht war. Sailer hatte damals eine zeitlang ernstlich gezaudert; er wünschte eine mündliche Aussprache mit dem vortragenden Rat des Ministers von Hardenberg und war bereit, zu diesem Zweck — der Rat war damals in Spa — sich nach einem Orte in der Nähe Aachens zu begeben. Es kam nicht zur Unterredung. Briefe von Freunden wie die eigene auf der Rheinreise 1818 gewonnene Einsicht ließen Sailer die schwierige Situation erkennen; er lehnte den Ruf ab. Aber schon vor Ablehnung des Rufes hatte ihm Minister von Thürheim in einem Schreiben vom 5. September 1818 eine Präbende in dem neuen Regensburger Domkapitel mit der Anwartschaft auf die Dompropstei daselbst zugesichert.

1) Die Bischöfe J. M. von Sailer und Gg. Michael von Wittmann. Charitas 1838. S. 279.



„Zu Anfang des Jahres 1820 wird es gewesen sein, daß auf des Kronprinzen Veranlassung Prof. Sailer dem König zum Koadjutor für Regensburg vorgeschlagen wurde."[1]) Ringseis scheint mit diesen Worten die Augsburger mit den Regensburger Verhandlungen zu verwechseln.[2]) Als Koadjutor von Regensburg wurde Sailer erst im Herbst 1821 von der Regierung in Aussicht genommen, wie ein Brief Zentners beweist.

Hochwürdiger, sehr geehrter Herr geistl. Rat!

Seine Königl. Majestät haben, um Ew. Hochwürden einen Beweis zu geben, wie sehr Allerhöchst dieselben geneigt seien, Ihre vorzüglichen Verdienste um Staat und Kirche zu belohnen, Ihnen schon vor 3 Jahren eine Präbende in dem neuen Domkapitel zu Regensburg mit der Anwartschaft auf die Dompropstei daselbst in der Art allergnädigst zusichern zu lassen geruht, daß Ew. Hochwürden vor der Hand noch mit päpstlicher Dispens auf Ihrem Lehrstuhl zu Landshut zu verbleiben hätten.

Um diese Zusicherung in Erfüllung zu bringen, haben auch Se. Königliche Majestät gegenwärtig, da man mit Besetzung der Domkapitel beschäftigt ist, bei dem päpstlichen Nuntius bewirken lassen, daß Ew. Hochwürden die Ernennung zum ersten Kapi-

---

1) Erinnerungen von Dr. Ringseis in „Histor.-polit. Bl.", Bd. 79, S. 256.

2) „Charitas" 1838, S. 279. Schenk war es, der den Tagebucheintrag Sailers vom 7. Nov. 1819 an die Nuntiatur gelangen ließ, wo sie auch den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlte. Charitas 1838, S. 281. Diese Erklärung Sailers vom 17. Nov. 1819 stimmt mit der vom 17. Nov. 1820 inhaltlich überein. Vgl. Joh. M. Sailer von Moriz Brühl, S. XXV u. S. 18. Was Isidor Silbernagel „Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrh." unter „Sailer" über das Zustandekommen der Erklärung vom 17. Nov. 1820 sagt, kann nicht richtig sein. Vgl. den Brief Sailers an Consalvi im Text. Über die Ernennung Sailers zum Bischofe wären noch die Akten des römischen Staatsarchivs (Index im italienischen Staatsarchiv, Akten im vatikanischen Archiv) zu Rate zu ziehen, doch ist für die nächsten Jahre noch keine Erlaubnis zu hoffen.

tularen in dem gesagten Kapitel zu Teil geworden ist, wie Ihnen aus der Zuschrift des Herrn Nuntius selbst bereits bekannt sein wird.

Se. Königl. Majestät gedenken jedoch, es hiebei allein nicht bewenden zu lassen, sondern haben die Absicht, Ew. Hochwürden noch zu einer höheren Bestimmung zu führen, in dem Allerhöchstdieselben Sie zum Koadjutor des Bischofs auserſehen haben.

Die Einleitungen hiezu können jedoch bei dem päpstlichen Stuhle nur im Benehmen mit dem Herrn Bischofe selbst und folglich erst dann getroffen werden, wenn dessen Einsetzung vorangegangen sein wird.

Indessen gereicht es dem unterzeichneten Staats-Minister zum Vergnügen, Ew. Hochwürden einstweilen diese Gesinnungen mit dem Wunsche eröffnen zu können, daß es Ihnen gefällig sein möge, auf das von Seite des päpstlichen Nuntius an Sie ergangene Schreiben Ihre Erklärung über die Annahme des Ihnen angetragenen Kanonikats schleunigst an denselben abzugeben und das K. Staatsministerium davon gleichzeitig in Kenntnis zu setzen, wobei Unterzeichneter die Versicherung jener ausgezeichnetesten Hochachtung erneuert, womit etc.

München, den 3. Sept. 1821. Freih. v. Zentner.

Bereits am 17. April 1822 erhielt Sailer von dem Uditore der Münchener Nuntiatur die Nachricht, daß er vom hl. Stuhle zum Bischof von Germanikopolis i. p. i. ernannt sei. Kein Wunder, daß diese Nachricht alsbald unter den Verehrern Sailers freudigstes Echo erweckte. Oettl, der Erzieher der Kronprinzenkinder und spätere Bischof von Eichstätt, einer der intimsten Freunde Sailers, gab dieser Freude in einem Briefe Ausdruck, in dem er schreibt:

„Mit gerührtem Herzen pries und preise ich die ewigen Erbarmungen, als der großherzige Fürst in einem rührenden Briefe mir die Vollendung seiner Wünsche und Bemühungen verkündigte; und ich sehe in diesem herrlichen Siege des Lichtes gegen die Macht der Finsternis, in diesem Triumphe der Freunde gegen die Feinde des Guten offenbar die Hand Gottes. Also,



Hochwürdigster, nehmen Sie unter den vielen tausenden auch meinen innigsten Glückwunsch gnädig auf und erhalten Sie mich auch fürder noch in ihrem freundschaftlichen Andenken.

Aus einigen authentischen Aktenstücken über die Verhandlungen, Ihre Ernennung betreffend, die mir von S. K. H. sind mitgeteilt worden, hat meine Hoffnung auf den Mitteiler einen unendlich großen Zuwachs erhalten. — Auch die Ernennung unseres Freundes, Herrn Schwäbl's, zum Domkapitular macht mir große Freude.

Von meinen Verhältnissen, Leben und Wirken könnte ich Ihnen manches Tröstliche mitteilen — aber o hätte ich doch das Glück, mich Ihrer persönlichen Gegenwart zu erfreuen! Wie vieles — wie vieles hätte ich nicht zu sagen.

Bis dahin sehne ich mich mit unauslöschlicher Sehnsucht . . .

Würzburg, den 6. Mai 1822. Joh. G. Oettl.

Am 28. Oktober 1822 wurde Sailer zum Bischof geweiht. Bald darauf erwähnt er in einem Schreiben an Consalvi noch einmal dankbar den Einfluß, den der Kronprinz auf die Ernennung geübt hat.

Das Schreiben an Consalvi lautet:

Eminentissime ac Reverendissime S. R. E. Cardinalis
et Status Secretarie!

Cum tua solius sapientia et benevolentia qua Principi Ludovico, Coronae Bavaricae Haeredi, de me et pro me testanti aures et mihi et illis quae ad nutus tuos (!) [1]) clementissimos lucem edidi testimoniis oculos animumque praebuisti, Vir Maxime, effectum est, ut criminalium contra me sparsarum nubes discinderentur iisque discissis prorsus veritatis radius in oculos Ecclesiae incidere posset atque, quod rei totius caput est, ipsa mens Sanctissimi Patris ac Domini nostri Pii Papae Septimi optima de me sensa capesceret, unde et illud consecutum est denique, ut ad Episcopi ac Coadjutoris dignitatem

1) Damit ist bewiesen, daß Silbernagels Ansicht über das Zustandekommen der erwähnten Erklärung falsch ist.



per te evectus nuper per manus Archiepiscopi Frisigensis ac Monacensis consecrarer.

Nunc demum quod in intimis cordis mei penetralibus hucusque conclusum habui, litteris ad te datis effari audeo gratesque quas possum maximas easque immortales agere pro hac tua benevolentia sine qua nemo mortalium innocentiam meam falsis rumoribus obfuscatam in lucem protrahere atque in plena meridie collocare potuisset.

At vero non ego solum, sed mecum Princeps Ludovicus haereditarius et aula regia et ipse Rex optimus et integra Bavaria et maxima pars Germaniae et si fas est dicere innumeri Protestantes, nostrae Religionis amantes, Tibi in acceptis referunt, quod post Deum tibi soli debere me coram eodem Deo confiteri soleo.

Sapienti sat. Deus te conservet, Ecclesiae, Orbi, mihique vires augeat, ut ea quae officii mei partes sunt executioni mandare valeam.

Ratisbonae, 8. Nov. 1822.

P. S. Dignare quaeso conclusas[1]) grati animi significationes Patri Sctmo vel tradere vel uno verbo narrare.

Auf dieses Schreiben bekam Sailer bereits anfangs 1823 Antwort. „Erst vorige Woche“ — so schrieb Sailer am 14. Januar 1823 an mehrere Freunde, darunter Christoph Schmid — „erhielt ich von dem heiligen Vater und von dem Kardinal Consalvi zwei sehr freundliche Schreiben.“[2])

1) Fehlen.

2) Fehlen. Hieher gehört Christian Brentano's Brief an Sailer, Rom, den 7. April. Nachdem er zuerst seine kindliche Liebe zu Sailer, sowie seine Bedenken gegen Sailers Einladung, den geistlichen Stand zu wählen, geäußert und sein Patenkind M. Diepenbrock Sailer warm empfohlen hat, bemerkt er: „Daß es die Römer wirklich gut meinen, bin ich überzeugt. Wenn Vater Sailer hier wäre, er würde geliebt werden und zu lieben finden. Ist wo was Verkehrtes zwischen Rom und Deutschland, so ist die Schuld meines Bedünkens meist ausschließlich auf seiten kleinlicher, unverständiger, wo nicht gar hämischer Rapporteurs in unserm eigenen Vaterland.“



Wie der Kronprinz, so versicherten auch andere Glieder der Königlichen Familie den neuen Bischof ihrer Verehrung. Vor allem der König selbst.

„Herr Coadjutor Sailer! Ich habe mit besonderem Wohlgefallen die Glückwünsche aufgenommen, welche Sie mir bei Gelegenheit der Gedächtnisfeier Meines vor fünf und zwanzig Jahren erfolgten Regierungsantrittes in Ihrem Schreiben vom 13. dargebracht haben. Indem ich Ihnen hiedurch meinen Dank dafür ausdrücke, ist es mir angenehm, Sie zugleich Meines Wohlwollens und der Königlichen Gnade zu versichern, mit der ich Ihnen beigetan bin

München, dem 20. Febr. 1824. Ihr

wohlaffektionierter König

Max Joseph.

Auch die Schwester des Kronprinzen, die österreichische Kaiserin Charlotte, die, wie vermutet wird, auf ihren Vater, König Max I., während dessen Wiener Aufenthaltes im Sinne Zirkels und der Konföderierten eingewirkt und den Sturz des Ministers Montgelas vorbereitet hat, diese eifrig katholische Fürstin gab Bischof Sailer ein Zeichen ihrer Hochschätzung, indem sie ihm durch Hofkaplan Job einen kostbaren Bischofsring überreichen ließ. Sailer hat dafür in seiner sinnigen Art gedankt.

Für Ihre Majestät

die Kaiserin von Österreich.

„Ihre Güte hat mir durch den Hofkaplan Job einen kostbaren Ring zugeschickt.

Das Geschenk, so teuer als überraschend, glänzt schon, da ich dies schreibe, an der schreibenden Hand.

Indem ich nun den innigsten Dank des Herzens dafür ausdrücken wollte, nimmt mir der beredtere Ring das Wort aus der Feder weg und spricht an mich:

‚Ich, Amethyst, das Veilchen unter den Edelsteinen, verkünde Dir die ersten Tugenden Deines Standes, Demut und Bescheidenheit. Das ist dem Priester gesagt.



Das Licht und Feuer des Brillanten, das mich umgibt, verkündet Dir Deinen itzigen Beruf: Du sollst Licht und Feuer spenden in die Herzen der Gläubigen. Das ist dem Bischofe gesagt.'

Da ich versprach, dieser zweiteiligen Predigt des Ringes zu gehorchen, ergreift er noch einmal das Wort:

,Als Geschenk der Kaiserin erinnere ich Dich an Deine Pflicht täglich zu flehen zu Gott um alle Segnungen des Leibes und der Seele für Ihre Majestät und was Ihrem Herzen das teuerste ist, für Kaiser Franz, für Ihren Vater, unsern König, für den Kronprinzen von Baiern, seine Gemahlin, Kinder, für die leidende Augusta von Leuchtenberg. . . .'

Diese Pflicht will ich täglich erfüllen — und das soll mein Dank sein.

Ich wage kein Wort mehr, beharrend in tiefstem Respekte, Ihrer Majestät ꝛc.

Regensburg, den 10. April 1824.

Freilich vor allen und mehr als alle hat der Kronprinz Sailer geehrt. Wenige Wochen, nachdem er den Thron bestiegen hatte, richtete er an Sailer ein Handschreiben, das des Königs Verehrung für Sailer, wie überhaupt seine Auffassung über die Stellung der Religion im Staate bekundet.

München, 31. Dez. 1825.

Lieber Bischof! Ludwig der Kronprinz hat sich verwendet, damit Ihnen das Ritterkreuz der Bayerischen Krone wurde. Ludwig der König ernennt Sie zum Kommandeur desselben Ordens; es ist dieses die erste von mir vorgenommene Verleihung. Der Würdigste macht den Anfang. Vom Neujahrstage an ist diese Verleihung zu zählen. Viele sollen Sie noch erleben zu Bayerns Wohl, was mit dem der Religion unzertrennbar verbunden ist. Was ich im letzten Sommer Ihnen schrieb, wiederhole ich: sich Zeit lassen, damit Zeit bleibe, nicht zu viel auf einmal getan, um desto mehr tun zu können. Sailers, des lieben, verdienst erkennender

Ludwig.



Sechs Jahre später, zum 80. Geburtstag Sailers verlieh ihm der König das Großkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone. Aus dem Schreiben[1]) des Königs vom 12. November 1831 sind besonders zwei Sätze beachtenswert: „Zu jeder Zeit leuchtete Sailer wohltätig in den Jahren der Finsternis, die für Licht der Wahn ausgab;[2]) und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter durch die Männer, welche Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der unserer hl. Religion."

Es darf noch ein weiteres Schreiben des Königs an Sailer hier gleich erwähnt werden, das für die Verehrung des Königs für Sailer bemerkenswert ist.

München, den 13. Mai 1828.

Ihre Briefe vom 30. April und 1. Mai, diese lieben Briefe des lieben Bischofs Sailer, habe ich mit Freude gelesen und obgleich meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist, will ich mir's nicht versagen, einige Zeilen zu erwidern, auszudrücken, wie sehr es mich freut, Sie doppelt erfreut zu haben durch das gemalte Fenster für den Regensburger Dom, diesen ehrwürdigen, den einzigen, welchen der Neuerer entweihende Hände nicht verdorben haben, und daß ich Sie erfreute, indem ich Barbing mit Hausgeräte versah. An jedem Sonn- und Feiertag fahre ich fort, die Homilie des Tages zu lesen, welche Sie geschrieben, voll Kraft der Wahrheit. Wie der Körper der Nahrung bedarf, so die Seele, daß sie nicht untergehe in dem Strudel der Welt. Schon mehr als ein Geschenk machte ich mit ihrem Gebetbuche, mit Ihren Homilien und schönen Händen gab ich sie gerade, weil Schöne am meisten der Gefahr ausgesetzt sind. Ein gutes Buch kann herrlich wirken, nach Jahrhunderten noch. Dahin trachten, daß junge Leute, wenn sie ihre eigenen Herren

1) Das Schreiben ist abgedruckt bei Moriz Brühl, Joh. M. Sailer, S. XLVIII.

2) Für die Beurteilung der Aufklärung durch König Ludwig I. ist beachtenswert auch ein Brief an Kornmann. Hist.-pol. Bl. 151, S. 190.



werden, täglich, wenn gleich nur wenig, aber täglich in einem wahrhaft frommen Buche lesen, finde ich von hoher Wichtigkeit. Mit Thomas v. Kempis beginne ich immer mein Tagwerk. Ich wiederhole, bete Sailer für Ludwig.

II.

König Ludwig zeigte sein Vertrauen zu Sailer dadurch, daß er ihn in vielen wichtigen Fragen zu Rate zog. Zunächst in der Frage der Wiederherstellung der Klöster.[1]) Dann in Fragen der Bildungsanstalten. Wie bekannt, bildete die Schulreformfrage Gegenstand langer Beratungen und ziemlich erregter Diskussionen. Es war der Philosoph Baader, „der Fels der zaghaften Eosgemeinde“, wie ihn Oberkamp in einem Brief an Pfeilschifter nennt, der bereits am 24. September 1824 in einem Schreiben an Sailer als notwendige Reformpunkte verlangt hatte: „Der öffentliche philosophische und moralische Unterricht muß revidiert, die Lehrsysteme (müssen) genau geprüft und der Jugend statt der infizierten Bücher gute in die Hände gegeben werden.“ Derselbe Baader hatte dann in einem Schreiben[2]) an den Kronprinzen „als des im In- und Ausland hochgefeierten höchsten Repräsentanten der künftigen baierischen Nation“ „als seine innigste Überzeugung die dringende Notwendigkeit einer unparteiischen Revision und Kritik aller unserer Schul- und Lehrbücher“ als den ersten Schritt zu einer gründlichen Restauration des öffentlichen Unterrichts vorgestellt, „aus

1) Vgl. Hist. pol. Bl. Bd. 151 S. 795—798. Daß Sailer auch die Jesuiten hochschätzte, geht aus den Akten hervor. Joseph Stolberg S. J. erinnert Sailer (Freiburg, 11. Mai 1827) an „die Teilnahme, mit der Sie von der Gesellschaft Jesu bei Ihrem unvergeßlichen Aufenthalt in Sondermühlen redeten.“ Aloys Fortis P. G. Soc. Jes. berichtet an Sailer (Rom, 9. Aug. 1828) die Aufnahme des Fried. Geißler ins Germanikum auf Sailers Empfehlung hin und schreibt dann: „Laetor vehementer de memoria et benevolentia gratoque animo D. V. erga antiquam Societatem nostram.“

2) München, den 26. März 1826. Vgl. Anhang.

welcher Revision sich ergeben wird, daß schon seit geraumer Zeit die katholische Jugend in Baiern nicht katholisch und selbst die protestantische nicht evangelisch unterrichtet wird." Nach Lempfrid[1]) arbeitete Ministerialrat von Schenk bald nach der Thronbesteigung König Ludwig I. mehrere Denkschriften zur Neuordnung des Schulwesens aus. Darin soll die allmähliche Übertragung des Unterrichtswesens an geistliche Korporationen vorgesehen gewesen sein.

Der preußische Gesandte von Küster bringt in seinem Bericht der preußischen Regierung das Gerücht zur Kenntnis, wonach „auch Bischof Sailer an einem neuen allgemeinen Schul- und Lehrplan für Bayern arbeite".[2]) Es besteht die begründete Vermutung, daß Sailer am Lehrplan beteiligt war, aber wie weit dieser Einfluß Sailers sich erstreckte, läßt sich nach den bisherigen Akten nicht erschließen. Er hat Schenk Bemerkungen eines geübten, rechtschaffenen Mannes zu dessen „Ideen", „Erinnerungen eines der besten Geistlichen und Lehrers der Regensburger Diözese", Wünsche „zur bezweckten Verbesserung des Schulwesens" übersandt,[3]) aber solang der Inhalt aller dieser Schriften nicht ermittelt werden kann, bleibt auch die Frage nach dem Maße der Beteiligung Sailers an der Schulreformfrage unbeantwortet.

1828 ernannte der König, nachdem die Reformfrage selbst noch immer ungelöst geblieben war, zur Beratung eines neuen Schulplanes für die höheren Schulen eine Kommission, in der u. a. die Professoren Thiersch und Schelling, von Ottl, der Erzieher der königlichen Kinder, der Oberstudienrat Deutinger und der Kabinetssekretär Grandauer waren. In der Kommission kam es zu einer Spaltung. Die Mehrheit, Thiersch an der Spitze, wollte eine Reform

1) Die Anfänge des parteipolitischen Lebens, S. 24.
2) Lempfrid, a. a. O. S. 24.
3) Hist.-pol. Bl. 151. S. 877. „Lieber Eduard! Hier teile ich Dir eine Zugabe zu Deinen Ideen in duplo mit. Wenn Du es für gut findest, teile ein Exemplar S. M. dem König mit." S. an Sch. 2. XII. 1825.



auf der Grundlage humanistischer Bildung, die konservative Minderheit, bestehend aus Deutinger, Grandauer, von Ottl, wollte dem geistlichen Elemente größeren Einfluß auf die Schulen geben. Thiersch siegte in der Kommission und beim König.[1])

Die beschlossene Reform fand auf zwei Seiten Widerstand: von den Gesinnungsverwandten der in der Kommission unterlegenen Minorität und von den Anhängern realistischer Bildung. Beide gegnerische Richtungen einigten sich und bewogen den König zu einer Revision des Planes: die entschiedensten Eosmänner waren damit wieder nicht zufrieden. „Unser neuer Schulplan", schrieb Oberkamp an Pfeilschifter, „ist zwar der Form, aber dem Wesen nach gar nicht abgeändert."

Sailer war, wie 1826, so auch 1828—1830 in die Fragen der Schulreform eingeweiht.[2]) Seine Beteiligung läßt sich aber nur teilweise nachweisen.

In kirchlichen Kreisen befürchtete man von der Einführung des neuen Schulplans für den Bestand der Lyzeen. „Man besorgt", schrieb Domkapitular Xaver Schwäbl am 28. November 1827 an Sailer, „es sei auf Beseitignng aller Lyzeen (die der Nordteutsche nicht kennt) abgesehen, indem mit den Gymnasien eine philosophische Klasse verbunden und von da an die Universitäten übergegangen werden soll. Das hieße der Theologie und den noch bestehenden Hoffnungen für eine bessere und zweckmäßige Klerikalbildung (die nach den neuesten Erfahrungen hier wenig gedeihen will) den Todesstoß geben. Seien Sie ja dafür und gebe Gott, daß unsere Lyzeen eher vermehrt als vermindert werden!" Sailer hat sich denn auch mit aller Wärme, wie bereits früher mitgeteilt, der Lyzeen angenommen.

Wie bekannt, wurde der Schulplan sogar als Werkzeug zum Sturze des Ministers Schenk benützt.[3]) Da war es

1) Lempfrid, a. a. O. S. 143—149.

2) Vgl. den Brief von Max Freyberg im Anhang.

3) Lempfrid a. a. O. S. 147.

Sailer, der die wankende Position des Ministers stützte. Schenk hat das selbst in einem Briefe an Sailer anerkannt. Am 16. Juni 1829 schreibt er:

„Meinen herzlichsten Dank für die höchst anziehende Relation über den Besuch des Königs in Barbing. Eine ähnliche Erzählung hat mir der Monarch selbst und Klenze gemacht; doch wie ganz anders hört sich das aus Sailers Munde! Was mich am meisten dabei erfreute, war der Umstand, daß Sie einmal wieder mit dem edlen Könige — gewiß dem edelsten, der seit Jahrhunderten eine Krone getragen, — Blick in Blick und Seele in Seele allein waren. Was eine solche Zusammenkunft, sei es auch nur eine Stunde, wirkt, das hab' ich oft erfahren, wenn der Monarch mit Ihnen gesprochen hatte. Seine gnädigen Gesinnungen, die er in Bezug auf Oettl und mich aussprach, haben mich gerührt und erhoben.

Über so vieles andere mit Ihnen und Diepenbrock mündlich! Also auf baldiges, frohes, entzückendes Wiedersehen in meinem Hause! Ewig der Ihrige

Eduard Schenk.

Über weitere Beteiligung Sailers am Bildungswesen, namentlich bei Berufung von Professoren habe ich mich schon früher geäußert; einiges folgt in dem nächsten Artikel. Auch hier zeigte sich, daß der König hohen Wert auf das Urteil Sailers legte. Sailer, der bei all dem nur das Beste im Auge hatte, hat sich dieses Vertrauens beim Könige mit Recht gerühmt.

„Was Du mir schriebst de colloquio Ludovici cum Neumayro hat mich ganz besonders gefreut, deshalb weil ich unter anderem auch diesen Punkt in Anregung brachte. Also sehe ich, daß Er aufmerksam ist auf alles, was ihm anvertraut wird. Gott helfe!

Ach, wenn wir die Hände Tag und Nacht aufheben zum Herrn, so wird Israel siegen. Confid te!" [1])

* * *

1) Sailer an Schwäbl, 26. I. 1828.



Es ist etwas Ergreifendes um diese treue Ergebenheit Sailers zu König Ludwig und um dieses große Vertrauen des Landesherrn zu seinem ehemaligen Lehrer.

Sailer hatte nur das eine Ziel, der Kirche und dem Vaterland zu nützen. „Ich bin fest entschlossen", schrieb er am 26. Nov. 1827 an Schwäbl, „selbst mit Aufopferung der königlichen Gnade die Vermittlung der guten, heiligen Sache zu übernehmen."[1]) Ein echt apostolisches Wort; für den streng kirchlichen Sinn des Bischofs Sailer wird sich aus allen seinen Schriften und Briefen kaum ein schönerer Beweis finden lassen.

Aber wo so streng kirchliche Auffassung seines Amtes, da auch eine unerschütterliche Treue zum Throne. In seinem letzten berühmten[2]) Hirtenbriefe über die gegenwärtige Zeit hat Bischof Sailer am Abend eines im Dienste der Kirche und des Vaterlandes verbrachten Lebens durch die Aufforderung zur Treue gegen König und Vaterland auch in erregten Zeiten seinem vaterländischen und monarchischen Empfinden einen letzten rührenden Ausdruck gegeben.

Anhang.

1. Ein Brief Baaders an Sailer.

Ew. hochbischöfliche Gnaden

beehre ich mich meine kürzlich in Leipzig erschienene Schrift zu übersenden, weil ich hoffen darf, daß sowohl ihr Inhalt und Zweck als besonders die Veranlassung ihrer Entstehung Ew. Bischöfl. Gnaden Aufmerksamkeit nicht unwert sind.

Was nämlich erstere (Inhalt und Zweck) betrifft, so sind diese in einer kurzen der hiesigen politischen Zeitung eingerückten Anzeige dieser Schrift bereits angegeben, von welcher ich mir darum erlaube ein Exemplar beizulegen. Und allerdings hat die Impietät in unserer Zeit durch eine neue Verbindung des

1) Aus einem Briefe Schwäbls an Sailer, 27. Nov. 1827.

2) Bereits 1832 erschien der Hirtenbrief in 4. Auflage. Der Hirtenbrief wurde auch dem Kronprinzen von Preußen mitgeteilt; Gräfin Rede von Buchwald an Sailer, 23. Sept. 1831.



Atheism, Deism und Materialism ihre höchste satanische intellektuelle Potenz erreicht, und die Waffe der Doktrin muß von Seite der Kirche dermalen mit allem Nachdruck gegen diese Haeresis gerichtet werden, welche noch schlimmer und ungleich weit verbreiteter ist, als der den Arianism und Pelagianism verbindende Sozinianism. Und diese meine Schrift, welche, weil nicht ans Volk gerichtet, nicht populär geschrieben ist, macht einen Anfang zu diesem Angriff.

Was nun aber zweitens dieser Schrift Entstehung betrifft, so erlaube ich mir Ew. Bischöfl. Gnaden hierüber folgendes zu melden.

Nachdem ich nämlich teils vergangenes Jahr, teils heuer die bedeutendsten protestantischen Universitäten im Norden Deutschlands besucht und mich von der dermaligen Beschaffenheit der theologischen Doktrin auf selben, so wie im ganzen protestantischen Deutschland à fond unterrichtet hatte, überreichte ich heuer im April dem Könige in Berlin ein Mémoire über die Gebrechen sowohl als Verbrechen dieser Doktrin in Seinen Staaten und über die dringende Notwendigkeit, diesem antichristischen Unwesen um so mehr zu steuern, als selbes die Sanktionierung des heiligen (als evangelischen) Monarchenbundes geradezu in seiner Basis angreift, und als das wilde, hier ausgekommene revolutionäre Feuer dasselbe ist, welches in einer anderen Region (der politischen) soviel Unheil seit einiger Zeit verursachte. Diese meine beiliegende letzte Schrift macht nun eigentlich einen Teil oder Beleg jenes meines Mémoire's an den König und entstund bei Durchlesung aller jener Lehrbücher und Compendien, nach welchen auf protestantischen oder evangelischen Universitäten (mit unbedeutender Ausnahme) dermalen antievangelische Philosopheme anstatt den älteren Dogmen gelehrt werden.

Die so sich nennenden Reformatoren haben der Kirche die Wissenschaft und Mystik entwendet (nicht ohne Schuld der Zionswächter selbst) und wie gestohlen Gut nicht gut zu tun pflegt, so hat sich auch unter jener ihren Händen die Wissenschaft zur destruierenden, annihilierenden Neologie, die Mystik zur faden modernen Pietisterei (als Separatism) verwandelt, in welche

zween Unformen der Protestantism dermalen wirklich untergegangen ist, und die Stellung der Kirche zum Akatholizism darum dermalen eine ganz andere ist als früher. Jenes Zerfallen des Protestantism[1]) hat selbst auf den katholischen Klerus infizierend zurückgewirkt, von denen darum der eine Teil illuminiert (ausgelernt und aufgeklärt), der zweite pietistisch-mystisch ist, und ein dritter sich streng an die Kirche hält, in welcher früher Wissenschaft und Mystik lebendig vereint blühten, welche aber durch jene Trennung notwendig veranlaßt ward, selber ihre versteinernde Kraft entgegen zu setzen, um sich, wenn auch bei gehemmten Fortwuchs, zu erhalten. Diese Beute (der entfremdeten Wissenschaft und Mystik) der Kirche, soviel ich vermag, wieder anheim zu stellen, ist seit längerem mein wohl überdachtes und tief gehaltenes Bestreben, welches ich mit Gottes Hilfe und mit den Waffen des Lichtes ins Werk zu setzen begonnen habe und mit Selber — das Kreuz im Herzen und das Schwert im Munde! — diesseits wie jenseits, gegen alle irdische und unterirdische Mächte fortzusetzen gedenke!

Wenn nach dem gemeinen Sprichwort der Teufel sich an jede Gotteskirche hin ein Kapellchen baut, so kann man hier (was die herrschende Doktrin betrifft) wohl sagen, daß er (als magister docens) sich stattliche Kirche gebaut hat und es hoch not tut, für die gute Lehre wenigstens soviel Kapellen als möglich wieder zu erbauen, und diesen Bau nicht dem Zufall oder wie die Gutgesinnten, aber Tatfaulen meist meinen, dem lieben Gott überlassen, weil, was die Menschen gegen Gott sündigen, nur durch Mensch wieder (mit Gottes Hilfe) zu bessern ist. Mit andern Worten: der öffentliche philosophische und moralische Unterricht muß revidiert, die Lehrsysteme genau geprüft und der Jugend statt den infizierten Büchern gute in die Hände gegeben werden. Und dieses gilt auch für Baiern,

1) Anm. Baaders. Ich habe zwar in meinem Mémoire an den König von Preußen auf Herstellung des Status quo im Protestantism gedrungen, bin mir aber bewußt, daß, wenn schon alle gutgesinnten Protestanten diese Herstellung wünschen, doch die verständigeren an ihrer Tunlichkeit verzweifeln.

weil auch bei uns teils die Gebrechen, teils die Verbrechen der Doktrin auf Lyzeen und Universitäten nicht zu leugnen sind. Mehrere meiner Freunde (z. B. M. Rat v. Ringseis) haben mich nun in dieser Hinsicht aufgefordert, auch meinerseits hiezu beizutragen und besonders durch öffentliche Vorlesungen auf hiesiger Akademie über Natur und Religion, und so wie ich zu solch einem Unternehmen Beruf und Gaben in mir finde, würde ich mich auch sofort zu solchem entschließen, sobald ich von oben aus gegen die Reaktion gesichert sein würde, welche eine noch immer hier sehr tätige und gegen mich allarmierte Partei nicht ermangeln wird, in Ausübung zu bringen, wie denn ich derselben Partei (ihren Bundesgenossen[1]) jene Reaktion im Norden zu verdanken habe, welche noch jetzt mein Gemüt in Kummer setzt und somit meinen Geist gehemmt hält, da diese Reaktion nebst anderen Folgen auch auf meine Familienlage zerrüttend wirkte, indem ich außer dem Aufwand für die Reise auch jährlich über 3000 fl. weniger Einnahme habe. Bei welcher Lage der Sachen mir, indem ich dieses schreibe, ein Gedanke sich darbietet, den ich mich unterfange Ew. Bischöfl. Gnaden zur Prüfung, und falls er solche verdient, zur wohlwollenden Unterstützung hiemit vorzutragen.

Ich wünschte nämlich sämtlichen hiesigen Lyzeisten unentgeltlich Vorlesungen über Natur- und Moralphilosophie bei hiesiger Akademie (in dem Wintersemester) zu geben, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich hiezu von der Regierung beauftragt, und, da ich meinen ehemaligen Gehalt als Oberstbergrat als Pensionär beziehe, verhältnismäßig hiefür remuneriert würde, welche Remuneration ich nur billig auf Eintausend Gulden jährlich setze. Nun würde es aber lächerlich sein zu erwarten, daß die Regierung auf gewöhnlichem Wege entweder durch mich selbst (was sich überdies am mindesten schickte) oder

1) Anm. Baaders. Ich bin nämlich ganz darüber sicher, daß diese mich gut kennende naturalistische Illuminatenpartei mich durch gut katholisch-Gesinnte und mich nicht Kennende bei dem Kaiser als pietistischen Sektirer angegeben hat, weil ihnen diese Verleumdung die plausibelste war.

durch Geschäftsmänner unter den H. Ministern in ein solches Unternehmen entrieren würde, und es ist nur Ein Weg, durch den die Sache möglich würde, nämlich eine positive Empfehlung unseres Kronprinzen an den H. Minister des Innern. Eine solche Empfehlung würde aber wieder nur durch eine Empfehlung von Ew. Bischöfl. Gnaden an Ihn effektuierbar sein und ich lege darum diesen ganzen Gegenstand sowohl anfrags= als bittweise in Ew. Bischöfl. Gnaden Hände mit dem klaren Bewußtsein, eine gute Sache hiemit in die besten Hände gelegt zu haben.

Noch erlaube ich mir vorläufig zu bemerken, daß das 6. Heft meiner Fermenta cognitionis (welches den 1. Band schließt) als eine Fortsetzung gehorsam beigelegter Schrift bereits in Leipzig gedruckt wird, und ich nicht ermangeln werde, sobald selbes erschienen, Ew. Bischöfl. Gnaden ein Exemplar zu übersenden. Mit größter Verehrung mich zeichnend

Ew. Hochwürden und Bischöfl. Gnaden

Schwabing bei München, den 24. Sept. 1824 gehorsamster Diener

Franz Ritter v. Baader

K. B. Akademiker u. Oberstbergrat.

2. Ein Brief Baaders an den Kronprinzen Ludwig.

Nachdem E. K. H. meinen ersten Aufsatz gegen den neologischen Ultraprotestantism unserer Zeit allerhöchstdero Aufmerksamkeit zu schenken geruhten, wage ich es den Anfang der weiteren Ausführung dieses Gegenstandes, welcher soeben im Staatsmann erschien, E. K. H. gleichfalls hiemit vorzulegen.

Wenn die Einführung und politische Sanktionierung des älteren Protestantismus einen wichtigen Moment der Weltgeschichte bezeichnete, (wie denn, um nur Eine einzige Folge dieses Ereignisses zu bezeichnen, die politische Schwäche und Unwichtigkeit Deutschlands dieser Kirchenspaltung oder Revolte ihr Dasein verdankt), so sollte man meinen, daß die von selbst erfolgte innere gänzliche Dissolution dieses Protestantismus, wie solche dermalen offenkundig ist, nicht minder die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich ziehen und diesen die, wenn auch unangenehme, Überzeugung geben sollte, daß ein solches wahrhaft



revolutionierendes und unmittelbar auf Entchristianisierung, somit auf den Umsturz aller bisher christlichen Staaten zielendes Beginnen umsomehr diese letzteren bedroht, als der größere Teil des in ihrem Solde stehenden (protestantischen) Klerus, der Beamten und Gelehrten sich hiezu die Hand bieten. Aber die meneurs dieser Revolution sourde wußten bis jetzt die Aufmerksamkeit der Regierungen besonders unter dem schön klingenden Worte der Toleranz der Meinungen (eigentlich der Indifferenz) von diesem Übel abzuwenden, welches dermassen um sich greift, daß man schier kein approbiertes und vorgeschriebenes Schul- und Lehrbuch mehr finden kann, welches nicht dieser Geist der Irreligiosität befleckt oder infiziert hat.

Daß Baiern von dem hier gerügten Übel nicht frei blieb, ist leider! der Fall. Und zwar nicht aus Schuld des Volkes, auch nicht aus Schuld der Zunahme seiner protestantischen Untertanen, sondern lediglich aus Schuld jener, welchen die Oberleitung der religiös-wissenschaftlichen Bildung anvertraut ward, und noch ist, ist auch der katholische Stock der bairischen Nation gründlich in religiöser Hinsicht desorganisiert (illuminiert) worden, und der in den niedrigen wie höheren Unterrichtsanstalten und Schulbüchern dermalen noch dominierende Geist (der Esprit de Corps der Beamtenkaste) macht mit dem Konkordat einen ungleich schneidenderen Kontrast als das Religionsedikt selbst.

Zu den vielen Beweisen dieser Behauptung mag auch der neueste Studienplan dienen, dessen faulen Fleck der Verfasser einer neulich erschienenen Schrift[1]) rügt, nämlich jenes in diesem Plan zu grunde gelegte neologische Auseinanderhalten des Glaubens und Wissens, angeblich zwar in der Absicht den Glauben vom Wissen frei zu halten, eigentlich aber in jener die Willkür und Selbstsucht des Wissens gegen die Beschränkung des Glaubens zu sichern.

Daß nun aber zu einer Zeit, in welcher man von der Insoutenabilité des neuen Protestantismus auch in politischer

1) Über den Neuen Studienplan von einem Katholiken.



Hinsicht allgemein überzeugt ist und in welcher darum wenigstens alle größeren Staaten ernstlich darauf bedacht sind, durch eine gründliche Restauration ihrer öffentlichen religiös-wissenschaftlichen Unterrichtsanstalten ꝛc. sich selber in ihrer geistigen Basis zu restaurieren und für eine bessere Zukunft zu sorgen — daß zu einer solchen Zeit, sage ich, unser Baiern allein zurückbleiben und den alten revolutionären Sauerteig nicht von sich ausstoßen sollte — kann ich mir nicht denken; wohl aber bin ich überzeugt, daß jedes verständige Bestreben zu diesem wahrhaft patriotischen Zweck der gnädigsten Aufmerksamkeit E. K. H. als des im In- und Ausland hoch gefeierten höchsten Repräsentanten der künftigen baierischen Nation sich zu erfreuen haben wird. In welcher Zuversicht ich es darum wage, Ew. K. H. als meine innigste Überzeugung

die dringende Notwendigkeit einer unparteiischen Revision und Kritik aller unserer Schul- und Lehrbücher

als den ersten Schritt zu einer gründlichen Restauration des öffentlichen Unterrichts vorzustellen, aus welcher Revision sich ergeben wird, daß schon seit geraumer Zeit die katholische Jugend in Baiern nicht katholisch und selbst die protestantische nicht evangelisch unterrichtet wird. Wobei ich freilich nicht minder überzeugt bin, daß ohne die kräftige und bei so mancher wichtigen Angelegenheit schon Heil gebracht habende Einwirkung E. K. H. nichts geschehen und auch dieser so wichtige Zweig der öffentlichen Administration seiner gänzlichen Dissolution mit Beschleunigung zugehen wird.

München, den 26. März 1825.

3. Ein Brief Freybergs an Sailer.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Verehrtester Freund!

Sie werden vielleicht schon wissen, daß ich eines der unwürdigen Mitglieder der zur Invision des neuen Schulplans niedergesetzten Kommission bin. Da mir nun hiedurch Gelegenheit gegeben ist, auf einen der Nation so wichtigen Gegenstand



einzuwirken, so will ich nicht versäumen, Sie zu bitten, daß in dem Falle als Sie irgend einen Rat oder Wunsch in dieser Beziehung im Herzen tragen, mir solchen anzuvertrauen, damit ich zum Besten der Sache hievon Gebrauch machen könne. Meine Ansicht ist kurz folgende: das Studium der klassischen Sprachen muß das Hauptmittel der Jugendbildung bleiben; allein der Klassenlehrer muß Entwicklung der christlichen Gesinnung, Entwicklung des christlichen Charakters zu seinem Hauptzwecke machen und jeden Anlaß benützen, diese Gesinnung zu beleben. Dieses wird er können, wenn er selbst ein für die Religion begeisterter Mann ist.

Der Hauptfehler des bisherigen Verfahrens, scheint mir, ist:

a) daß die philosophischen Kenntnisse zu sehr der Hauptzweck waren,
b) daß daher die Schüler nicht religiös genug behandelt wurden,
c) daß sie zu unreif auf die Universität gingen.

Die Hauptursachen dieses Übels lagen

a) in einem Übermaße der bloßen Sprachenbildung,
b) im Mangel an echt religiösen Lehrern.

Die Mittel der Hilfe scheinen mir also zu sein

a) Sieben Jahre (statt zehn) für Vorbereitung und Gymnasium,
b) Etwas mehr Deutsch (vorzüglich Lesung von deutschen Schriften, die die christliche Gesinnung begeistern), etwas mehr Mathematik und Geschichte, auch etwas Naturlehre,
c) die Anknüpfung der Lyzeen an die Gymnasien. Aber wo bleibt das Mittel, tüchtige Lehrer zu bekommen? Der Klassenlehrer soll zugleich Religionslehrer der Klasse sein und jeden Anlaß benützen, den Samen des Christentums auszustreuen. Woher solche Lehrer bekommen?

Ihr

unwandelbarer

München, 17. Jan. 1830. M. Freyberg.



V.

„Heimgefunden".

Die menschenquälende und — menschenbeglückende Frage: „Was ist Wahrheit?" läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Tausende freilich gibt es, die weder von ihrer Qual etwas wissen wollen, noch von dem ihr eigenen Glück etwas ahnen. Immer und überall aber gibt es auch große Seelen, die den peinigenden Durst nach Wahrheit durch irdische Genüsse nicht zu stillen oder wegzutäuschen suchen, sondern nicht ruhen, bis sie mit vollen Zügen aus der durststillenden Quelle trinken können. Unter den Konvertiten der katholischen Kirche findet sich eine auserlesene Schar solcher Seelen. Der gefeierte Pädagog Dr. Otto Willmann sagt in seiner herrlichen Sprache von ihnen: „Die aus der Fremde in die Heimat der Kirche zurückgekehrten Brüder sind die Meilensteine, die den Weg der stetigen Erstarkung der Kirche bezeichnen." Daher üben Konversionsschriften, die den dornigen Weg solcher Wahrheitssucher beschreiben, fast durchweg auf denkende, ernste Leser besondere Anziehungskraft aus. Auch die schlichtesten lassen uns in die Tiefen einer Menschenseele blicken und dort an ihren Stürmen, Kämpfen und Siegen teilnehmen, die nicht wenigen Lesern irgendwie aus Erfahrung bekannt sind, allen aber zur Vertiefung in die wichtigsten Lebensfragen verhelfen.

Natürlich ist eine Konversionsschrift umso interessanter und nützlicher, je schwieriger die darin geschilderten Seelenkämpfe waren und je mehr sie mit den Geistesrichtungen der Zeit überhaupt zusammenhängen. In dieser Beziehung hat neuestens ein Buch die öffentliche Meinung in England hervorragend beschäftigt, das unter dem Titel: „A Modern Pilgrim's Progress" (London, Burns and Oates) den Entwicklungsgang einer energischen Frau aus der Nacht der Zweifel an aller Wahrheit bis zum klaren Sonnenlichte der



katholischen Überzeugung schildert. Von den äußeren Lebensverhältnissen der Wahrheitssucherin erfährt der Leser darin nur das unbedingt Notwendige. Nicht einmal der Name, noch das Konversionsjahr werden angegeben. Nur die genauesten Angaben über die Einflüsse auf das religiöse Leben von den Tagen der Kindheit an sind verzeichnet, wobei mehr das nüchterne Forschen des Verstandes als die Stimmungen des Herzens Berücksichtigung finden. Dagegen bildet die große konfessionelle Bewegung in England, die von Oxford ausgehend mit den Namen Newman und Pusey unzertrennlich verknüpft ist, den Hintergrund. Die Konvertitin hat auch bei diesen beiden kirchenhistorischen Größen Rat in ihrer Ratlosigkeit gesucht. Der Leser entnimmt daraus, daß ihre Konversion gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte, also zeitlich in die Gegenwart fällt. Trotz oder wegen dieser persönlichen Zurückhaltung der Verfasserin wurde das Buch von den verschiedensten Richtungen als eine erstklassige Leistung von größter Bedeutung für das moderne Leben bezeichnet. Der soeben gestorbene berühmte Sohn des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury, dessen kühne und fesselnde Zukunftsromane auch in den Ländern deutscher Zunge bekannt sind, Msgr. Robert Hugh Benson, hatte in einer Vorrede dem englischen Publikum die Bedeutung des Werkes darzulegen gesucht. Der Oratorianer H. S. Bowden schickte ihm eine orientierende Einleitung voraus. Die Stimmen der Kritik wurden jedoch durch diese schätzenswerten Beigaben kaum beeinflußt, als sie dem Werke die erste Stelle nach der unsterblichen „Apologia pro vita sua" des Kardinals Newman einräumten oder es an seine Seite stellten. Wer dieses Meisterwerk und seine Bewunderung in England kennt, wird leicht versucht sein, eine solche Wertschätzung als Übertreibung anzusehen. Lautet doch das Urteil eines Fachmannes über Newmans erwähnte „Geschichte meiner religiösen Meinungen" nach fast einem halben Jahrhundert: „Von diesem Tage (des Erscheinens besagter Apologia) darf die katholische Religion ihren Wiedereintritt in die National-

literatur datieren. An Stelle trockener Polemik und fachmäßiger Beweisführung hatte hier eine Seele auf ihrem Wege zum alten Glauben lebensfrisch geoffenbart, worin der Reiz zu suchen wäre, der sie angezogen hatte. Die Wirklichkeit hatte hier größeren Zauber ausgeübt als ein Roman. Das Problem, worin Protestanten und moderne Geister unlösbare Schwierigkeiten fanden, nämlich wie die individuelle freie Forschung mit der Tradition, das Privaturteil mit der Autorität zu vereinigen sei, war hier durch Newmans großes Beispiel gelöst."[1]) Gerade diese Kennzeichnung der Newmanschen Konversionsschrift paßt aber auch vorzüglich auf „A Modern Pilgrim's Progress" und nötigt den Kritiker, in der Zusammenstellung dieser beiden Seelengeschichten nicht eine Übertreibung, sondern ein begründetes Urteil zu sehen. Relativ übertrifft sogar, wie gleich zu zeigen ist, die aktuelle Bedeutung der neuen Konversionsschrift die der „Apologia" des großen Kardinals.

Beruht nämlich der unschätzbare Wert von Newmans Werk hauptsächlich in seiner Beleuchtung der innerkirchlichen Verhältnisse Englands, so war „die moderne Pilgerin" durch ihre Verhältnisse genötigt, den Wahrheitsdurst auch außerhalb der Grenzen Englands zu empfinden. Insbesondere lernte sie auch kennen, was Deutschland etwa zur Stillung dieses Durstes bietet. Mag daher Newmans einzig schönes Buch, von den speziell englischen Verhältnissen abgesehen, für den gelehrten Historiker zweifelsohne viel größeren Wert haben, als die vorliegende Konversionsschrift, so wird diese doch weitere Kreise in und außer England mehr interessieren. Demnach war es ein glücklicher Gedanke, dieselbe durch Übersetzung deutschen Lesern zugänglicher zu machen. Dieselbe liegt seit kurzem unter Namensnennung der Verfasserin vor mit dem Titel: „Heimgefunden. Pilgerfahrt einer Frauenseele von Bessie Anstice Baker."[2]) Der Bedeutung des

---

1) William Barry in The Catholic Encyclopedia X. 799 a.

2) Deutsche Bearbeitung von J. und A. Ober. Freiburg, Herder 1914.

Buches entsprechend hat Se. Eminenz Kardinal Wilhelm van Rossum der Übersetzung ein längeres Vorwort vorausgeschickt, während Bensons Preface unübersetzt geblieben ist. Ebenso ist die Einleitung des englischen Originals durch eine eigene „Einleitung zur deutschen Ausgabe" von Johannes Maier ersetzt worden, worin deutsche Leser über die kirchlichen Verhältnisse Englands im besonderen Anschluß an Waningers „Der soziale Katholizismus in England" (M.-Gladbach 1914) gute Aufklärung finden.

Wie berechtigt der Wunsch ist, daß das zeitgemäße Buch in gebildeten Kreisen Deutschlands eine ähnliche Aufnahme finde, wie sie ihm in England zuteil geworden ist, mag die Weiterführung der oben erwähnten Parallele mit Kardinal Newmans Werk dartun. Gerade jetzt, da das politische England durch seinen Mangel an Wahrheitsliebe den gerechtesten Unwillen besonders von seiten Deutschlands herausfordert, ist es angezeigt, daran zu erinnern, daß die edlen Vertreter des englischen Namens nicht ausgestorben sind, denen sich Kardinal Newman in dem Satze beizählt: „We Englishmen like manliness, openness, consistency, truth." (Apologia ed. 1891. p. 126.) Das bleibt zu Gunsten dieser Wahrheitsucher stehen, trotzdem Fürst von Bülows Verteidigung der englischen Politik gegen den Vorwurf der Perfidie kläglich mißglückt ist. Er würde am Ende des Jahres 1914 kaum mehr behaupten wollen, was er Ende 1913 oder Anfang 1914 geschrieben hat: In Wahrheit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker ebenso wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes ein Beispiel nehmen können." [1])

Von seinem Freunde Hurrell Froude sagt Newman: „Er ging mit Leichtigkeit ein auf abstrakte Wahrheiten, hielt aber mehr — und war darin bis aufs Mark ein Engländer

1) Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. Berlin 1914. I. 13. — Die Sperrung im Zitat rührt von mir her.



(an Englishman to the backbone) — auf das Wirkliche und Konkrete". — Das gilt nun in erhöhtem Grade von Miß Baker, die hierin nochdazu den eigentümlichen weiblichen Charakter nicht verleugnet. Trotz aller, teilweise bewunderungswerten wissenschaftlichen Bildung ist die Verfasserin weit entfernt, als gelehrte Frau auftreten zu wollen. Mit einer geradezu kindlichen Natürlichkeit, hierin Newman sehr ähnlich, schildert sie ihre persönlichen Erfahrungen, die vom Verlangen, wahres religiöses Leben anstatt lebloser Formen zu finden, getragen sind. So nimmt sie aus ihrer Familie eine lebhafte Vorstellung von der Liebe Gottes, die in der Liebe der Eltern zu einander und zu den zwölf Kindern sich abspiegelt, mit, aber gar keine Hinneigung zu dem langweiligen, anglikanischen Gottesdienst. Als sie dann in dem Alter, das auch in Newmans Entwicklung einen Wendepunkt bedeutete, etwa fünfzehnjährig, die großen Widersprüche in der „Kirche Englands" kennen lernte, und in der Folge zur Beilegung ihrer wachsenden Unruhe auf die selbständige Forschung in der Bibel und im Common Prayer Book verwiesen wurde, ging der Glaube ihrer Kindheit vollends in Brüche.

„Die Anhänger der Hochkirche", berichtet sie, „sagten mir, ihre Kirche sei die von Christus gestiftete, der er befohlen habe, alle Völker zu lehren. Wo war diese Kirche? Leider war sie gespalten und ihrer Stimme Ruhe geboten worden. Man sprach mir von einer Kirche, die Christus als den Fels und den Grund der Wahrheit bezeichnet habe, die aber leider dem Irrtum anheimgefallen sei und daher von Heinrich VIII. und Cranmer habe reformiert werden müssen; eine Kirche, der Christus versprochen habe, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten, über die jene aber gesiegt hätten; einer Kirche, für die Christus in der Stunde seines Leidens gebetet habe, daß sie eins sein solle, so wie er und der Vater eins seien, die aber doch zersplittert worden sei. — Alles dies sagte man mir und verlangte, ich solle an die Gottheit Christi glauben. Ich konnte nicht anders, als mich von einem solchen Glaubensbekenntnis abwenden; mein Verstand hatte sich lange schon dagegen gewehrt,

nun empörten sich beide, Herz und Verstand. Wie konnte ich einen Gott anbeten, der geirrt hatte? Wie einen Christus ehren, aus dessen Versprechen nichts geworden war? Diese Gedanken rückten mir wieder die Ansichten der Unitarier mehr in den Vordergrund. Ich beschloß daher, auf die Idee, Christus sei nur ein großer Mensch gewesen, zurückzugreifen, für mich allein zu untersuchen und zu prüfen, was wohl zu der Theorie seiner Gottheit geführt habe.“ . . .

„Wo war, bezw. wo ist diese Kirche?“ — Diese große Frage ist für Kardinal Newman gerade so wie für Miß Baker schließlich der Mittelpunkt, um den sich alle Untersuchungen drehen. Gleichwohl herrscht bezüglich des Ausgangspunktes der Zweifel und Untersuchungen zwischen beiden ein bedeutender Unterschied, wodurch, wie bereits bemerkt, das Buch der Frau für unsere Gegenwart größere Bedeutung hat als das des großen Mannes. Der geniale, gelehrte Theologe Newman bleibt vom frühen Jünglingsalter an bis ins reife Mannesalter in der Kirche Englands fest verankert. „Unter dem Einfluß eines bestimmten Credo“ ringt er sich vom 16. Jahre an mehr und mehr von kalvinistischen Anschauungen zu katholischen durch, ohne zu wissen, daß er sich damit der römischen Kirche nähert. Die Hochkirche ist ihm wesentlich die katholische Kirche Christi, die er als Führer der Oxfordbewegung gegen den Liberalismus zu reformieren bestrebt ist, bis ihn Augustinus' Wort: „Securus iudicat orbis terrarum“ wie ein Blitzstrahl klar erkennen läßt, daß seine „Via media“ ein Irrweg ist. Daher bietet sein Buch keinerlei Untersuchung über die natürlichen Wahrheiten: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. In Miß Bakers Buche sind dieselben aber der Gegenstand einer Reihe von Kapiteln, die zu den interessantesten gehören. Nachdem sie nämlich durch die vielen, einander widersprechenden Auslegungen der Bibel zur Überzeugung gekommen war, daß der tote Buchstabe ohne lebendigen Lehrer keine Lebenswahrheit vermitteln könne, wandte sie sich zur Untersuchung der Fundamente jeder Wahrheit, zu „den ewigen Fragen nach dem Warum, Woher und Wohin des Lebens“. Newman kann sich seit dem 15. Lebensjahre



„gar keinen Begriff machen von einer Religion ohne Offenbarung"; M. Baker sieht sich genötigt, die Religion mit Beiseitesetzung der Offenbarung vernunftgemäß zu erforschen. Dabei stimmt sie in der Methode doch wieder mit ihrem gelehrten Landsmann überein. „Religion", so betont Newman, „als bloße Gefühlssache ist mir Traum und Trug. Man könnte ebenso gut von kindlicher Liebe sprechen, ohne daß es Eltern gäbe, wie von einer Frömmigkeit, die nicht auf ein wahrhaft seiendes höchstes Wesen gerichtet wäre". Ähnlich beschämt die englische Denkerin manchen träumenden Deutschen mit seiner Gefühlsreligion, indem sie erzählt, daß sie vergeblich sich bemüht habe, nach dem Verluste ihrer Kindheitsreligion sich „eine Art gefühlvoller Moralität" zurecht zu legen. „Wenn es keine Glaubensautorität gab", sagte sie mit denkkräftiger Folgerichtigkeit, „warum sollte es eine Autorität in sittlichen Dingen geben?"

Für einen gebildeten Leser kann es nun kaum etwas Spannenderes geben als die philosophischen Untersuchungen über Kants Idealismus, über die Grenzen der Vernunft, über Stuart Mills Theorie, über Darwins Evolutionismus und Herbert Spencers Agnostizismus. Das da und dort geltende Axiom von der Unfähigkeit des weiblichen Verstandes zu selbständigem Denken wird hierdurch erschüttert. Andererseits verleugnet die Denkerin hierbei nicht ihre glückliche Eigenart. Mit einem gewissen Scharfblick entdeckt sie in jedem System die Wahrheitselemente und nimmt sie dankbar von Renan und Spencer ebenso an wie von Hegel und Kant u. a. Sie läßt sich aber von keinem System festhalten, sondern zieht nach Art einer wahren Pilgerin weiter mit den entdeckten Perlen, um den vollen Schatz zu finden. Dabei eignet ihr die Gabe, knapp und kurz die Wahrheiten aus den einzelnen Systemen zusammenzufassen. Die Übersetzung hatte besonders in diesen Kapiteln keine leichte Aufgabe zu bewältigen. Jede gerechte Kritik wird anerkennen müssen, daß sie dieselbe gut gelöst hat, wenn auch selbstverständlich hier am wenigsten die Übersetzung das Original ersetzen kann.

Beiderseits wird der Leser mit dem beliebten gelehrten Apparat gänzlich verschont. Die Lektüre wird freilich dadurch noch nicht, wie im Vorwort richtig betont ist, zu einer bequemen Unterhaltung; vielmehr bleibt sie ohne die Mühe des Nachdenkens nicht zu bewältigen. Ein Theologe und Philosoph von Fach wird freilich manchen Satz der Verfasserin zu wenig klar und bestimmt oder gar schief ausgedrückt finden. Die Kürze im Ausdruck hat nicht selten Dunkelheit im Gefolge gehabt. Das gilt von der Übersetzung vielleicht noch mehr wie vom Original. Der Leser hat jedoch zu berücksichtigen, daß er es nicht mit einem Lehrbuch zu tun hat, sondern mit einer Konvertitin, die ihr fortschreitendes Erkennen wahrheitsgetreu schildert.

Die mühevollen Seelenkämpfe auf diesem Gebiete führten schließlich die Wahrheitsucherin zum festen, als Denknotwendigkeit erkannten Glauben der Kindheit an „einen persönlichen Gott, der allein die Rätsel des Universums lösen kann", zurück. Jetzt aber führte ihr Weg sie auch wieder zu der Überzeugung, die, wie oben erwähnt, den Ausgangspunkt für Newmans Wahrheitsforschung bildete. „Notwendig brauchte ich eine Offenbarung, doch wo sie finden?" „Die Kirche Englands" konnte für sie nicht das Ziel des Suchens bilden. Zu diesem Ergebnis war sie früher und schneller als Newman gekommen. Der weitere Weg bis zum wirklichen Hort der geoffenbarten Wahrheit sollte ihr nun ähnliche Kämpfe bringen, wie dem bewunderten Herausgeber der „Tracts for the Times". Sie lernt gelegentlich die katholische Kirche in einzelnen Einrichtungen und Äußerungen kennen und die Erkenntnis drängt sich ihr wie dämmerndes Licht mehr und mehr auf, daß die katholische Kirche durch ihre Offenbarungslehre das ergänze und vollende, was sie als notwendige Vernunftwahrheit in sich aufgenommen hatte. „Als ich allmählich anfing, einzusehen, Gott habe den Menschen eine bestimmte Offenbarung von sich selbst gegeben, und zu vermuten, die katholische Kirche sei die Hüterin und Erklärerin dieser Offenbarung, wandte ich mich an sie, damit sie mir diese Lehre deute oder ein klareres Licht auf mich verwirrende Probleme werfe . . .

Das Studium von Herbert Spencers Philosophie mag in gewisser Weise dazu geholfen haben, mir die katholische Lehre anziehend zu machen, indem es alle Widersprüche hinwegräumte, die sich zwischen den beiden Gedankenpolen, dem Agnostizismus und dem Katholizismus, angehäuft hatten. Jedenfalls wandte ich mich von der Religion der Verneinung zu der des Wissens, von der Religion des Zweifels, welche Gott für unerkennbar erklärt, zu der Kirche, die verspricht, uns ihn kennen zu lehren, „so wie er uns kennt", und daß, die reinen Herzens sind, ihn anschauen und die ewige Glückseligkeit besitzen werden".

In der weiteren Verfolgung dieses Weges kommt nun besonders der oben von Newman hervorgehobene englische Charakter mit seiner Vorliebe für Tatsachen und lebendige Wirklichkeit zur Geltung. Die Wahrheitssucherin tritt mit Dr. Pusey in Verbindung. „Als die Frage erörtert wurde", berichtet sie über ihre letzte Unterredung mit ihm, „ob die anglikanische Kirche Anspruch darauf habe, als ein Teil der katholischen Kirche betrachtet zu werden, konnte *ich* seine Ansicht nicht verstehen und *er* nicht die meinige. Er war zu gut und gelehrt, mich zu verstehen; ich dagegen zu unbewandert in der Kirchengeschichte, um seine Argumente zu begreifen. Ich wußte nichts von alten Manuskripten und gefälschten Dekreten und kümmerte mich noch weniger darum; daß sie Autorität beanspruchen, machte keinen Eindruck auf mich. Infolge meines jahrelangen Aufenthaltes im fremden Lande (Frankreich), wo *alles modern* ist, überzeugten mich *moderne Tatsachen* vielleicht mehr als historische Beweise, die man aus alten Dokumenten gewonnen. Daß die katholische Kirche mit all ihren wunderbaren Einrichtungen noch heute besteht, war mir ein viel größerer Beweis von der Gottheit Christi, als irgend eine Urkunde aus alten Zeiten. Selbst wenn ich die Inspiration der Bibel zugeben wollte, schien sie nur für meine Bedürfnisse mir geeignet, wenn sie durch eine lebendige Lehrerin — ausgerüstet mit göttlicher Autorität für ihre Lehre — ergänzt und erklärt würde; wenn dies also für die Bibel richtig war, dann galt es

noch mehr für die Schriften der Kirchenväter, die man nicht für inspiriert hält.“

Miß Baker umschreibt hiemit, ohne es vielleicht zu wissen, nur den klassischen Satz des hl. Augustinus: „Etiam evangelio non crederem nisi me moveret auctoritas ecclesiae catholicae“. Die Ergänzung des Wahrheitsbeweises aus „alten Dokumenten“ und den Kirchenvätern bietet hier Newmans Apologia. Im übrigen aber trifft der große Kardinal hier wieder mit seiner Landsmännin auf dem Wege zusammen. Über jene bereits erwähnte Entscheidungsstunde im Jahre 1839, in der Augustins Wort: „Ruhig richtet der Erdkreis“, ihn ähnlich traf, wie den Saulus auf dem Wege nach Damaskus die himmlische Stimme, schreibt er: „Dieser Satz führte die Entscheidung über kirchliche Fragen auf eine einfachere Regel zurück, als es die Prüfung nach dem Altertum war; und doch war der hl. Augustinus selbst eine der zuverlässigsten Stimmen aus diesem Altertum; durch ihn entscheidet sonach das Altertumsprinzip gegen sich selbst. Welch ein Licht fiel damit auf jede Streitfrage in der Kirche! . . . Diese gewaltigen Worte des alten Kirchenvaters schlugen mir den ganzen Lehrbau von der Via media in Trümmer und Staub“.

Ganz anders als die Rücksprache mit Pusey fiel der Besuch bei Newman in Edgbaston aus:

„Niemals noch“, schreibt die Verfasserin, „war mir eine solche Persönlichkeit begegnet, noch nie hatte mich die Kraft und Zurückhaltung eines Mannes so bewegt. In seinem Wesen war eine große Entschiedenheit, die mich sowohl entzückte als auch erschreckte, und obgleich er anfangs streng schien, beruhigte mich seine Freundlichkeit bald. Er berief sich nicht auf alte Dokumente, erörterte keine fernliegenden historischen Fragen, sondern wandte sich an die Stimme des Gewissens, an jene Stimme, die eine höhere Kenntnis von Gott gibt, und alle Streitfragen unberücksichtigt lassend, betonte er die Notwendigkeit, meine Pflichten als göttliche Gebote zu betrachten, wies darauf hin: „sollen“ nicht „müssen“ sei der Ruf des Gewissens, und diese Stimme beuge nicht nur die Freiheit des Menschen, sondern



auch die Existenz einer äußeren Autorität, die uns mit Recht moralische Verpflichtungen auferlege."

Trotz der großen Förderung auf dem Wege zum Ziele, die Miß Baker der Unterredung mit dem erfahrenen Geistesmann verdankte, wurde sie von der Einkehr ins Vaterhaus der Kirche noch durch große Hindernisse in ihrem eigenen Innern abgehalten. Hier tritt Newmans Seelengeschichte mit der ihrigen wieder in auffallende Parallele. Unter den fünf Kapiteln der Apologia Kardinal Newmans ist das vierte das längste, und er beginnt die Schilderung seines inneren Lebens vom Ende 1841 bis zu seiner Konversion am 9. Oktober 1845 mit der Versicherung, er habe während dieser Zeit in Bezug auf sein Leben innerhalb der anglikanischen Kirche „auf dem Sterbebette gelegen". Erst kurz vor der Rückkehr in die Mutterkirche kam ihm die innere Gewißheit, die allem Bangen und Schwanken eine Ende machte. Jeder Leser wird die Mitteilung dieser letzten Kämpfe ergreifend finden. So bewirken auch die letzten Kämpfe dieser wahrheitssuchenden Frauenseele eine unwillkürliche Steigerung des Interesses bei der Lektüre. Mit der festen Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche ist sie schließlich 1876 nach Paris gereist. Manche ihrer anglikanischen Freunde hatten gehofft, daß der Kontrast, den man in dem leichtlebigen Paris zwischen Leben und Glauben sehen konnte, sie vom Anschluß an die Kirche abhalten würde. Allein es gab und gibt eben ein doppeltes Paris in dieser Beziehung. Immerhin mußte die Pilgerin dort auf die Stunde der Gnade warten. Sie kam in der Predigt des Dominikaners P. Etienne mit den daran geknüpften letzten Unterweisungen. Der 15. Dezember 1876, an dem sie katholisch wurde, nötigt sie zu schreiben: „Seit diesem Tage verschwanden alle Zweifel, und ich bedauerte nur, den entscheidenden Schritt so lange verzögert zu haben." Wie für Newman gibt es von da an keine „Geschichte der religiösen Meinungen" mehr zu erzählen. Die Konvertitin in der Heimat der Wahrheit kann nur von ihrem unwandelbaren Frieden reden: „Viele Jahre sind seit jenen ereignisvollen

Tagen vergangen, aber kein finsteres Gespenst der Vergangenheit wirft mehr seinen Schatten auf meinen Pfad, denn ich habe die so lang ersehnte und überall gesuchte Gewißheit gefunden. . . . Es ist mir unmöglich, den Frieden und die Freude, das Licht und die Freiheit zu schildern, welche die katholische Kirche in mein Leben gebracht hat; jenen, die diese Güter nicht besitzen, kann ich nur dasselbe zurufen, was unser Herr dem Weib am Brunnen sagte: „Wenn Du es erkenntest!"

Mit diesem Wunsche darf auch diese Parallele zwischen den beiden Wahrheitssuchern schließen, die ja nichts anderes sein soll als eine Einladung, beide näher kennen zu lernen.

Mautern in Steiermark. Aug. Rösler, C. SS. R.

VI.

Rundschau.

In den Prüfungen, welche die Völker jetzt heimsuchen, richten sich ihre Blicke zu dem Felsen Petri. In England wird mancher an die Worte Macauleys über die Ewigkeit dieses Felsens, aere perennius, gemahnt worden sein, als er die Nachricht vernahm, daß die britische Regierung sich veranlaßt gesehen hat, wieder einen außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten beim Vatikan zu ernennen. Die englische Politik hat sich zu solcher Maßregel bisher nur in den Stunden der Not verstanden, wenn die Hand des höchsten Lenkers der Welt sich am Himmel zeigte. In den Tagen und Jahren des ungestörten Selbstvertrauens haben alle Kreise Englands, in welchen noch immer der gottabgewandte und im Grund menschenfeindliche No Popery-Gedanke lebt, gegen amtliche Beziehungen zwischen England und dem Stuhl Petri geifernden Einspruch erhoben. Auch heute gelangte dieser Einspruch in der Öffentlichkeit durch die Stimme der „Daily News" zum Wort, welche der britischen Regierung aus ihrer Maßregel einen schweren Vorwurf machen will.

Seit den Tagen Gladstones, der im Jahre 1880 George Errington zum diplomatischen Vertreter Großbritaniens beim Vatikan ernannte, — eine Maßregel, welche nach dem Rücktritt Gladstones von der Regierung rückgängig gemacht wurde, — tat die Regierung jenen englischen Kreisen den Willen, welche, in den Überlieferungen Cromwells und Heinrich VIII. denkend, den Papst nicht zu kennen vortäuschen wollen. Zur Zeit Gladstones war es die gegen den Druck der englischen Herrschaft gerichtete Bewegung im katholischen Irland, welche zu dem führte, was die Publizistik „eine Annäherung an den Vatikan" nennt; es sollte: „dem Einfluß der irischen Geistlichkeit in Rom ein Gegengewicht" geschaffen werden. Möglich auch, daß Gladstone eine unbefangenere und aus höherer Anschauung fließende Würdigung der Personen und Dinge besaß als die ihm widersprechenden Sektierer. Er kannte Rom, wo er sich aufhielt, nachdem er sich lange und eingehend mit italienischer Geschichte und Literatur befaßt hatte; sehr gute Übersetzungen italienischer Dichter sind von seiner Feder. Er hat zusammen mit Lord Russell den Vorgängen in Rom und der übrigen Halbinsel im vorigen Jahrhundert große Aufmerksamkeit gewidmet. Ein vor wenigen Wochen in Italien erschienenes Buch: „Gladstone nelle sue relazioni con l'Italia" enthält darüber manche die Gegenwart fesselnde Erinnerung. Dem tut der Umstand keinen Abbruch, daß der Verfasser des Buches, Professor Zumbini (Neapel), die Auswahl und die Darstellung so getroffen hat, daß seine Absicht, die Italiener für England einzunehmen, klar an den Tag tritt. Man hat es dabei mit einem Stück des literarisch-politischen Feldzuges zu tun, welchen die Anhänger des Dreiverbandes in allen neutralen Ländern gegen Deutschland und Österreich-Ungarn führen, und dem wir, es sei mit Bedauern und zum Ansporn gesagt, nichts Gleichwertiges bis jetzt an die Seite gesetzt haben.

Die Wahl der britischen Regierung unter den Männern, welche ihr als Vertreter beim Vatikan vorgeschlagen wurden, ist auf Henry Howard gefallen; ein Zögling der Benediktiner in ihrem Colleg in Downside bei Bath; er ist heute 71 Jahre



alt, ein Veteran der Diplomatie, der zuletzt Gesandter im Haag und in Luxemburg war. Es konnte nicht fehlen, daß unter den Einwendungen, welche gegen diese Maßregel von den Feinden des Stuhles Petri und der Katholiken erhoben wurde, sich auch jene befand, daß „die englische Regierung damit die französische Regierung in Verlegenheit setze, welche, obgleich sie an der Spitze eines katholischen Landes steht, keine Beziehungen mit dem Vatikan wolle". Die französischen Katholiken denken darüber anders. Der frühere Minister des Auswärtigen G. Hanotaux verlangt die Ernennung eines Gesandten der Republik beim Vatikan und spricht damit ohne Zweifel die Wünsche der Katholiken in Frankreich, nicht unwahrscheinlicherweise die Meinung der Mehrheit der Franzosen aus. Da außer den Wünschen der Katholiken auch die politischen Interessen Frankreichs (in Syrien, Palästina u. a. a. O.) in Betracht kommen, so könnte man erwarten, daß der Anregung demnächst Folge gegeben würde, wenn nicht das kirchenfeindliche Element in Regierung, Parlament nnd Presse die Oberhand hätte. Die Sonderbarkeit, um nicht zu sagen die Verschrobenheit im Bereich der französischen Politik äußert sich auch hier. Die Nachrichten besagen: die ganze Bretagne liegt auf den Knieen, die Kirchen in Paris und fast allen Teilen des Landes sind von Betern angefüllt; viele betrachten diesen Krieg als eine Strafe für die gottlose Politik der Regierung. Trotzdem führen dieselben Männer die Zügel, welche diese Politik eingegeben und gemacht haben; auf keinem Gebiet zeigt sich eine Wendung in den Dingen, wie groß sie auch in den Stimmungen sein mag. Das Verlangen der Katholiken, die Regierung möchte sich bei den Gebeten in den Kirchen vertreten lassen, bleibt unbeachtet; selbst der so wenig bedeutende Antrag, das Fest der Jungfrau von Orleans zum Nationalfest zu machen, den Maurice Barrès in der Kammer stellen wollte, mußte auf Wunsch der Regierung zurückgezogen werden „um die Einigkeit der Parteien nicht zu stören". Einige Nachrichten wollen von einem Brief S. H. des Papstes Benedikt XV. an den Präsidenten der Republik, Poincaré, wissen. Eine

Bestätigung dieser Nachricht ist bis jetzt nirgends zu finden. Wohl aber liegen von dem Staatssekretär Kardinal Gasparri Mitteilungen vor, welche das bisherige Verharren der französischen Regierung bei ihren kirchenfeindlichen Tendenzen andeuten.[1]) Danach hat sich der Kardinal im folgenden Sinn geäußert: Der Papst hat an den Erzbischof von Reims, Kardinal Luçon, einen Brief gerichtet. Der Brief ist in Tours angehalten worden und nicht an den Erzbischof gelangt. Der Vatikan hat das Schicksal des Briefes durch drei Wochen erwartet. Alsdann wurde er in den Zeitungen veröffentlicht. Ebenso ist es einem Brief ergangen, den der Papst an den Erzbischof von Lyon, Kardinal Sevin, Ende November geschrieben hat. Auch dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt. Über die Veranlassung und den Inhalt des Briefes an den Erzbischof von Lyon teilte der Staatssekretär Kardinal Gasparri mit: der Kardinal Sevin, Erzbischof von Lyon, hatte am 12. November an den Papst geschrieben, es wären in Frankreich Nachrichten in Umlauf, denen zufolge kirchliche Kreise in Rom und katholische Blätter mehr Hinneigung zu Österreich-Ungarn und Deutschland als zu Frankreich bekundet hätten; der Vatikan möge Neutralität empfehlen. Darauf ist erwidert worden, daß die Zeitungen Osservatore Romano und Corriere d'Italia durchaus neutral sind; die zahlreichen kleinen über ganz Italien zerstreuten Blätter sind unkontrollierbar. Wenn gesagt wird, es gäbe Prälaten in Rom, welche unfreundlich von Frankreich redeten, so würde es dem Kardinalerzbischof von Lyon sicherlich schwer fallen, einen einzigen solchen Prälaten namhaft zu machen. Man wisse im Vatikan recht gut, woher die Verleumdungen kommen, die in Frankreich verbreitet werden und welchen, es muß mit Bedauern gesagt werden, selbst unter den Katholiken zuviel Glauben geschenkt wird. Der Papst wünsche, daß der Erzbischof von Lyon diesem Brief die möglichste Verbreitung gebe, um die (französischen) Katholiken auf-

1) Unterredung, welche Kardinal Gasparri dem Vertreter der Pariser Zeitung „Petit Parisien" Basset gewährt hat; nach dem Berichte Bassets.



zuklären und zu beruhigen. Es ist schon gesagt worden, daß dieser Brief nicht in die Hand des Erzbischofs von Lyon gelangt ist.

Bei derartigen Tendenzen innerhalb der französischen Verwaltung, welche sogar auf den Briefverkehr zwischen dem Vatikan und den französischen Bischöfen wirken, sieht es nicht aus, als ob die Herstellung diplomatischer Beziehungen zu dem Vatikan in Rede stünde. Sie würde insbesondere das schroffste Dementi für den heutigen Ministerpräsidenten Viviani bedeuten. Dennoch verlautet beharrlich, daß die Regierung beabsichtigt, in nicht offizieller Form einen beglaubigten Agenten beim Vatikan zu ernennen und zwar wird dafür der Abbé Duchesne genannt. Seine Persönlichkeit ist durch eine außergewöhnliche Tätigkeit in Literatur und Wissenschaft bekannt: er gehört zu den glänzendsten nnter den zeitgenössischen französischen Schriftstellern und machte zuletzt von sich reden, als der Vorwurf des Modernismus gegen ihn erhoben wurde, weshalb er von seinen Lehrämtern zurücktrat. Er ist, was die Franzosen lieben, ein beredter Mund und ein schmiegsamer Geist. In den Kontroversen sah man ihn nicht immer auf der Seite der Enzykliken. Alles in allem gelang es ihm, das Vertrauen der kirchenfeindlichen Regierung zu erhalten, die ihm ein Inspektorat an den archäologischen Instituten in Egypten übertrug. Die letzten Winter hat er in Kairo zugebracht. In der diplomatischen Welt hat er Anknüpfungspunkte, erfreut sich auch der Wertschätzung des englischen Botschafters Bertie in Paris. Im Pariser Salon des Jahres 1913 prangten zwei große prächtige Aquarellporträts von der Hand desselben Malers Seite an Seite; das eine zeigte den Botschafter Bertie, das andere den Abbé Duchesne.

Neuerdings hört man, es bestünde die Absicht, den früheren Präsidenten der Republik, Loubet, als Botschafter nach Rom zu schicken. Die Nachricht erscheint allen von geringer Wahrscheinlichkeit, welche wissen, daß Loubet ein hochbetagter Herr ist, dessen Geist sich der Vergangenheit zugewendet hat, so daß die Erzählungen der Königin von Navarra bald ein Gegenstück in den Erzählungen Loubets finden.

Der Vorschlag des Papstes zur Weihnachtsruhe im Felde war einer der menschenbeglückenden Gedanken, welcher sich



würdig ähnlichen Anregungen der Päpste im Laufe der Geschichte anreiht. Leider war diesesmal der Erfolg versagt; von Deutschland und Österreich-Ungarn angenommen, ist von den Mächten des Dreiverbandes die Ablehnung ergangen. Aber die Mahnung des Friedens hallt dennoch durch die Welt, wo immer Menschen leben, die guten Willens sind.

Die Verhandlungen des Parlaments in Italien, das sich inzwischen bis zum 18. Februar vertagt hat, haben überall viel Aufmerksamkeit erregt. Stand doch für viele die Frage offen, ob Italien neutral bleibe und wie lange. Die Erklärungen des Ministerpräsidenten Salandra, des Ministers des Auswärtigen Sonnino und die Mitteilung des früheren Ministers des Auswärtigen, Giolitti[1]) haben den Ausblick dahin geklärt, daß Italien eine wachsame Neutralität befolgt, bereit, mit den Waffen einzugreifen, wenn seine Interessen es erheischen. Da auch die Politik Rumäniens von derselben Art ist, so entwickelt sich zwischen beiden Ländern eine gewisse Gemeinsamkeit des Zieles.

Seitdem ist der seitherige deutsche Botschafter in Rom, Herr v. Flotow, zurückgetreten und als sein Nachfolger ist Fürst Bülow in der „Rosen-Villa", wie die Römer die Wohnung der Fürsten, die „Villa Malta" nennen, eingetroffen.

In der französischen Kammer hat der Ministerpräsident, Viviani, eine Rede gehalten, deren Irrtümer im Bereich von Chronologie und Tatsachen der Reichskanzler v. Bethmann in einem Rundschreiben gedacht hat. Mehr noch als die Deutungskunst fällt der Ton der Rede auf, die an Siegeszuversicht mit den Tatsachen in scharfem Widerspruche steht. Die Rede verdient alle Bemerkungen, welche seinerzeit französische und andere Kritiker dem Manifest des Herzogs von Braunschweig entgegengestellt haben. Die Rede Vivianis ist eine bramarbasierende Drohung an Deutschland. Sie mag bestimmt sein, die Zuversicht des Franzosen anzufachen und der deutschfeindlichen Agitation in den neutralen Ländern Argumente zu liefern; in der Hauptsache wird sie wohl aus dem Kopf des Redners, der vor allem Theoretiker ist, kommen.

1) Italien hat im August 1913 die Frage Österreich-Ungarns, ob es einer Aktion am Balkan beitrete, verneint. Umsoweniger hätte im August 1914 der casus foederis vorgelegen.



Viviani hat von der auswärtigen Politik und den Zuständen in anderen Staaten höchstens eine oberflächliche Anschauung. Als er nach Vollendung jener Gesetzgebung, welche die Kirchen beraubte, die Orden vertrieb, die Religion aus der Schule verbannte, vor die Kammer trat, tat er es in einer Rede, welche die Versicherung enthielt: „Wir haben die Sterne des Himmels ausgelöscht." Damals erregte er selbst Anstoß unter seinen Freunden. Bemerkenswerter als die Rede Vivianis mag die Ausführung des Berichterstatters der Budgetkommission, Clementel, erscheinen; sie enthält die Bemerkung: „wir und unsere Verbündeten werden Deutschland und Österreich-Ungarn mit einer effektiven Blokade umgeben, daß sie den Krieg nicht über einen gewissen Punkt hinaus fortsetzen können."

Es handelt sich also um die Absperrung vom Meere und von den Neutralen, welche alle Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsmaterial verhindern soll, so daß die deutsche Waffenindustrie das unentbehrliche Material nicht erhalte. Man wird sich vorgesehen haben. Allein diese Politik lenkt den Blick auf die Neutralen. Offenbar ist namentlich England unermüdlich daran, das Gewicht der britischen Übermacht auch den Neutralen fühlbar zu machen. Die Begegnung der nordischen Könige in Malmö ist unter dem Luftzug dieser Umstände zustande gekommen. Die Haltung der Neutralen nimmt das Interesse in wachsendem Maße in Anspruch.

VII.

Kürzere Besprechung.

Pius III. und die deutsche Nation von Dr. Joseph Schlecht. München und Kempten, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung 1914. 60 S. 4.

Der Neffe des Enea Silvio Piccolomini, Franz Piccolomini, der Sohn des Nanno Todeschini wurde am 22. September 1503 zum Papste gewählt, starb aber schon nach kaum einem Monat am 18. Oktober, zehn Tage nach seiner Krönung in St. Peter, wo er auch neben seinem Namensvorgänger vorerst in der Nähe der Andreaskapelle beigesetzt wurde. Er hatte in pietätvoller Erinnerung an seinen Onkel Pius II. gleichfalls den Namen



Pius sich beigelegt. Der Verfasser, welcher mit tiefgreifenden Studien zu einer Biographie über den uns Deutschen während seines ganzen Lebens so nahestehenden Papst beschäftigt ist, hat zunächst des Kardinals vielseitige „Beziehungen zum deutschen Reiche und Volke, zu seinen Fürsten und Gelehrten schildern" und gleichzeitig „einer gerechteren Beurteilung des edlen Papstes Pius III., als sie seit Gregorovius üblich war, den Weg bahnen" (Vorwort) wollen, nachdem vorher schon v. Pastor besonders im dritten Bande seiner Papstgeschichte ein objektives Bild des Papstes geboten und die gegen ihn von Gregorovius erhobenen und von Anderen, wie Brosch und Creighton, wiederholten Verleumdungen richtig gestellt hatte.

Pius III. brachte schon einen Teil seiner Knabenjahre in Deutschland zu in Begleitung seines berühmten Onkels, des Geheimschreibers K. Friedrich III.

Der Regensburger Kanonikus Dr. Johann Tröster von Amberg war damals sein Lehrer in der deutschen Sprache, dem er zeitlebens eine treue Anhänglichkeit bewahrte (amicus et praeceptor); unter den vom Verfasser publizierten Briefen des Kardinals befindet sich auch einer an Tröster vom 18. Januar 1481, in dem er ihn als „amicus singularis" bezeichnet (S. 4. 36). Dieser Unterricht mag wohl mit Veranlassung gewesen sein, daß schon der Jüngling in die Geschichte des deutschen Volkes sich vertiefte (S. 5).

Später wurde der Neffe, der 1460 durch Papst Pius II. zum Kardinal und Erzbischof von Siena ernannt war, wohl infolge seiner Kenntnisse der deutschen Verhältnisse und seiner Beziehungen zu hervorragenden deutschen Persönlichkeiten Protektor der deutschen Nation und übte dieses Protektorat auch im besten Sinne aus zur Förderung all der vielen deutschen Interessen geistlicher und weltlicher, politischer und privater Natur. Dabei kamen ihm verschiedene Umstände wesentlich zu Hilfe, nicht zuletzt die bei Italienern nicht gewöhnliche Kenntnis der deutschen Sprache, welche er so beherrschte, daß er deutsch nicht nur lesen und sprechen, sondern auch schreiben konnte. Zu diesem mehr äußerlichen Vorzuge gesellte sich als von besonderer Wichtigkeit seine große Kenntnis der deutschen Verhältnisse: „Fast mit allen hervorragenden Persönlichkeiten der deutschen gebildeten Welt war er bekannt, mit vielen derselben stand er in freundschaftlichem Briefverkehr" (S. 3).

Dem entsprach auch seine Stellung in politischer Beziehung zum Kaiser und den deutschen Fürsten (Brandenburg, Sachsen, Bayern) und Städten (Breslau, Nürnberg). Als Papst Paul II. zum Tag nach Regensburg, der die Türkenhilfe beraten und



beschließen sollte, einen Vertreter sandte, wählte er als Legaten den Protektor der deutschen Nation (Breve vom 23. Februar 1471). Selbstverständlich stand dieser auch mit einer Reihe von deutschen Kirchenfürsten, so mit dem Erzbischof Bertold von Mainz, den Bischöfen von Würzburg, Rudolf von Scherenberg (Brief an diesen c. 1478 S. 30) und Lorenz von Bibra, den Bischöfen von Konstanz, Johann von Freiberg und Dr. Thomas Berlower (Brief vom 30. August 1469 S. 27), dem Bischof von Lübeck, Dietrich Arndes (Brief v. J. 1482), dem Bischof von Worms, Johann von Dalberg, zum Teil in reger Verbindung. Eine besondere Freundschaft scheint ihn mit dem aus Landshut stammenden und dort auch in der Antoniuskapelle der Martinskirche begrabenen Bischof Dr. Georg Altdorfer von Chiemsee (1477—1495) verbunden zu haben, den seine Studien einst nach Bologna geführt hatten, wo er 1456 zum Lehrer in geistlichen Rechten promoviert ward (S. 37). Der Verfasser veröffentlicht im Anhange aus der im Stiftsarchiv zu Admont erhaltenen Korrespondenz erstmals nicht weniger als sieben Briefe des Kardinals an Altdorfer und drei Briefe des Letzteren an den Kardinal aus den Jahren 1479—1492. Die Beziehungen endlich des Kardinals zu den deutschen Humanisten, auch Reuchlin und Mutian, werden nur kurz angedeutet. Ein besonderer Wert wird der Abhandlung, welche zuerst in der „Festschrift der Görresgesellschaft für Georg Freiherrn von Hertling“ (Kempten und München 1913, Kösel-sche Buchhandlung) erschienen war, verliehen durch die, wie der Verfasser mit vollem Rechte sagt, „wertvollen“ Beigaben in Form von 28 zum ersten Male hier veröffentlichten Briefen. Es sind dies außer dem schon genannten Briefwechsel mit Dr. Georg Altdorfer fünf Originalbriefe des Kardinals an die Stadt Breslau aus der Roppan'schen Sammlung im Archiv der Stadt Breslau (einer im Facsimiledruck) 1463—1464, neun Briefe aus einer Handschrift (1077) der Bibliotheca Angelica in Rom, darunter einer an Pfalzgraf Rupprecht von Bayern, Erzbischof von Köln (c. 1464) und einen des Kurfürsten Philipp von der Pfalz (1500), zwei aus Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (an Kilian v. Bibra und, wie schon oben erwähnt, an Johann Tröster) ꝛc. Das Lobgedicht des Humanisten Engelbert Funk aus Schwabach auf Francesco Piccolomini nach einer Abschrift des 16. Jahrhunderts auf der Universitätsbibliothek zu Upsala macht den Schluß der Abhandlung, welcher ein Register beigegeben ist. Das Krönungsbild von Pinturicchio im Dom zu Siena schmückt in würdiger Weise das Titelblatt.



VIII.

Krieg und Frieden fördernde Kunst.

Macaulay, für den ich immer eine große Vorliebe hatte und heute noch habe, weil er ein so rassiger Vertreter englischen Geistes ist, hat einmal sehr schön und ausführlich auseinandergesetzt, wie Völker, die ziemlich plötzlich, den Nachbarn überraschend, in die erste Reihe vorrücken, zunächst sich immer unbeliebt machen; er hat dies an den Spaniern des 16. Jahrhunderts und an den späteren Engländern klar zu machen gesucht. Wenn wir ruhig darüber nachdenken, werden wir die Gründe selbst finden und es ist besser, daß wir selbst finden, als daß ich zitiere. Der Ausdruck „erste Reihe" ist übrigens nicht von Macaulay, sondern von mir. Macaulay wäre er gewiß nie gekommen; ihm ist der Engländer „der Erbadel der Menschheit", wie er in seinem „Lord Clive" sich ausausdrückt, eine Ansicht, der wir heute gewiß auch beipflichten, wenigstens soweit der Adel vom Raubritter abstammt. Ich lege aber Wert auf den Ausdruck „erste Reihe" und nicht „erste Stelle"; denn in einer Reihe können mehrere nebeneinander Platz haben.

Wir führen die Worte des Engländers aber absichtlich nicht näher an, damit jeder unbeeinflußt über die eigentümliche Erscheinung nachdenken und dann Macaulay durchsuchen möge, um die Engländer kennen zu lernen und zu sehen, ob er nicht vielleicht selbst etwas Neues hinzugetragen habe.



Aber **eine** Sache kann ich verraten, die Macaulay, soviel ich ihn im Gedächtnis habe, nicht berührt hat, und das ist der Einfluß der **Kunst** eines Volkes auf die Stimmung der Nachbarn. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Eindruckes, den das Leipziger Völkerschlachtdenkmal auf Franzosen gemacht hat. Und ich muß, auf alle Gefahr hin, gestehen, daß ich damals den Franzosen ähnlich empfunden habe. Das Ganze wirkte auf mich geistig doch zu wenig durchgebildet, besonders auch der obere Abschluß; auch für mich überwog der Eindruck des Kolossalen und fast des Schreckhaften. Die Bildwerke daran taten mir umsomehr weh, als sie zum großen Teile von einem **Österreicher** herrührten. Da man nicht allseitig sein kann, gestehe ich auch, daß bei mir der Sinn für indische, hinterindische und malaische Kunst damals noch nicht recht aufgegangen war, sodaß ich diesem Erdenwinkel wohl unrecht tat, wenn ich mich bei jenen Skulpturen seiner erinnerte.

Deutsch, wie ich es auffasse, kam mir das Werk keineswegs vor, sondern formlos und lieblos — und das erschien, merkwürdiger Weise, gerade den Fremden das Deutsche daran, und das war kränkend.

Dann erinnere ich mich auch recht gut, daß die Russen nach der Zerstörung der deutschen Botschaft in Petersburg zu ihrer Entschuldigung anführten, es wären ihnen die nackten Figuren auf dem Baue — gerade in der Nachbarschaft einer ihrer verehrtesten Kirchen — immer ein Dorn im Auge gewesen. Im großen Ganzen war diese Empfindung für einen Pöbel, dessen Patriotismus mit 75 Kopeken für den Mann täglich bewertet wurde, gewiß nicht die Hauptsache. Vielleicht ist aber ein Körnchen Wahrheit in der Meldung, die von der Petersburger Timesgenossin nur etwas zu „kindlich" ausgedrückt wurde.

Was war das Petersburger Botschaftsgebäude eigentlich? Bei allen Vorzügen eine ungeheuere Masse mit einigen überlangen und doch schweren Halbsäulen, die oben Stufen und Postamente für zwei riesige Pferdebändiger oder Pferde-



knechte trugen. Der ganze Bau schien nur eine Unterlage, eine Erhöhung für sie zu sein, ein bewohntes Postament.

Für einen Marstall wäre das vielleicht hingegangen; aber auch da wäre der Kraftaufwand und Trotz, die aus dem Ganzen sprechen, eigentlich nicht nötig gewesen. — Aber für ein Botschafterpalais! Soll dort nicht ein Mann sitzen, der freundschaftlich vermittelt? Und der es gewiß auch tat. Aber durch den Architekten wurde mit unnahbarer, roher Kraft gedroht.

Vielleicht glaubte der Künstler, den Fremden durch eine Trutzburg Eindruck machen zu sollen. Vielleicht ist ihm aber auch nichts Besseres eingefallen; denn wir haben gemeinhin die Erfahrung gemacht, daß sich immer dort Kolossalgruppen und Figuren einstellen, wo dem Baukünstler die eigentlich architektonischen Gedanken ausgehen. Und Kraftmeierei wird von minder Kräftigen ja so oft mit Stärke verwechselt.[1])

Es kamen dann die fremden Künstlerproteste gegen die deutschen „Barbaren" und die Klagen der Deutschen und Österreicher über den Undank der Fremden, da diese doch gerade bei den „Barbaren" erst Anerkennung und Erfolg gefunden hätten. Manchmal mußte ich mir da heimlich gestehen, die Fremden hatten eigentlich recht, wenn sie ein Volk, das die gesucht rohen, gekünstelten oder albernen und innerlich meist ganz unwahren Werke, die andere zurückwiesen,

---

1) Daß wir mit unserer Ansicht über die Petersburger Botschaft nicht gar so vereinzelt dastehen, mag die Besprechung der nun erschienenen bildlichen Veröffentlichung des Werkes in der gewiß nicht „unmodernen" Zeitschrift „Decorative Kunst" zeigen; es heißt da, im Novemberheft v. J., nach dem Bericht über die Zerstörung: „Damit ist ein Bauwerk verschwunden, das in Folge der trotzigen Monumentalität seines Äußeren und wegen des Mangels an Eleganz und repräsentativer Schönheit in der inneren Ausstattung der Haupträume, nicht nur in Petersburg, mehr Anfeindung und herbe Kritik als Anerkennung gefunden hat." In unseren Zeitschriften war bis zum Krieg aber leider wenig von solchen Kritiken zu hören.

so maßlos erhoben, wenn sie dieses Volk für Barbaren erklärten.

In gewissem Sinne hatten sie also recht; unrecht hatten sie nur, wenn sie die kritiklosen Kritiker, die uns solche Werke aufschwätzten, für das deutsche Volk ansahen.

Das deutsche und österreichische Volk hatte mit dieser Sache gar nichts zu tun, als daß es einen Unfug gewähren ließ, weil er nicht unmittelbar straffällig erschien. Und da sind wir allerdings bei einer Schwäche angelangt; doch ist das wohl mehr der Fehler einer Zeit als eines Volkes, und bei den Deutschen vielleicht nur deshalb mehr hervorgetreten als bei anderen, weil ihr ganzes Leben in stärkerer Bewegung begriffen war. Wir wollen hier über das schöne Schlagwort nicht sprechen, daß über Kunst nur ein Künstler reden dürfe (und wenn er noch so wenig geleistet hat) oder allenfalls ein Kritiker (so lange er lobt).

Nachdem sich bei den Kritikern der erste Entrüstungssturm über das Barbarengeschrei gelegt hatte und man zur Einsicht gebracht war, wie lächerlich es sei, von deu Fremden Dank zu verlangen, als ob man sie eines gegenseitigen Geschäftes wegen gelobt hätte, da erklärte man, die Fremden hätten trotz ihrer Mängel eben große „Qualitäten" und großes Können, und dies müsse man vom künstlerischen Standpunkte aus anerkennen. Alle persönliche Begabung und alles Können in Ehren, ich muß aber offen sagen, daß das reine Privatangelegenheiten sind, die die Öffentlichkeit gar nichts angehen. Der Öffentlichkeit gehören nur Kunstwerke an, die ihr Genuß bereiten und sie fördern können, nicht Zeichen von Begabung, die in falscher Weise angewendet sind. Ein Gelehrter, der ungeheuren Scharfsinn und gewaltiges Wissen auf Begründung von Unsinn oder Lüge verwendet, braucht der Öffentlichkeit nicht aufgedrängt zu werden; da genügt die Kenntnis im engsten Kreise.

Erfinderische Köpfe, die mit riesiger Begabung Maschinen erdachten, deren Grundprinzip toll war, haben wir bei Krafft-Ebing genügend gesehen und dort war es auch



lehrreich. Es handelt sich nur darum, wie und wo man etwas vorführt.

Vor allen Dingen wurde in den letzten Jahren alles, was eine gewisse Liebenswürdigkeit, Wärme und Pietät hatte, mehr oder weniger über die Achsel angesehen. So etwas stand immer im Verdachte der Schwäche. Stark mußte man sein! Im alltäglichen Geschäftsleben, wo meist nicht Kraft, sondern Schlauheit siegt, hatten die „Gewalt- und Herrennaturen" leider nicht immer Erfolg; aber in der Kunst konnte man etwas „hinhauen", um so eher, als das Werk nicht zurückhaut. Und bekanntlich reden abgelebte Leute immer am meisten von Liebe und, was dem ähnlich sieht; Schwächlinge sind immer die größten Renommisten (bleiben wir hier bei dem Fremdworte).

Bei wirklich kräftigen Naturen habe ich immer eine bemerkenswerte Vorliebe fürs Zarte gefunden und eine Liebenswürdigkeit, die manchmal vielleicht etwas tölpelhaft war, dann aber von jener herzerfrischenden Komik so vieler alter deutscher Kunstwerke. Humor haben die Schwächlinge aber so gar nicht, nur „welterschütterndes Pathos" und allenfalls Bosheit, bübische Bosheit. Pathos kann sehr schön sein, aber meist stellt es sich ein, wo oberflächliche Beobachtung oder Schalheit des Gemüts liebenswürdiges Eingehen in die Tiefen und den Reichtum der Seele nicht aufkommen lassen.

Dieses hohle Pathos des Schalen, die Kraftmeierei des Unkönnens, die Bosheit der Humorlosigkeit haben uns im Ausland als Barbaren erscheinen lassen. Hätte man bei uns die wirkliche Deutsche Kunst nicht in den Hintergrund geschoben, so stünden wir auch in den Augen der Fremden heute anders da. Wer würde es wagen, ein Volk, dessen Kunst noch die Tiefe und das Gemüt unserer früheren Künstler hätte, Barbaren zu schelten?

Die Fremden würden uns allenfalls nicht verstehen — obgleich ein Dürer und Holbein und selbst mancher Deutsche des 19. Jahrhunderts im Auslande gewiß nicht weniger ge-



schätzt wurde, als im Inlande — man würde uns also vielleicht nicht verstehen; aber man würde nicht erschreckt und zu Verdacht gereizt sein.

Denn die Fremden lieben uns nicht; aber sie leugnen nicht unsere Größe. Sie übertreiben darin sogar: hinter all diesen dräuenden Bauten, hinter diesen hohlen Gestalten, hinter denen in Wirklichkeit nur Unfähigkeit Einzelner steckt, wittern sie etwas Unverstandenes, Geheimnisvolles, Gewaltiges, wie wir wohl mit mehr Recht hinter dem russischen Koloß oder der gelben Gefahr.

Pietro Giacosa hat neulich über den Hang zum Maßlosen und Kolossalen, auch bei den Denkmälern der Deutschen, gesprochen. Und wiewohl er den Untergrund von „Harmlosigkeit" bei den Deutschen erkennt, scheint der unangenehme Eindruck doch auch bei ihm zu überwiegen.

Wir sind überzeugt, daß Männer, wie der verewigte Thronfolger Österreich-Ungarns oder wie Kaiser Wilhelm II. instinktiv die Gefahren einer irregeleiteten Kunst empfunden haben; man kann von ihnen, die so viel zu schaffen haben, jedoch nicht verlangen, daß sie selbst die Mittel zur Heilung fänden und im Einzelnen nicht irrten.

Aber wundern wir uns nicht, daß die Fremden, die unsere Sprache nicht kennen, die in unsere Seele nicht tiefer einblicken können, die aber die Werke sehen, mit denen wir uns umgeben, sich ein falsches Urteil über uns bilden. Und vergessen wir nicht, daß diese Werke, ohne daß wir es wollen, auch unsere eigene Umgebung und Nachkommenschaft beeinflussen werden. Man darf nicht verkennen, daß die Kunst, wie ja alles im Leben im Zusammenhang steht, auch ihrerseits in die große Weltentwicklung eingreift, und daß die Fragen der Kunst auch im Sinne höchster staatlicher Interessen nicht leichtsinnig behandelt werden dürfen.

Eine uns künstlich aufgedrängte undeutsche Kunst hat uns Deutschen viel Feinde gemacht. Seien wir wieder gütig und herzlich, wie es dem innersten deutschen Wesen entspricht, wenn es nach außen vielleicht auch manchmal rauh erscheint.

Halten wir uns aber auch alle Überläufer vom Leibe, die jetzt vielleicht plötzlich, ohne inneren Trieb und ohne wirkliches Können, auf einmal in diesem Sinne „modern" werden, wie sie es vor einigen Jahren im damaligen Sinne werden wollten.

Müssen wir uns nicht eigentlich schämen, wenn wir heute die Abbildungen durchblätttern, die uns so viele Kunstzeitschriften noch vor einigen Monaten gebracht haben? Befreien wir uns von der Tyrannei polternder und auf Abwege geratener Schwächlinge und seien wir wieder herzlich, gesund und innerlich kräftig, wie es einem kraftvollen Volke geziemt; Deutschland und Österreich-Ungarn haben sonst ja wahrhaftig Beweise echter Stärke erbracht.

Zeigen wir wieder mehr inneren Reichtum und weniger äußerlichen Aufwand und weniger Finesse (auch hier bleibe das Fremdwort): dann werden wir auch wahre Volkskunst, die uns heute so sehr fehlt, und wahren Humor wieder gewinnen. Wir werden dann auch wieder eine Kunst haben, die nicht aufreizend wirkt, sondern versöhnend.

Ein Österreicher.

XI.

Der Krieg als konfessioneller Erzieher.

Von einem Hochschulprofessor.

Es ist in der Pädagogik viel die Rede davon, daß und wie man die Kinder zum Patriotismus, zur Liebe zum Vaterland aneifern solle: durch Heimatkunde, vaterländische Geographie, Pflege und Betrieb der vaterländischen Geschichte, Einführung in die Schönheiten der Muttersprache, Bürgerkunde, Singen patriotischer und Volkslieder, Feier patriotischer Gedenktage usw. Wie ganz anders aber erzieht der Krieg zu Patriotismus und Vaterlandsliebe die eindrucksweiche



Kinderseele, mit seiner eindringlichen Sprache, angefangen vom tränenreichen Ausmarsch der Truppen bis zur siegreichen Heimkehr, oder auch bis zur tiefergreifenden Hinabsenkung des gefallenen Kriegers in sein Heldengrab! Ganz besonders aber ist der Religionsunterricht ein Mittel, um wahren Patriotismus zu lehren gegenüber von Chauvinismus und Hurrahpatriotismus, der in der Stunde der Gefahr dann doch vielfach vor dem Opfer zurückscheut, sobald der egoistisch erhoffte Gewinn nicht klar heraussieht.

Ja der Krieg ist es auch, der uns zur Religion selbst erzieht. Man braucht die religiöse Erneuerung unseres deutschen Volkes durch den gegenwärtigen Krieg nicht zu übertreiben, wie es leider vielfach geschieht — da wiederholt sich gleichsam, was sich in den ersten Kriegswochen in Frankreich ereignete: sie brachten, wie sich nachher herausstellte, keine wahren, vollen, bleibenden Erfolge. Aber es ist doch wahr, daß die Einkehr in uns selbst, der Gebetseifer, der Sakramentsempfang, der Besuch des Gottesdienstes bei denen zu Hause und im Felde ein ganz anderer geworden ist seit den ersten Kriegswochen und auch, Gott Lob und Dank, durch alle fünf Kriegsmonate hindurch ein ganz anderer geblieben ist, denn früher. Und wie viel Hohlheit, Oberflächlichkeit, Anstoß und Ärgernisse sind seitdem verschwunden, wenn auch noch lange nicht alle; denn des moralischen Wustes und Schmutzes hatte sich auf den Straßen, Plätzen und in den Häusern bereits zu viel gesammelt, in den Theatern und Kinos, iu den Buchläden und Kunsthandlungen, in der Frauenkleidung und Männermode! Wie decken jetzt doch vielfach die Trauerflöre und Trauergewänder die früher oft so schamlose Blöße der hinwelkenden Mutter und heranwachsenden Tochter zugleich! Ja der Krieg hat uns wieder zu praktisch-religiösem Leben, zur Hochschätzung der Religion und des Glaubens erzogen, den Katholiken zu der Erkenntnis und Liebe seines katholischen Glaubens, den Protestanten zu der Wertschätzung und Hingabe an seine protestantische Konfession. Jetzt entdeckt man zugleich



bei treuestem, patriotischem Zusammenhalten die bisher verborgenen, unbeachteten, singulären und ganz speziellen Schönheiten und Kostbarkeiten seiner Konfession und ist beglückt und beseligt durch sie. Jetzt ist man ganz und voll katholisch hier und ganz und voll protestantisch dort.

Da ist es unseres Erachtens nicht angebracht, wenn diese patriotische Einigkeit, dieses treue Zusammenhalten, Zusammengehen und Zusammenkämpfen der Katholiken und Protestanten gegen die Feinde in Ost und in West in speziell katholisch sein wollenden Zeitschriften und Zeitungen wieder dazu benützt werden will, um in alter Weise zu predigen und aufzufordern zum Zurückstellen des Dogmatischen, des religiös Trennenden, zum Betonen des religiös Einigenden. Die so reden, brächten uns, wenn man ihnen folgte, um einen der schönsten Gewinne des verflossenen Krieghalbjahres, um die wiedergewonnene volle Erkenntnis und Liebe zum konfessionellen Bekenntnis, verbunden zugleich mit der treuesten und freudigsten Verbindung der Konfessionen in Vaterlandsliebe und Patriotismus.

In diesem Sinne des Festhaltens und Betonens des Dogmatischen ist sicher auch das gemeint, was wir in Nr. 13 der verdienten „Petrusblätter“ lesen:

Nach dem Tode Papst Pius X. hatte die „Frankfurter Zeitung“ folgende, in zahlreiche Blätter übergegangene Zuschrift veröffentlicht:

„Der Tod des Papstes veranlaßt mich zur Veröffentlichung folgender kleinen Episode: Es war im Mai d. J. Der greise Dominikanerpater Raymundus (der frühere Fürst von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg) feierte im fürstlichen Schlosse zu Heubach a. M., seinem ehemaligen Eigentum, den 80. Geburtstag. Eine große Zahl naher Angehöriger umgab ihn. Mit mir, der ihm seit vielen Jahren in treuer Freundschaft Verbundenen, saß er, eine rührende Gestalt in der weißen Kutte, längere Zeit allein unter den blühenden Kastanienbäumen des herrlichen Parkes. „Ich komme von Rom“, sagte er, „vor



wenigen Tagen war ich beim Heiligen Vater. Wir sprachen von manchem und auch von den Protestanten. Der heilige Vater sagte mir, er habe in letzter Zeit über vieles nachgedacht, und es sei ihm klar geworden, daß auch der gläubige Protestant Anwartschaft auf die ewige Seligkeit haben könne, wenn er rechtmäßig getauft sei, an die Gottessohnschaft Christi glaube und an die ewige Barmherzigkeit Gottes. Es sei ihm lieb, wenn diese seine Auffassung unter den „guten" Protestanten (wozu ich dich rechne, liebe Kusine Marie, fügte Pater Raymundus mit einem feinen und gütigen Lächeln ein) verbreitet werde." Ich antwortete ihm, daß es mich freuen würde, wenn diese Meinung des Papstes auch in katholischen Kreisen bekannt würde. Für evangelische Christen hat ja selbstverständlich diese wohlwollende Meinung des Papstes den Wert, daß etwas wie ein leiser Friedensklang aus fernen Welten daraus tönt. Und in dem Kriegsgetümmel, das uns umgibt, möge diese stille Erinnerung an einen sonnigen, friedlichen Maitag hineinklingen wie sanfter Orgelton aus einstiger, und will es Gott, künftiger Friedenszeit."

Dazu schreibt nun P. Raymundus Fürst zu Löwenstein der C. A. vom 11. Dezember dieses Jahres:

„Der Inhalt des Artikels ist in allem Nebensächlichen ganz richtig; in der Hauptsache aber, in der Wiedergabe der Worte des Heiligen Vaters, ist ein Irrtum unterlaufen und zwar durch Auslassungen, die den Sinn der Mitteilungen entstellen. Der Heilige Vater sprach im allgemeinen von der Unermeßlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit und von unserer Pflicht, weites, unbeschränktes Vertrauen zu hegen. Das sei der beste Gottesdienst. Dann hat der Heilige Vater mit vieler Wärme die Gründe aufgezählt, welche uns Hoffnung geben, daß auch Nichtkatholiken das ewige Leben erlangen, wenn sie nämlich rechtmäßig getauft sind, aufrichtig und fest an die Gottheit Christi glauben, die Sünde als das größte Übel betrachten und bereuen und der Wahrheit, wenn sie ihnen nahekommt, nicht verschuldbarer Weise wider-

streben. Dies alles war dem Heiligen Vater nichts neues oder durch Nachdenken klar gewordenes. Kein in der Religion gut unterrichteter Katholik wird dies je bestreiten."

Welche Klarheit und Entschiedenheit und zugleich welche Milde liegt in diesen Worten Pius' X! Ganz Pius X.!

X.

Bausteine zu einer Biographie des Bischofs J. M. von Sailer.

Von Anton Döberl.

4. Sailers Beziehungen zu katholischen Gelehrten und Schriftstellern.

Dem Volksverein für das katholische Deutschland ist es als Verdienst anzurechnen, daß er in die Sammlung „Führer des Volkes" mit an erster Stelle das Bild Sailers, seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, aufnahm, ein Verdienst, das um so höher zu werten ist, als Sailers Tätigkeit nur zu oft verkannt wurde, seine wahrhaft führende Stellung in unserem Lager bis hinein in die Reihen des Klerus bezweifelt, ja geleugnet wurde. Auch dem Verfasser des Schriftchens, Prof. W. Kosch, gebührt unser Dank für die Art und Weise, wie er seine Aufgabe gelöst. Seine Darstellung ist besonders spannend im 2. und 3. Kapitel, wo er Sailer als Erzieher und Schriftsteller schildert; das abgeklärte Urteil, womit er an Sailer Licht und Schatten verteilt, macht die Schrift zu einer wertvollen Volksschrift. Aber Kosch versagt gerade da, wo das Thema am reizendsten wäre, wo er im einzelnen nach Theorie und Praxis das Wirken Sailers für die katholische Wiedergeburt Bayerns schildern sollte. Sailer und die katholische Bewegung, Sailer nicht allein, sondern in Beziehung zu katholischen Gelehrten und

Schriftstellern, Sailer und die „Eos", das ist das interessanteste, bisher freilich nicht sehr bekannte Kapitel aus dem arbeits- und segensreichen Leben des großen, ungemein sympathischen Bischofs von Regensburg; darüber muß man sich klar werden, wenn man verstehen will, daß Sailer wirklich mehr als ein Lehrer, daß er ein „Führer des Volkes" war.

Die Einsicht in mehr als 400 Briefe an Sailer und von Sailer aus den Jahren 1821—1832[1]) ermöglicht es mir, einen Beitrag zu diesem Kapitel zu liefern und das zu ergänzen, was ich über Sailers Stellung zu Minister von Schenk auf Grund anderer 180 Briefe bieten konnte.

Diese 400 Briefe enthalten manches Material zur Geschichte der katholischen Bewegung. Allerdings kein lückenloses. Es fehlen noch viele Briefe aus Sailers Feder, so daß es oftmals notwendig ist, aus der Stellung der Freunde auf Sailers Ansicht zu schließen. Aber vielleicht geben diese Briefe auch einen Fingerzeig, wo noch zu forschen und zu finden wäre, um neue Briefe Sailers zu entdecken, damit endlich einmal eine Biographie Sailers, die allen gerechten Anforderungen entspricht, möglich wird.

Zunächst nun zur Stellung Sailers zu katholischen Gelehrten und Schriftstellern.

I.

Kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben stehen in innigster Wechselbeziehung zu einander. Zeiten des Verfalls der kirchlichen Wissenschaft bildeten immer den traurigen Anfang des Niederganges kirchlichen Lebens. Das gilt für die Reformationszeit, das gilt ebenso für die Aufklärungszeit, mag man nun den Verfall kirchlicher Wissenschaft schon vor oder mit der Aufklärung datieren.

1) Sr. Exzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischofe Dr. Antonius von Henle, Reichsrat der Krone Bayern, sei wiederum ehrfurchtsvollster Dank für die gnädigste Erlaubnis zur Benützung der Ordinariatsakten ausgesprochen.



Die kirchliche Restauration zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts mußte darum folgerichtig da einsetzen, wo die Aufklärung Bresche geschlagen hatte. Davon waren noch zur Zeit der herrschenden Aufklärung die gelehrten Orden, namentlich die Benediktiner, überzeugt, wie das leider nur Projekt gebliebene Streben nach einer Benediktiner-Akademie beweist; darauf zielten die Bemühungen der Fürstbischöfe auf Hebung des Schulwesens, wenn auch diese Bemühungen mangels geeigneter Lehrer der Aufklärung eher Vorschub als Abbruch leisteten. An dieser Aufgabe, der Versöhnung von Wissenschaft und Glaube, arbeiteten zur Zeit der beginnenden Restauration nur zwei Männer, J. M. von Sailer und der Philosoph Franz Baader.

Sailers Bedeutung für die kirchliche Wissenschaft ist erst jüngst[1]) neuerdings hervorgehoben und damit ein Wort des Ministers von Schenk[2]) bestätigt worden, wenn er von Sailer sagt: „So war denn Sailer in einer Zeit, wo alle kirchlichen Anstalten zertrümmert oder verkümmert waren, die Hauptstütze der katholischen Kirche in Bayern."

Aber der Einzelne, und sei er noch so redlichen Willens, kann nicht all dem Schlimmen begegnen, das von vielen ausgegangen. Deshalb hat Sailer gesorgt, daß einflußreiche Stellen mit tüchtigen Kräften besetzt wurden. Belege für diese ideale Sorge bieten schon die Briefe an E. v. Schenk. Nur darf man nicht übersehen, daß das damalige Bayern keinen Überfluß an geeigneten, kirchlich gesinnten und zugleich hervorragenden Hochschullehrern aufwies. Amann und Buchner sollen nach dem Urteil Görres'[3]) den Erwartungen Sailers nicht entsprochen haben. Aber Allioli,

1) Remigius Stölzle, J. M. Sailer und seine Bedeutung, in Hochland 1910, Maiheft. Hoffentlich beschert uns dieser verdienstvolle Sailerforscher, dem wir schon manche schöne Arbeit über Sailer verdanken, auch eine Biographie Sailers.

2) In „Charitas" 1838. Die Bischöfe Joh. M. von Sailer und Gg. M. Wittmann. Ein Beitrag zu ihrer Biographie. S. 273.

3) Friedrich, Ignaz v. Döllinger, Bd. I, S. 219.



den Sailer für Hermeneutik und Exegese empfahl, war „ein emsiger, tiefer, arbeitsamer und sehr geachteter Professor", ein Schüler Sailers, der, wie wir sehen werden, auch später dem geliebten Lehrer dankbare Erinnerung bewahrte. Sailer war es, der Döllinger zum Privatdozenten in München vorschlug; freilich ist schon Sailer jener Charakterzug an Döllinger bekannt geworden, der diesem in entscheidender Stunde zum Verhängnis werden sollte. Das Urteil Sailers über Döllinger aus dem Jahre 1826 (!) [1]) ist so bemerkenswert, daß es für eine Biographie Döllingers nicht mehr übergangen werden kann. Sailer hat dann den Ministerialrat von Schenk auf Möhler aufmerksam gemacht; mit warmer Begeisterung spricht Sailer von ihm, den er persönlich kennen gelernt hatte; er weiß nicht genug Möhlers zweites größeres Werk, den „Athanasius", zu rühmen. Gelang es auch erst viel später, im Jahre 1835, Möhler für die Münchener Universität zu gewinnen, so bleibt es doch ein Verdienst Sailers, so frühzeitig auf ihn hingewiesen zu haben. Sailer hat ferner versucht, den berühmten Dogmatiker Klee nach Bayern zu bringen. Wie es scheint, wurde er auf Klee nicht erst durch Döllinger, wie Friedrich meint, aufmerksam. Denn die Korrespondenz zwischen Sailer und Klee reicht in die Zeit zurück, wo Döllinger seine Kirchengeschichte noch nicht verfaßt und Sailer noch nicht überreicht hatte, bei welchem Anlaß nach Friedrich Döllinger empfehlende Worte für Klee bei Sailer gemacht haben soll.

Die Briefe Sailers an Klee sind noch nicht gefunden. Aber aus dem Briefe Klees an Sailer läßt sich ihr Inhalt ermitteln.

„Hiemit mache ich von der mir gütigst gegebenen Erlaubnis, Ihnen zu schreiben, Gebrauch. Dem Befehle Ew. Bischöfl. Gnaden gemäß werde ich bald auch das andere vorzeigbare Schreiben senden, sobald Sie es für zweckmäßig erachten sollten. Mein kleines Schriftchen über die Beichte, welches Ew. Gnaden

1) Histor.-polit. Blätter Bd. 151, S. 808.



mit der nächsten Nummer des „Katholik" erhalten werden, hat so viele typographische Verunzierungen, weil ich die Korrektur nicht besorgen konnte, daß ich es Ihnen nur schüchtern übersende. Nehmen Sie es doch gut auf. Ein Kommentar über h. Johannes, welcher bis zum Juli hin gefertigt sein wird, soll dafür desto besser aussehen. Ew. Bischöfl. Gnaden befehlen mir, ohne Rückhalt meine innigsten Herzenswünsche mitzuteilen. Am liebsten wäre ich (Sie verzeihen die Freiheit, mit welcher ich Dero gnädigen Befehle nachkomme) in der Dogmatik angestellt. Ich habe indessen bisher (es ist jetzt das 4. Jahr) Exegese und Kirchengeschichte am hiesigen Seminare vorgetragen. Da diejenigen, welche sich mit dem einen oder anderen der zwei genannten Fächer abgeben wollten, in geringer Anzahl sind, so wäre in diesen vielleicht eher als in der Dogmatik eine Anstellung zu erwarten. Ich wäre demnach auch bereit, die Fächer, welche ich hier gehabt, auch in Baiern fortzubehalten, wenn ich in ihnen angestellt werden könnte. Ob die durch Buchner erledigte Professur wieder besetzt ist? Und soviel ich weiß, fehlt auch sonst noch ein Professor an der Universität Würzburg. Wäre es nicht vielleicht ein leichteres, hier, wo ich 1825 promovierte, ein Unterkommen zu finden? Doch hochzuverehrender Herr, ich verlange und wünsche nichts; was immer Ew. Bischöfl. Gnaden mir raten werden, werde ich mit Freuden ergreifen."

Mainz, den 12. Februar[1]) Klee.

Der Versuch Sailers, Klee für Bayern zu gewinnen, scheiterte an gesundheitlichen Bedenken[2]) des Begehrten. Klee kam erst 1838 nach München, „um hier ein frühes Grab zu finden".

Längere, aber fruchtlose Bemühungen wurden von den verschiedensten Seiten aufgeboten, um den Philosophen Anton

1) Die Jahreszahl fehlt. Einigen Anhalt bietet die Adresse, die an Sailer als Coadjutor von Regensburg gerichtet ist. Domdechant Jakob, der die Briefe Sailers ordnete, teilt diesen Brief dem Jahre 1828 zu.

2) Friedrich, Ig. v. Döllinger, Bd. I, S. 244.



Günther in Wien zu gewinnen. Vor allem interessierte sich für seine Berufung Görres und „auf seinen Rat drang Döllinger auf die Berufung". Aber auch von einem Mitglied der Fakultät wissen wir, daß er im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern Günthers Berufung als ein Glück für die theologische Wissenschaft betrachtete, von Allioli, der sich des Einflusses Sailers beim Könige in einem Briefe bedienen wollte. Nachdem Allioli seinen Bruder, Assessor am Landgerichte in Mallersdorf, Sailer empfohlen hat, um durch eine Fürsprache bei dem Präsidenten von Schenk dessen Beförderung zum ersten Assessor zu betreiben, fährt er fort:

„Was meine Lebensweise und Zufriedenheit betrifft, so kann ich Ew. Bischöfl. Gnaden nicht mit Worten beschreiben, wie glücklich ich mich fühle meines Amtes[1]) los und wieder meinen Büchern gegeben zu sein. Ich bin jetzt über den Psalmen und erfreue mich an dem hochherrlichen Geiste dieser himmlischen Lieder. Bis Ostern längstens denke ich, werden der Job, die Psalmen und die Sprüche gedruckt und ausgegeben sein. Außerdem geben mir auch meine Vorlesungen, die ich zum Teil neu bearbeite, viel zu tun. — Noch ist an unserer Universität die Stelle des guten Amann nicht besetzt. Wie ich höre, ist es im Antrage des Ministeriums, den berühmten Günther von Wien zu rufen, der ein Bayer ist und gerne nach Bayern wieder zurück ging. Es wäre ein großes Glück für unsere Theologie, wenn er hieher käme; denn er würde der Spekulation mit der Kraft eines Zimmers wieder eine katholische Richtung geben, die leider jetzt teils entschieden unchristlich, teils rein protestantisch ist. O könnten Ew. Bischöfl. Gnaden diesen Mann uns von dem Könige erwirken!"[2]) —

Auch der König interessierte sich für Günther und richtete folgenden Brief an Sailer, übrigens ein typischer

---

1) Rektorat der Münchener Universität.

2) München, den 8. Dezember 1831. Allioli nennt sich hier „ewig dankbarer Schüler".

Beweis für den Einfluß, welchen dieser auf den König in Fragen der theologischen Bildung hatte.

Herr Bischof von Regensburg! Es ist Ihnen bekannt, daß der Professor der Moraltheologie der dahiesigen Hochschule, Prof. Aman, gestorben ist. Für die Wiederbesetzung dieser Stelle, welche einstweilen von dem geistlichen Rate und Professor Dr. Wiedemann versehen wird, sind Mir Pfarrer Florian Atzenberger zu Haselbach und Prof. Maurus Hagel in Dillingen, dann der in Wien lebende Weltpriester Anton Günther, welcher in Bayern geboren sein und durch mehrere in den Wiener gelehrten Jahrbüchern erschienene Rezensionen, dann seine Schriften „Vorschule der Dogmatik" und „Peregrins Gastmal" auch einen gelehrten Ruf erworben haben soll. Ich erwarte nun Ihr Gutachten sowohl über die oben genannten Vorschläge als darüber, wen Sie überhaupt zu diesem für die Bildung der Seelsorge so wichtigen Posten für geeignet halten. Ich versichere Sie meines besonderen Wohlwollens

Ihr wohlgewogener König
Ludwig.

München, den 17. Dezember 1831.

Sailer „antwortete ungesäumt: ‚ich wünsche von ganzem Herzen und verspreche mir viel Gutes davon, daß man ihn berufe, und erwarte ich nur einen Wink, um demselben vorläufig den Antrag zu machen'. Der königliche Wink kam alsbald, und am 28. Dezember 1831 setzte sich Sailer mit dem Philosophen in Verbindung. Da dieser, der den Brief nicht erhalten hatte, nicht antwortete, und der König drängte, schrieb Sailer ihm am 16. Januar 1832 ein zweites Mal".[1]) Am 23. Januar 1832 gab Günther Antwort, etwas im baroken Stil, mit Anspielung auf die Münchener Verhältnisse.

„Vor allem Anderen ein aufrichtiges Deo gratias! oder Bezahl's Gott! für die freundschaftliche Gesinnung für mich den Ungekannten, wenn auch nicht ganz Unbekannten aus der Ferne.

1) Friedrich, Ignaz von Döllinger, 1. Bd., S. 357.

Meine Antwort selbst aber würde für Euer Bischöfl. Gnaden gewiß zufriedener ausfallen, wenn dieselben einen Antrag anderer Art an mich gestellt hätten, wenn dieselben z. B. wie der evangelische Hausvater die Frage an mich gestellt hätten: „Was stehet ihr den ganzen Tag müßig?“ und auf die Antwort: „Es hat uns Niemand gedungen“, geantwortet hätten: „Gehe hin in meinen Weinberg“ und wahrlich! Sie hätten nicht Ursache gehabt, hinzuzusetzen: „Und was recht ist, will ich Dir geben“.

Nun aber lautete die Weisung anders in Ihrem erfreulichen Schreiben. Und sehr wahrscheinlich dürften meine bekannten und unbekannten litterarischen Freunde in München sich an das in der katholischen Welt durchgreifende Ansehen von Ew. Bischöfl. Gnaden gewendet haben, um mir Mut einzusprechen, den man vielleicht in geringem Grade bei mir deshalb vermutet, weil ich bereits den wiederholten Antrag zurückgewiesen.

Von jenen Freunden aber dürfen sich Ew. Bischöfl. Gnaden nichts einreden lassen. Wenn sie mich erkännten, so würden sie den Grund meiner Weigerung tiefer gesucht und gefunden haben. An Winken hiezu habe ich es nie fehlen lassen; sapienti pauca.

Seitdem ich nämlich und zwar seit meiner Rückkehr aus dem Noviziate der Jesuiten in Gallizien (schon sind es 8 Jahre) auf dem Markte des Lebens müßig dastehe — das Warum ist leicht zu erraten — habe ich mir angewöhnt, sintemalen der Müßiggang aller Laster Anfang ist, astrologisch-meteorologische Beobachtungen zu machen,[1]) diese sodann nächtlicher Weile zusammenzuschreiben und so dem wettersüchtigen und wetterwendischen Geschlechte zum Besten zu geben.

Daraus haben nun jene guten Freunde den voreiligen Schluß gezogen, ich sei ganz für eine Sternwärte gemacht. Nun will ich zwar nicht in Abrede stellen, daß ich mich daselbst in den mechanischen Verkehr mit Pendeluhren und Astrolabien sehr bald einstudieren würde, daß ich auch von oben herab

1) Natürlich spricht Günther bildlich von seinen philosophischen Studien.

Observationen machen würde, die mir von unten hinauf nicht so recht gelingen wollen, so ließe sich vielleicht auf dem Münchener Höhepunkte die Schamröte Europas zweimal im Wiederscheine an den Tiroler- und Salzburger Gebirgen d. h. östlich und westlich beobachten, aber — was würde mein Spiritus familiaris, die sogenannte Muse, dazu sagen und alles Musenvolk will zart behandelt sein, sonst kehrt es einem ohne weiteres und oft auf immer den Rücken zu.

Und diese hl. Scheu ist es, die mich warnt, mein litterarisches Lazaronileben in Wien aufzugeben und dafür mein Meßtisch auf einen Katheder zu stellen, so lächerlich er sich auch selbst für meine Freunde auf der Plattform Wiens ausnehmen mag.

Bei Lichte betrachtet ist eine ägyptische Plage so schwer und so leicht wie die andere. Ob man in ägyptischer Finsternis (in umbra mortis) sitzt und Trübsal in stiller Musik bläst oder ob man von Fröschen und Mäusen selbst bei Tische keine Ruhe hat und Zetter schreit.

Gottlob! Der Würgengel Europas, die Cholera morbus, ist an meiner und meiner geistlichen Brüder Türe (beim Obern-Jesuiten in Wien) vorübergegangen und zum Danke dafür setze ich en bas meine astrologisch-meteorologischen Observationen fort und zwar in der Absicht, den 100jährigen Kalender der europäischen Spekulation zu rektifizieren.[1]) Wie bekannt, schreibt er sich von Cartesius her; daran gebessert hat Leibnitz schon, später Kant. Jedes Mal aber war das Ende vom besser gereimten Liede die alte Ungereimtheit (seit Spinoza) gewesen: daß das Christi-Himmelfahrtsfest (in der Wissenschaft) in die Hundstage fiel oder wohl gar zum Schalttage gestempelt wurde.[2])

Möge Gott mir seinen Segen nicht versagen und in dieser Beziehung bitte ich auch Ew. Bischöfl. Gnaden um den apostolischen Segen und um die Erinnerung in Ihrem hohenpriesterlichen

1) In welche Irrtümer Günther über seinen „Rektifizierungsversuchen" fiel, ist bekannt. Vergl., Brück, Handbuch der Kirchengeschichte[7], S. 899.

2) Anspielung auf den Rationalismus.

Gebete. Ein ähnliches von meiner Seite für Sie, hochwürdigster Herr, sehe ich schon lange für meine Schuldigkeit an — denn unter den geistlichen Wohltätern in der Wissenschaft stehen Dieselben oben an.

So viel über meine Abneigung fast vor jeder ausländischen Professur d. h. jene ausgenommen, in der mein Spiritus familiaris ein gewonnenes Spiel oder einen gedeckten Tisch erblickte. Daß ich aber Bayern und seine wissenschaftlichen Institutionen sowohl älterer und neuerer Zeit, wenn auch eben nicht der neuesten, ohne Bayer zu sein, doch zu schätzen weiß, davon könnte sich die theologische Fakultät der Hochschule, im Falle sie meine Hochachtung in Zweifel zöge, am besten überzeugen, wenn sie mir das Diplom ausfertigte. Ich würde diesen Beweis für das mir in dem besprochenen Antrage geschenkte Vertrauen mit jenem Gefühle zu respektieren wissen, mit dem man das Andenken an ein seltenes Zutrauen für mich als Ausländer überhaupt zu ehren im Stande bin. Mit dieser Beteuerung

Ew. Bischöfl. Gnaden

Wien, am Feste M. Vermählung — dankschuldigster Diener

Anton Günther,

Weltpriester.

Postscriptum. Die Sage, daß ich ein Bayer sei, wenn sie nicht den geheimen Sinn hat: ich gehöre zur Kongregation, mag wohl sich von da herschreiben, weil ich den Enkel Karl Theodor's, den ältesten Prinzen von Bretzenheim, erzogen habe, den ehelichen Sohn Karls von Bretzenheim und der Walburga von Öttingen-Spielberg. Soviel dürfte denjenigen interessieren, der der Großmutter jenes Enkels die letzte Wohltat auf dem Sterbebette erwiesen hat.

Unser einer aber ist ein sogenannter Deutschböhme aus dem Leitmeritzer Kreise und Diözese. Hat das Gymnasium eben daselbst, die philosophischen und juridischen Studien aber in Prag absolviert. Die theologischen Studien aber auf der Akademie zu Raab in Ungarn, wohin er seinen Zögling, als Hörer der ungarischen Rechte, begleitete, und empfing die hl. Weihen auf den Titel seiner Privatpension zu Stuhlweißenburg in Ungarn 1821. Das Jahr darauf trat er seine Reise



nach Gallizien ins Noviziat der Jesuiten an. Seitdem aber ist er, was er ist, und was Gott und sein Eingeborner' besser als Unsereiner weiß. Ihm sei Ehre und Preis in Ewigkeit. Amen."

Sailer machte noch in einem dritten Schreiben vom 28. Januar Günther neue Vorstellungen, er erbot sich „der theologischen Fakultät durch einen vertrauten Freund wegen des Diploms einen Wink zu geben" [1]) — aber vergeblich. Günther ging nicht nach München „zu seinem eigenen Nachteil, wie Görres später meinte".

Gleichwohl, Sailers Streben für die Förderung der kirchlichen Wissenschaft ist durch all das, was er für die theologische Fakultät in München getan, erwiesen. Die Fakultät hat Sailers Verdienste um sie selbst anerkannt in ihrem Gratulationsschreiben zur Inthronisation Sailers als Bischof von Regensburg.

„Die theologische Fakultät, welche einen der früheren Kollegen und 4 der ehemaligen Schüler zu ihren Mitgliedern hat, rechnet es sich zur unerläßlichen Pflicht an, die Empfindungen inniger Teilnahme bei der feierlichen Inthronisierung Ew. Bischöfl. Gnaden auf den oberhirtlichen Stuhl in Regensburg an den Tag zu legen.

Möge der hl. Geist, der die Oberhirten in der Kirche Gottes setzet, das unermüdliche Wirken Ew. Bischöfl. Gnaden zum Heil der Gläubigen mit so segensreichem Erfolg krönen, daß die anvertraute Herde die Freude sei und die Ehre ihres apostolischen Oberhirten vor unserem Herrn Jesus Christus.

Wenn Ew. Bischöfl. Gnaden beten, so erinnern Sie sich an die theologische Fakultät wie der ihr anvertrauten Kandidaten des geistlichen Standes.

Diese Bitte verbindet mit den Segenswünschen
in aller Ehrfurcht
das Dekanat der theol. Fakultät
München, 25. Oktober 1829. Dr. Gg. Amann.

---

1) Nach Überwindung einiger Meinungsverschiedenheiten kreierten die Fakultisten Günther am 16. Mai 1832 einstimmig ‚ob eximia in Theologiam merita' zum Doktor der Theologie h. c. Vgl. Friedrich, a. a. O. Bd. I, S. 362.



XI.

Die indische Gefahr.[1])

Von G. Schurama.

Unter allgemeinem Applaus verkündigte Kitchener am 28. August 1914 im Oberhaus, die Regierung werde zwei Divisionen Infanterie und eine Division Kavallerie indischer Truppen nach Frankreich senden. Einen Monat später landeten die ersten 25000 in Marseille: Gurkhas, Sikhs, Radschputs, Belutschis, Pandschabis, Marathas, Haidarabad-Truppen und Bengalische Lanzenreiter, mit einem Blumenregen überschüttet von den begeisterten Franzosen, und die Daily Mail schrieb dazu: „Eine neue Ära beginnt in der Weltgeschichte. Zum erstenmal steht der indische Soldat Schulter an Schulter mit seinem britischen Kameraden auf einem europäischen Schlachtfeld," und fügte ironisch bei: „Bitter müssen die Gedanken des Kaisers heute sein, der sich einbildete, beim ersten Sturmeshauch würde das britische Weltreich zusammenstürzen und Indien sich erheben".[2])

Warum rief man indische Truppen? „Die Woge der Begeisterung und Loyalität, die Indien durchbrauste beim Ausbruch des Weltkriegs", erklärte der Marquis von Crewe

---

1) Literatur: Strachey J., India its administration and progress. Macmillan. London 1911⁴. „The most concise and informed of detailed expositions of the principles and methods of British rule in India" (Times) Caine, Victuresque India. Routledge, London 1908. The Imperial Gazetteer of India, Clarendon Press, Oxford 1909². Lilly, India and its problems, Sands & Co., London 1902. Lawtell, Actual India, Elliot Stock, London 1904. Cotton, New India, Kegan Paul & Co., London 1907². (Im Gegensatz zu anderen sieht er das Heil einzig in einer Nachgiebigkeit ohne Grenzen bis zur Autonomie ähnlich der der Südafrikanischen Union!)

2) Daily Mail, Oversea Ed. 3. Oct. 1914.



im Oberhaus, „schließt den Wunsch in sich, mit uns kämpfen zu dürfen". Anders sprach die Times kurz vor dem Krieg in einem Artikel, betitelt „die indische Gefahr". „Zweimal", heißt es darin, „schwebte die englische Herrschaft in Indien in ernster Gefahr: 1857 und jetzt".

Wer hat recht? Eine Gefahr könnte in Indien kommen durch einen Volksaufstand, durch die Fürsten, eine Militärrevolution oder eine Invasion.

1. Ein Volksaufstand.

Den 315 Millionen Eingeborenen stehen in Indien nur 200 000 geborene Engländer gegenüber, zur Hälfte Soldaten. Das heißt 1500 gegen Einen. Aber diese gewaltige Übermacht ist gespalten. Das Bakr Id mit seinem Kuhopfer, das Moharram mit seiner Spottprozession läßt Jahr um Jahr von neuem die Flamme des Hasses auflodern zwischen Hindu und Moslem, zwischen Sunna und Schia. Die 65 Millionen Mohammedaner Indiens vereinigten sich in den letzten Jahren in der „Indischen Moslem-Liga", die Hindus im Nationalkongreß seit 1885. Aber zwei Heerlager blieben.

England benützte das. Es spielte den Moslem aus gegen den Hindu, und der Sohn des Propheten war ihm dankbar. Der Führer der Liga, Aga Khan, war Englands bester Freund. Da kamen die letzten Jahre. Der hungernde Auswanderer, dessen Landsleute ihr Blut verspritzt hatten im Burenkrieg, zog nach Südafrika, Australien und Kanada und fand verschlossene Türen. Dann kam Marokko und Tripolis und der Balkankrieg mit seinen Greueln, und das allmächtige England sah zu mit verschränkten Armen. Da schwand das Vertrauen, da schwand auch Schia und Sunna und Hindu, da verklang die Stimme des Aga Khan im Sturmesgrollen der empörten Muslim. Nur Eines gab es noch: Hindostan und England und dazwischen eine gähnende Kluft. Das Unerhörte geschah: Liga und Nationalkongreß beschlossen, in politischen Fragen zusammenzugehen!



War das eine Drohung? Folgt ihr die Tat? Man meint oft, unter Kokospalmen wohnen keine Krieger. Ein spanisches Sprichwort sagt: In Valenzia ist die Erde Wasser und die Männer Weiber. Das mag von den Bengalis gelten. Aber nicht alle Inder sind Bengalis und auch nicht alle Bengalis Weiber.

50 Ritterburgen sieht man vom Matheran-Plateau bei Bombay, und dräuend schaut Turm um Turm aus jeder der vielen Buchten zwischen Kambay und Kotschin. Und keine Memmen hausten drin. Wie Sturmgeister der Nacht brausten die wilden Marathas auf ihren struppigen Pferden durchs verdorrte Land, oft 100 km an einem Tag,[1]) und Indien zitterte vor ihnen von Dehli bis Rameschwaram, der Großmogul und die Conquistadoren. Und die tapferen Bhandaris von Tschaul und Bassein, die schwarzen, unbändigen Räuberstämme der Westghats, die Ramoschis, Kolis und Bhils, die adelsstolzen, ritterlichen „Königssöhne" Radschputanas, die kriegerischen Sikhs, gestählt in 200jährigem Glaubenskampf gegen Muslim und Hindu, die freiheitsliebenden Bergvölker des Himalaja — von den fanatischen Söhnen des Propheten nicht zu reden — sie alle waren Krieger in des Wortes bestem Sinn.

Aber in Trümmern liegen die trutzigen Burgen, im Dorngestrüpp verrosten die Kanonen, das „Har Har Mahadehu" ist verstummt, der alte Schlachtruf der Marathas; die Pfauenfeder sank vom Radschputhelm, Maskeraden ziehn zum Göttertempel statt der alten Krieger am Dasara-Fest, Kartik der Kriegsgott schläft und Kali dürstet.

Sind die Taten der Väter vergessen? Noch nicht. Am flackernden Dorffeuer des rauhen Dekkan, wie im Marmorpalast von Radschputana singt man sie noch, die alten Heldenlieder.

Aber sind die Arme schlaff geworden, das Herz feig in

1) Dubois, Hindu Manners and Customs. Clarendon Press, Oxford, 1906[3] p. 675.

den 100, 70, 50 Jahren englischer Herrschaft? Noch sind's keine 60 Jahre her, daß Lakschmibai, die Fürstin von Dschhansi, sich mitten ins Feindesheer stürzte auf wildem Streitroß, das Schwert in der Faust, an der Spitze ihrer Truppen, den Heldentod zu sterben gegen die Firenghis, noch sind's keine 60 Jahre her, daß Tantia Topi fiel, der letzte der tollkühnen Pindharis,[1]) kaum 60 Jahre seit der Waffenlärm schwieg im Fünfstromland, und jenseits des Indus schwieg er nie.

Und sollte das Feuer erloschen sein in den Herzen, tausend Hände sind daran, es zu schüren zum lodernden Brand. Der Fakir schürt, der Brahmine schürt, die Presse schürt, und die Times schätzt die Zahl der englischsprechenden „gebildeten" Verschwörer auf 300 000. Vor sechs Jahren herrschten Unruhen in der Stadt Bombay. Fakire hetzten das Volk auf, drohende Schwüre wurden geschworen beim heiligen Kuhschwanz, Fensterscheiben zertrümmert, Europäer mit Steinen beworfen, dem eingeborenen Militär wurden die Waffen abgenommen. Tilak stand vor Gericht, der Revolutionär von Puna. Erst als er auf den fernen Andamanen saß, glätteten sich äußerlich die Wogen. Ein Jahr darauf saß Krischnawarma auf der Anklagebank, 1910 Sarwarkar. Überall gährts in den jungen Köpfen, zumal im Pandschab, in Bengalen und Puna.

„Ein Drache saugt am Lebensblut unseres Landes", sagt der Brahmine im jüngst erschienenen Roman ‚Shri Ram', „Mutter Indien weint. Sollen wir da sorglos und fröhlich beim Mahle sitzen? Die Stunde der Befreiung hat geschlagen! Schon rollen die Trommelwirbel: Märtyrerhelden schreiten voran! Schau auf Schiwadschi,[2]) auf Japan, auf Bonaparte! Die Losung sei: Leben für Leben!"

Vor keinem Mittel schreckt der Verschwörer zurück. Die Regierung muß verhaßt werden. Darum: Raub, Mord,

---

1) Malleson, The Indian Mutiny. Seeley & Co., London 1906[9]. p. 393—397.

2) Begründer des Marathareiches und Vorkämpfer des Hinduismus gegen den Islam.



Brand! Auf drei Regierungsbezirke im Pandschab kommen jährlich schon 60mal mehr Morde wie auf ganz England. Die Führer müssen fallen! Strenge Gesetze beschränken den Handel mit Explosivstoffen. Man geht nach Berlin und studiert Chemie. Dann kehrt man zurück und macht Bomben. Aber die Polizei läßt solche Studenten nicht mehr aus den Augen. Drei Bombenfabriken wurden in der Präsidentschaft Bombay entdeckt von 1908—1911, die letzte in einem Götzentempel in Bombay unmittelbar vor dem Einzug des Königs. Zwei Kollektoren (Regierungspräsidenten) fielen in derselben Zeit den Mördern zum Opfer. Der König schlief bei seinem Besuch in Bombay nur auf seinem Kriegsschiff, weit draußen im Meer, und ohne die fieberhaftesten Anstrengungen der Polizei- und Militärverwaltung hätte er lebend Indien nicht mehr verlassen. Er wollte den Indern entgegenkommen und verlegte die Hauptstadt von Kalkutta nach Dehli, der alten Kaiserstadt. Ein Jahr darauf zog der neue Vizekönig feierlich in die neue Metropole ein. Eine Bombe war der Gruß. Seinem Vorgänger war's nicht besser ergangen.

Aber zum Krieg braucht man mehr wie Bomben. Eine alte Prophezeiung geht zwar auf dem Dekkan, die Marathas würden einst die Engländer ins Meer treiben auf den Spitzen ihrer Lanzen. Aber Lanze und Lederschild, Bogen und Pfeil, Schwert und Wagnak, Chandsa und Tschakkra [1]) sind Strohhalme gegen moderne Waffen. Und moderne Waffen hat der Eingeborene nicht. Gewehre und Revolver dürfen nur an Europäer und Eurasier verkauft werden. Jedes Stück ist numeriert, hinter jeder Nummer steht in der Liste des Waffenhändlers der Käufer und seine Adresse, und plötzliche Visiten der Polizei sorgen dafür, daß die Besitzer ihre Waffen

1) Wagnak (Tigerkralle): eine Stahlwaffe mit drei Stacheln, die man dem Feind von hinten zwischen die Rippen stößt. Tschakkra, Hauptwaffe Wischnus, ein an den Rändern haarscharf geschliffener Stahlring, so groß wie ein Diskus, der mit den Fingern rotiert und geworfen wird. Chandsa, ein Dolch, dessen Griff einer zweisprossigen Leiter gleicht.



nicht an Eingeborene weitergeben. Schmuggel ist fast unmöglich. Einer Polizei, die als Fakire verkleidet sich von Trawankor bis Bombay durchbettelt von Dorf zu Dorf, einen Mörder zu entdecken, entgeht keiner so leicht.

1908 glückte es dem Verschwörer Tschatturbhudsch, 20 Browning-Pistolen in ausgehöhlten Büchern unbehelligt durch den Zoll zu bringen. Ein Jahr später kam es heraus beim Verhör des Mörders von Nasik. 18 von den Mordinstrumenten wußte die Polizei wieder zu bekommen. Im März 1912 ließ der Chef der Geheimpolizei von Bombay auf dem gegenüberliegenden Festland mitten im Urwald von Pen nachgraben. 2 Pistolen kamen zum Vorschein und 1070 Patronen. Jetzt war alles gefunden und Indien wieder sicher.

Inzwischen haben die ersten deutschen Kanonenkugeln ihren Weg auf indischen Boden gefunden. Die „Emden" ist vor Madras erschienen, eine Offenbarung für Alle, ein Schrecken für Viele, für Viele aber auch ein Hoffnungsschimmer goldener Freiheit. Aber das indische Volk ist ein Volk ohne Waffen. Solang es die nicht hat, ist es nicht viel zu fürchten.

2. Die Fürsten.

Und die 700 Fürsten Indiens mit ihren 62 Millionen Untertanen und ihren Armeen? Die Zahl 700 darf nicht erschrecken. Wenn z. B. der Bhil-Häuptling Naik Onhasya von Dschari Garkhadi in Westkandesch mit 43 Mark Jahreseinkommen aus seiner Lehmhütte kriecht, mit Bambuspfeil und Bogen auf den Kriegspfad zu ziehen gegen den „Britischen Radsch", oder wenn der Fürst von Kasla Pagina Muwada in Gudscharat und seine drei Mitregenten die 41 Untertanen ihres 20 Minuten langen und breiten „Königreiches"[1]) aufrufen zum hl. Kampf gegen die Feinde der Götter, so braucht der englische Koloß noch nicht zu zittern. Schlimmer ist es,

1) Times of India Directory 1908. Bombay. S. 1238—1239.



daß z. B. der Gankwar von Baroda sich offen als Feind der Engländer zeigt, oder daß die Regierung sich jüngst gezwungen sah, den Bruder der Begam von Bhopal gefangen zu nehmen.

Freilich die Kriegsmacht dieser Fürsten ist wenig zu fürchten. England hat den indischen Herrschern alles gelassen und gegeben, ihre Gunst zu erwerben: Titel und Ehren und klingendes Geld, nur eines nicht: moderne Heere. 93000 Mann stehen zwar auf dem Papier für alle Staaten zusammen. Aber der Sikh Veteran des Holkar mit dem Tschakkra um den Turban, den gewundenen Dolch im Gürtel und Perlenschnüre aus Eisenkugeln um Kopf, Hals und Hand für seinen Vorderlader ist ein Typus für diese „Soldaten“: Theaterpuppen für Festgepränge, Raritäten für ein Museum.[1])

In den letzten Jahren haben die Fürsten zwar einige Regimenter sogenannter Imperial Service Troops modern bewaffnen und ausbilden dürfen, 18000 alles in allem, aber unter englischen Inspektoren und verzettelt über die vielen Staaten und Städtchen des indischen Kontinents.

Ferner: die mächtigsten Herrscher Indiens sind loyal, soweit man sehen kann, und in ein Hinduherz ist schwer zu sehen. Die Hälfte der 62 Millionen fürstlicher Untertanen entfällt allein auf Haidarabad, Maissur, Gwalior und Radschputana, und die 11000 Mann des Maharadscha Sindhia von Gwalior sind die beste, die 45000 des Naisams von Haidarabad die größte der fürstlichen Armeen. Beide Fürsten sind aufrichtige Freunde Englands. Der Naisam hat ja außer seinen Haidarabad Imperial Service Lancers England für den jetzigen Krieg 8 Millionen Mark Kriegszuschüsse gegeben.

Aber die Truppen des Sindhia sind die Landsleute und Kastengenossen der alten Sepoys von Agra, von denen vor

1) Times of India Illustrated Weekly. Bombay. 16. Jan. 1907. Bild p 4.



57 Jahren die große Militärrevolte ausging, und das aus allen Teilen Indiens zusammengeströmte Material der großen Naisam-Armee ist so unzuverlässig, daß die Engländer zu ihrem und ihres Freundes Schutz stets eigene Truppen in Haidarabad stationieren müssen.[1])

Ob die Freunde Englands im Fall der Not treu bleiben und ob ihnen dann ihre Armeen folgen werden gegen ihr eigenes Blut? Der Maharadscha von Gwalior mußte vor 57 Jahren kämpfen gegen sein eigenes Land; ohne britische Hilfe wäre er erlegen.

Viel hoffen wird England darum kaum können von den indischen Fürsten. Aber es hat von ihnen auch nicht allzuviel zu fürchten, — wenn ihre indische Armee treu bleibt.

Wird sie es bleiben?

3. Eine Militärrevolution.

Indien hat eine Militärrevolution gesehen vor 57 Jahren. Die ganze Nordarmee fiel ab. Englands Herrschaft in Indien hing an einem Faden. Wären die Süd- und Nordwesttruppen nicht treu geblieben, er wäre gerissen für immer. Mit übermenschlicher Kraftanstrengung gelang es, des rasenden Feuerbrandes Herr zu werden.

England hat aus den Schreckenstagen von Dehli und Lacknau gelernt. Die indische Armee, 9 Infanteriedivisionen und 8 Kavalleriebrigaden, zählt heute 225000 Mann aktiver Truppen nebst 40000 eingeborener Reservisten, die ihre 5—12 Jahre abgedient haben, also numerisch der Armee von 1857 kaum überlegen. Aber es ist nicht mehr das alte Heer der Ostindischen Kompagnie.

Von den 80 Millionen Bengalis dient kein einziger mehr unter der Königsfahne. Die Brahminen und Radschputs aus Agra und Audh sind verschwunden, einer nach dem andern. Die kräftigen, von Kastenregeln weniger eingeengten und zuverlässigeren Bewohner des Nordwestens, die

1) Strachey p. 491—493.



gedrungenen, schlitzäugigen Bewohner Nepals, die Gurkhas und ihre Nachbarn auf den Himalajabergen, die Dogras, die tapferen, hageren Riesengestalten der Sikhs und Pandschabis, die ritterlichen Söhne Radschputanas, die feurigen Belutschis und die knochigen Pathans von den Grenzen Afghanistans sind an ihre Stelle getreten.

1857 bestand die Bengalische Armee fast nur aus Brahminen und Radschputs aus Agra nnd Audh. Sie hielten zusammen, Einer für Alle und Alle für Einen im Krieg, aber auch in der Empörung. Nicht so heute. Man hat die „gemischten Regimenter" eingeführt. Von den acht Kompagnien eines solchen Regiments bestehen z. B. zwei aus Sikhs, zwei aus Radschputs und Brahminen, zwei aus Pandschab-Mohammedanern, eines aus Pathans und eines aus Dogras.[1]) Also fast jede Kompagnie eine andere Rasse, Religion, Volksklasse und Sprache; Feuer mit Wasser gemischt, Feind mit Todfeind. Oft sind selbst die Kompagnien so zusammengewürfelt. Fast nur die Gurkhas „die Blüte der Nordarmee", haben noch eigene Regimenter, uud sie sind außer den Engländern die einzigen Ausländer im indischen Heer, denn ihre Heimat ist das freie Nepal.

Seit Kitchener, dem Reorganisator des indischen Heeres (1902—1909), besteht diese aus einer Nord- und Südarmee und zerfällt in zehn ziemlich selbständige Divisionskommandos. Man hat alles getan, die indischen Truppen möglichst leistungsfähig zu machen. Moderne Uniformen, moderne Gewehre, moderne Taktik: Alles wie in Europa, so gut es ging auf indischem Boden.

Man ist auch stolz auf die Erfolge. „Als Soldat des Königs hat der Gurkha sich einen Weltruf erworben, an Tüchtigkeit wird er wohl von keiner Truppe der Welt übertroffen", meint Sawtell in seinem Buche »Actual India« 1904, und die Sikhs nennt er „die Blüte moderner indischer Ritterlichkeit, Löwen im Kampf, unübertroffen selbst vom

1) Strachey p. 480.



besten Soldatentyp Europas."[1]) Ähnlich spricht ein Autor wie Strachey (1911) von den Shiks, Pathans und Gurkhas und schließt: „Zweifelsohne ist jetzt ein großer Teil unserer Sepoy-Armee den Truppen jedes europäischen Staates gewachsen."[2])

Man hat sich Jagdleoparden großgezogen. Eines Tages können sie ihrem Herrn an die Gurgel springen. Das Land der Sikhs und Pandschabis ist einer der Hauptherde der Revolution, und die Pathans werden zur grünen Fahne des Propheten eilen, sobald sie überm Chaiberpaß flattert.

Man hat sich dafür vorgesehen. Ein Drittel der indischen Armee besteht heute aus englischen Truppen, 75 000 Mann. Alle Festungen und die Artillerie sind in ihren Händen. Die 2500 höheren Offiziersstellen in den eingeborenen Truppenteilen sind alle von Engländern besetzt; über den Rang eines Naik, Hawildar oder Resaldar bringt der Sepoy es nie hinaus. Man hat ferner die europäischen Zivilisten kriegstüchtig gemacht vom 13jährigen Schuljungen an durch Freiwilligenbataillone unter Militärinstruktoren mit Uniformen, Drill, Schießständen und Manövern. 36 000 stehen bereit, den „Tommies" zu helfen, „wenn die große Schlacht von Armageddon kommt".

Freilich, die wenigen Europäer sind Oasen in der Riesenwüste Indiens, getrennt durch wilde Gebirge, durch reißende Ströme, durch riesige Entfernungen. Aber die Wüste ist erforscht, die Ströme überbrückt, die Entfernungen verkürzt.

Im Gefolg der Heere im kampfdurchtobten Feindesland, als Hakim (Arzt) verkleidet auf den verbotenen Bergpfaden des Hindukusch, in den Dschungeln der Khonds, wo das Fieber von 17 europäischen Assistenten in 6 Jahren 7 ins Grab warf und 8 krank zur Umkehr zwang, auf den Schneefeldern Kaschmirs, 7000 m überm Meer,[3]) stellte der Land-

1) Sawtell p. 35—36. 2) Strachey p. 482.

3) Gazetteer IV p. 481—507. cf. auch Newcombe, Village, Jown and Gungle Life in India. Blackwood, London, 1905, p. 336.

messer seine Theodoliten auf, in jahrzehntelanger, rastloser, oft heroischer Arbeit. Die Generalstabskarte von Indien liegt vor im Maßstabe von 1 : 60000 und teilweise sogar von 1 : 30000. (1—2 inch a mile.) Alles ist darauf vermessen von den Teegärten Assams bis zu den Schneebergen Kafiristans und bis hinab zu den Palmenbuchten Trawankors. Alles ist darauf verzeichnet bis zum letzten Reisfeld im Gangestal [in der Provinz Agra allein wurden 30 Millionen Felder vermessen] [2]), bis zum letzten Dorftümpel Maduras, bis zum letzten Fußpfad in den wilden Ghats.

Drei Monate brauchte ein englisches Entsatzheer vor 57 Jahren von London bis Kalkutta, und dann folgte ein 3—4 monatlicher Marsch bis hinauf zum Pandschab unter der Glutsonne Hindostans. „Eine einzige englische Grafschaft", schrieb damals ein englischer Reisender, „hat mehr fahrbare Straßen wie ganz Indien." [3]) Heute sind 300 000 km Straßen vorhanden und 60 000 km Eisenbahnen statt der einstigen 600. In 30 Tagen fährt heute ein Truppenschiff von Southampton bis Bombay, und von da bis Lahore sind es kaum mehr zwei Tage.

Als ich einem Militärinstruktor in Indien einmal zu seinen Treffern gratulierte, meinte er: „der Tag kann kommen, wo mein Leben abhängt von meinem Gewehr." Er dachte an einen Sepoyaufstand.

Ist ein solcher jetzt zu fürchten?

Das Jahr 1857 war nach indischer Zeitrechnung das Jahr 1914, seit Jahrzehnten vorausgesagt als Unglücksjahr für England durch alle Astrologen. [1]) 1914 stand im Kalender der Christen, als der gegenwärtige Krieg ausbrach. Wie Sturmvogelrauschen schwirrts durch die düstere Nacht: drohende Artikel in führenden indischen Blättern, Protestversammlungen der Mohammedaner wegen Beschlagnahme der zwei türkischen

1) Strachey, p. 371. 2) Strachey, p. 479.
3) Meadows Taylor, History of India, Longmans. London 1904 [2]. p. 715.

Kreuzer, Unterdrückung einer führenden Pandschabzeitung, Verhaftung des Bruders der einflußreichen Fürstin von Bhopal, des indischen Offiziers Mehmed Hafiz, drohende Haltung seiner Anhänger und schließlich wie ein greller Blitz aus wolkenschwangerm Himmel: die Kriegserklärung der Türkei an England. Wie Meereswogen im Monsumsturm gehts durch die mohammedanische Welt. Von Stambul bis Mekka lesen die Mullahs die Kampfsuren und predigen den hl. Krieg, und rauh und hart klingts aus vielhunderttausend Kehlen von den Eissteppen Turkestans bis zu den Oasen Marokkos: „Amîn, Amîn".

Man hat indische Truppen nach China und Zanzibar geschickt, nach Uganda, Ägypten und Frankreich. Weil man sie dort brauchte, vielleicht auch, weil man sie in Indien fürchtete. Ein gefährlicher Schritt! „Das schwarze Wasser (Meer) löscht die Kaste aus", sagt der Glaube dem Hindu. Anno 1852 wollte Lord Dalhousie ein Regiment übers Meer nach Birma senden. Es verweigerte den Gehorsam, und man wagte nicht, es zu strafen.[1]) Man saß damals auf einer Mine. Jeder Funke konnte sie entzünden.[2]) Er kam. Es war das Gerücht, man wolle den Seporys ihre Kaste rauben, das Teuerste, was sie hatten im Diesseits und Jenseits, und man habe deshalb die Patronen mit Kuh- und Schweinefett beschmiert. Das genügte. „Ein ähnlicher Anlaß, wahr oder falsch, würde auch heute noch genügen," schreibt Strachey, „den Brand zu entfachen. Das darf man nicht vergessen." „Unheildüstere Zeichen erscheinen von Zeit zu Zeit, die uns daran erinnern sollten, wie leicht in Indien ein furchtbarer Riesenbrand aufflammen kann." [3])

Der indische Soldat ist verheiratet. Er läßt Weib und Kind zurück überm Meer. Er hat gehört, sein Herr

1) Malleson, The Indian Mutiny, Seeley. London 1906[9], p. 14.
2) Sape, Longmans' School History of India, Longmans & Co. London 1892, p. 240.
3) Strachey, p. 556.

sei Herr der Welt. Wie wenn er zurückkehren und von einer Niederlage berichten müßte wie der des ersten Afghankrieges von 1842? Wie wenn er nicht zurückkehrte in die Heimat? — Schon sind die ersten indischen Gefangenen durch Köln gefahren. Wie wenn die Nachricht durchsickerte, daß die tapferen indischen Soldaten gefangen sind oder starr und bleich auf den eisigen Schlachtfeldern Frankreichs liegen, niedergemäht zu Tausenden? Ob dann die Totenklage der Witwen und Waisen nicht zum wilden Racheschrei würde gegen den fremden Herrscher, der sie hineintrieb in den Rachen des Todes?

Und noch eine letzte Gefahr streckt ihre düsteren Gespensterarme aus über Hindustan. Sie lauert jenseits der Grenze: eine feindliche Invasion.

(Schluß folgt.)

XII.

Die Handelsrivalität.

II.

Welche Rolle die Handelsrivalität zwischen Deutschland und England in der inneren englischen Politik spielte, zeigte sich bei den englischen Parlamentswahlen; die Reden und Zeitungen behandelten dieselbe als eines der wichtigsten nationalen Probleme; überall legte man das Gewicht auf die Konkurrenz der deutschen Industrie. Von den Formulierungen, welche Lord Rosebery, Chamberlain und andere dem Problem gaben (unter anderen: „jeder Engländer wird reicher, wenn die deutsche Konkurrenz vernichtet wird“), war schon die Rede.



Eine ähnliche Wirkung zeigte sich in Rußland.[1]) Bald nachdem der Staatssekretär v. Delbrück seine Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands dem Reichstag vorgetragen hatte, gelangte die Frage der Erneuerung des deutsch-russischen Handelsvertrags im russischen Ministerrat zur Sprache. Der Ministerpräsident Sasanow teilte dabei mit: Rußland wolle unter allen Umständen günstigere Bedingungen als seither erhalten und sei deshalb entschlossen, zum äußersten zu schreiten.

Aus den Äußerungen in England und Rußland ersieht man, zu welcher Bedeutung in der auswärtigen Politik die Angelegenheiten der deutschen Industrie gelangt waren. Noch bestand ein zahlenmäßiger Vorrang des englischen Ausfuhrhandels vor dem deutschen, aber der deutsche kam dem englischen immer näher. Mehr noch als im Handel trat die wuchtige Konkurrenz Deutschlands in der Industrie auf. Bisher war England das eigentliche Industrieland Europas; bereits i. J. 1909 hatte Deutschland ihm diesen Titel entrissen. In Handel und Verkehr stehen Deutschland und England sich ungefähr gleich. In Deutschland sind darin $3^1/_2$ bis 4 Millionen Menschen beschäftigt; in England ungefähr ebensoviel. Daß bei der fortgesetzten, steigenden Entwicklung Deutschlands sich dieses Verhältnis nicht behaupten würde, liegt auf der Hand.

Von 100 Erwerbstätigen gehören in England 46 zu Industrie und Bergbau, 21 zum Handel, 13 zur Landwirtschaft, dagegen in Deutschland 40 bezw. 12 und 35 und in den Vereinigten Staaten 24 bezw. 16 und 36.

Die Zahl der in England für die Industrie (und Bergbau) Tätigen ist also etwas höher als jene in Deutschland.[2]) Der deutsche Arbeiter produziert aber mehr als der englische. Die

1) Über dessen wirtschaftliche Zustände vgl. Band 154[5], S. 417 ff. dieser Blätter.

2) Arthur Dix: „Deutschlands wirtschaftliche Zukunft in Krieg und Frieden." — Konrad's Jahrbücher 1910.

industrielle Produktion in Deutschland ist derjenigen in England überlegen. Hierbei kommt das vielerörterte Thema der „wissenschaftlichen Überlegenheit" in der deutschen Industrie in Betracht; auch die Bedeutung, welche vervollkommnete Maschinen gegenüber der menschlichen Arbeitskraft besitzen. Wollte man die Erörterung ausdehnen, so würde man bald auf das uferlose hochwichtige Gebiet gelangen, wo Weltanschauungen, soziale und politische Fragen kämpfen.

Auf den ersten Blick erscheint die englische Textilindustrie der deutschen überlegen; von der Baumwollernte in der Welt verbraucht England durchschnittlich an 3½ Millionen, Deutschland nicht ganz 2 Millionen Ballen. Allein es bleibt zu beachten, daß Deutschland in manchem Jahr für etwa 122 Millionen Mark Baumwollgarne zur Weiterverarbeitung in Deutschland eingeführt hat.

An Kohlen erzeugt England jährlich rund 266 Millionen Tonnen. Aber Deutschland hat in manchem Jahr für rund 215 Millionen Mark Kohlen aus England zur Verwendung in Deutschland bezogen.

Auf dem Gebiet der Roheisenproduktion tritt uns die entschiedene Überlegenheit Deutschlands über England entgegen: Deutschland 12 bis 13 Millionen, England 10 Millionen Tonnen. Die Zinkproduktion in Deutschland beträgt 216 Millionen, in England nur 20 bis 30 Millionen Tonnen. Die Kupferproduktion beträgt in England 56 Millionen, in Deutschland 33 Millionen Tonnen.[1])

An Wolle führte England in der letzten Zeit im Jahr für 144 Millionen Mark aus; davon bezog Deutschland den größten Teil mit 110 Millionen Mark.

Auf dem Gebiet der Nahrungsmittel tritt die Abhängigkeit Englands von der Einfuhr deutlich hervor. Die Stellung

---

1) Beide Länder sind auf die Einfuhr von Kupfer angewiesen; ein Umstand, der in diesem Krieg eine wichtige Rolle spielt, an welcher die Ver. Staaten (durch ihre Kupferproduktion) beteiligt sind.



Deutschlands ist in dieser Hinsicht viel günstiger als diejenige Englands.

Einfuhr:	Englands	Deutschlands
Weizen	760 Mill. Mark	380 Mill. Mark
Gerste	133 „ „	282 „ „
Mais	294 „ „	136 „ „
Mehl	145 „ „	
Zucker	389 „ „	

In Deutschland überwiegt die Ausfuhr von Hafer, Mehl und Zucker die Einfuhr.

Die folgende Aufstellung bietet ein Bild der wirtschaftlichen Verfassung der beiden Länder:

	Deutschland	England	
Volkszahl	60,6 [1])	41,5	Millionen
Zunahme, jährlicher Durchschnitt . . .	1,5	0,9	Prozent
in Landwirtschaft	9,9	2,4	Mill. Menschen
„ Industrie und Bergbau	11,3	8,4	„ „
„ Handel und Verkehr	3,5	3,9	„ „
Benutzte Bodenfläche i. d. Landwirtschaft	35,—	12,8	„ Hektar
Rindviehbestand	20,6	6,9	„ Stück
Schweinebestand	11,—	2,8	„ „
Kohlenproduktion im Jahr 1888 . . .	82	173	„ Tonnen
„ „ „ 1908 . . .	215	265	„ „
Roheisenprodukt. „ „ 1888 . . .	4,3	8,1	„ „
„ „ „ 1907 . . .	12,9	10,3	„ „

Der Anteil am Welthandel stieg für Deutschland in der Zeit von 1890—1907 von 11,0 auf 12,6 Prozent, während jener Englands von 20,8 auf 17,6 gefallen ist.

Bei diesem Gang der Entwicklung nimmt Dix für das Jahr 1914 für Deutschland 80, für England 50 Millionen Menschen an, von denen in Industrie und Bergbau 16 gegen 10, in Handel und Verkehr 5 gegen 5 Millionen beschäftigt sind. Der Anteil am Welthandel wäre etwa gleich (14 und 15 Prozent). Deutschlands Auslandhandel beträgt rund 17 Milliarden Mark, wovon 70 Prozent auf den Handel zur See entfallen. Von dem Auslandhandel entfallen rund 2 Milliarden Mark (etwa der achte Teil) auf

1) 1910 (64,9).



den Verkehr Deutschlands mit England (Einfuhr und Ausfuhr). In dem Gesamtbild nehmen die Baumwolleinfuhren Deutschlands einen wichtigen Platz ein; die deutsche Baumwolleinfuhr beträgt rund 450 bis 550 Millonen Mark, wovon der weitaus größte Teil (350 bis 400 Millionen Mark) aus den Vereinigten Staaten kommt.[1])

Auf dem Gebiet des Schiffsbaues behauptet England seine hohe Stellung. Allein auch hier hat Deutschland sich nahe an Englands Seite gestellt. In England wurden für englische Rechnung gebaut:[2])

Jahr				
Jahr 1895:	541	Dampfer mit	465 467	Reg.-Tonnen
„ 1900:	667	„ „	698 330	„ „
„ 1905:	713	„ „	821 059	„ „
„ 1908:	593	„ „	386 431	„ „

In Deutschland:

Jahr				
Jahr 1898:	289	Handelsdampfer mit	424 090	Reg.-Tonnen
„ 1900:	446	„ „	504 200	„ „
„ 1905:	845	„ „	651 148	„ „
„ 1910:	1093	„ „	556 345	„ „

Immerhin liegt auf diesem Gebiete noch die Überlegenheit Englands vor, das im Jahr 1909 Schiffe und Schiffsmaschinen im Werte von rund einer Milliarde Mark hergestellt hat.

Auf keinem Gebiet tritt dagegen die Überlegenheit Deutschlands gegenüber England deutlicher hervor als auf jenem der chemischen Industrie. Als diese Industrie am Beginn des vorigen Jahrhunderts ihre glänzende Laufbahn begann, ging die Bewegung von Frankreich und England aus. Paris war der Sitz der chemischen Wissenschaft, England war der Sitz der chemischen Industrie. Die Neuerungen folgten einander schnell: Ersatz der Naturfarbe durch künstliche Farbstoffe; die Entwicklung der Soda- (Leblanc-Verfahren, Sol-

1) Es wird Baumwolle in den deutschen Kolonien in Afrika gepflanzt. Wichtiger sind die Pflanzungspläne in Mesopotamien, wo jedoch auch die Engländer in Konkurrenz treten wollen.

2) Commercial Labor and Statistical Department.

vay'sches Ammoniak-Verfahren) und Alkali-Industrie; Anwendung der Elektrizität für chemische Prozesse; Gewinnung von Schwefel und schwefelhaltigen Erzen; künstliche Düngemittel.

In Deutschland begann der große Aufschwung mit Liebig. Vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam die Erschließung der großen Salzlager (Sternsalz und Kalisalze Staßfurt); die Soda- und Alkaliindustrie wurde unabhängig vom Ausland. Dieselbe wandte sich der Herstellung von Säuren zu; ihre chemischen und pharmazeutischen Präparate erlangten Weltruf gleichzeitig mit den Erzeugnissen der Teerfarbenindustrie. Die technische Überlegenheit der deutschen Industrie brach sich überall in der Welt Bahn. Der Aufschwung führte zur Überproduktion und in den Jahren 1884 und 1885 zur Stockung in Absatz und Betrieb. Seitdem trat die Tendenz zur Kartellbildung hervor. Für eine Anzahl von Präparaten trat Beschränkung der Produktion ein. Im Jahr 1905 gab es in der chemischen Industrie mehr als vierzig Kartelle; dazu eine Anzahl von Interessengemeinschaften, namentlich unter den Farbenfabriken. Von der Krise der Jahre 1901 und 1902 ist die chemische Industrie nicht betroffen worden; für Salze behauptet sie Monopolstellung in der Welt und die Farbenindustrie hat die wichtigsten Patente in der Hand. Andererseits hat diese Industrie starkes Interesse an der Ausfuhr. Im Jahr 1908/9 waren in der chemischen Industrie 141 Aktiengesellschaften tätig, welche über 407 Millionen Mark Kapital und 132 Millionen Mark Reserven verfügten. Die Jahresproduktion wurde auf rund $1^1/_4$ Milliarden Mark geschätzt. Die durchschnittliche Dividende betrug im Jahr 1908/9 14.09 Prozent. Die Beziehungen der chemischen Industrie zu England waren immer bedeutend. In ihrem Auslandverkehr hat England, welches nach Deutschland Rohprodukte schickte und von dorther Fertigfabrikate bezieht, die erste Stelle.

Die englische Alkaliindustrie hat schon in der Mitte des



vorigen Jahrhunderts eine hohe Entwicklung erreicht und versah damals die ganze Welt. In der Sodafabrikation und Ammoniakgewinnung steht England noch heute an erster Stelle. Die großen Leblanc-Sodafabriken (40 an der Zahl) und mehrere Seifenfabriken und Salinen begründeten im Jahr 1890 gemeinsam die größte chemische Fabrikationsgesellschaft in der Welt: die United Alkali Company mit einem Kapital von 180 Millionen Mark. Ebenso besitzt England die größte Ammoniakfabrik in der Welt; es wird auch das Leblanc-Verfahren angewendet, während in Deutschland das Solvay-Verfahren eingebürgert ist.

Im internationalen Zahlungsverkehr behauptet England seine beherrschende Stellung, die ein achtungswertes Alter aufweist, da sie sich im 18. Jahrhundert entwickelt und im 19. befestigt hat, als der überseeische Handel ganz in Englands Händen lag. In den friederizianischen und napoleonischen Kriegen ruhten die Subsidienzahlungen auf Englands Schultern; die Operationen der Rothschild, Ouvrard, Paish ankerten auf dem Londoner Markt. London war das clearing-house der ganzen Welt, und ist es noch heute, obgleich sich in dieser Monopolstellung überall Risse zeigen. Diese gingen anfänglich (Mitte des 19. Jahrhunderts) von den im Ausland etablierten französischen Banken aus. Seit zwei Jahrzehnten haben die deutschen Banken daran gearbeitet, sich unabhängiger von London zu machen. Die Position Londons als Abrechnungsstelle der ganzen Welt ruht zur Zeit auf unerschütterlichem Fundament: Welthandel und Kapitalanlagen im Ausland. Georges Paish schätzte im Jahr 1909 in der Royal Statistical Society das im Ausland angelegte englische Kapital für die Jahre[1]: 1886 bis 1887 mit 890, 1900—05 mit 1250, 1906—07 mit 1650 Millionen Mark. Seit 1907 haben diese Auslagen ersichtlich zugenommen; nicht nur die Kolonien, sondern auch

1) Über die ausländischen Kapitalanlagen Englands und Frankreichs siehe: Konrad's Jahrbücher 1910, S. 255.



Asien und Rußland haben bedeutende englische Kapitalien erhalten, nachdem sich das englische Kapital lange Zeit, — solange der politische Gegensatz bestand, von Rußland fern gehalten hatte.

In der Zeit von 1906 bis 1913 sind in London rund 1¼ Milliarden Mark russischer Staats-, Gemeinde-, Industrie- und Bankanleihen auf den Markt gebracht worden. Ein untrügliches Anzeichen der politischen Annäherung.

Als der frühere italienische Finanzminister Luzzatti den Plan entwickelte, den Goldverkehr der ganzen Welt in einer einzigen Zentralgoldbank zu sammeln, gedachte er, dieselbe in London zu erblicken, in natürlicher Anlehnung an die Bedeutung Londons als Abrechnungsstelle der Welt.

Dieser Zustand ist natürlich für die englischen Bankiers und Banken immer die Quelle großer Gewinne gewesen. Heiligenstadt schätzt den Gewinn der englischen Banken an Zinsen und Provision allein und an der Vermittlung des deutschen Zahlungsverkehrs auf jährlich 3 bis 3½ Millionen Mark. Das „Deutsche Handelsarchiv" (März 1900) berichtete aus Brasilien: „Der Kurs wird bestimmt von der „London and Brazilian-Bank Ltd."; diese setzt den Kurs auf das übrige Ausland immer etwas ungünstiger als auf England". Hauser bemerkt: „Wo die englischen Banken auf die Kursgestaltung Einfluß gewinnen, setzen sie oft den Verkaufskurs von Tratten, die sie auf dem Kontinent abgeben, etwas höher als solche auf London, so daß es dem überseeischen Kaufmann günstiger ist, mit Londoner als z. B. mit Berliner Papier zu zahlen."

Behauptet sich dieser England so günstige Zustand auch, so hat doch die Entfaltung des deutschen Auslandhandels, der Industrie und der Banken in Deutschland das Fundament, wenn auch zunächst nur leise, erschüttert. Für solche Entwicklungen hat man aber allenthalben ein feines Gefühl, und in der Tat ist auch hier die „deutsche Gegnerschaft" signalisiert worden.

Die Konkurrenz und die mächtige Entfaltung der deutschen



Industrie erscheint umso schwerer zu bekämpfen, als sie sich zum großen Teil nicht auf die individuelle Tätigkeit, sondern auf die Assoziation in Vereinen, Kartellen, Syndikaten stützt, dabei von einer weitausblickenden Zoll- und Tarifpolitik, von ausgezeichneten Verkehrsanlagen unterstützt und begünstigt.

Graf Posadowsky gab im Jahre 1905 die folgende Kartellstatistik für das Deutsche Reich: in der Ziegelindustrie 132, in der Eisenindustrie 62, in der Chemischen Industrie 46, in der Kohlenindustrie 19 Kartelle. Seitdem sind an zehn Jahre verflossen und die Entwicklung ist weiter gegangen; hier Konzentration, dort Zunahme; in allen Fällen ging die Entwicklung unter der Herrschaft oder unter dem Einfluß der Assoziation vor sich.

Das Kohlensyndikat, bis zum Jahre 1915 geschlossen bezw. verlängert, hat in diesen Tagen Anlaß zu vielen Erörterungen gegeben, weil angeblich die Erneuerung (durch die Forderungen einiger Mitglieder) in Frage gestellt schien; die Erneuerung hat, nach den letzten Berichten, stattgefunden. Der Stahlwerkverband ist das letztemal erst nach Intervention der stark interessierten Großbanken verlängert worden.

Wie sich die Dinge gestaltet haben, scheint die Kontinuität in der Entwicklung der deutschen Industrie auf dem Fortbestehen der Syndikate zu beruhen. Daran ist das gesamte wirtschaftliche Leben beteiligt: folglich liegen hier wichtige Aufgaben der Zoll- und Tarifpolitik, in weiterer Folge also Aufgaben der auswärtigen Politik vor.

Von freilich nicht öffentlich zugestandener, aber wirksamer Bedeutung für die Stimmung in England waren die Schiffskartelle. Gleich nach dem Abschluß des Schiffahrtstrust hielt Dr. Karl Thieß im „Institut für Meereskunde" im Jahre 1903 einen Vortrag, in dem er ausführte: „Durch den Bund mit dem Trust ist die deutsche Position für mindestens elf Jahre nach menschlichem Ermessen gegen Erschütterungen, wahrscheinlich sogar gegen einen ernsten Angriff gesichert. Am Ende dieser Periode, dürfen wir nach der bisherigen Entwicklung hoffen, ist die deutsche Macht-



stellung auf allen Meeren so fest verankert, daß ihre Freundschaft . . . . für jeden erwünscht und für niemand entbehrlich ist und daß die deutsche Schiffahrt jeder künftigen Eventualität mit Ruhe entgegensehen kann."

In Wirklichkeit kam, nach Ablauf dieser Frist von elf Jahren, der Krieg, den England zum nicht kleinen Teil gegen die Entfaltung Deutschlands auf der See führt.

Wenn auch von den Schiffahrtskartellen in der Öffentlichkeit viel weniger die Rede war als von den anderen Kartellen, wenn sie die Masse der Zeitungsleser weniger interessierten, so haben sie dennoch eine große Rolle in der Entwicklung der Dinge und Stimmungen und indirekt in der hohen Politik gespielt.

Am 1. Oktober 1913 liefen die internationalen Kartelle im Nord-Antlantik ab; vom 1. Januar 1914 erhielten die Beteiligten die Freiheit der Bewegung.

Eine kurze Darstellung muß sich darauf beschränken, die zwei wichtigsten „Kartellvereinbarungen" hervorzuheben: der „Pool" betreffend Zwischendeckpassagiere, der „Pool" betreffend Güter (nur die Rückfracht ist nicht geregelt) und das Abkommen betreffend Kajütenpassagiere (lose, regelt nur den Mindestpreis). In diesem Kartell bilden die Festlandlinien eine besondere Gruppe: Linien der Nord-Atlantik, gewöhnlich „Continental-Pool" genannt. Diese und die englischen und amerikanischen Linien bilden zusammen den „General-Pool" oder, wie man sich sonst ausdrückt, die „Atlantische Konferenz".

Die Geschichte dieser Kartelle usw. geht auf das Jahr 1885 zurück. Auf dem Atlantischen Ozean hatte sich in der Zeit von 1840—1847 die englische Cunardlinie das Monopol erworben und die Konkurrenz der amerikanischen Collinslinie besiegt. Die Cunardlinie lief die norddeutschen Häfen nicht an, wo seit 1857 die Hamburg-Amerika Packetfahrt-Gesellschaft sich entwickeln konnte. Im Jahre 1858 trat der Norddeutsche Lloyd in Bremen auf. Belgische und holländische Linien folgten. Nirgends traten diese neuen Gesell-



schaften in Konkurrenz gegen die englischen Linien. Von 1870 an waren die deutschen Linien nicht mehr imstand, den wachsenden Anforderungen des Verkehrs nach Amerika zu entsprechen. Darauf dehnten die englischen Linien ihren Dienst nach Hamburg und Bremen aus. In der Folge entwickelte sich die Konkurrenz. Die Engländer waren gegen jede Syndizierung. Der Kartellgedanke (Pool) ging von deutscher Seite aus. 1874 traten die Hamburg-Amerika P. G. und der Norddeutsche Lloyd zusammen gegen die neue Gesellschaft „Adler" auf. Darauf schlossen sich die Linien Sloman & Co. und Edw. Carr gegen diese beiden zusammen. Im Jahre 1885 veranlaßte die Hamburg-Amerika-Gesellschaft die Vertreter der Schiffahrtsinteressenten zu einer Konferenz in Köln. Das dort getroffene Abkommen hielt bis 1888. Der Kampf gegen die englischen Linien wurde betont. 1892 wurde die „Union der Nord-Atlantischen Dampferlinien" geschaffen; ihr gehörten an: Hamburg-Amerika, Norddeutscher Lloyd, Red Star (Antwerpen), Holländisch-Amerika-Linie (Rotterdam); der nächste Zweck war die Regelung des Auswandererverkehrs. Hamburg-Amerika und Norddeutscher Lloyd traten in diesen „Continental-Pool" als geschlossene Gruppe. Die Tonnage des Norddeutschen Lloyd betrug 1890: 706,400, Hamburg-Amerika 550,400. Die Regulierungsquote zwischen beiden war 14:11, zu ändern nach der Entwicklung der Tonnage.

Der fernere Gang der Dinge vollzog sich vornehmlich unter der Leitung des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Gesellschaft Ballin. Albert Ballin, ein Mann, den rastlose Tätigkeit zu bedeutender Stellung und zu einem Einfluß geführt hat, der weit über die Geschäftskreise hinausführt.

Im Jahre 1894 wurde der Pool auf den Güterverkehr ausgedehnt, 1896 auf die Kajütenpassagiere; in dem letztgenannten Jahre traten die französische Gesellschaft „Compagnie Générale Transatlantique" und die „American Line" dem Abkommen bei. Die vereinigten Linien begannen 1894 den Tarifkrieg gegen die englischen Linien. Um den-



selben zu beenden, trat man 1895 zur Konferenz in London zusammen. Dort einigten sich Hamburg-Amerika-, Cunard- und White Star-Linien: der Continental-Pool (die festländischen Linien) konkurrieren nicht in englischen und skandinavischen Häfen; die englischen Linien nehmen nur beschränkten Anteil am Auswanderergeschäft in den östlichen Häfen Europas. Damit schien ein leidlicher Friede hergestellt.

1902 trat der amerikanische Finanzier Morgan auf, an der Spitze der „International Mercantil Marine Company". Er hatte vornehmlich die englischen Linien im Auge. Morgan hatte seit 1902 die Kontrolle der in Boston mündenden amerikanischen Bahnen und betrachtete die Schiffslinien als deren Fortsetzung nach Europa. Mit der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd traf er Separatabkommen, laut welchen er an diese beiden 6% vom vierten Teil seines Aktienkapitals zahlen sollte, während er Anspruch auf den vierten Teil der Dividende beider Gesellschaften erhielt. Morgan bewirkte indessen die Konzentration der englischen Handels-Marine, größere Aufmerksamkeit der englischen politischen Kreise für die Interessen der britischen Schiffahrt und zunächst eine Annäherung der englischen Linien an den „Continental-Pool".

Nunmehr gewährte die englische Regierung an die Cunard-Linie einen Vorschuß von 60 Millionen Mark und eine jährliche Subvention von 3½ Millionen Mark. 1895 trat die Cunard-Linie von dem Abkommen mit dem Continental-Pool zurück und begann den Tarifkrieg gegen die Hamburg-Amerika-Linie und den Norddeutschen Lloyd. Der Kampf dehnte sich bald auf das Adriatische Meer aus; um Hamburg und Bremen das ungarische Auswanderergeschäft zu entziehen, errichtete Cunard die Linie Fiume—New-York. Darauf schlossen sich die deutschen Linien der „Austro-American-Company" (Linie Triest—New York) an.

1905 kam es zu einem Waffenstillstand; der „Pool" konsolidierte sich durch Aufnahme des adriatischen Dienstes der Cunard- und Austro-American-Linien.



1907 begann die Cunard-Linie den Tarifkrieg gegen Morgan auf dem Atlantischen Ozean. Auf Vorschlag der Hamburg-Amerika-Linie trat im Januar 1908 eine Konferenz in Köln zusammen. Im folgenden Februar wurden die Verhandlungen auf der Konferenz in London fortgesetzt. Die englischen Linien (Cunard provisorisch) paktierten mit dem „Continental-Pool" und dehnten so denselben zum „General-Pool" aus. In demselben hat der Continental-Pool sich als selbständige Gruppe behauptet; auf ihn entfiel der größere Anteil (62% gegen 38% für die englischen Linien).

So war im Jahre 1908 der Ring fertig. Der Streit in seinem Schoße ließ nicht auf sich warten.

In England und in den Vereinigten Staaten wurden die politischen Kreise und die Regierungen auf die Vorgänge aufmerksam. In London erschien im Jahre 1909 der Bericht der „Königlichen Kommission betreffs Schiffahrtskartelle". Die feingearbeitete Mechanik des Pool trat noch deutlicher in den Vereinigten Staaten zu Tage, wo der Prozeß gegen den „General-Pool" stattfand: im Jahre 1908 gab es in New-York ein Komitee von Vertretern der H. A., der beiden Lloyds, der Holland-Amerika-Linie und des Morgan-Trust; das Komitee schickte sogenannte „Kampfschiffe" mit billigem Tarif nach den Häfen, wo nicht dem Pool angehörige Schiffe verkehrten, und unterbot die letzteren.[1]) Der Verlust, der sich bei solchen Fahrten ergab, wurde verteilt.

Das Wettrennen auf den Meeren führte zur Überproduktion in der Schiffsindustrie, die sich seit 1902 bemerkbar machte. 1906 und 1907 brachten eine enorme Zahl an Neubauten. 1908 brachte die Stillegung von Schiffen mit zusammen einer Million Tonnen allein in Europa.

Die Hamburg-Amerika bestand auf Fortsetzung der Neubauten „um nicht im Weltverkehr zurückzutreten". Über-

1) Die „Russische Freie Flotte" erlag diesem „damping".

all wurden neue Schiffe gebaut; darunter die immer größer werdenden Riesendampfer. 1910 wurden gebaut für Hamburg-Amerika 128,000, White Star 500,000, Cunard 85,000 Tonnen. Am 31. Dezember 1912 waren nicht weniger als 1'097,000 Tonnen im Bau.[1])

In der Schiffsbauindustrie hatte sich infolge dieser Entwicklung zunächst starke Konkurrenz entwickelt, aber auch hier kam es natürlich zu Vereinbarungen.

Im atlantischen Frachtgeschäft hängt viel von der Ernte in Amerika ab; man hatte sich im schlechten Erntejahr 1901 davon wiederum überzeugt, in Krisenjahren standen 50—60 % des Auswandererraumes leer. Nunmehr drang die Hamburg-Amerikalinie auf den Norddeutschen Lloyd ein und verlangte die Änderung der Verträge, Erhöhung ihres Anteils um 4 %. Es kam zur Kündigung der Verträge zwischen beiden Gesellschaften, die sich jetzt gegen die fremden Linien kehrten.

Im Auswandererverkehr kamen diesen beiden Gesellschaften die bei der Beförderung der Auswanderer zu beobachtenden hygienischen Bestimmungen der deutschen Regierung zu statten (die „Stationen"); es handelte sich dabei meistens um Auswanderer aus Rußland. Die Cunardlinie betrieb das Auswanderergeschäft in Österreich-Ungarn (Linie Fiume—New-York). Auf demselben Gebiet wirkte die Canada-Pacificlinie den Interessen der Hamburger- und Bremer-Gesellschaften entgegen. Die Hamburg-Amerika drängte auf eine Regelung mit der Canada-Pacific.

Die Auswanderung nach Kanada hatte seit etwa 1903 stark zugenommen; man hat sie auf 1 788 000 Menschen berechnet; zum größten Teil Engländer, Österreicher, Ungarn, Russen. Die Canada-Pacific war daran durch ihre Eisenbahnen und Ländereien interessiert; sie stand in Spezialkonvention mit dem „Pool", hatte Anteil an der Allan-Line-Gesellschaft, arbeitete mit den englischen Linien und war in Antwerpen durch die Red Star-Gesellschaft vertreten. Im

1) Lloyds Register of Shipping.

Jahr 1912 verlangte sie für sich und die Allan-Line eine Erhöhung der Quote am „Pool“. Schließlich richtete sie die Linie Triest—Kanada ein. Die Häfen Hamburg, Bremen, Antwerpen lief sie nicht an.

Alsbald kam der Tarifkrieg zwischen der Canada-Pacific und der Austro-Americanlinie, welch letztere der Hamburg-Amerika und dem Norddeutschen Lloyd gehörte. Der Versuch, auf der Konferenz in Berlin im Frühjahr 1912 zu einer Verständigung zu gelangen, scheiterte. Es folgte der bekannte, ungeheueres Aufsehen erregende Vorfall in Österreich-Ungarn: die Canada-Pacific wurde der Verleitung zur Desertion angeschuldigt, was die Schließung ihrer Comptoirs und die Verhaftung vieler ihrer leitenden Beamten nach sich zog. Nach einiger Zeit beruhigten sich die Wogen und die Gesellschaft trat wieder in Betrieb, aber den Schlag hat sie doch empfunden. Das Ganze war eine Episode in den Kämpfen des „Pool“, insbesondere zwischen Canada-Pacific und Hamburg-Amerika.

Der Kampf zwischen den deutschen und den englischen Linien nahm an Schärfe zu, was sich zahlreiche Rheder zunutze machten, die keinem Kartell angehörten und eigene oder gemietete Dampfer auf die See schickten, die sogenannten „Tramps“; sie dienen vornehmlich der Fracht von Rohmaterialien. In England nahm die Konzentration in der Handelsflotte zu, schuf den starken Trust der Royal Mail Steam Packet Comp., die Vereinigung der Cunard- und Anchorlinie und andere wichtige Vorgänge.

Vor einem allgemeinen Tarifkrieg (zwischen den festländischen, vornehmlich deutschen, und den englischen Linien) scheute man sich, vornehmlich in Hinsicht auf die Größe des Risikos für alle Teile. Die Fehde ging aber ununterbrochen weiter. —

Das vorstehend Mitgeteilte stellt in großen Umrissen den Ursprung, den Gang und die Art der Handelsrivalitäten zwischen Deutschland und England dar. Es handelt sich weit weniger um die Rivalität des Handels als um die

Rivalität der Industrie, wobei die Opposition gegen den auf Kartelle gestützten Teil der deutschen Industrie hervortrat; vor allem in der Eisen- und Stahlindustrie und auf dem Gebiete der Schiffahrt. Dazu kommen ausländische, überseeische Unternehmungen der deutschen Industrie in Gemeinschaft mit den deutschen Großbanken. Rußland ebenfalls hat sich seit einem Jahrzehnt der industriellen Entwicklung zugewandt, wobei es dem französischen und englischen Kapital die Vorhand gewährte. Es kam allmählich in allen Ländern eine englisch-französisch-russische Koalition latenter Art auf dem wirtschaftlichen Gebiet zustand.

Die großkapitalistische, die großindustrielle Entwicklung der Staaten drängt die an der Spitze der wirtschaftlichen Bewegung stehenden Kreise mehr und mehr auf die Zentralisierung der Staatsgewalt hin; natürlich mit der Tendenz innerhalb derselben das entscheidende Wort zu sprechen; anderes als nebensächlich zu behandeln.

Es kann unter den heutigen Umständen nicht fehlen, daß die Männer, welche an der Spitze der großen wirtschaftlichen Interessen, der Industrie usw. stehen, auf den Gang der Politik nach jeder Richtung hin großen Einfluß erlangen.

XIII.

Rundschau.

Wer hat nicht im Sinn das herrliche verführende Bild des in Demantfarben leuchtenden Regenbogens, der sich von einem Ufer zum anderen über den breiten Fluß spannt, dessen vom Gewitter angeschwollene Wasser schwarz stromab brausen, über ihm zerrissenes Gewölk, an dessen fernem Saum ein Strahl der Sonne leuchtet? Das Zeichen der Versöhnung nennt die Schrift ein solches Bild. Gleichwie dasselbe im Sturm der Elemente daherkommt, so ist in den ersten Tagen des neuen Jahres das Friedenswort des Papstes Benedikt XV. an die Führer der auf der Wahlstatt ringenden Völker ergangen. Konnte der Friedensfürst, unter dem Willen der Vorsehung, deren Ratschlüsse unerforschlich sind, gebeugt, der Welt auch nicht den Frieden bringen, so bot er ihr doch eine Botschaft des Friedens, eine Linderung der Leiden und eine Anwartschaft, die in sich selbst das Zeugnis trägt, daß in letzter Linie dennoch die Liebe über allem thront. Wie ein weihevolles, ermutigendes sursum corda erklang es, als vom Stuhle Petri die Bitte an die Völker kam, die in Gefangenschaft lebenden felduntauglichen Krieger auf dem Weg des Tausches in ihre Heimat ziehen zu lassen. Der Deutsche Kaiser, der König von Bayern, Kaiser Franz Joseph waren die ersten, welche die dargebotene Hand in warmen Ausdrücken annahmen. Die andern kriegführenden Staaten folgten; zuletzt Frankreich. Auch in französischen Schriften ist bemerkt worden, daß die Antwort des Präsidenten Poincaré nicht nur spät erteilt, sondern auch zurückhaltend im Ton sei. Es wird hinzugefügt, man hätte in Paris das Telegramm Seiner Heiligkeit an den deutschen Kaiser als „zu warm im Ton" befunden und hätte diesen Eindruck im Vatikan zum Ausdruck bringen wollen. Bei dem Subjektivismus, der in den Kreisen der französischen Politik oft

angetroffen wird, ist es wohl möglich, daß derartiges in Paris beabsichtigt war. Der Hauptgrund Poincarés muß jedoch in den Rücksichten zu finden sein, welche er auf die antiklerikalen Politiker und Parteien .nehmen muß. Der Ministerpräsident Viviani steht auf dem Standpunkt, daß „Frankreich den Papst nicht kenne", der einflußreiche Clémenceau desgleichen; Briand, Barthou, in der Form milder, sind in ihren Grundanschauungen dem gleichwertig. Bis heute haben die französischen Katholiken, deren Anhänglichkeit an Religion und Vaterland hohes Lob verdient, nicht vermocht, diese Feinde abzuschütteln; Feinde, welche Frankreich von jeher gefährlicher waren als feindliche Heere. Das Jahrhunderte alte französische Protektorat über die Christen im Orient ist infolge der Briand-Vivianischen Politik verloren gegangen; es sieht nicht danach aus, daß es wieder errungen werden kann, welchen Gang die Dinge auch nehmen mögen.

Die Aktion des Papstes ist umso wohltuender als der Krieg auf der Seite der Gegner Deutschlands vielfach abstoßende Züge angenommen hat. Die Gewaltherrschaft Englands, seine Willkür angesichts der Verträge und gegenüber den Neutralen, fließt aus seinem Prinzip sic volo sic jubeo. England hat in allen seinen großen Kriegen danach gehandelt, — und seine Gegner wußten es, waren vorbereitet oder hätten vorbereitet sein können. England weicht nur der Macht: man sieht es auch diesesmal an der Verwirrung, welche der Protest der Vereinigten Staaten gegen das Anhalten neutraler Schiffe mit Frachten nach neutralen Ländern in London hervorgerufen hat. Für Baumwolle haben die Amerikaner sogar die Freiheit der Zufuhr nach Deutschland erwirkt. Der von England schwer geschädigte Handel der Neutralen, die nordischen Länder, Holland, Italien, Spanien, Schweiz u. a. atmen seit der amerikanischen Intervention auf, und wollte man in Washington eine Betonung der Aktion, man könnte in allen Hauptstädten auf Beistand zählen. Es muß indessen bis auf weiteres als fraglich gelten,

ob Washington die Kontroverse bis in die letzte Instanz durchführen will. Präsident Wilson hat seinen Mitbürgern kürzlich zugerufen: sie kümmerten sich zuviel um die anderen Länder; die amerikanischen Interessen sollten ihnen die Hauptsache sein.

Als ob dieselben vernachlässigt würden! Die Amerikaner machen zur Zeit ein enormes Ausfuhrgeschäft nach England und Frankreich, fast alles Sendungen an Waffen, Munition, Kleidung, Nahrungsmittel und Dingen, die zur modernen Kriegführung gehören.[1]) Sie wären natürlich bereit auch nach Deutschland zu liefern, — aber das verhindert die englische Flotte. Sie ist das Haupthindernis des Friedens. Die Rücksichtslosigkeit Englands hat jedoch ein Ziel vor Augen, was man von der französischen Willkür nicht sagen kann. Legion ist die Zahl der Berichte von in französische Gefangenschaft geratenen Soldaten, Offizieren, Ärzten, Krankenpflegern und Pflegerinnen, die sich über ausgesucht schlechte Behandlung und selbst Bedrohung beklagen. Viele dieser Fälle sind darauf zurückzuführen, daß sich Frankreich seit vierzig Jahren in einem der Anarchie ähnlichen Zustand befindet. Die Franzosen erblicken in ihrer eigenen Regierung ein Willkürregiment, und außer der Kirche gibt es kaum eine Autorität im Lande. Die öffentliche Krankenpflege, die früher von den Orden besorgt wurde, ist seit dem Separationsgesetz in Hände gelangt, welche alle Franzosen, ohne Unterschied von Religion und Politik, als zweifelhaft bezeichnen. Die Nonnen der Hospitäler sind durch Frauen und Mädchen ersetzt worden, über welche man nicht genug zu klagen weiß. Selbst auf das große Militärhospital in Paris, Val de Grâce, findet solche Kritik Anwendung. Wenn so schon im Frieden an Franzosen verfahren wird, was soll man da im Krieg erwarten? Man muß die Gefangenen bedauern. Viele der Frauen, welche die Abzeichen des

1) Die „New Yorker Staatszeitung" hat eine interessante Liste solcher Ausfuhren veröffentlicht.

„Croix rouge“ tragen, werden dazu gelangt und von derselben Art sein, wie jene berüchtigten „Pflegerinnen“. Es fehlt ja glücklicherweise nicht an anderen Meldungen, welche die Damen von Croix rouge loben und sich anerkennend über die Behandlung in Frankreich aussprechen. Es wird sich bei den zahlreichen beklagenswerten Fällen um Ausnahmen handeln, welche dem Mangel an Organisation, an Sichtung und der Anarchie zur Last fallen. Frankreich steht unter der Herrschaft der Jakobiner, in deren Geist der Haß immer der hervortretendste Zug war. Die Anstifter des Königsmords, der Septembermorde, der Beraubung der Kirche und Orden, rücksichtsloser Austreibung und Verfolgung armer oft bejahrter Ordensfrauen, es sind immer Männer von demselben Geist. Die sogenannten Kriegsgerichte, welche gefangene Offiziere, Ärzte, Krankenpflegerinnen unter absurden Vorwänden zu Gefängnis verurteilen, es sind Jakobiner-Tribunale, die nur die Stimmen des Hasses und der Großmannssucht hören.

Als in den ersten Tagen dieses Jahres Benedikt XV. im Saal des Konsistoriums die Vertreter des römischen Patriziats unter Führung des Fürsten di Solofra empfing, richtete er an dieselben Wünsche für den Völkerfrieden und insbesondere die Ermahnung zur Caritas und Nächstenliebe. Wie sähe es in der Welt aus, wenn diese Stimmen auch nur vorübergehend verstummen müßten. Wenn die Jakobiner, die unter allen Nationen in dieser oder jener Verkleidung anzutreffen sind, das Regiment in die Hand bekämen und sich die Völker unterwürfen! Gern nähert man sich, von solch furchteinflößendem Ausblick betroffen, den Gärten des Vatikans und denkt an Milton's Worte im „Verlorenen Paradies“:

> Hier sendet Liebe goldne Pfeile fort,
> Hier leuchtet dauernd ihrer Ampel Licht,
> Schwingt ihre Purpurschwingen jubelnd hier.“ —

Unter den Problemen, welche die Politiker — und die Generale — in's Auge gefaßt halten, steht die Frage nach



den Absichten Italiens an der ersten Stelle. Die Regierung hat sich für „wachsame Neutralität“ erklärt unter Bereitschaftstellung von Heer und Flotte. Das genügte nicht denjenigen, welche durchaus an der Seite Frankreichs in's Feld ziehen wollen. In den letzten Wochen hat die Kriegshetze wieder zugenommen. In diesem Lärm beachtet man gern die Stimme eines Führers der italienischen Katholiken, des Grafen Dalla Torre, Präsident der Unione Popolare. Vor einer Woche vereinigte er die Spitzen der azione cattolica romana und trug in schöner Rede nochmals die Ziele der katholischen Bewegung vor: ihre Fundamente sind wesentlich ideal; sie hängen nicht ab von den Kämpfen des Tages, wenn sie denselben auch Rechnung tragen. Glaube und Vaterlandsliebe erfüllen die Herzen der Katholiken. Was der Tag verlange sei: Neutralität im Völkerkrieg. Vorbereitung und Rüstung, aber nicht zum Zweck der Intervention.

Dieser klaren Sprache steht der Wirrwarr im Lager der Fürsprecher der Intervention entgegen. Ihr Einfluß ist wiederum so stark, jedenfalls so geräuschvoll, daß er den gesunden Sinn der Mehrheit der Italiener, die offenbar keinen Krieg will, zu überfluten droht. Aus Vorsicht, um sich zu keiner Erklärung veranlaßt zu sehen, lehnte der Ministerpräsident Salandra die Einladung, auf einem Bankett in Neapel zu sprechen, ab. Welche Unterstützung finden die Schürer des Feuers aber. Der russische Ministerpräsident Sasanow bietet den Italienern als Preis eines Krieges gegen Österreich-Ungarn Dalmatien an: da es Brindisi und Venedig habe, müsse es Otranto und Valona erhalten und Herrin des Adriatischen Meeres sein, unter der Bedingung, daß Serbien und Montenegro sich entwickeln können. Um diese Ziele zu erreichen, müsse Italien mit Rumänien gegen Österreich-Ungarn marschieren. Von anderer Seite wird den Italienern das Trentino und Triest unter die Augen gerückt; es finden sich lange Abhandlungen über die dortige militärische Lage mit dem Hinweis, daß man eine so günstige, vielleicht



nie wiederkehrende Gelegenheit nicht versäumen dürfe. Wenn auch nicht polemisch und nicht zu dieser Art von Schriften gehörig, ist die Betrachtung, welche der Oberst Gatti (der bekannte italienische Militärkritiker) über das österreichisch-ungarische Heer anstellte, doch zu erwähnen. Gatti hat hohes Lob für die Offensivkraft der Heere Österreich-Ungarns. Indem er sich der Frage nähert, ob diese Heere einem neu auftretenden Feind gewachsen sind, enthält er sich der Antwort; meint aber, daß die deutschen Heere in Siebenbürgen (und anderswo als in Galizien) den österreichisch-ungarischen Truppen keine großen Kontingente zuweisen könnten, aus Rücksichten auf den Kriegsschauplatz in Frankreich, der keine guten Eisenbahnverbindungen mit Siebenbürgen usw. habe.

Alle diese Reden und Schriften (die Gattis verfolgt keine Agitation) deuten an, wie es in zahlreichen Schichten Italiens gährt. Die Regierung hat einen schweren Stand, indem sie an der Neutralität festhält, welche ihr Vaterlandsliebe, Pflicht, Klugheit gebieten. Umsomehr, als die Garibaldianer neue Fackeln in die Scheuern werfen. Sie haben eine „italienische Legion" gebildet, die sich in Marseille, Avignon, Lyon (auch in London) organisiert hat und von dort zu dem französischen Heer in den Argonnen gezogen ist. Die angeblich dreitausend Mann starke Legion hat an verschiedenen Gefechten teilgenommen und viele Leute verloren. Neulich fielen bei dem vergeblichen Angriff auf einen deutschen Schützengraben Bruno Garibaldi und einige Tage später Costante Garibaldi; ebenso einige hundert anderer Italiener. Die Genannten sind Söhne des in Rom lebenden bekannten Ricciotti Garibaldi und Enkel des Revolutionshelden. Im französischen Heere sind den Gefallenen besondere Ehren erwiesen worden; der Präsident der Republik, Poincaré, hat an Ricciotti Garibaldi ein Beileidstelegramm gerichtet mit agitatorisch verwertbarem Wortlaute. Die Leiche Brunos hat unter militärischen Ehren wie im Triumph Savoyen durchfahren; in Modane hat der französische Präfekt im Auftrage der Republik einen Kranz auf den Sarg gelegt und



Alpenjäger bildeten Spalier. In Turin erwartete viel Volk, an ihrer Spitze die Garibaldianer, die Leiche. Die Staatsbahn stellte den Wagen und die Blumen. Sante und Ezio Garibaldi (Brüder der Gefallenen) erschienen in der Tracht (Uniform) der Garibaldianer. Als der Sarg in Genua eintraf, waren am Bahnhof versammelt: Gemeinderäte, Garibaldianer, die Gesellschaft Mazzini, der Verein der Republikanischen Jugend, ein Arbeiterverein. Sie wollten vor dem deutschen Konsulat eine Katzenmusik machen; von der Polizei daran verhindert, zogen sie vor das Garibaldidenkmal auf der Piazza De Ferrari. Die Beisetzung fand in Rom statt; der Syndikus der Stadt Rom wohnte ihr bei, Gemeinderäte, der Verein „Trento e Trieste“. Der Gemeinderat hat den Leichenwagen und den Blumenschmuck geliefert. Bei dem Begräbnis Costante Garibaldis wird man wohl dieselben Bilder erblicken.

Man fragt nicht ohne Besorgnis nach der Neutralität Italiens. Solche Demonstrationen sind nicht im Einklang mit ihr. Wird die Regierung die Kraft haben, den Leidenschaften zu widerstehen, das Vaterland gegen die Parteien zu verteidigen? —

Die berühmte Kathedrale in Antwerpen war am ersten Sonntag des neuen Jahres so gefüllt, daß viele keinen Einlaß fanden. Auch viele deutsche Offiziere und Soldaten wohnten der feierlichen Handlung bei, welcher Seine Eminenz der Kardinal Mercier, Erzbischof von Mecheln, beiwohnen wollte. Jedoch wurde das Hochamt von dem Erzpriester der Kathedrale zelebriert. Nach der Predigt teilte Pater Rutten, beim Antwerpener Volk sehr angesehen und beliebt, mit, daß der Kardinal am Kommen verhindert sei. Alsbald fingen Gerüchte an, zu schwirren; einige wollten behaupten, der Kardinal würde in seiner Wohnung bewacht und dergleichen mehr. Die einzige Grundlage, besser gesagt, Vorwand zu solchem Handeln war, daß der zu Weihnachten erschienene Hirtenbrief des Kardinals, ein Schriftstück von hohem priesterlichem Geist eingegeben, von Königstreue und Vaterlandsliebe zeugend, unter den heutigen außerordent-

lichen Zuständen des Landes den deutschen Verwaltungs- und Militärbehörden als der Ruhe und Sicherheit des Landes und seiner Einwohner bedenklich erschien. Sie haben den Kardinal von dieser Anschauung in Kenntnis gesetzt und Seine Eminenz hat den Befehl zur Verlesung des Hirtenbriefes zurückgezogen.

Für den in edler Absicht handelnden Kardinal wird dieser Entschluß schwer gewesen sein und man darf annehmen, daß auch den deutschen Behörden der eigene Entschluß nicht leicht geworden ist. Wir glauben, daß Kardinal und Gouverneur in diesem Fall nach den Worten gehandelt haben: „Gebet Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist".

Kardinal Mercier gehört zu den Zierden des von Philipp II. im Jahr 1559 errichteten Erzbistums Mecheln, der Metropole Belgiens. Wie alle bedeutenden Angelegenheiten hat der Kardinal auch die, welche zu dem Vorfall Anlaß gegeben, sub specie aeterni betrachtet und besprochen. Der Kardinal ist ein Mann von hohem Geiste, der in unendlicher Höhe über den Ereignissen des Tages schwebt; in der Ätherklarheit der gegen Himmel ragenden Spitzen. Als er vor einem Jahr in der Basilika der Sacré Coeur auf Montmartre in Paris predigte, berichtete nachher der „Spezialist für katholische Sachen" des „Figaro", Narfon: „es war eine selten schöne Predigt von edelster Erhabenheit, aber der Kardinal vergaß, daß er nicht vor einer Korona von Philosophen, sondern vor einfachen Gläubigen predigte".

Wenn der allenthalben, wo man seinen Geist und seine Person kennt, aufs innigste verehrte Kardinal von den Fenstern des Palais auf die Kathedrale (in Mecheln) blickt, so fällt sein Auge auf ein hohes altes Kreuz, das sich zwischen zwei Pfeilern erhebt. Es trägt eine Inschrift, welche etwa lautet: „Andenken an zwanzig von den Soldaten der französischen Republik ums Leben gebrachten christlichen Bürger"; der Vorfall spielte zur Zeit der ersten Republik, deren Soldaten in Belgien nach Willkür raubten, plünderten und füsilierten. Der Haß des belgischen Volkes



gegen die Franzosen ist viel größer gewesen als heute die Abneigung gegen die Deutschen.

Man sollte einen Abriß der Geschichte Belgiens aus jenen Tagen schreiben und verbreiten.

XIV.

Zeitgemäße Bücher.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Der Weltkrieg fand das deutsche Volk in militärischer Hinsicht vollständig gerüstet. Die erfreuliche Folge dieser Tatsache ist es, daß unsere Schwerter und Kanonen jetzt auf den Schlachtfeldern draußen ein ganz neues Blatt Weltgeschichte beschreiben können. Im ganzen deutschen Volke lebt die Zuversicht auf den endgiltigen Sieg, die bis zur Stunde durch zahlreiche wichtige Erfolge vollauf berechtigt ist. Der Weltkrieg hat aber auch eine Erkenntnis gebracht, die dem deutschen Volke als Rückständigkeit angekreidet werden muß: den Mangel am weltpolitischen Verständnis und am Willen, die Deutschland gebührende Rolle in der Weltpolitik zu spielen. Wir wissen, daß wir mit fast 20 Milliarden Mark in den Welthandel verflochten sind. Aber nur wenige wußten es, daß England kaltlächelnd gewillt war, uns den Todesstoß zu versetzen, sobald die von ihm ausgesponnene Konstellation die Möglichkeit dazu bot. An Englands Friedensliebe und seine energische Geneigtheit zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens glaubten nicht bloß die Alltagspolitiker, sondern man kann es unumwunden eingestehen, daß selbst hervorragende Politiker sehr verblüfft waren, als sie erkannten, daß Englands wirtschaftliche und materielle Interessen die Haupttriebfeder für den Weltkrieg gewesen sind. Die außerordentlich starke Abneigung im Ausland gegen



Deutschland, der Lügenwust und die Verleumdungssucht haben uns ebenfalls überrascht und uns zugleich gezeigt, daß wir inbezug auf weltpolitische Orientierung schlecht beschlagen waren.

Diese Lücken müssen ausgefüllt, die Fragen über Weltwirtschaft und Weltpolitik im Rahmen der deutschen Interessen müssen dem deutschen Volke in viel klarerer Weise als bisher vor Augen geführt werden. Wir sind auf diesen Gebieten durchaus keine Neulinge. Allein diese weltbewegenden Fragen sind bislang nicht Gemeingut des ganzen Volkes gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den vielen Umwälzungen nach dem Weltkriege die Aufklärung über weltpolitische Probleme und Tatsachen eine große Rolle spielen wird. Die Literatur wird die Hauptbrücke zum Verständnis dieser Neugestaltungen sein. Schon heute liegt eine Menge guter Bücher vor, von welchen wir einige um ihrer Vortrefflichkeit willen herausheben wollen.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veranstaltet die Herausgabe einer Serie politischer Flugschriften „Der deutsche Krieg" in zwangloser Folge zum Preise von 50 Pfg. für jedes Heft. Der Herausgeber Ernst Jäckh hat eine Anzahl bedeutender Politiker, Historiker, Nationalökonomen, Geographen gewonnen, die mit großer Sachkenntnis und in knappen klaren Darstellungen die ungeheuere Fülle von Teilproblemen aufrollen, welche mit dem Weltkriege bezw. mit Deutschlands Interessen in engem Zusammenhange stehen. Bis jetzt sind 14 Hefte erschienen, die zusammen bereits ein überaus wertvolles Aufklärungsmaterial bilden.

Der bekannte Kolonialpolitiker Paul Rohrbach eröffnet das Unternehmen mit der Broschüre: Warum es der deutsche Krieg ist! Er setzt auseinander, warum der gegenwärtige Krieg gerade diese Bezeichnung verdient. Das Heft gibt eine vortreffliche Gesamtorientierung über die Entwicklung der politischen Weltlage am Vorabend des Weltkrieges und über das notwendige Endziel Deutschlands. Das Büchlein läuft in die wohlbegründete Warnung aus, keinen



Frieden zu schließen, der nicht zugleich die vollkommenste Garantie wäre für unsere Freiheit als Weltvolk, der eine Wiederholung eines Weltkrieges leicht möglich machen würde. — Über die Beziehungen zwischen „Deutschland und Frankreich" vor und nach dem Kriege plaudert in anziehender Weise Friedrich Naumann. Der Wahrheit getreu stellt Naumann fest, daß in Deutschland nicht die geringste Angriffsabsicht gegen Frankreich bestand, daß die Hauptinteressen ganz anderer Natur geworden waren, als ein Krieg mit den Franzosen. Es ist klar, daß das Ergebnis des Krieges unter allen Umständen ein weiteres Absinken der politischen Macht Frankreichs ist, da es sich nicht mehr mit eigenen Kräften gegen seinen Nachbar helfen kann. Nicht wünschenswert aber wäre es, daß Frankreich aufhöre, eine Kolonialmacht zu sein; denn alles, was Frankreich etwa aufgeben würde, würde nach Lage der Dinge deutsch-englisches Streitobjekt werden; wir haben aber bei aller hohen Selbsteinschätzung nicht die Kräfte, die ganze nichtenglische Kolonialwelt zu verwalten. — Ein guter Kenner des Orients, Professor Becker an der Universität Bonn bringt uns die Zusammenhänge zwischen „Deutschland und dem Islam" näher. Deutschland gilt in der ganzen Welt als der Freund der Türkei, ja der Mohammedaner schlechthin. Zwischen uns und der Türkei besteht eine natürliche Interessengemeinschaft. Durch die anatolische und die Bagdadbahn sind wir wirtschaftlich stark mit der Türkei verknüpft. Den Kernpunkt der deutsch-österreichisch-türkischen Interessen bildet Konstantinopel. Der Besitz von Konstantinopel und der Dardanellen ist der mehrhundertjährige Traum Rußlands. Darum ist der gegenwärtige Krieg auch ein Hauptziel des russischen Imperialismus. Deshalb und auch wegen der starken Investierung deutscher Kapitalien in der Türkei ist die Erhaltung und Stärkung der Türkei eine der Grundforderungen unserer Weltpolitik. Ein gleiches vitales Interesse hat auch Österreich-Ungarn an der Türkei. In dem jetzigen Weltkriege wird ohne Zweifel auch das Schicksal der

Türkei entschieden. Jedem historisch denkenden Türken ist das völlig klar und das Eingreifen der Türkei in den Krieg hat diese Wahrheit nur bestätigt. Siegen England und Rußland, dann ist das Ende der Türkei entschieden. Siegen Deutschland und Österreich, so ist der Bestand der Türkei für lange garantiert. Darum ist die Zukunft der Türkei unlöslich mit der Weltgeltung des Deutschen Reiches verknüpft. Deutschland hat eine bewußte Islampolitik getrieben. Die Besuche des Kaisers in Konstantinopel waren keine Vergnügungsreisen und es war mehr als der Ausdruck einer aufrichtigen Türkenfreundschaft, als der Deutsche Kaiser vom Grabe Saladins aus den Kalifen über 300 Millionen Mohammedaner begrüßte und die denkwürdigen Worte sprach: „Mögen die 300 Millionen Mohammedaner, welche auf der Erde verstreut leben, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Diese Worte erscheinen heute in einem ganz anderen Lichte und lassen die Zielbewußtheit erkennen, mit welcher die deutsche Politik sich den gesamten Islam erschloß. Unsere Freundschaft mit der Türkei ist uns für den jetzigen Krieg von ungeheurem Nutzen, und es ist von großem Interesse, in der Broschüre Beckers die Tragweite dieser Beziehungen zu verfolgen. — Unter dem Titel „Deutsch-türkische Freundschaft" zeigt E. Anton Schäfer die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen inbezug auf Warenverkehr, Effektenverkehr, Personenverkehr, sowie die Zukunftsaussichten in der Landwirtschaft, in Industrie, Handel und Verkehr. Deutschland hat bereits heute die Bagdadbahn unter seine Kontrolle gebracht. Die Bewässerungsarbeiten und die Petroleumindustrie in Mesopotamien bilden die wichtigsten Zukunftsaufgaben für Deutschland nach einem siegreichen Krieg, damit wir Schafwolle, Baumwolle, Getreide und Petroleum aus der Türkei beziehen können. Der sehr lehrreichen Broschüre ist eine Zeittafel der Entwicklungsphasen der Bagdadbahn beigefügt.

Einen mit konkreten Beispielen reich gespickten Beitrag liefert der Abgeordnete M. Erzberger mit seiner Broschüre



„Die Mobilmachung". Er schildert in sehr anschaulicher Weise den Vollzug der Mobilmachung in Heer und Flotte, sowie die Neuorganisation des Volkes für die Bedürfnisse im Felde und in der Heimat. — Eine vortreffliche Vierteljahrsabrechnung bietet Paul Nathan unter dem Titel „Die Enttäuschungen unserer Gegner", die sich nicht auf die Schlachtenberichte, sondern auf innere Wirkungen im deutsch-österreichischen Volke bezieht. Für englische Politiker war die Revolution der Sozialdemokratie in Deutschland ein Dogma ebenso wie der innere Zusammenbruch Österreichs für die französischen Kritiker. Zu den Enttäuschungen unserer Gegner gehören ferner die Aushungerungsidee und das Lügensystem, welches anfänglich die Haltung bislang neutraler Staaten beeinflussen konnte, jetzt aber nach den großen Erfolgen Deutschlands wirkungslos geworden ist. Eine Enttäuschung ist ferner das Schicksal Serbiens und Belgiens. Letzteres ist heute für Deutschland ein Faustpfand von hohem Werte. Ebenso kommt der siebente Teil Frankreichs mit einem reichen Wirtschaftsleben für das französische Staatswesen nicht mehr in Betracht. Rußland hat bereits das Dombrowaer Kohlenbecken verloren, das den vierten Teil der Kohlenproduktion Rußlands bildet. Außerdem ist Rußland in der Ostsee, in den Dardanellen vom Auslandsverkehr abgesperrt, seine übrigen Häfen sind vereist. Rußland kann infolgedessen weder seinen Nahrungsmittelbedarf genügend decken, noch den Verlust an Kanonen und feineren technischen Kriegsgegenständen ergänzen. Die Unterbindung von Rußlands Außenhandel unterbindet auch die Zahlung der Zinsenlast für die französischen 15 Milliarden Werte. Auch auf die französischen Finanzen wird diese Zinsstockung entsprechend zurückwirken. England hat sein Ziel, Deutschlands Handel tot zu machen, bisher noch in gar keiner Weise erreicht. Es hat heute Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Teile von Frankreich, Rußland und die Türkei zunächst für seinen Handel verloren. Ebenso sind in politisch-militärischer Beziehung Englands Aussichten recht ernst geworden. Die Besetzung von Ant-

werpen und Ostende bringt die Deutschen immer näher nach Calais. Die Preisgabe Kiautschous, die Vergewaltigung Chinas durch die Japaner hat die englisch gesinnten Bürger Amerikas sehr kühl gestimmt. Die Gärung in Indien, der Sturm in Ägypten, die Sperrung des Suezkanals, der heilige Krieg der mohammedanischen Welt gegen die Engländer, Russen und Franzosen, die enge Freundschaft zwischen Deutschland und der Türkei, die Aufstände in Südafrika, alle diese Momente bilden Enttäuschungen unserer Gegner, die sie vor Ausbruch des Krieges kaum in diesem Umfange in ihre Berechnungen eingestellt haben.

In dem Hefte über „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes" wendet sich der Jenenser Philosoph Rudolf Eucken gegen den Vorwurf, die Deutschen wären Gegner der Freiheit und Knechte eines drückenden Militarismus, der die ganze Welt unterwerfen wolle. Eucken zeigt in kurzen, konkreten Ausführungen in einem Gange durch die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte die Entwicklung der hohen Seelen- und Arbeitskultur des Deutschen Volkes, die Überlegenheit des innersten Wesens der deutschen Art. — Feine psychologische Beobachtungen über den „Krieg und die Seele" schreibt Gottfried Traub nieder. Sowohl der Einzelmensch, wie die Volksmassen haben durch den Krieg seelische Erschütterungen erfahren und umgekehrt dem Kriege neue Auswirkungen ihres Seelenlebens entgegengebracht. Wenn aber Traub auf die Kraftquellen der Seele im Kriege und von Luther bis zu Kant, von Fichte bis zu Lagarde, von Stein und Arndt bis zu Moltke und Bismarck hinweist, so hat er die stärkste Quelle der Seelenkraft, den Hinweis auf Christus leider vergessen. Gerade auf das religiöse seelische Leben bei allen Konfessionen hat der Krieg überaus günstig eingewirkt und es wäre eine dankenswerte Skizze für die Traub'sche Broschüre gewesen, die religiöse Erneuerung in unseren Kirchen, in den Schützengräben im Feindesland draußen in ihrem schönen Erwachen und Emporblühen in den Kreis seiner skizzenhaften psychologischen Schilderungen

einzubeziehen. — Ein hochinteressantes Gebiet betritt Otto Binswanger, der in seiner Broschüre über „Die seelischen Wirkungen des Krieges“ vom Standpunkte des Nervenarztes eine auf konkreten Beispielen aufgebaute Kriegspsychose gibt. Wertvoll ist zunächst das Eingeständnis des Verfassers, daß er bisher den Umfang krankhafter Entartung im deutschen Volke viel zu weit bemessen habe und daß trotz aller kulturellen Schädlinge noch ein gewaltiges Maß seelischer Widerstandskraft vorhanden ist. Eine starke Verflachung der Volksseele bei uns war ohne Zweifel vorhanden. Der Krieg entfachte aber das ganze Volk zu einer riesigen Begeisterung und zu gewaltiger Liebesarbeit und Opferfreudigkeit. Der Krieg wirkte aber auch vielfach direkt als Seelenarzt. Binswanger hatte eine ganze Reihe nervenschwacher Jünglinge zur Zeit des Kriegsausbruches in seiner klinischen Behandlung, ängstliche, kleinmütige, zaudernde, willensschwache Menschenkinder. Da kam der Krieg. Das Krankhafte fiel wie mit einem Schlage von ihnen ab, sie meldeten sich bei der Truppe und haben sich merkwürdigerweise bis zur Stunde alle bewährt. Diese Beobachtung konnte übrigens auch noch an vielen anderen Orten gemacht werden. Der Verfasser weist dann auf die starke Nervenkraft der Soldaten draußen im Felde hin, die Unglaubliches ertragen und infolge ihres großen moralischen Widerstandes die beste Garantie für den endgültigen Sieg gewährleisten. Aber auch bei den Zurückgebliebenen in der Heimat herrscht opfermutige Ergebenheit in den Willen der Vorsehung und vollkommene Siegeszuversicht. Diese seelische Verfassung des deutschen Volkes in ihrer wunderbaren Größe hat freilich auch ihre Kehrseiten. Bei langer Dauer des Krieges wird wohl auch die blutige Rachgier im Felde draußen wachsen. Zuhause nährt der Krieg vor allem gewisse Leidenschaften, sowie die Phantasietätigkeit. Er brachte krankhafte Steigerungen oder Verzerrungen vaterländischer Gefühle. Man erinnere sich nur der Jagd auf goldgepackte Autos, die von Frankreich nach Rußland hätten fahren wollen, an das Schießen auf harmlose Autoinsassen,

an die Spionenfurcht, bei welcher die hysterische Gemütsveranlagung bei manchen Menschen die tollsten Früchte gezeitigt hat, an den Glauben an bestialische Verstümmelungen, wonach z. B. in Belgien ganze Kübel voll deutscher Soldatenaugen gesehen worden sein sollen, sowie vor allem an die lügenhaften Berichte ausländischer Zeitungen vom Selbstmorde des Deutschen Kaisers u. a. mehr, denen eine krankhafte Phantasie zu Grunde gelegen ist. Für die künftige Geschichtsschreibung des Lügenfeldzuges unserer Feinde, sowie für die Beurteilung psychologischer Stimmungszustände im Volke ist Binswangers Werkchen von erheblichem Werte.

Der Abwehr der Lügen unserer Feinde ist das Heft des Historikers H. Oncken, „Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner", ein Gruß des Vaterlandes über den Ozean gewidmet. Die Verbreitung dieser Broschüre wird in Amerika die Wahrheit und Klarheit über die Ursachen und den teilweisen Verlauf des Krieges enthüllen. — Das Heft von Axel Schmidt „Die russische Sphinx" will über die inneren Zustände Rußlands zur Zeit des Kriegsausbruches, sowie im allgemeinen orientieren. Bezüglich des Militärs urteilt der Verfasser, daß mangelnde Bildung und Herdeninstinkt die am russischen Militär fressenden Krebsschäden seien. Sein Gesamturteil lautet, daß die russische Sphinx einem Koloß auf tönernen Füßen gleiche. — Gustav Roloff zeigt in einer großzügigen Übersicht die Fäden der Gegensätze zwischen „Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren". Die Schrift schildert den russischen Expansionsdrang bis zur Gegenwart. Zum Programm der Panslavisten gehört die Forderung, daß Königsberg und Danzig, daß das Schwarze und das Baltische Meer unter russische Botmäßigkeit kommen müssen, damit der Traum Peters des Großen in Europa erfüllt wäre. — Über Japans Gründe für den Krieg mit Deutschland, über die Interessen Deutschlands in China, über die Bedeutung Kiautschous orientiert Fritz Wertheimer in seiner Broschüre „Deutsch-



land und Ostasien". — In der Broschüre „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke" zeigt ein gewiegter Wirtschaftsstatistiker, Prof. Hermann Losch, daß über den riesenhaften Umfang der heutigen deutschen Volkswirtschaft in weiten Kreisen eine überraschende Unkenntnis herrscht. Das Deutsche Reich ist heute ein schon viel zu großer Faktor im Weltverbrauch, im Weltbedarf und Weltverkehr, als daß es ungestraft, d. h. ohne gleichzeitige Miterschütterung aller oder fast aller neutralen Gebiete militärisch oder volkswirtschaftlich bekriegt werden könnte. England hat nun bei langer Dauer des Land- und Seekrieges sozusagen alle Staaten mit ihren Produkten für seine Ernährung nötig, Deutschland aber nicht. Der Verfasser beweist diese Sachlage an konkreten Beispielen. — Die bisher erschienenen Hefte der Sammlung „Der deutsche Krieg" haben ihren Zweck gut erfüllt, indem sie in knapper, sachkundiger Weise die zahlreichen weltpolitischen, welt- und volkswirtschaftlichen, ethischen, militärischen Verhältnisse darlegen, in welchen sich das Deutsche Reich seit dem Weltkrieg befindet.

Ein sehr beachtenswertes zeitgemäßes Buch ist „Der Krieg und die deutsche Politik" von Paul Rohrbach, dem bekannten Kolonialpolitiker (Dresden, Verlag „Das größere Deutschland" 1914, geb. 2 Mk.). Das Buch ist teils vor, teils nach dem Ausbruch des Krieges geschrieben worden. In sehr klarer Weise schildert Rohrbach das Aufkommen der englischen Weltmacht, die Wandlung der deutschen wirtschaftlichen und weltpolitischen Verhältnisse, die englische Einkreisungsidee, das gespannte Verhältnis zu England, die Leitgedanken unserer auswärtigen Politik und die Lage des deutschen Krieges. Wer sich in großzügiger Weise unterrichten, wer die Hauptgrundlagen, sowie die Entwicklungslinien vor und nach dem Kriege in politisch-logischer Begründung kennen lernen will, dem kann das Studium dieses Buches sehr empfohlen werden. Rohrbach macht einen vielleicht zu wenig beachteten Gedanken zur Grundlage seiner Ausführungen, indem er schreibt, Deutschland könne nicht



ausgehungert werden, weder an Nahrung noch an Kriegsmaterial, sondern die Entscheidung für den endgiltigen Sieg liege in der nationalen Opferwilligkeit seiner reichen Leute. Es werden naturgemäß viele Existenzen erwerbslos und können für ihren Unterhalt nicht mehr die erforderlichen Mittel verdienen. Deshalb muß jetzt bei Fortdauer des Krieges auf die militärische die moralische Kraftprobe folgen. Dieser Gesichtspunkt ist wesentlich genug, um hier eigens hervorgehoben zu werden. Für eine Neuauflage dürfen wir den Verfasser auf einen Widerspruch in seinen Ausführungen aufmerksam machen. Er schreibt, es sei am Platze, Frankreich als Großmacht bestehen zu lassen. Dazu gehöre, daß es seinen nordafrikanischen Besitz in der Hauptsache behält. An einer anderen Stelle aber meint er, Italien müsse das heutige französische Nordafrika, also Tunis und Algier mit einer Millionenbevölkerung kolonisieren und so seine nach hunderttausenden zählenden Auswanderer im Mittelmeer behalten und dadurch Weltmacht werden.

Ein im gegenwärtigen Augenblick sehr empfehlenswertes Buch bietet der Professor an der Hochschule zu Gothenburg, Dr. R. Kjellén dar: „Die Großmächte der Gegenwart". (Übersetzt von Dr. C. Koch. Leipzig, B. G. Teubner 1914, 208 S. 2.40 Mk.) Der Verfasser verrät eine für Ausländer geradezu überraschende Belesenheit und Sachkunde. Er zeichnet in großen wesentlichen Zügen, ohne sich in untergeordneten Einzelheiten zu verlieren, Gestaltung und Entwicklungstendenzen der Großmächte auf der Grundlage von Geschichte und Tagespolitik, von Natur, Kultur und Tradition. Auf diese Weise entsteht für jede Großmacht eine knappe, aber sehr aktuelle Charakterisierung, deren praktischer Nutzen gegenwärtig hochanzuschlagen ist. Der letzte Zweck des Buches ist es aber, die Bedingungen für das Entstehen und Blühen großer Staatenbildungen ausfindig zu machen, also eine Art Soziologie der Staatsformen zu begründen.

Am 7. Oktober 1914 hielt Lord Curzon in London eine Rede, worin er erklärte, England kämpfe gegen Deutsch-



land für die Prinzipien: „Treue zu gegebenen Versprechen, Unverletzbarkeit der Verträge und Schutz für den Schwachen". Wie England sich diese Grundsätze im Laufe der Jahrhunderte vor Augen hielt und darnach handelte, zeigt in wertvoller Ironie Dr. Richard Hennig in seiner Broschüre „Unser Vetter Tartuffe oder wie England seine Kolonien ‚erwarb'". (Berlin, Hermann Paetel 1914. 47 S. 1.20 Mk.) Der Verfasser führt das ganze britische Kolonialreich vom Anfang seiner Entstehung an vor Augen; er zeigt, wie ein großer Teil desselben „gekauft worden, wenn keiner im Laden war", wie durch hinterlistige Überfälle, durch brutale Vergewaltigung von schwächeren Völkern, durch listige Verhetzung von Ländern gegeneinander britisches Kolonialgebiet „erworben" wurde und wie wenig nur im ehrlichen Kampf zusammengebracht worden ist.

Ein beachtenswertes Buch ist „Die Balkanfrage", welches als 3. Heft der Veröffentlichungen der Handelshochschule München erschienen ist. (München, Duncker & Humblot 1914. 6 Mk. 233 S.) In dem Buche kommen Fachleute zu Wort — und zwar nicht bloß solche vom reichsdeutschen Gesichtswinkel aus, was dem Buche zum Vorteil gereicht —, welche die Balkanfrage vorwiegend unter politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten behandeln. Der Sammelband enthält Aufsätze über das moderne Griechentum, die Balkanslawen, Rumänien und seine Ziele, den Zusammenbruch des türkischen Reiches in Europa, die armenische Frage, Rußlands und Österreichs Stellung zur Balkanfrage, über die Zukunft der Türkei, die wirtschaftliche Entwicklung der Balkanstaaten und Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan. Da diese Vorträge im Winter 1913/14 gehalten wurden, kommt ihnen einerseits ein erhebliches praktisches Interesse zu, andererseits gewährt es einen großen Reiz, die in diesen verschiedenen Abhandlungen zu Tage getretenen Anschauungen jetzt in ihrer Richtigkeit oder auch Irrtümlichkeit am Gang der politischen Ereignisse auf dem Balkan verfolgen zu können.

Sehr zeitgemäß ist das Buch des russischen Diplomaten, des Fürsten G. Trubetzkoi „Rußland als Großmacht" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1913, geb. 5 ℳ). Der Verfasser gehört zu den besonneneren Politikern Rußlands, der den Interessen Deutschlands ziemlich objektiv gegenübersteht, der den Panslavismus seiner übertriebenen Bedeutung entkleidet und der vor allem auch Rußlands Schwächen unverblümt enthüllt. Sein Buch ist eine klare und anschauliche Analyse der weltpolitischen Entwicklungen seit dem Auftreten Bismarcks bis auf die Ereignisse von 1910. Insbesondere gewährt es tiefe Einblicke in die Notwendigkeit der inneren Reform Rußlands, den wundesten Punkt der auswärtigen russischen Politik. „Wir brauchen einen langen ungestörten Frieden", ist sein Programm. Wenn man den gegenwärtigen Krieg und die schweren inneren Mängel Rußlands neben diese Forderung hält, wird man das gewaltige Risiko zu beurteilen wissen, das Rußland durch den Krieg mit seinen Nachbarn auf sich geladen hat. Zum Verständnis der Politik Rußlands ist das Buch von außerordentlichem Werte.

Schließlich sei noch auf das Erscheinen des Schlußbandes der „Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866" von Theodor Sosnosky (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1914,[1]) mit einer Karte, 405 S., geb. 9 Mk.) aufmerksam gemacht. Es gibt kein Werk, das klarer die Entwicklungsgeschichte der Interessen Österreich-Ungarns am Balkan darstellt, als das zweibändige Buch Sosnoskys. Das Werk schließt mit dem Frieden von Bukarest im August 1913 und deutet flüchtig auf die neue Gestaltung der Balkanverhältnisse durch den Weltkrieg hin. Das Werk ist ein ausgezeichneter Schlüssel für das Verständnis der Balkanwirren, da es die Fäden der inneren Zusammenhänge in großer Sachkenntnis und in einem Freimut des Urteils darlegt, der in konkreten Begründungen seine Rechtfertigung

1) Vergl. die kurze Anzeige von Sosnosky „Die Politik im Habsburgerreiche" Bd. I und II in Bd. 153 S. 73 ff. dieser Blätter.



findet. Die zwei wichtigsten Abschnitte bilden die Annexion Bosniens und Herzegowinas und die Schilderung der Balkankatastrophe. Wenn der Verfasser die Politik Ährenthals scharf kritisiert, so bringt er stets die weitgehendste Begründung für seine Angriffe. Sosnosky faßt sein Urteil über die Balkanpolitik des Habsburgerreiches dahin zusammen, daß dieselbe keinen sonderlich erfreulichen Anblick bietet, denn „der Weg von den Zeiten des Prinzen Eugen bis zu unseren Tagen führt entschieden abwärts . . . Ein beständiges Schauspiel zwischen Wollen und Können; eine Kette versäumter Gelegenheiten; ein Konglomerat halber Maßnahmen, halber Erfolge und ganzer Mißerfolge: das ist, summarisch gesprochen, die Vergangenheit unserer Balkanpolitik". Man kann nicht sagen, daß dieses Gesamturteil unhaltbar wäre. Es gebrach in der Tat der Balkanpolitik Österreich-Ungarns an Zielbewußtheit und Konsequenz. Dabei sind schwere Fehler mitunterlaufen. Während z. B. Italien mit unnachahmlicher Rührigkeit sich in Albanien festsetzte, den Handel und Verkehr in seine Hände herüberzuspielen unternahm, zeigte Österreich-Ungarn eine Mattherzigkeit, die überdies noch so kurzsichtig war, in den von Österreich errichteten Schulen italienisch statt deutsch als Unterrichtssprache einzuführen und dadurch auf eigene Kosten Albanien den Italienern umso leichter als Beute vorzubereiten. Wichtig ist die Feststellung Sosnoskys, daß Italien während der Annexionskrise schon bereit gewesen war, der österreichischen Monarchie in den Rücken zu fallen, wie sich aus Einberufungskarten und amtlichen Mobilisierungskundmachungen des Jahres 1909 herausstellte. Trient, Triest und Albanien sind die wunden Punkte im Verhältnis zwischen Österreich und Italien und man wird sich im Laufe der künftigen Entwicklung dieser Spannung der beiden Dreibundstaaten dieser Tatsache vielleicht noch erinnern müssen. Nicht ohne Interesse ist es schließlich, wie sich Sosnosky die Zukunft der serbischen Frage denkt. Man wird ihm beistimmen, wenn er sagt, daß, wenn die Monarchie endlich für immer Ruhe haben will, es

nur ein Mittel gibt: „Serbien muß von der Landkarte verschwinden". Nur dadurch würden die großserbischen Umtriebe verschwinden. Die in den letzten Kriegen erworbenen Gebiete Serbiens müßten nach ethnographischen Gesichtspunkten an Bulgarien, Albanien, Rumänien und Griechenland verteilt, der Rest der Monarchie einverleibt werden. Das sind Zukunftsmöglichkeiten, über welche noch das Schwert entscheiden muß. Für das Verständnis all dieser Probleme in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist Sosnoskys Werk der beste Führer, der Historikern und Politikern als unentbehrlich gelten muß.

XV.

Kürzere Besprechung.

Marienpreis nichtkatholischer Dichter. Ein Beitrag zur Apologie der Marienverehrung von Karl Josef Baudenbacher. Redemptorist. Regensburg 1914. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Pater Baudenbacher bietet in dem hübsch ausgestatteten Buch eine wertvolle Sammlung von Liedern und Gedichten, die Andersgläubige zum Preis der unbefleckten Gottesmutter gesungen haben.

Der Protestantismus hat die Marienverehrung verworfen, ohne die Sehnsucht, das Bedürfnis nach ihr im Herzen des Einzelnen unterdrücken zu können. So ist aus seinen Reihen manch inniger Lobpreis erklungen. Er hat sich, dem hoheitsvollen, kirchlichen Mariengedanken entnommen, oft unbewußt zu dessen offenkundiger Apologie gestaltet. Klingt's nicht wie Heimwehruf aus diesen Liedern, Heimweh nach der einen Reinen, deren hehres Bild des Irrglaubens rauhe Hand zerstört und kalte, inhaltlose Leere zurückgelassen hat? Sie sprechen vom Drang



der vernünftigen Menschenseele, diejenige zu verherrlichen, die Gott so hoch erhoben. Oft ist dieser Preisgesang tiefgläubigem Gemüt entquollen. Oft scheint nur der unvergleichliche Liebreiz der Marienlehre die schönheitsdurstigen Sänger begeistert zu haben. Sie schöpfen aus ihr reinste Ideale, poetisch anmutige Gedanken. Wohl entbehrt solcher Schönheitskult an sich tieferen religiösen Wertes; doch „Wunder wirkt oft im Gemüt ein geweihtes Dichterwort" (Bodenstedt). Die einmal angeschlagene Saite des Marienpreises mag zuweilen rein und tief weiterklingen im gläubigen Herzen.

Zur erstgenannten Kategorie gehören unstreitig die zahlreichen, alten protestantischen Gesangbüchern entnommenen Marienlieder. Sie sind durchweht vom katholischen Geiste, schlicht und einfach, voll der innig zarten Minne des Mittelalters. Auch im 17. Jahrhundert erschallen von den Überlieferungen des alten Glaubens beeinflußte Gesänge. Klopstock noch preist in seiner Messiade Maria als Mutter Gottes und als Königin der Heiligen.

Selbstredend mußte die schwerbekämpfte Marienlehre unter dem protestantischen Volke immer mehr Boden verlieren. Die begeisterte Poesie der Romantik besingt in Maria vorzugsweise das verklärte Ideal der Weiblichkeit. Doch birgt auch sie tiefinnige Züge kindlich gläubiger Religiosität.

Dichterfürsten, wie Göthe und Schiller, haben poetische Ideale in der katholischen Kirche gesucht und gefunden, wie die ihren Werken entnommenen Mariensänge bekunden.

Freiheitsdichter, hervorragende englische Schriftsteller und zahlreiche protestantische Dichter und Dichterinnen der Neuzeit stimmen ein in den Lobpreis der Gottesmutter.

Sinnig beschließt P. Baudenbacher sein Werk mit frommen Liedern jener, welchen Maria die „Morgenröte des Heils" geworden ist, die sie ins Sonnenland der Wahrheit, in den Schoß der hl. Kirche zurückgeführt hat.

XVI.

Bausteine zu einer Biographie des Bischofs J. M. von Sailer.

Von Anton Döberl.

4. Sailers Beziehungen zu katholischen Gelehrten und Schriftstellern.

II.

Goyau[1]) schildert in seiner geistreichen Art, wie die Romantiker, die anfangs den Helden in Goethes „Wilhelm Meister“ in Poesie und Leben sich zum Vorbild nahmen, allmählich den Weg zur Kirche wieder fanden, wie Philosophie, Ästhetik, Studium des **Mittelalters**, seiner Geschichte, seiner Literatur, der deutschen Volksbücher und Volkslieder, der mittelalterlichen Kunst namentlich am Kölner Dom und Straßburger Münster, das Aufblühen einer neuen Kunstschule, deren Jünger „aufs innigste christlich und aufs innigste Deutsche sein“ wollten, einen Stolberg, Schlegel, Brentano, Görres u. a. zu katholischer Lebens- und Weltauffassung zurückführten.

Die Studien und Arbeiten der Romantiker waren, ihnen oft selbst unbewußt, *σπέρματα* der katholischen Bewegung. Wie sich an den Romantikern über ihrem Dichten

1) Goyau, l'Allemagne religieuse. Le Catholicisme. Vier mit ebenso viel Geist als Fleiß geschriebene Bände, die viel mehr bieten als Brücks „Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert“. Deshalb zu empfehlen, wenn man auch manchen Einzelheiten und Einseitigkeiten nicht beipflichten kann. Über Sailer spricht sich Goyau sehr begeistert aus; vgl. Bd. I, S. 291—310.





und Denken eine Läuterung vollzog, so haben ihre Werke bei vielen zu einer Verständigung zwischen dem pensée allemande und pensée catholique, wie Goyau sich ausdrückt, geführt.

Viele Romantiker standen nach ihrer Läuterung im schriftlichen und mündlichen Verkehr mit Sailer. Nicht als ob Sailer den Romantikern beizuzählen wäre. Aber die Größe seiner eigenartigen Persönlichkeit, die Milde seiner Auffassung zwang sie in Sailers Bann. Haben die Romantiker aber Großes für die kirchliche Restauration getan, so müssen die Beziehungen Sailers zu ihnen erforscht werden, um die Größe seines Verdienstes für den kirchlichen und deutschen Gedanken würdigen zu können.

Vielleicht gelingt es dem künftigen Biographen Sailers diesen Beziehungen Sailers zu den Romantikern nachgehen zu können. Mir ist es nur möglich, einige geringe Beiträge zu bieten.

Ich nenne zuerst den Konvertiten Friedrich Schlegel,[1]) der im gewissen Sinne das für Österreich sein wollte, was Görres im übrigen Deutschland war. „Der von Schlegel im Jahre 1820 geschaffenen Zeitschrift ‚Konkordia‘ wird der Ruhm bleiben, die erste publizistische Zeitschrift katholischer Richtung in Deutschland gewesen zu sein“,[2]) wenn sie sich auch wegen der Ungunst der Verhältnisse kaum vier Jahre halten konnte. Von Schlegel finden sich drei Briefe an Sailer in den Archivalien:

Wien, den 21. Januar 1826.

Hochwürdigster Herr und Freund!

Da es mir bei meiner letzten Exkursion nach Baiern im verwichenen Herbst nicht zu Theil geworden ist, Sie sehen und von Angesicht zu Angesicht verehren zu können, so hatte ich

1) Ranftl, Aus Friedrich Schlegels alten Tagen. Histor. polit. Bl. Bd. 141, S. 629.

2) Josef Bachem und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland. Bd. I, S. 192.



mir schon lange vorgenommen, Sie durch einige Zeilen schriftlich um die Fortdauer Ihres Andenkens und Ihrer Gewogenheit zu bitten.

Noch mehr fühlte ich mich dazu angetrieben seit den letzten Begebenheiten nach der Thronveränderung in Baiern, um Ihnen alle die Gefühle der Hoffnung mitzuteilen, mit dem der neue, Sie hochehrende, König und der tief durchdachte und gründlich angelegte neue Weg gottesfürchtiger Regierung, welchen Er einschlägt, mich und das Herz aller Rechtschaffenen und Christgläubigen erfüllt. Gott segne alle Seine Schritte und erleuchte Ihn auch noch ferner in allem seinem Tun für Kirche und Religion, worin Er an Ihnen eine mitwirkende Hand und feste Säule findet, die Gott uns allen und auch Ihrem Vaterlande besonders noch lange erhalten und dazu Ihre Gesundheit in heiterm und zufriedenen Alter stärken und segnen wolle.

Mit Bedauern vernahm ich neulich, daß Ihre Gesundheit etwas leidend gewesen, und hoffe, daß dieselbe nun ganz wiederhergestellt sein wird.

Von dem Könige habe ich selbst Beweise Seiner huldvollen Gesinnung gegen mich erhalten, welche meinem Herzen sehr wert sind, und worüber ich von Dankbarkeit durchdrungen bin. Nur Eins fehlt noch, wodurch jene Dankbarkeit noch erhöht werden könnte und mehr als alles, was ich für mich selbst zu hoffen oder zu wünschen weiß; wenn Er nämlich doch endlich Sein Auge auf unsere unglückliche Freundin, die Frau von Stransky,[1]) wenden und ihr etwas ausdauernd und nachdrücklicher helfen möchte, so wie es der unglücklichen Lage anpassend und Seiner Würde angemessen ist. Ich weiß, hochwürdiger Freund, daß, wenn Sie die Gelegenheit haben, direkt oder indirekt etwas dahin wirken zu können — und Ein Wort von Ihnen gilt viel — so werden Sie es gewiß tun und mich damit ebenfalls mit dem tiefsten Dankgefühle erfüllen.

Gott wird sie, hoffe ich, nicht verlassen; da er sie so wunderbare Leidenswege führt und ihr so hohe Seelengnaden

1) Über Christine von Stransky vgl. Ranftl, a. a. O. S. 633.

erteilt hat. Jetzt war (?) sie nun bei Ihnen, um sich von Ihnen neuen Rat und Trost und vielleicht einen endlichen Ausweg in diesem immer noch nicht beendigten Unglücksprozeß zu suchen. Meine besten Segenswünsche begleiten Sie hin zu Ihnen, wo sie gewiß Trost für Ihre Seele findet. Sollte sie noch, während Sie diese Zeilen erhalten, bei Ihnen in Regensburg sein, so bitte ich ihr nebst eben diesen besten Segenswünschen für sie und ihre Kinder zu sagen, daß mich herzlich verlangt, Nachricht von ihr zu erhalten, da die harte Winterreise wohl Besorgnissen für ihre so äußerst leidende Gesundheit Raum gibt. Doch wird sie in dem Erfolg der Reise und in Ihrem liebevollen Zuspruch gewiß Ersatz und Stärkung gefunden haben.

Ich lebe sehr einsam — in Betrachtung der finsteren Wüste vor uns und um uns. Erbitten Sie mir, hochwürdiger Mann, die Kraft von Gott, um, wann es Zeit ist, als die Stimme eines „Rufenden" in der Wüste auf die Wege Gottes hinzuzeigen, welche die nichts ahnende Welt noch immer nicht sehen will, so drohend und nah auch schon die schwarzen Unglückswolken über ihrem Haupte herniederhängen.

Ich erbitte mir Ihren väterlichen Segen und bitte um eine kleine Stelle (?) des Andenkens in Ihrem hl. Gebet sowie in Ihrem frommen Herzen Ihr gehorsamst-ergebenster

Friedr. v. Schlegel.

Auch ein zweiter Brief des geistvollen Wiener Romantikers bekundet dieselbe Verehrung und Liebe zu Sailer und zu dem ehrwürdigen Regens Wittmann.

Wien, den 1. Dez. 1827.

Verehrungswürdigster Herr und Freund in Christo!

Diesen Herbst, in den Monaten August und September waren wir in Ihrer Nähe oder doch in Ihrem Vaterlande, wo auch ich soviele Freunde und mir werte Personen habe, auf einer kleinen Erholungsreise mit meiner Frau nach Augsburg und München, vorzüglich auch um die uns so teuere, unglückliche Freundin, die Frau Christine von Stransky, zu besuchen, die ich Ihrer wohlwollenden Teilnahme bestens empfohlen wünschte.



Nach Regensburg ging unser Weg dieses Mal nicht; auch glaube ich, sind Sie gerade in eben dieser Zeit auf der Rheinreise abwesend gewesen. Tief und dankbar empfunden habe ich indessen die gütige Nachfrage und Erinnerung an mich, deren mich oftmals Reisende von Ihnen und auch noch kürzlich der fürstl. Lichtenstein'sche Bibliothekar versichert haben.

Ein schon seit vielen Jahren gehegtes Dankgefühl habe ich endlich gerade jetzt Gelegenheit gefunden und mir die Freiheit genommen, nun auch in Worten gewissermaßen öffentlich auszusprechen und bitte ich nur diese Strophen[1]) und die darin niedergelegte Gesinnung mit Nachsicht und Güte aufnehmen zu wollen.

Nur an Ihren Namen konnte ich diese Friedensworte der Hoffnung auf dem Gebiete des Glaubens für Deutschland anknüpfen. Und wenn diese Zeilen Ihre Zustimmung erhalten und Sie es an der Zeit finden, so könnten dieselben wohl auch öffentlich etwa im „Katholiken" oder sonst einem Zeitblatte der Art erscheinen.

Erhalten Sie mir, verehrter Mann, Ihr Wohlwollen und lassen Sie mich und meine Frau auch Ihrem frommen Gebete unter dem göttlichen Segen empfohlen sein. Mit innigster Verehrung Ihr dankbar ergebenster

Friedrich von Schlegel,
K. K. Legationsrat.

PS. Darf ich wohl bitten, auch dem Herrn Regens Wittmann, dessen Werke für mich eine der ersten Quellen der reichsten Belehrung waren, als dankbaren Schüler angelegentlichst zu empfehlen?

Noch ein halbes Jahr vor seinem Tode schrieb Schlegel einen dritten Brief an Sailer; dieser Brief Schlegels „aus seinen alten Tagen" ist wertvoll für das Verständnis des nach seiner Konversion verkannten Romantikers.

1) Fehlen in den Akten.



Wien, den 27. Juni 1828.

Hochwürdiger Herr!

Hochzuehrender Freund!

Ich benütze die Reise der beiden geistlichen Herren, des Herrn P. Job und Bischofs Ziegler, um mein Andenken bei Ihnen zu erneuern und Ihnen meine Philosophie des Lebens zu überschicken mit der Bitte, ihr eine teilnehmende Aufmerksamkeit und nachsichtige Beurteilung zu widmen. Doch wird es mir sehr willkommen sein und ich bitte ausdrücklich darum, wenn Sie an dem Gange des Ganzen etwas zu erinnern finden oder irgend etwas in der Folge wenigstens zu vermeiden oder anders zu wenden ratsam hielten, ein solches mit aufrichtiger Freundschaft mitzuteilen.

Es ist eben nur der erste Anfang einer ganzen Reihe von ähnlichen Vorträgen,[1]) welche das Ganze der Philosophie zu einer religiösen Reinigung und Erneuerung oder christlichen Wiederherstellung derselben umfassen sollten.

Die Philosophie der Geschichte ist schon in den diesjährigen Vorlesungen darauf gefolgt und wird auch bald gedruckt werden.

Von unserer guten Stransky in Augsburg höre ich immer noch lauter traurige Nachrichten und ich wünschte, daß es möglich wäre, sie von dort wegzuschaffen, da sie dort wenig Anhalt und Trost findet und anderswo, wie in München, oder in der Nähe vielleicht viel besser oder leidlicher sein würde. Unbegreiflich ist es doch eigentlich, daß jener so einfache Rechtspunkt und Prozeß wegen der Rückzahlung ihres Eingebrachten immer noch nicht beendigt ist. Woran liegt denn dies eigentlich und sollte es gar nicht möglich sein, hier irgend eine Abhilfe zu treffen oder zu finden? — Bei den Klagen, die ihre Briefe enthalten und bei all dem, was sie uns darüber mitteilt, fehlt es uns hie und da an einer deutlichen (? unleserlich) der Einzelheiten der ganzen Lage; und wenn Sie, verehrter Freund,

1) Vgl dazu Johannes Eckhardt, Zwei unbekannte Arbeiten Friedr. Schlegels in Histor.-polit. Blätter, Bd. 146, S. 773.



uns gelegentlich einen klaren Bericht und einige bestimmtere Notizen darüber mitteilen wollten, so würde ich Ihnen auf das dankbarste verpflichtet sein. Sie drückt sich manchmal darüber undeutlich aus oder will auch Manches verschweigen und aus einer falschen Delikatesse ihre Not nicht ausführlich und so groß schildern, als sie wirklich ist. — Ich wünschte auch zu wissen, ob die monatliche Unterstützung, welche sie vom König hatte, aufgehört hat oder ob sie noch fortbesteht? — Wenn ich doch nur etwas beitragen könnte, um diese auch für das Gemüt so störrende und qualvolle Lage zu beendigen!

Da ich weiß, welchen gütig und innigst vorsorgenden Anteil Sie an dem Unglück unserer Freundin nehmen, so habe ich geglaubt, diese Bitte um Mitteilung und näheren Aufschluß an Sie, verehrter Freund, tun zu dürfen.

Dem Herrn geistl. Rat Oettl bitte ich Sie, sagen zu wollen, daß ich durch die hiesige K. bayrische Gesandtschaft ein Exemplar meines Werkes für des Königs Maj. an ihn zu senden, so frei sein werde, wobei ich zugleich einige andere gedruckte Blätter für ihn selbst beilegen werde. Unterdessen empfehle ich mich seinem Andenken auf das Angelegentlichste.

Sehr erfreut hat es mich zu vernehmen, daß Görres in München so wirksam und tätig ist. Wenn Sie persönlich mit ihm bekannt sind, so bitte ich, mir mitzuteilen, wie Sie zufrieden sind mit ihm selbst und mit dem, was er dort lehrt und überhaupt unternimmt.

Was soll oder darf man denn von Schelling hoffen? Mir scheint, er stünde jetzt an einem entscheidenden Wendepunkte in seiner Philosophie und auch in dem innern (?) Gang seines Denkens, welcher für eine neue Wendung desselben die günstigste Gelegenheit darböte. Ein Protestant ist er eigentlich schon lange nicht mehr gewesen; allein sicherlich ist das bei weitem noch nicht genug, um schon ein katholischer Christ in vollem Sinn des Wortes sein zu können. Ich wünschte wohl zu wissen, was man in dieser Hinsicht hoffen darf.

Meine Frau empfiehlt sich aufs angelegentlichste Ihrem gütigen Andenken; wir hoffen, daß Sie einer immerwährend



guten Gesundheit genießen und wünschen nur, Sie recht bald wieder sehen zu können.

Die Frau von Stransky wünscht sehr den Bischof Ziegler kennen zu lernen; dieses wird wohl auch keine Schwierigkeit haben, da er länger in Augsburg bleibt, und ich habe ihn gebeten, etwas für sie mitzunehmen, um einen Anlaß dafür zu geben. Wenn aber der P. Job späterhin auch nach Augsburg geht und dort einige Tage bleibt, so wäre es ganz besonders wünschenswert, wenn sie diesen sprechen und kennen lernen und er ein teilnehmendes Interesse für sie fassen könnte, was sehr vorteilhaft für sie werden könnte. Wenn Sie also, verehrtester Freund, den Herrn Job öfters sehen und sprechen und die Gelegenheit sich findet, ihm die Frau von Stransky empfehlen zu können, so würde es gewiß sehr gut sein.

Ich bitte Sie, mir Ihre freundschaftliche Gesinnung und gütige Teilnahme zu erhalten und empfehle mich in Ihr Gebet bei dem hl. Meßopfer. Mit großer Verehrung

Ihr ergebenst-gehorsamster

Friedr. von Schlegel.

In den Akten findet sich kein Brief Sailers an Schlegel. Es ist darum auch nicht möglich festzustellen, wie sich Sailer im einzelnen zu den Ansichten des Romantikers verstand. Daß er Schlegel hochschätzte, beweist eine Stelle in einem Briefe, den Sailer unmittelbar[1]) nach Schlegels Tod an Domkapitular Schwäbl in München richtete: „Auch ich bedauere das schnelle Verschwinden zweier Sterne in der deutschen Welt, Friedrich von Schlegel und Adam Müller." Diese Hochschätzung Schlegels teilte Sailer mit dem Eoskreis.[2])

Noch ein anderes Mitglied des Wiener Romantikerkreises

1) 28. I. 1829.

2) Bekanntlich kam es über dem Grab Friedrich v. Schlegels und Adam Müllers, zweier Geistesverwandter des Eoskreises, zu einem heftigen Kampf zwischen „Inland" und „Eos". Lempfried, Die Anfänge des parteipolitischen Lebens ꝛc. S. 90.



hat Beziehungen zu Sailer angeknüpft. Emmanuel Veith, der berühmte Konvertit, Sohn jüdischer Eltern, der 1820 zum Priester geweiht, eine zeitlang dem Redemptoristenorden angehörte und sich vor allem als Prediger in Wien einen Namen machte. Veiths Brief an Sailer fällt in die Zeit, wo er den Orden wieder verlassen hatte.

Wien, den 12. Juli 1831.

Ew. Gnaden verzeihen sicherlich dem etwas kühnen oder vorlauten Unterfangen eines Menschen, der seiner Verehrung und Dankbarkeit gerne eine Stimme geben möchte; die väterliche und gütige Gesinnung, die Hochdieselben dem Gefertigten schon zu wiederholten Malen von ferne her bekannt gegeben, ist wohl sehr geeignet, ihm zur Fülle des Trostes zu gereichen und zu ganz besonderem Dankgefühle ihn zu stimmen. Es sind auch eben erst wenige Wochen nur, daß der ehrfurchtsvoll Gefertigte während eines Aufenthaltes zu Pinkafeld in Ungarn mit einem Hoch-Ihrer dankbarsten und würdigsten Jünger, dem Erzpriester Weinhofer, viel und innig Ew. Gnaden gedacht hat; auch die sehr christlichen Frauen, Gräfin Franziska Batthyanyi und Therese Kinsky gedenken ihres verehrten fernen Leiters und Vaters stets mit großer Liebe. Ew. Gnaden mögen nun den Dank für Ihre weitreichende fromme Güte von einem ziemlich Unwürdigen und persönlich Unbekannten mit Nachsicht aufnehmen, den Gottes Vorsehung allerdings ohne menschliche Dazwischenkunft, vom Fimetum (?) des Pantheismus aufgerichtet und zu Ihrem Dienste berufen hat, der nach langem blutigen Kampfe zwischen Irrationalismus und Glaubenswissenschaft endlich auch den Freudenweg der letzteren gefunden, der dafür des Jammers genug erfahren, aber, wie er meint, doch nichts anderes im Auge hat, als die heilige, ewig junge, ewig alte, beseligende Wahrheit, und der daher, zwischen dem Gedränge der Absolutisten jeder Art, der Vergötterer und Verdammer aller Vernunft, der süßlichen und bitteren Christen, die Grußstimme des verehrten Veteranen deutscher Theologie und des Vaters sovieler Wohlgesinnter unbeschreiblich süß und friedebringend zu Herzen tönt.

Einer der geistreichsten und edelsten Männer seiner Zeit war unstreitig der Konvertit Friedrich Schlosser. Vertreter Frankfurts auf dem Wiener Kongreß, Vorkämpfer für die bürgerliche Gleichstellung der drei christlichen Konfessionen in seiner Vaterstadt, überaus edel und wohltätig, kunstsinnig und feinfühlend, Freund vieler Künstler und Gelehrter, Förderer zahlreicher Unternehmungen (auch der Monumenta Germaniae). Ein Mann, dessen Persönlichkeit und Wirken schon längst eine moderne Darstellung verdient hätte. Und wenn nun auch dieser, einer der Besten seiner Zeit, voll Verehrung und Liebe an Sailer hängt, dann kommt uns eine Ahnung, welcher Zauber von Sailer ausging, vielleicht aus dem mündlichen Verkehr mit ihm noch mehr als aus Sailers Schriften, und wie namentlich die Konvertiten mit unbegrenztem Vertrauen zu Sailer aufschauten.

Schon 1828 gibt Schlosser seiner Verehrung für Sailer Ausdruck. „Wir vernehmen mit Freude, daß vielleicht der nächste Sommer Sie wieder in unsere Gegenden führen werde und dürfen hoffen diesmal glücklicher als das letzte Mal zu sein, wo Ihre Anwesenheit zu unserem großen Schmerze in die Periode unserer Abwesenheit fiel."

Diese Verehrung Schlossers für Sailer nahm mit den Jahren stetig zu, zumal Sailer, wie aus dem folgenden Brief hervorgeht, in Korrespondenz mit Schlosser stand. Schade, daß auch diese Briefe Sailers an Schlosser bis jetzt noch nicht zu finden waren. Einen besonders herzlichen Brief schrieb Schlosser an Sailer von seinem idyllischen Heim, das soviele Künstler und Gelehrte sah, Stift Neuburg, im Jahre 1831.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Innigst geliebter Freund!

Ihr freundlich schöner Traum, der uns in der liebsten aller Gesellschaften, an Ihrer Seite, in Karlsbad einige glückliche Wochen verweilen läßt, hat auch bei uns schöne Träume



angeregt, deren Verwirklichung uns aber leider versagt ist und von denen uns für jetzt das Gefühl dankbarer Liebe nnd Rührung für Ihre Liebe und der herzliche Wunsch zurück bleibt, daß uns die Huld des Himmels den so lang entbehrten, so lang ersehnten Gruß des Wiedersehens mit Ihnen und Ihres erhebenden und belebenden Umgangs auf andere Weise mögte bereiten wollen. Fest vertrauen wir, daß auch dazu die Stunde noch kommen wird, wenn wir auch das Wann und Wie in diesem Augenblicke noch nicht klar voraussehen. Da das uns seines wohltätigen Einflusses auf Ihre teure Gesundheit wegen so werte Karlsbad Ihren Reisen leider eine Richtung vorzeichnet, die uns die große Freude, Sie bei uns zu sehen, nicht mit Wahrscheinlichkeit festhalten läßt, so halten wir uns jetzt mit so größerer Liebe einstweilen an die Aussicht den teueren Herrn Diepenbrock bei uns zu sehen. Ungemein wünschen wir aus wahrlich nicht unerheblichen Gründen, er möge seinen Besuch, wenn auch nur ganz flüchtig, dem hoffentlich minderflüchtigen auf der Heimreise unbeschadet, uns schon auf der Hinreise nach Westphalen schenken können.

Wie tief Ihre lb. beiden Briefchen mich bewegt und erfreut haben, dafür habe ich wahrlich keine Worte. Wenn ich unter mancherlei drängenden Abhaltungen die ersten Wochen unseres ländlichen, aber bis jetzt etwas unruhigen Aufenthalts in diesem reizenden terrarum angulo verstreichen ließ, ohne Ihnen ein Wort der Liebe und des Dankes zu senden, so geschah es hauptsächlich, weil ich dazu ein ganz ruhiges Stündchen abwarten wollte. Dieses hoffte ich am gestrigen hehren Feste zu finden, wo Ihre Liebe unsrer gewiß segnend und in frommer Fürbitte gedacht hat; aber auch diese Hoffnung ward vereitelt; und so komme ich erst am späten Abend des Pfingstmontags dazu, dem Rufe meines Herzens folgen zu können.

Über wie vieles, innigst geliebter Freund, möchte ich in diesen tief im Innern aufgeregten Zeiten mich bei Ihnen Rats erholen, in Ihrer Klarheit und Innigkeit mich stärken und Tröstung suchen. Aber was vermögen arme, geschriebene Worte?

Nachricht aber fühle ich mich verpflichtet Ihnen zu erteilen



über die Sache, worüber ich mich früher an Sie gewendet und der Sie so liebevolle Teilnahme und Aufmerksamkeit gewidmet haben, — über den aus Rom gekommenen Nachlaß von Handschriften meines seligen Bruders. Nachdem wir lange gezögert und unser Gefühl gewissermaßen zur Ruhe und Reife gelangen ließen, schien es mir im Einklang mit dem ganz entschiedenen Wunsche meiner Schwester, auch um meiner Beruhigung willen, das Beste, damit ganz nach dem Willen und der Vorschrift des geliebten Verewigten zu verfahren, wornach denn die Vernichtung aller dieser Papiere vollzogen ist. Ging manches gute Samenkorn hiebei mit verloren, so bleibt uns, die wir nur den Willen des teueren Geschiedenen befolgten, wenigstens die Beruhigung, daß wir nicht, indem wir unsere Wünsche seinem Willen substituierten, vielleicht auch manche Mißdeutung und manches ernste Mißverständnis, das sich daran hätte knüpfen können, ohne Beruf provoziert haben. Und so glaube ich, können wir im Gefühl guter Absicht über diese Sache, die mich ungemein tief ergriff, beruhigt sein und bleiben.

Noch muß ich meinen herzlichen Dank für den mir vor einigen Wochen zugekommenen 6. und 7. Band Ihrer Werke, dieses teuere Geschenk Ihrer Liebe, aussprechen.

Wie oft gedenken wir beim Anblick unserer jetzt ungemein schön und ernst vollendeten Kapelle früherer glücklicher Träume und wie herzlich möchten wir in diesen reizenden Tagen Sie, geliebtester Freund, in unsere jetzt wahrhaft paradiesische Umgebung wünschen. Doch wollen und müssen wir dies Gott befehlen, der uns, wenn die rechte Stunde kommt, die Freude des Wiedersehens mit Ihnen gewiß schenken wird.

Stift Neuburg, 23. Mai 1831. Fr. Schlosser.

In einem dritten Brief desselben Jahres drückt Schlosser seine Freude über den Besuch Diepenbrocks auf Stift Neuburg aus.

Zahlreiche andere Briefe beweisen, wie groß die Zahl der Verehrer Sailers war. Briefe von Savigny und Passavant sind mit rührender Liebe geschrieben, wie an-

dererseits Sailer die beiden Gelehrten hochschätzte.[1]) Briefe von Luise Lavater, Nannette Hertling, Antonia Brentano, von der Familie Stolberg, von Windischmann atmen die gleiche Verehrung zu Sailer. Von einer Veröffentlichung muß ich absehen, weil sie nicht von allgemeinem Interesse sind.

Um so wichtiger halte ich einen Brief von Weis, dem Schüler Liebermanns und dem Gründer des „Katholik", jener Zeitschrift, die auch Treitschke[2]) „ein gut geschriebenes Blatt" nennt. Es ist ungemein wertvoll für eine Biographie Sailers, zu wissen, wie so streng kirchlich gesinnte Männer wie Weis und Räß Sailer gerecht wurden. Ein Brief von Weis, ein Jahr nachdem die Zensur den „Katholik" in Bayern wieder zugelassen, gibt hiefür Aufschluß.

Hochwürdigster Bischof!

Gnädiger Herr!

Die väterliche Güte und Liebe, welche Eure Bischöfl. Gnaden gegen meinen Freund und mich beweisen, ermutigt mich zu diesem Brief zuerst um den innigsten Dank für das liebevolle Schreiben, womit Ew. Bischöfl. Gnaden die zwei Herzensbrüder beglückten, auszusprechen. Wären wir dieser Huld würdig, wie ganz andere Menschen würden wir sein; oder wären wir mehr in Ihrer heilbringenden Nähe, wie Manches würde sich anders

---

1) Vergl. Histor.-polit. Blätter. Bd. 151. S. 806. Mit welcher Herzlichkeit u. a. Savigny mit Sailer verkehrte, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe desselben:

Berlin, den 29. März 1823.

„Mein teurer, geliebter Sailer!

Du bist zwar jetzt ein Kirchenfürst geworden und ich sollte also wohl bloß mit Ehrfurcht und aus einer gewissen Ferne Dich begrüßen, aber Dein kindliches Herz ist geblieben wie immer und so kann ichs nicht lassen, ich muß Dich zugleich lieben wie immer, und als ob Du noch meinesgleichen wärest, mit der verehrenden Dankbarkeit eines Sohnes und mit der vertraulichen Freundschaft eines Bruders."

2) „Deutsche Geschichte im 19. Jahrh." 3. Aufl. III. Teil. S. 210.



gestalten. Ich hoffe von der Gnade Gottes noch einmal Ew. Bischöfl. Gnaden zu sehen und zur Gottseligkeit erglühen zu können an Ihrem gottliebenden Herzen.

Es ist so Vieles in mir und in den Zeitverhältnissen, was mich sehr niederdrückt. Ich fühle es in mir, daß der eigentliche Christensinn so wenig das Leben durchdringe; ich habe keinen Mut, dem mir vorschwebenden Ideale nachzustreben; es mangelt mir ein sichtbarer Stützpunkt. Das tote Wesen betrübt mich sehr; ich erkenne, daß nach Leben gerungen wird. Woher wird dieser Hauch Gottes sichtbar und fühlbar werden? In unserer hl. Kirche liegt die Fülle der Heilkraft: sie ist aber großenteils nicht erschlossen, bei uns kann sie nicht ein mal formell mitgeteilt werden, da gegen 47 (!) Gemeinden ohne eigenen Seelsorger sind[1]) und auch wenig Hoffnung ist, dieser Not abzuhelfen. Wenn wir keine eigene theologische Lehranstalt erhalten, wird das Übel unheilbar.

Ich habe sehr gewünscht meinen Freund Räß, der sehr vielen praktischen Sinn hat, in meine nächste Nähe, nach Speyer nämlich, zu erhalten; dies ist nicht geschehen: ich denke, die Vorsehung wollte sich seiner in Mainz bedienen. Wären wir zusammengekommen, so hätten wir uns wechselseitig im Praktischen ermuntern können.

Den Wirkungskreis des „Katholik" segnet Gott augenfällig, möge er uns auch jene Einsicht geben, die notwendig ist, das Zeitgemäße und Bessere zu erkennen und zu benutzen. Ew. Hochwürden Gnaden danken wir für die tätige Teilnahme und verbinden die Bitte, Ihre leitende Hand wenigstens dadurch uns zu bieten, daß Sie durch den lieben Herrn Diepenbrock Ihre allfalsigen Bemerkungen uns zukommen lassen. Wir kennen noch lange nicht genug die Welt und wie die hl. Religion auf sie einwirken müßte.

Für die Güte, womit Ihre bischöfl. Gnaden meiner bei unserm Hochwürdigsten Ordinarius gedachten, sage ich den herz-

1) Wie in Speyer, machte sich damals auch in Regensburg drückender Priestermangel geltend; vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 151 S. 795.

lichsten Dank. Er ist indessen meiner Schwäche zuvorgekommen, da das Seminar ganz besetzt ist. Die vier Zöglinge sind, soviel ich weiß, ziemlich beschäftigt.

In dieser Woche wird mein Freund Räß[1]) ebenfalls an Ew. Bischöfl. Gnaden schreiben, und besonders die kath. Kirche in Philadelphia empfehlen, die, wie ein Brief von dort berichtet, in einem ganz verlassenen Zustande ist. Ich werde später vielleicht Gelegenheit finden, den Brief selbst zu überschicken. Im nächsten „Katholik" soll ein Auszug mitgeteilt werden. Wir sollten in Deutschland auch einen Missionsverein haben. Wir wollen im „Katholik" zu Beiträgen auffordern. Es wird aber nötig sein, daß Rom die deutschen Katholiken in Amerika berücksichtige. Bei solchen Gelegenheiten ist die Armut unserer deutschen Kirche besonders fühlbar. Es könnte und sollte soviel geschehen, wenn wir nicht vieles wollen zu Grunde gehen sehen.

Mich und die Meinigen dem Gebete Eurer Bischöfl. Gnaden empfehlend wie der gütigen Wohlgewogenheit verharre ich mit innigster Liebe und Verehrung

Euer bischöflichen Gnaden

Speyer, 3. April 1828 untertänigster Diener

Weis.

P S. Unser hochwürdigster Herr Bischof, der nach Kräften zu helfen sucht, will sich um Stipendien für unsere Theologen bei Sr. Königl. Majestät verwenden. Wenn der hochwürdigste Bischof Sailer dies unterstützte, würde vielleicht einer großen Not doch für den Augenblick abgeholfen.

* * *

Diese Briefe und die hohe Wertschätzung, die daraus spricht, sind schon allein eine Apologie Sailers und seines Geistes. Im Wiener Romantikerkreis wie im Mainzer katholischen Kreis sind es mit die Ersten, die voll Vertrauen zu Sailer aufblicken: dort Schlegel und Veith, hier Schlosser und Weis. Über die mannigfachen Beziehungen des Mün-

1) Der Brief von Räß fehlt leider.



chener katholischen Kreises zu Sailer hoffe ich weiteres Material bringen zu können, wenn ich die Korrespondenz Baaders und des Eoskreises bespreche.[1]) Eines darf ich aber jetzt schon bemerken: so reich auch die mit großer Pietät gesammelte und aufbewahrte Korrespondenz Sailers ist, nicht alle die Freunde und Verehrer des großen Bischofs sind in den Archivalien mit Briefen vertreten. Von Görres, Brentano, von dem von Sailer hochgeschätzten Westenrieder war bisher nichts zu finden. Vielleicht gelingt es später. Für eine Biographie Sailers und seiner Zeit wäre damit viel gewonnen.

XVII.

Richard von Kraliks Fortsetzung von J. B. Weiß' Weltgeschichte.[2])

Die Weltgeschichte des unvergeßlichen Grazer Universitätsprofessors J. B. Weiß errang sich trotz ihres Umfanges (von 22 Bänden) einen unerhofften Erfolg. Die seltene Stoffbeherrschung, die geschickte Verwertung des unerschöpflichen Materiales, die frische, anschauliche, schwungvolle, Geist und Herz anregende Sprache und nicht zuletzt die ideale Betrachtungsweise der geschichtlichen Prozesse verfehlen noch heute nicht ihre tiefe Wirkung auf die Gemüter der deutschen Katholiken. Ein Weißschüler, Prälat Dr. J. Bockenhuber

1) Über Sailer und den Münsterkreis vgl. Goyau l'Allemagne religieuse, I, 307. Auch zu Trier hatte Sailer Beziehungen. Von Hommer erbat sich Sailer die päpstlichen Instruktionen für die Behandlung der Mischehen. Bei Besprechung des bayerischen Mischehenstreites werde ich darauf zurückkommen.

2) Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit 1815 bis zur Gegenwart. Von Dr. R. v. Kralik. 1. Bd. Von 1815—1835. VI u. 861 S. Graz und Wien 1915. Verlagsbuchhandlung „Styria". Preis 9.20 Mk., geb. 10.90 Mk.



bemüht sich seit dem Tode seines Meisters, die Neuauflagen des Werkes im Sinne des Verfassers und gemäß den Forderungen der fortschreitenden Forschung zu ergänzen, zu berichtigen und auch in manchen Partien neu zu gestalten. Richard von Kralik übernahm nun neuestens die Aufgabe, das Werk von 1815 bis zur Gegenwart weiterzuführen. Soeben erschien der erste Band, der die zwei Jahrzehnte von 1815 bis 1835 umfaßt. Wer diese Arbeit und Kraliks sonstige historische Schriften richtig verstehen und einschätzen will, darf nicht mit dem Maßstabe einer jener historischen Schulen, die augenblicklich in Ansehen stehen, an sie herantreten, sondern er wird am sichersten gehen, auch diesen Teil der umfassenden Tätigkeit des Wiener Gelehrten und Dichters im Zusammenhang mit dessen übrigem Lebenswerk zu betrachten und zu verstehen. Statt einer genaueren Ausführung dieses Gedankens können wir hier nur einen eiligen Blick auf die Auffassung wissenschaftlicher Aufgaben, wie sie Kralik schon wiederholt äußerte, tun. Aus seinen Kulturstudien, aus den philosophischen und ästhetischen Schriften ersieht man, daß sein ganzes vielseitiges Bemühen darauf hinausgeht, sich und seiner Zeit eine einheitliche, auf sicherem Fundament erbaute, religiös orientierte Weltanschauung, ein befriedigendes Gesamtbild des Universums, der menschlichen Kultur und aller ihrer Zweige zu erringen. Dabei kommt die Sprache naturgemäß auch auf das Wesen und den Zweck der katholischen Wissenschaft. Da hören wir z. B., daß diese Wissenschaft im Gegensatz zu den Bestrebungen der meisten übrigen Gelehrten nicht auf Spezialisierung und Detailforschung das Hauptgewicht legen möge, sondern auf Einheitlichkeit und Universalität, auf Synthese und überschauende Zusammenfassung der gleichsam in alle Welt und durch alle Zeiten zerstreuten Wahrheitselemente. Während ferner die Modernen, Allzumodernen den lebendigen Baum nationaler und anderer Traditionen, an denen sich die Völker in ihren größten Kulturzeiten zu freuen und zu stärken pflegen, am liebsten mit der letzten Wurzel aushauen und eine neue

Kultur und Wissenschaft, die keine Ahnen und keine Vergangenheit kennt, hervorzaubern möchten, während andere wiederum die poetische volkstümliche Tradition und religiöse Überlieferung durch den Mehltau zersetzender Kritik vernichten, erscheint es Kralik geradezu als eine ernste Pflicht katholischer Geistesmänner, das Lebensfähige, Wertvolle und Brauchbare aus alten und neueren Zeiten zu hüten und zu pflegen und unserer eigenen Kultur dienstbar zu machen.

Solche und verwandte Gedankengänge setzen allein schon eine möglichst erschöpfende Kenntnis des Weges der Menschheit durch die Jahrtausende voraus. Sie können nur aus einem vollen historischen Wissen geschöpft werden. Es war daher bei Kralik von jeher beliebte und sachgemäße Methode, die Lehrmeinungen alter und neuer Philosophen, Ästhetiker, Forscher, alle Induktionen und Deduktionen Revue passieren zu lassen, die entgegengesetzten Standpunkte und Argumente zu prüfen und aus dem Ganzen das Wahre und Stichhaltige herauszuholen. Alles, was die Menschheit denkend, forschend, künstlerisch schaffend usw. verarbeitete, soll als Werkstein für den Kulturbau der Gegenwart dienen. Dies alles soll vor allem von der katholischen Wissenschaft gefördert werden. Diese Wissenschaft wird so zur großen lebendigen Welttradition. Wir begreifen so, daß Kraliks Geist schon mit reichem historischen Wissen erfüllt war, ehe er irgendein spezifisch historisches Buch schrieb. Darum mag es niemand befremden, wenn heute der Ästhetiker, Philosoph und Dichter auch als eigentlicher Historiker auftritt, eine Geschichte der Stadt Wien und ihrer Kultur, eine österreichische Geschichte schreibt und neuerdings gar an eine Darstellung der Weltgeschichte des letzten Jahrhunderts geht. Die Monographien über Sokrates und Christus ließen Kralik bereits als geistvollen Schilderer alter Kulturperioden erscheinen. Schon in diesen Büchern zeigte sich die ihm eigene Art, in geschickter synchronistischer Zusammenfassung die Traditionen und Tatsachen selbst reden zu lassen. Bei Erörterung seiner verschiedenartigsten Probleme knüpft Kralik



mit seiner synthetischen Methode, die Dr. O. Katann in einer eigenen Studie schön charakterisiert („Über den Wassern" 1913), immer wieder an historische Entwicklungsreihen an, um aus dem, was die Dialektik der Jahrhunderte mannigfach durchsiebte, seine Quintessenz zu ziehen. So ist sein ganzes Lebenswerk mit historischer Betrachtung durchwoben und die selbständigen geschichtlichen Werke erwachsen ganz von selbst aus seiner Gesamtarbeit. Sie ergänzen, begründen, erläutern, was vorher in Skizzen aphoristisch ausgesprochen wurde. Daneben sei übrigens nicht übersehen, daß der Verfasser der „Allgemeinen Geschichte" auch einst seinen fachwissenschaftlichen Kursus bei Mommsen und anderen Gelehrten durchmachte.

Da Kralik sich die Periodisierung nach Generationen und Generationenreihen, die in unserer Zeit am erfolgreichsten O. Lorenz vertrat, in selbständiger Weise zu verwerten suchte, so faßt er auch die drei Generationen des 19. Jahrhunderts als eine charakteristische Einheit zusammen. Sie galten ihm schon von jeher als die Epoche der Romantik. So eröffnet er auch den 1. Band der „Allgemeinen Geschichte" mit einem großzügigen Bilde des romantischen Geistes und seiner Entfaltung bei den einzelnen Nationen. Wir hören, wie neben dieser geistigen Hauptströmung die soziale Bewegung erstarkt, wie Allianzen und Staatenbünde die Politik bestimmen, wie Parteikampf und Presse ihr Werk beginnen usf. Nach der allgemeinen Andeutung über die Grundstimmung der Zeit beginnt die annalistische Behandlung der einzelnen Jahre von 1815 bis 1835. Heilige Allianz, Fürstenkongresse, der Kampf der Legitimität gegen das revolutionäre Prinzip, des Liberalismus gegen die Romantik, immer häufigere soziale Kämpfe: das sind einige Stichworte für wichtige Erscheinungen der Zeit. Österreich steht an der Spitze der europäischen Staaten und Metternich weiß die Führerrolle vor allem diplomatisch auszunützen. Wie in seinen vorausgehenden Büchern behandelt Kralik auch hier mit Liebe die altösterreichische Kultur, die durch Namen wie Beethoven, Schubert,

Friedr. Schlegel, Grillparzer, Raimund &c. ausgezeichnet ist. Die wichtigsten Daten über die klassizistische und romantische Kunst, über Technik, Volkswirtschaft sind an passender Stelle angebracht. Ähnlich können wir das stille Wachstum und die lauten Kämpfe in Preußen, England, Frankreich und in den übrigen Staaten der Welt Jahr für Jahr verfolgen.

Mit dem nämlichen Nachdruck wie in der Einleitung zu seiner österreichischen Geschichte betont Kralik hier neuerdings, daß er es nicht als die Aufgabe des Historikers erachte, zu kritisieren, sondern vielmehr die früheren Epochen der Menschheit zu verstehen, den Gesetzen und Tendenzen in der Gesamtentwicklung der Kultur wie der einzelnen Staaten aufmerksam nachzugehen, die Lösung der Probleme, die den Nationen und anderen Gemeinschaften zufielen, nach ihrem Wesen zu prüfen und darzulegen. Jener Betrachter des Vergangenen ist demnach auf einem argen Irrweg, der die Ereignisse nach eigenen Wünschen, politischen Meinungen und Vorurteilen regeln oder auch nur einseitig beleuchten will. Dem Streben nach möglichst gewissenhafter Unparteilichkeit entsprechen die Kralikschen Mittel der Darstellung, die reichliche Verwendung des originalen Quellenmateriales. Denn am unmittelbarsten lernt man ohne Frage den Geist vergangener Zeiten aus den Dokumenten dieser Zeiten selbst kennen. Darunter verdienen literarische Werke unsere besondere Beachtung; denn in ihnen redet der Genius einer Epoche am vernehmlichsten und unzweideutigsten. Man denke, wie das 18. Jahrhundert in unseren Klassikern lebt. In den Romantikern und Jungdeutschen träumt und bildet, gärt und stürmt wiederum so ziemlich alles, was die von Kralik im vorliegenden Bande behandelten Jahrzehnte bewegt. Jedes Zitat aus Großen und Kleinen, das er anführt, erschließt einen Einblick in die Seele des Zeitalters. Daß den literarischen Werken der Vorrang vor den Werken der bildenden Kunst (die z. B. K. Lamprecht bevorzugt) gebührt, bedarf keiner Erörterung. Die letzteren erhalten ja für gewöhnlich erst durch jene ihre Erklärung. So will



also Kralik in seiner Darstellung die Zeugnisse verschiedener Richtungen und Parteien selbst sprechen und uns dabei die Vergangenheit sozusagen persönlich miterleben lassen. Dieses scheinbar einfache Vorgehen ist jedoch eine sehr schwierige und heikle Arbeit, da es gilt, aus der schier unübersehbaren Masse des Vorhandenen gerade das Bezeichnende auszuwählen und das Ausgewählte dann so zu gruppieren, daß sich alles zum lebendigen und zugleich wahrheitsgetreuen Bilde zusammenschließt. Ausgebreitetes Studium und ein sicherer intuitiver Blick helfen zusammen, daß Kralik mit einer gewissen Selbstverständlichkeit das Richtige wählt und den Leser ohne lange kritische Beweisführung überzeugt. Unser Historiker spricht natürlich auch in eigener Person über Zusammenhänge und Vorwärtsschreiten der Ereignisse. Oft jedoch schränkt er sich derart ein, daß seine Worte sparsamer erscheinen als etwa die szenischen Anweisungen bei manchen naturalistischen Dramatikern. Die Ereignisse und Zeitgedanken sprechen so unmittelbar zu uns, daß der Verfasser seine Geschichte mit Recht „dramatisch" nennen darf. Das in sachlicher Klarheit hingestellte Ereignis wird jedesmal durch charakteristische Abschnitte oder Sätze aus Denkschriften, Briefen, Reden, Akten der Regenten und Staatsmänner u. s. f. beleuchtet. Im weiteren stellt sich neben die Hauptfaktoren noch ein Chorus, dessen Führer Journalisten, Dichter, Bänkelsänger bilden. So spielen tatsächlich in dieser Weltgeschichte „vielerlei Humore" zusammen und die Handlungen und Ereignisse erscheinen immer in der Atmosphäre ihrer Zeit. Da wird es auch verständlich, weshalb zur Verlebendigung des Gesamtbildes oft scheinbar nichtssagende Kleinigkeiten in flüchtigen Notizen hingesetzt werden. Man begreift, daß die Lektüre eines derartigen Buches eine besondere Aufmerksamkeit und Mitarbeit des Lesers erheischt. Desgleichen ist es eine selbstverständliche Voraussetzung, daß man den Verlauf der Dinge im großen Umrisse, etwa von einem schulmäßigen Kompendium her, und auch die wichtigeren Tatsachen der Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts



verläßlich im Gedächtnis hat. Wer dann noch die Biographien von Staatsmännern, Dichtern, Künstlern, führenden Geistern der Kirche kennt, wird um so leichter der Richtung der Entwicklung folgen. Wer dagegen das 19. Jahrhundert hier zum erstenmal geschildert findet, läuft immerhin Gefahr, im Gedränge von Notizen und Zitaten den Weg zu verlieren. Sogar die Überschriften und Randstichworte wollen genau beachtet sein, da sie der Übersicht dienen möchten. Kralik selbst erinnert im Hinblick auf seine Methode ganz richtig an die Technik der modernen Impressionisten, bei denen wir gleichfalls auf der Bildfläche anfänglich nur eine Menge von Farbenflecken, Punkten und Strichen erblicken, und erst im richtigen Abstande vom Gemälde vereinigt sich das Ganze zu dem vom Künstler gewollten Eindruck. So sammelt sich in dieser Geschichtsdarstellung das Vielerlei, das beim ersten Blick verwirren kann, beim genauen Weiterlesen zu einem immer deutlicheren Bilde der Entwicklung der neuesten Zeit. Wenn in manchen Kapiteln das Interessante und Hinreißende fehlt, so liegt die Ursache im wenig ansprechenden Stoffe, der den politischen Inhalt des Vormärzes bildet. Äußerlich stark bewegte Bilder voll dramatischer Kraft bieten nur der Freiheitskampf der Griechen, der Emanzipationskampf der irischen Katholiken mit der Prachtgestalt O'Connels in der Mitte, die Intervention in Spanien und der polnische Aufstand. Das Übrige ist keineswegs belanglos, aber es ist mehr ein stilles, unscheinbares Wachstum der politischen Dinge und des Kulturlebens, aus dem sich unsere Gegenwart herausbildet. Man findet im Bilde dieser Zeit alles berücksichtigt, was Kralik schon vor Jahren als „Gebiete der Geschichte" charakterisierte. Eine schätzenswerte Zugabe zu den im Text verwerteten Quellen bildet ein Anhang mit Auszügen aus ungedruckten Akten des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien.

Die bisherigen Weißleser werden anfangs vielleicht an der annalistischen Form, die Kralik für seine Darstellung wählte, einiges Unbehagen empfinden. Das Verbuchen der



großen und kleineren Jahresereignisse hat seine Härten und Unbequemlichkeiten. Die anziehende Schönheit der fertigen, gut abgerundeten Einzelbilder, die übersichtliche Klarheit der pragmatischen Behandlung der Weiß'schen Weltgeschichte läßt sich dabei jedenfalls nicht erreichen. Besonders am Anfange glaubt man, wie schon angedeutet, vor losen, zufälligen Fragmenten zu stehen, vor Streiflichtern, wie wir sie aus den historisch-politischen Jahresübersichten unserer Zeitschriften gewohnt sind. Hat man aber das erste Befremden durch eine gesteigerte Aufmerksamkeit überwunden, dann befreundet man sich sogar bald mit der ungewohnten Methode und merkt deren eigene Vorzüge. Nicht umsonst verwendeten Meister der Historiographie wie Thukydides und Tacitus die nämliche annalistische Gliederung. Kralik nennt einmal diese Arbeit des Annalisten und Chronisten exakter und philosophischer als die des pragmatischen Historikers. „Die Historie ist in der Tat in erster Linie Chronologie und Chronographie, nämlich Lehre vom Wesen und der Bedeutung eines zeitlichen, rhythmischen Geschehens." Man hat nirgends so lebhaft das Gefühl des wirklichen, ununterbrochenen Verlaufes der Begebenheiten, wie bei guter Annalistik. Man wird so auch bei Kralik Zeuge, wie sich ein Jahresring um den anderen im wachsenden Baume der modernen Kultur ansetzt. Daß sich außerdem die größte Fülle des Stoffes gerade in diese Form fassen, daß sich die reichste Nüancierung und eine seltene individuelle künstlerische Belebung damit erreichen läßt, wird man von Abschnitt zu Abschnitt inne. Nur angesichts des Umstandes, daß dieses Werk, der Vorrede gemäß, für Leser jedes Standes berechnet ist, wäre es nötig, daß der Verfasser noch leichtverständliche Zusammenfassungen, Rückblicke und Durchblicke einschaltete, auf das Hervortreten nationaler Eigentümlichkeiten, auf auffallende Beeinflussungen der verschiedenen Lebensgebiete von Volk zu Volk und Ähnliches eigens aufmerksam machte. Einigen Ersatz für solche Winke müssen die angeführten Worte bedeutender Zeitgenossen wie Görres, Metternich, Ringseis bieten, die in ihren Re-

flexionen den Sinn der Zeitereignisse zu deuten und zu überblicken suchen. Der Leser des 20. Jahrhunderts hat jedoch das Bedürfnis, die Zusammenhänge auch aus seiner Distanz vom Historiker gezeigt zu sehen. Im übrigen wird man gerne zugeben, daß Kralik mit großer Gewandtheit und nie versagender Beweglichkeit das tote Schema der immer wiederkehrenden Jahresübersicht zu überwinden, sozusagen bei jeder Drehung des Weltkaleidoskops eine neue Gruppierung zu schaffen weiß. Er läßt grundsätzlich Partei und Gegenpartei zu Worte kommen, nicht bloß die Romantiker, sondern auch Heine, Börne, Byron, Beranger, die Journalisten und Politiker aller Parteien. Mit Rücksicht auf den gedachten weiten Leserkreis wäre aber wieder von Vorteil, wenn die auftretenden Parteimänner ausnahmslos an passender Stelle mit ein paar Sätzen nach ihren politischen, sozialen, sittlichen Anschauungen, nach ihrer Parteistellung udgl. charakterisiert würden. Dafür ließe sich manches lange poetische Zitat kürzen. Wenn man auch Kraliks Gefühl begreift, daß er nicht wiederholen mag, was schon in Handbüchern und Wörterbüchern steht, und wenn man auch von einer Weltgeschichte nicht fordern darf, daß sie zugleich Handbuch für alle Spezialfächer sei, so darf man doch gewisse pädagogische Handgriffe, die der populären Verständlichkeit dienen, nicht beiseite lassen. Ich glaube, daß Kraliks wertvolles „Götter- und Heldenbuch" zum guten Teile seinen Erfolg einbüßt, weil es nicht genug mit dem einfacheren Leser Fühlung bekommt. Der akademisch gebildete selbständige Leser empfindet es wieder als großen Nachteil, daß ihm Kralik in seinen historischen Büchern eine regelrechte Literaturangabe vorenthält. In der österreichischen Geschichte findet man nicht einmal ein Register. Sonst wäre es sicher kleinlich, es tadeln zu wollen, wenn man im überreichen Material der allgemeinen Geschichte eine Notiz nicht findet, die man gerade erwartet, wie etwa ein Wort über Franzisco Goya und seine Bedeutung gelegentlich seines Todesjahres (1828) oder über Constables Pariser Ausstellung oder was man sonst derartiges vermissen mag.



Daß sich eine weltgeschichtliche Darstellung mit besonderer Sorgfalt der Kulturentwicklung annimmt, gälte heute als selbstverständlich, wenn es auch keine „kulturhistorische" Geschichtschreibung im Sinne K. Lamprechts gäbe, welcher Forscher die Geschichte geradezu als „die Wissenschaft von den seelischen Veränderungen menschlicher Gemeinschaften" definiert. Man hat sich allgemein daran gewöhnt, als das Wesentlichste der Historiographie die Schilderung der Seele eines Zeitalters anzusehen, wie sie in den verschiedenen Kulturgebieten, besonders in Religion, Sitte, Literatur und Kunst sich ausprägt. In den schon erwähnten Gedanken Kraliks über die Aufgaben der Geschichtsphilosophie finden wir das Programm einer umfassenden Darstellung der Kulturgeschichte bereits entwickelt, einen Grundriß, in dem nicht nur die landläufigen Gebiete eingetragen sind, sondern alle Art von Wissenschaft, die Geschicke des Leibes und der Seele, Krankheit und Krieg, materielle und geistige Lebenserscheinungen. Dies Programm entstand bereits, als die kulturhistorische Methode sich erst Raum zu verschaffen suchte. Auch das für die Entwicklung der Menschheit so wichtige und zugleich stets umstrittene Problem von der Bedeutung und Einwirkung des Einzelnen und von der Rolle des sogenannten Milieu wurde von Kralik frühzeitig durchdacht und überprüft. Während für die einen das Wirtschaftsleben und die materiellen Kräfte alles sind, wollen die Heroenverehrer, deren Typus am vollkommensten Carlyle darstellt, die Biographien der großen Männer zugleich als die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ansehen. Kralik sucht, wie so oft, auch hier die Wahrheit in der Mitte, indem er betont, daß man von den Individuen, Völkern, Familien, Stämmen, Staaten, Rassen und der ganzen Menschheit keines übersehen dürfe. Der vorliegende erste Band der „Allgemeinen Geschichte" gibt dem Leser Gelegenheit zu verfolgen, wie darin diese einzelnen programmatischen Forderungen erfüllt sind.

Wie J. B. Weiß in seiner Weltgeschichte sich stets als verständnisvollen Freund Österreichs bewies, so wird sich der



österreichische Leser nicht minder an dem warmherzigen Österreichertum des Fortsetzers freuen und auch der außerösterreichische Deutsche wird sich gerade heute von dieser Gesinnung angenehm berührt fühlen. Die Auffassung Kraliks von österreichischen Dingen sticht vorteilhaft ab sowohl von den Feindseligkeiten des alten A. Springer wie von den grämlichen Nörgeleien mancher modernen österreichischen Historiker, die nicht müde werden uns beständig vorzurechnen, was Österreich nicht kann und was es in den letzten 100 Jahren versäumte. Wir sind ja wahrlich nicht empfindlich gegen den Tadel unserer wirklichen Fehler und Schwächen, allein der gerechte und sachlich abwägende Beurteiler unseres Wesens muß auch das Lichte, Reiche, Große und Kulturfreudige, wie es auf dem Boden gedieh und gedeiht und zu großen Werken führte, nicht vergessen und auch nicht die besonders schwierige welthistorische Aufgabe Österreichs, an die man sich gerade in dieser Zeit wieder lebhaft erinnert. Kralik ist ein überzeugter Anhänger der innigsten und aufrichtigsten Gemeinschaft Preußens und Österreichs. Er bewundert die Charaktereigenschaften der norddeutschen Stämme und bekennt seinen glühenden österreichischen und großdeutschen Patriotismus. Er hat dabei aber sehr recht mit der Ansicht, daß das Deutsche Reich eines starken, selbstbewußten Österreichs bedürfe. Aus dieser Gesinnung stammt seine Stellungnahme zu Österreich im neuesten Werke. Wir finden kein aufdringliches patriotisches Pathos, wohl aber ein gerechtes Hinstellen von Tatsachen. Und die Sprache dieser Tatsachen ist auch die überzeugendste. Wie dem Österreicher wird Kralik auch dem Katholiken gerecht. Auch dies ohne rhetorische Apologetik und ohne persönliche Reflexionen über religiöse und kirchenpolitische Dinge. Er denkt aber des mächtigen Goethewortes: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herz-



erhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." Der Konflikt des Unglaubens und Glaubens wird bei Kralik Jahr für Jahr aufmerksam beobachtet. Es werden außer den religiösen Ereignissen päpstliche Enzykliken, die Gestalt und die Gedanken O'Connels, Worte von Theologen und Philosophen und Dichtern vorgeführt, die man in anderen Geschichtswerken vergeblich sucht. Wer nun die Worte von Goethe, Görres, Ringseis, O'Connel u. a. mit den unklaren Ideen der Revolutionäre, St. Simonisten, der großen und kleinen Sekten und der liberalen Stürmer und Dränger ruhig vergleicht und dazu noch die Art beobachtet, wie man die katholische Kirche anfeindet und verfolgt, der weiß alsbald, wo die gesunde, leben- und segenbringende Wahrheit ist und wo der Irrtum. Die Überredungskunst der Tatsachen ist hier wie immer die allerwirksamste. Daß Kralik allen modernen Problemen und Gedanken intim verstehend gegenübersteht und eine ungleich höhere Fähigkeit zeigt, das Wertvolle bei Andersdenkenden zu beachten und zu schätzen, als man umgekehrt bei den Gegnern des Katholizismus findet, weiß der Kenner seiner früheren Schriften lange. Und auch Kralik der Historiker beweist, daß der Katholizismus in der Tat die universalste, alles Große und Wahre umfassende Form der Weltanschauung ist.

Vor ungefähr zwei Jahren ging Kralik an die Ausführung dieser Geschichte der neuesten Zeit. Damals konnte er nicht ahnen, daß er zum 1. Bande eine „Vorrede — in Kriegszeiten" werde schreiben müssen. Vielleicht hätten Verlag und Autor, wenn sie den heutigen Weltkrieg vorausgesehen, den Plan des Werkes fallen gelassen. Denn heute ist es ein nur zu verständliches Gefühl, daß Wissenschaft und Kunst in einer Zeit, da Kanonen und Maschinengewehre sprechen



und um Deutschlands und Österreichs Existenz gekämpft wird, wie ein überflüssiger und unberechtigter geistiger Luxus erscheinen. Es ist auch gut, wenn das Werk selbst, wenigstens im Rohbau, schon möglichst weit vorangeschritten ist; denn sonst möchte es heute, wo alle Mächte, deren Wachstum den Inhalt der Geschichte des 19. Jahrhunderts bildet, im erbitterten Kampfe liegen und auch den Gelehrten zur Parteinahme zwingen, kaum gelingen, jene sachliche, olympische Ruhe der Sprechweise, die Kraliks Geschichte auszeichnet, zu bewahren. Es ist dem Verfasser voll bewußt, daß im erschütternden Kriege der Gegenwart erst die letzten Ergebnisse des Freiheitskrieges von 1813 und der Kongreßzeit gezogen werden und daß sich nach allerlei Schwankungen gerade jetzt die damals dunkel geahnte Gruppierung der Mächte organisch vollzieht. Mögen nun einerseits Gelehrsamkeit und Buch in harter Kriegszeit mit ihrem Werte sinken, so gilt anderseits auch wieder das Wort, das Fr. Schlegel vor hundert Jahren schrieb: „Die Geschichte nimmt die Teilnahme des ganzen Menschen in Anspruch; noch eine ganz besondere Anforderung für das Studium der Geschichte liegt aber in den außerordentlichen und überraschenden Begebenheiten der Gegenwart." Unser ganzes Wesen und unser Sinn öffnen sich heute viel empfänglicher für welthistorisches Geschehen, als es je zu anderer Zeit möglich wäre. Was sonst bei geschichtlichem Studium nur wie von weitem herklang, alle die großen und furchtbaren, erhebenden und schmerzlichen Erlebnisse sind nun unsere eigenen Erlebnisse oder sie sind uns in einer Klarheit nahe, wie ein gewaltiges Gebirge nach dem Gewitterregen. Jedes Wort von Krieg und Sieg, von Vaterland und Opfermut, von Treue und Volksgemeinschaft bekommt heute einen tieferen Sinn und eine andere Wirkungskraft als sonst in Schule und Gelehrtenstube. Schon beim Durchlesen von Kraliks 1. Bande staunt man, wie man immer häufiger den Keimen und Vorzeichen der letzten Ereignisse der Gegenwart begegnet. Man sieht wirklich die Generation unserer Väter und Großväter an der Vorbereitung der Gegenwart arbeiten,

wie der Verfasser sagt, und stimmt tief ergriffen in den Wunsch ein, mit dem sein Vorwort ausklingt: „Die Weltgeschichte ist Weltbürgerkunde. Und sie lehrt, daß das deutsche Volk das weltbürgerliche Volk ist, das Volk, dem durch seine Universalität, Einheit, Energie und Tiefe jetzt schon mindestens die geistige Hegemonie gebührt. Dieser Erfüllung mögen wir durch den furchtbarsten Weltbrand, durch eine ungeheuere Götterdämmerung entgegengehen. Ein Weltgericht soll uns gerechte Sühne für alle Schuld verschaffen. Ein neues Deutschland-Österreich soll sich aus Blut und Not erheben. Ein neues erhöhtes Leben soll sich aus furchtbarem Ringen wiedergebären, in Gottes Namen, zum Trotz aller Lüge, zum Sieg der christlich-germanischen Kultur."

Graz. Dr. Johann Ranftl.

XVIII.

Hebbel und der Nordlandsdichter Oehlenschläger.

Es ist eine auffallende Tatsache, daß die Hebbelforscher und -Biographen — selbst die bedeutendsten, wie R. M. Werner, A. Bartels, E. Kuh, L. A. Frankl, der Däne K. Behrens und der Franzose André Tibal — in ihren Darstellungen dem Verhältnisse des Dithmarschen zu seinem Kopenhagener Wohltäter, dem nordischen Dichter Gottlob Oehlenschläger, nicht in genügendem Maße gerecht geworden sind. Besonders die Zeit nach Hebbels Abreise von Kopenhagen findet fast gar keine Berücksichtigung, und niemandem scheint es bisher recht zum Bewußtsein gekommen zu sein, wie tief Hebbel seine Freundschaft mit dem Dänen auffaßte und zu welcher hohen Mission er diesen in der Klärung seiner verworrenen Lebensfragen auserkoren hatte. Die Biographen sind allerdings bis zu einem gewissen Grade insofern schuldlos, als drei hier überaus wichtige, umfang-

reiche Briefe Hebbels an Oehlenschläger erst vor wenigen Jahren bekannt geworden sind. Karl Behrens fand diese im Nachlasse des dänischen Dichters, aus dem schon K. L. N. Mynster für seine 1879 in Kopenhagen erschienene Briefsammlung „Mindeblade om Oehlenschläger og hans kreds hjemme og ude i Breve fra og til ham" geschöpft hatte, und teilte sie R. M. Werner mit, der sie Anfang April 1908 in der „Österreichischen Rundschau" veröffentlichte. Selbst A. Sergels[1]) 1907 erschienene Ausführungen über die Beziehungen zwischen Hebbel und dem großen Nordlandsdichter müssen schon infolge dieses Fundes — auch nach R. M. Werners Urteil — als „überholt"[2]) und veraltet gelten, zumal sie an und für sich große Mängel zeigen und im wesentlichen über eine — allerdings recht dankenswerte — Materialsammlung wenig hinauskommen. Diese merkliche Lücke in den biographischen Arbeiten über Hebbel auszufüllen, der Bedeutung Oehlenschlägers für das Leben des Dithmarschen, dessen hundertsten Geburtstag das vorvergangene Jahr uns brachte, zu einer gerechteren literaturgeschichtlichen Würdigung zu verhelfen, soll die Aufgabe der folgenden Darstellung sein, die sich, wie nach Obigem verständlich ist, besonders über die spätere Periode in dem Verhältnisse der beiden Dichter eingehender verbreiten und neue Gesichtspunkte bringen wird.

I.[3])

Bereits in der trostlosen Lage der Wesselburener Zeit hatte der junge dithmarsische Schreiber aus dieser ihn vernichtenden Enge und Niedrigkeit nach Rettung umherspähend

---

1) Dr. Albert Sergel, Oehlenschläger in seinen persönlichen Beziehungen zu Goethe, Tieck und Hebbel. Rostock 1907.

2) S. Werners Besprechung dieses Buches, Deutsche Literaturzeitung 1908, Spalte 2505; siehe ferner J. Minor, Euphorion 1910, S. 448 f.

3) Besonders für den ersten Teil dieser Ausführungen wird Sergels Buch als dankenswerte Vorarbeit benutzt, worauf hiermit ausdrücklich hingewiesen sei.

sein Augenmerk als dänischer Untertan auf Kopenhagen und den im Norden längst als Dichterfürst anerkannten Oehlenschläger gerichtet und hierüber mit seinem Heimatsfreunde H. A. Th. Schacht gesprochen.[1]) Als sein Gang zu dem Leiter des Hamburger Stadttheaters Karl Lebrun, dem er sich als Schauspieler angeboten hatte, erfolglos geblieben war, knüpfte Hebbel seine Hoffnungen an die Namen Uhland, der seine Bitte um Rat und Hilfe ja ziemlich kühl und abweisend beantwortete, Tieck und Oehlenschläger. Dabei hätte er den letzten Plan „am liebsten von allen realisiert gesehen".[2]) Im Jahre 1833 teilte er dem damals in Kopenhagen studierenden Schacht die Absicht mit, sich an Oehlenschläger zu wenden, und bat ihn in dem Briefe vom 10. September[3]) um nähere Angaben über die Verhältnisse in Kopenhagen und über den dänischen Dichter, dessen „einflußreiche Verbindungen" und Beziehungen zum königlichen Hofe ihn lockten. „Keinem mögte ich mein Lebensglück lieber verdanken, als einem Manne, wie ihm", heißt es in diesem Schreiben. Hebbel ersuchte den Freund zunächst, eingehende Erkundigungen über Oehlenschläger einzuziehen und ihn zu unterrichten über seine Persönlichkeit, seine Titel, sein Verhältnis zur Universität, seine Beziehungen, Vermögensumstände, die Art und Weise, wie man ihn behandeln müsse u. a. Hierbei dachte der dithmarsische Maurersohn an die Möglichkeit einer Anstellung in der dänischen Hauptstadt und eines Zusammenlebens mit Schacht. Dem Briefe an Oehlenschläger wollte er ein größeres lyrisches Gedicht,[4]) das gerade im Entstehen war, beilegen.

Von Schacht liefen anscheinend nicht ungünstige Nachrichten ein. Hebbel schickte ihm jedenfalls im Januar 1834

1) Nach Hebbels Angabe in dem unten erwähnten Septemberbriefe an Schacht vom Jahre 1833.

2) S. den unten erwähnten Brief vom 10. September 1833.

3) S. dieses Schreiben in Rich. Maria Werners historisch-kritischer Hebbel-Ausgabe (Briefe, Berlin 1904 ff., Band 1, S. 22 ff.).

4) Das Schreiben nennt eine „das Weltgericht" betitelte Kantate.

ein uns leider nicht überliefertes[1]) unversiegeltes Schreiben „an den Herrn Professor Oehlenschläger",[2]) in dem er seine traurige Lage genau darlegte und um Hilfe und Erlösung bat, so schwer ihm auch nach seinem eigenen Geständnis[3]) dieses Betteln fiel. Der vom 18. Januar aus Wesselbeuren datierte Begleitbrief, der über den Inhalt der Bittzeilen und die Stimmung, in der sie geschrieben wurden, genügend orientiert, ist uns erhalten.[4]) Demnach sollte der Kopenhagener Freund „den so richtig als wahr abgefaßten" Brief nach Durchsicht in gelegener Stunde dem dänischen Dichter mit den beigefügten Gedichtproben persönlich übergeben. Zwang mußte sich Hebbel antun, um nicht von seinen Dichtungen „Ballen statt Bogen" mitzuschicken.[5]) Deutlich merkt man in allem, mit welch fieberhafter Ängstlichkeit er bemüht war, bei Oehlenschläger einen möglichst günstigen Eindruck und doch keine übertriebenen Erwartungen hervorzurufen. Als ein ernstes und heiliges Wollen sollte Schacht ihm die innerste Natur des emporstrebenden jungen Bittstellers definieren.[6]) Daß Hebbel mit Achtung, Liebe und Verehrung von der Persönlichkeit und den Werken des Dänen spricht, wird man zu dieser Zeit verständlich finden. Von seinen Dichtungen waren ihm bisher allerdings nur die altnordische Erzählung „König Hroar in Leire" und neuerdings das Lustspiel „Ludlam's Höhle" zu Gesicht gekommen. „Das letztere", heißt es in den Zeilen an Schacht, „ist einzig. Er bringt durch die einfachsten Mittel . . . . . die größte Wirkung hervor. Ich bewundere den Mann; Du kannst denken, was es für mich seyn würde, wenn ich bei ihm selbst ein Unterkommen finden könnte." Der junge dithmarsische Dichter setzte auf das Gesuch an Oehlenschläger, in dem er „sein innerstes

1) Vergl. Werners Anmerkung (Briefe, Band 1, S. 25).
2) So in dem unten erwähnten Begleitschreiben.
3) Siehe das unten erwähnte Begleitschreiben.
4) Siehe Hebbels Briefe (a. a. O., S. 25 ff.).
5) Siehe den Begleitbrief.
6) Siehe den Begleitbrief.

Gefühl ausgesprochen" hatte,[1]) seine ganze Lebenshoffnung, der ihn beengenden Lebensmisere endlich zu entfliehen. Ergreifend ist die bekannte Klage über die Trostlosigkeit seiner Lage in diesem Begleitschreiben an Schacht: „Ich bin 21 Jahre alt und für die Aufgabe meines Lebens ist nichts geschehen ..... Der langjährige Kampf mit den Verhältnissen hat mich so abgemattet, daß nur eine baldige Hülfe noch Hülfe für mich seyn kann, nur noch ein Jahr und meine Kraft ist gebrochen, Du weißt dies Alles" u. s. w.

Da sich ihm in der Heimat keine Möglichkeit einer passenden Existenz zeigte, dachte Hebbel auch bereits zu dieser Zeit, wo er sich mit dem Dänischen beschäftigte, an eine Übersiedelung nach Kopenhagen und zwar für den Frühling, selbst wenn der Versuch mit Oehlenschläger erfolglos bleiben sollte.[2])

Allem nach zu rechnen, hat der dänische Dichter den Brief des ihm völlig unbekannten jungen Dithmarschen nie beantwortet. Ja, ich möchte wohl mit R. M. Werner[3]) glauben, daß das fragliche Schriftstück Oehlenschläger nie erreicht hat, da Hebbel selbst an der Ablieferung des Schreibens gezweifelt hat,[4]) und der Nordlandsdichter sich dessen zehn Jahre später bei dem persönlichen Zusammentreffen mit diesem nicht recht entsinnen konnte.[5])

---

1) Siehe den Begleitbrief.

2) Vgl. den Begleitbrief an Schacht.

3) Siehe seine historisch-kritische Hebbel-Ausgabe (Tagebücher, Berlin 1903, Band 1, S. 14, Anmerkung).

4) Unterm 12. April 1834 schreibt Hebbel an Schacht: „Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß ich über Abgabe des bewußten Briefs keine Bescheinigung verlange; ich glaube Dir natürlich unbedingt." (Siehe Briefe, Band 1, S. 33.)

5) Für eine Unterschlagung des Bittschreibens durch Schacht spräche auch der Umstand, daß dieses völlig verschollen ist und sich weder in der aus Oehlenschlägers Nachlaß herausgegebenen Briefsammlung (C. L. N. Mynster, Mindeblade) noch unter den bei Bamberg (F. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Berlin 1890) und dann bei Werner zusammengestellten Briefen

Hebbel war jedenfalls bitter enttäuscht durch Schachts Bericht über den Verlauf der Sache; denn er hatte, wie er dem Kopenhagener Freunde von dem dänischen Dichterfürsten schreibt, „so viel Humanität von ihm erwartet, daß er ihm antworten würde“. Doch bat er Schacht in diesem Briefe vom 12. April dieses Jahres[1]) um die Mitteilung mehrerer Einzelheiten, da „ihm an dem Urteil eines Mannes, wie Oehlenschläger einer sei, natürlicherweise liege“.

Gegen den Dichter Oehlenschläger, mit dem Hebbel sich fürderhin mehr befaßte, wurde er in der Folgezeit streng und kritisch. Unterm 16. Juli 1835 findet man bei ihm die zweifellos ironisch aufzufassende Tagebuchnotiz:[2]) „Nicht zu vergessen: Kritik über Oehlenschläger. (Eine Danksagung!!!!!).“ Dies soll jedenfalls auf die unbeantwortet gebliebene Bittschrift zielen. Am 4. August 1836 schrieb Hebbel in Heidelberg aus dem wegen der harten Worte über den dänischen Dichter bekannten Briefe Goethes an Zelter in sein Tagebuch: „Oehlenschläger! Er ist Einer von den Halben, die sich für ganz halten und für etwas darüber.“[3]) Außer einer Bemerkung über den „Correggio“[4]) sprach sich Hebbel in den folgenden Jahren recht scharf, wenn nicht geradezu ungerecht, in einer längeren Charakteristik[5]) über Oehlenschlägers Lyrik aus. Die ihm vorliegenden Gedichte nennt er „echte Beiträge zur Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ und meint: „Nun auch doch so ganz und gar Nichts! Solche

---

findet. Nach all diesem muß Emil Kuh, wie auch K. Behrens betont (s. Fr. Hebbel, Hans Liv og Digtning, Kbh. 1905, S. 30), irren. Dieser berichtet nämlich in seiner Hebbelbiographie, daß Hebbel nach einigen Wochen von Oehlenschläger als Antwort viele Komplimente, aber auch die Erklärung erhalten habe, daß er leider für ihn nichts tun könne. Darauf soll der Dichter gegen Wacker verzweifelt ausgerufen haben: „Mein prachtvolles Luftschloß ist eingestürzt!“ (s. Emil Kuh, Biographie Fr. Hebbels. Wien 1877. Band 1, S. 148 f.).

1) S. Briefe (in obiger Ausgabe), Band 1, S. 33.

2) S. Tagebücher (in obiger Ausgabe), Band 1, S. 14.

3) Ebenda S. 47. 4) Ebenda S. 268 f. (München 24. Nov. 1838).

5) Ebenda S. 126 ff.



dicke, niederträchtige Erdschwämme, die sich für Blumen ausgeben!“ Am wenigsten konnten naturgemäß der herberen, strengeren, nach Gehalt und Kraft strebenden, modernen Dichternatur Hebbels die Allegorien gefallen, wie z. B. „Das Evangelium des Jahres“, diese poetischen Einkleidungen längst veralteter Gedanken und Gefühle, mit denen er denn auch genügend seinen Spott treibt. Von der auf die Doppelsinnigkeit des Wortes „Schatz“ gegründeten Romanze „Der Schatzgräber“ sollte man nach Hebbel „nicht glauben, daß sie existieren könnte“. Der deutsche Dichter konnte in des Dänen Lyrik nur allgemeines Poetisieren entdecken und vermißte alle Kraft, alles scharfe Spezialisieren und Charakterisieren. In einer nordischen Gemütstiefe und Gefühlsweichheit könnte man diese beiden Lyriker verwandt nennen. Doch sind sie auch hierin in Wirklichkeit grundverschieden. Dort ist männlicher Ernst, Resignation, hoher Ewigkeitsgehalt, alles augenblicklich erlebt, hier mehr Kultus der Gefühlsseligkeit, Sentimentalität, Schwäche, Manier.

Den Gedanken an eine ihm von Oehlenschläger kommende Hilfe gab Hebbel aber in diesen Jahren nie ganz auf. 1840 las der in der drückendsten Not bei Elise Lensing lebende Dichter im „Hamburger Correspondenten“ von der an der Kopenhagener Universität beabsichtigten Verteilung akademischer Würden gelegentlich der bevorstehenden Krönung des dänischen Königs.[1]) Daraufhin bewarb er sich als dänischer Untertan im April von Hambnrg aus, wohin er nach Beendigung der Studien auf der schrecklichen Fußreise von München aus im Vorjahre zurückgekehrt war, in einem offiziellen Schreiben an Oehlenschläger, als Mitglied der maßgebenden Kommission, um den philosophischen Doktorgrad und hoffte, durch die beigegebenen Papiere den Beweis der geforderten Würdigkeit erbracht zu haben.[2]) Doch auch mit diesem Unternehmen hatte Hebbel kein Glück.

1) 1839 starb Friedrich VI.

2) S. das Schreiben (Tagebücher, Band 2, Hamburg 14.—18. April 1840, S. 36 und Briefe, Band 2, S. 34, April 1840).

II.

Im Jahre 1842 nun sollte der junge deutsche Dichter, der in Deutschland gerade durch seine „Judith" bekannt geworden war, mit dem bereits 63jährigen dänischen Dichterfürsten in persönliche Berührung treten und den Menschen Oehlenschläger schätzen lernen. Die Gastfreundschaft, Teilnahme und Liebe, die dieser in jungen Jahren bei Goethe und anderen Deutschen gefunden hatte, konnte er jetzt im Alter an einem seine Nähe und Fürsprache suchenden aufstrebenden deutschen Dichtergenius vergelten.

Am 12. November 1842 verließ Hebbel Hamburg zu einem Versuche, sich der immer schwerer drückenden Notlage endlich zu entreißen. Er wollte sich bei seinem Landesherrn Christian VIII. in Kopenhagen um eine Professur in Kiel bewerben. In der dänischen Hauptstadt war er an den Konferenzrat Dankwart empfohleu, der ihm riet, die Bekanntschaft der dänischen Dichter, besonders des ihm befreundeten, einflußreichen Oehlenschläger zu suchen.[1]) Anfangs wollte der deutsche Dichter die zufällige Gelegenheit abwarten, die ihn mit Oehlenschläger zusammenführte, und schob den Besuch auf.[2]) Am Morgen des 5. Dezembers jedoch ging er, da er gerade von Dankwart kommend im Besuchsanzug war, in einem Augenblicksentschluß zu ihm in seine Wohnung in der Nähe des Christiansburger Schlosses und „fand in ihm einen ganz anderen Mann, als er gedacht hatte".[3]) Dies erste Zusammentreffen befriedigte ihn vollauf, ja stimmte ihn begeistert und hoffnungsfreudig, wie der eingehende Bericht an

---

1) Vgl. hierzu Briefe, Band 2, S. 134 (Brief vom 23. Nov. 1842 aus Kopenhagen an Elise) und S. 139 ff. (Brief vom 5. Dez. an Elise im Anfang); desgl. Emil Kuh, Band 2, S. 6.

2) Vgl. zu folgendem den Brief an Elise vom 5. Dezember 1842 (am genannten Ort).

3) So im Briefe vom 9. Dezember, den ein von der Seereise her Bekannter (Spanier aus Oldesloe) als vorläufige Nachricht nach Hamburg mitnahm (s. Briefe, Band 2, S. 139).

Elise zeigt.[1]) So heißt es dort: „Jetzt preise ich den Himmel, daß ich endlich dazu gekommen bin, denn ich müßte mich sehr irren, wenn Oehlenschlägers Bekanntschaft nicht etwas Bewegung in meinen stagnierenden Lebensstrom bringen sollte."

Dieser erste Besuch dauerte gleich über zwei Stunden, was schon etwas sagen will. Der ein wenig korpulente dänische Dichter mit seinem liebenswürdigen Wesen machte auf Hebbel einen überaus vertrauenerweckenden Eindruck, so daß dieser mit bei ihm seltener Unbefangenheit und Freimut die Unterhaltung führte. Der Dichter der „Judith" war Oehlenschläger noch unbekannt, wie dieser sich auch nicht recht des Briefschreibers entsinnen konnte, der sich einst an ihn gewandt hatte. Doch wußte Hebbel ihn bald durch seine freie und geistreiche Gedankenentwicklung im Gespräche für sich zu interessieren und zu gewinnen. Oehlenschläger nahm die Gelegenheit wahr, seine Liebe, Anhänglichkeit und Anteilnahme an Deutschland und Deutschlands Kunst und Wissenschaft zu bekunden und wieder einmal bittere Klage über die geringe Beachtung der dänischen Literatur und besonders seiner eigenen Dichtungen durch die deutsche Kritik zu führen.[2]) Ihn schmerzte es, daß man sich dort seiner damals fast nur noch als des Verfassers vom „Corregio" erinnerte. Die dem Kopenhagener Dichterfürsten eigene Eitelkeit sah Hebbel hierbei nur zu bald durchblicken, was ihm die Persönlichkeit aber wegen der Naivität und Arglosigkeit, mit der sie sich äußerte, nur noch liebenswürdiger machte. Als Oehlenschläger ihm sogar gleich eingehendst seine buchhändlerischen Angelegenheiten, Verlegersorgen für seine deutschen Werke und sein Verhältnis zu dem Breslauer Verleger Max darlegte, mußte der dithmarsische Dichter sich nicht wenig über des Dänen

1) Vgl. zu folgendem den Brief vom 5. Dezember; vgl. auch Emil Kuh, a. a. O., Band 2, S. 19 ff.

2) Der Dichter Oehlenschläger war in den beiden Jahrzehnten vor 1830 in Deutschland recht bekannt und beliebt, wurde viel gelesen, rezensiert, aufgeführt, geriet dann aber bald immer mehr in Vergessenheit.

Vertrauensseligkeit wundern. Dann kam das Gespräch auf den menschenscheuen Uhland, der den letzten Sommer in Kopenhagen geweilt war, und andere deutsche Bekannte Oehlenschlägers wie Hegel, Tieck, Steffens und die Brüder Schlegel.[1]) Der nordische Dichter trug Hebbel einige seiner Gedichte vor, gab ihm seinen „Baldur" mit, lud ihn für einen der nächsten Tage zu Tisch und bat, ihm seine „Genoveva" mitzubringen, worauf beide als wahre Freunde auseinander gingen".[2])

Im ganzen hatte Oehlenschlägers Erscheinung mit ihrer jugendlichen Frische und Offenheit auf den deutschen Besucher durchaus wohltuend gewirkt, zwar mehr gewinnend und rührend als imponierend. So schrieb Hebbel denn auch über den neuen Freund an Elise[3]): „Tief ist er nicht, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schöne, kraftvoll in sich abgerundete Natur; was ihm zum großen Dichter fehlt, das hat ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen. . . Liebenswürdig ist ein solcher Charakter jedenfalls und höchst respektabel dabei, dies Letztere umsomehr, als er ohne Zweifel eitel ist und sich doch von der Eitelkeit nicht verleiten läßt, auf Stelzen zu gehen."

In den folgenden Wochen entspann sich zwischen den beiden Dichtern ein herzliches Verhältnis voll wechselseitiger Anregung.[4]) Hebbel war des öfteren der Tischgast Oehlenschlägers, bei dem er sich von der ihn in Gesellschaft leicht befallenden Verlegenheit frei fühlte. Als man einmal auf Thorwaldsen zu sprechen kam, erbot sich der dänische Dichter, seinen deutschen Besucher zu ihm in sein Atelier zu führen,

---

1) Vgl. auch E. Kuh, a. a. O., Band 2, S. 22 f.

2) So in der kurzen Mitteilung an Elise vom 9. Dezember (Briefe, Band 2, S. 139).

3) In der Nachschrift des Briefes vom 5. Dezember 1842 (s. Briefe, Band 2, S. 145 f.; vgl. auch E. Kuh, a. a. O., Band 2, S. 24).

4) Vgl. zu folgendem Hebbels Fortsetzung des obigen Briefes unterm 9. (10.) Dez. (Briefe, Band 2, S. 149 f.).

was denn auch später geschah.[1]) Über Oehlenschlägers Fähigkeit im Deutschsprechen äußert sich Hebbel sehr günstig, und er glaubte nicht, daß er viel an der deutschen Übersetzung der jüngsten Tragödie „Dina", zu deren Durchsicht der Verfasser seine Hilfe beanspruchen wollte,[2]) und die der Dithmarsche später wirklich durchkorrigierte, würde verbessern müssen. Des Dänen Wunsch war es, dieses sein neuestes Stück auf der Hamburger Bühne, zu der ja Hebbel einige Beziehungen hatte, aufgeführt zu sehen. Doch hütete sich dieser, seine Vermittlung anzutragen, da ihm der Erfolg zu ungewiß war.

Wichtig und für ihr Freundschaftsverhältnis richtunggebend mußte dem Deutschen Oehlenschlägers Urteil über die „Genoveva" sein, die er ihm auf Wunsch gebracht; denn es sollte zeigen, ob der alte Dichter „das Streben eines jüngeren Geistes fassen und würdigen konnte".[3]) Wie zu erwarten war,[4]) lobte er das in der Tragödie zutage tretende dichterische Talent und tadelte an dem Stück selbst vieles wie den durchgehend männlichen Jambus. Ihm war gerade das befremdend und unverständlich, was man als Hebbels eigenste Kunst im Drama bezeichnen muß: die psychologische Tiefe in der Durchführung der darzustellenden Ideen, seine Vorliebe für metaphysische Dunkelheit und grausame Realistik, sein Hinabsteigen in die Sünde und Verschmähen einer Versöhnung der Individuen im Gebiete des Tragischen. Der Dichter der „Genoveva" war hierüber durchaus nicht unglücklich, freute sich vielmehr über das offene Urteil und das Bemühen des Freundes, von seinem Standpunkte aus der Dichtung gerecht zu werden. Doch hütete er sich auch, zu

1) S. Tagebücher, Band 2, S. 218 ff., Briefe, Band 2, S. 161 f., 192, 214 f.; vgl. auch E. Kuh, Band 2, S. 28 ff. und Karl Werner, Hebbel und Thorwaldsen (Euphorion, Band 1, S. 268 ff.).

2) Vgl. Briefe, Band 2, S. 208.

3) So Hebbel im Schreiben unterm 9. (10.) Dezember.

4) Zu folgendem vgl. Hebbels Bericht an Elise vom 17. Dez. 1842 (Briefe, Band 2, S. 159 ff.) und E. Kuh (Band 2, S. 24 ff.)



widersprechen und sich in Wortkämpfe um die Grundfragen der tragischen Kunst einzulassen, da der liebenswürdige Oehlenschläger, wie er an Elise selbst schreibt, „zu sehr einer anderen Zeit angehörte, als daß er die gegenwärtige begreifen könnte". Als der Däne bei diesem Besuche auf Goethesche Lieder und Balladen zu sprechen kam, erlaubte sich Hebbel mit ihm einen kleinen Betrug. Er trug ihm seine eigenen beiden „Scheidelieder" aus der Münchener Zeit und „Das letzte Glas" aus der Heidelberger Zeit als vorgeblich erst kürzlich entdeckte Gedichte des alten Wolfgang vor und rührte ihn damit zu Tränen. Diese Täuschung nahm der Nordlandsdichter, als er zum Schlusse den wahren Sachverhalt hörte, durchaus nicht übel auf, küßte vielmehr den jungen Freund zur Anerkennung.

Übrigens erkannte Hebbel zu dieser Zeit schon Oehlenschlägers große nordisch-nationale Bedeutung, was man von Goethe[1]) und vielen anderen bedeutenden deutschen Zeitgenossen des Dänen nicht behaupten kann. „Um gerecht gegen ihn zu seyn", heißt es in dem Schreiben an Elise unterm 17. Dezember, „muß man nicht seinen Corregio, sondern seine nordischen Dichtungen lesen. Er ist in Dänemark, was Schiller in Deutschland: ein bedeutendes Cultur-Moment seiner Nation."

Mit der Angelegenheit, die Hebbel nach Kopenhagen geführt hatte, stand es unterdes wenig ermutigend. Eine fruchtlos verlaufene Audienz beim Könige vom 13. Dezember ließ ihn die Hoffnung auf die Kieler Professur aufgeben. Da das Dampfschiff bald die letzte Reise machte,[2]) und der dann noch bleibende Landweg erheblich umständlicher und teurer war, da zudem der Aufenthalt in der dänischen Residenz ihm weit kostspieliger kam als in Hamburg, mußte sich Hebbel nun für ein Ausharren bis zum Frühjahr oder

1) S. den Abschnitt über Oehlenschläger und Goethe in Alb. Sergels Buch.

2) Vergl. zu folgendem das Schreiben an Elise vom 18. Dezember (Briefe, Band 2, S. 162 ff.).



für die Abreise entscheiden, und er entschloß sich zum Bleiben. Oehlenschläger, den der dithmarsische Dichter in der beunruhigenden Ungewißheit über seine Zukunft aufsuchte, riet ihm, beim Könige um ein Reisestipendium einzukommen, was er selbst dann dringend befürworten wollte und auch Dankwart schriftlich oder mündlich unterstützen sollte. Hebbel versprach sich eine schnelle Erledigung dieser Sache. Doch scheint Oehlenschläger bereits am 21. Dezember, an dem jener ihm das Gesuch zur Empfehlung und Weiterbeförderung an den König übergeben wollte, Kopenhagen verlassen zu haben, so daß die Bittschrift bis zu seiner Rückkehr im Januar liegen blieb. Der dänische Dichterfürst ging nämlich leider gerade zu dieser Zeit, wo Hebbels Bekanntschaft mit ihm „schon Freundschaft war“,[1]) aufs Land und ließ seinen Freund fast einen Monat allein in Kopenhagen,[2]) so daß dieser sich in seiner Einsamkeit bald „auf der Thorheit ertappte, Oehlenschläger sein Ausbleiben übel zu nehmen“.[3])

In diesen Wochen verfiel Hebbel, der ganz sich selbst überlassen und ohne jeden Verkehr war, wieder in sein altes dumpfes Brüten und Schwarzsehen. Am Jahresschlusse[4]) blickte er voll bitterer Enttäuschung und mit selbstquälender Ironie auf das scheidende Jahr zurück, dessen literarisches Schaffen ihm kaum der Beachtung wert erschien und das ihm immer noch keinen Ausweg aus seiner trostlosen Lage eröffnet hatte. Ergreifend lautet seine verzweiflungsvolle Klage: „Knüpften sich nicht die Schicksale zweier Menschen[5]) an das meinige, so wäre mir Alles gleich. Mein Leben ist im Zuschnitt verdorben . . . . . Geistig bin ich verdummt und verdumpft. Die inneren Quellen springen nicht mehr; es sitzt jetzt mehr wie ein Körper um meine Seele. Alles,

---

1) S. Briefe, Band 2, S. 167 (Brief vom 18. Dezember).

2) S. Briefe, Band 2, S. 167, 174, 184.

3) S. Briefe, Band 2, S. 184.

4) Vgl. Hebbels Tagebuchnotizen unterm 31. Dezember 1842 (Tagebücher, Band 2, S. 214 f.).

5) Elise Lensing und ihr Kind Max.

was ich beginne, mißlingt. Wenn ich studiere, so füllt sich mein Hirn nicht mit Ideen, sondern mit Dampf. Wozu weiter schreiben!"

Charakteristischerweise wurde Hebbel in dieser Zeit auch in seinem Urteil über den dänischen Dichterfreund schärfer. Zwar verkannte er selbst jetzt nicht Oehlenschlägers, mit dem Schwerpunkt der Bedeutung dem Norden angehörige, Dichterpersönlichkeit, und schrieb so im Januar 1843 an C. L. C. Schütze in Wandsbek über ihn: „In seiner Persönlichkeit liegt Etwas, was seine Poesie ergänzt; auch stellt sich über ihn als Dichter das Resultat anders, wenn man ihn aus dem Dänischen Gesichtspunct betrachtet, als wenn man den Deutschen fest hält. Eine werdende und eine gewordene Literatur, welch ein Unterschied!"[1]) Doch war es natürlich, daß Hebbel sich in diesen Tagen, wo der Zauber des persönlichen Umgangs nicht mehr so wirkte, recht eigentlich auf die Grundverschiedenheit ihrer Dichternaturen besann. Besonders ihre diametral entgegengesetzten Ansichten auf dem Gebiete der Tragödie präzisierte der deutsche Dichter in Briefen und Tagebuchnotizen im einzelnen.[2]) Hier konnte ihn Oehlenschlägers oberflächlicher Versöhnungsbegriff nicht befriedigen. Hebbel wollte durchaus eine Versöhnung der Idee, ohne nach einer Versöhnung der Individuen zu fragen. Und gerade dieses gänzliche Auseinandergehen in ihrem dichterischen Bekenntnisse verhinderte, daß beide aneinander gerieten.[3]) „Jener", sagt R. M. Werner einmal,[4]) „besaß die feine Bildung, die auch abweichende Meinungen in den urbansten Formen vorbringt, dieser war erfüllt von Pietät und Billigkeit und beugte sich vor dem Alter, ohne sich in den Streit über die Prinzipien einzulassen."

---

1) Zwischen dem 5.—16. Januar (s. Briefe, Band 2, S. 177).

2) S. Briefe, Band 2, S. 177 f. (zw. 5.—16. Januar 1843) und Tagebücher, Band 2, S. 227; vgl. auch R. Graf von Schwerins Ausführungen (Hebbels Tragische Theorie. Rostock 1903, S. 65).

3) Vgl. hier bes. Briefe, Band 2, S. 177: Wir walten .... usw.

4) S. Hebbel. Ein Lebensbild. Berlin 1905 (Geisteshelden, Band 47 und 48), S. 180.



III.

Nachdem Oehlenschläger wieder in die Stadt zurückgekehrt war, wurde der frühere Verkehr gleich wieder aufgenommen. Der Däne hatte Hebbel vielleicht nicht ohne Absicht mit seinem Gesuch so lange hingehalten; denn mittlerweile hatte er sich mit den Werken des Dichters, den er empfehlen sollte, einigermaßen vertraut gemacht. An der „Judith“ und den Gedichten wollte ihm wiederum vieles nicht gefallen, doch sprach er sich auch jetzt wieder voll Anerkennung über des Dichters Begabung aus.[1]) „Dem Vertreter einer schwindenden Epoche imponierte die Kraft, das Genie und die Persönlichkeit des jüngeren Dichtergenossen, und dieser ‚kommende Mann‘ verehrte in Oehlenschläger die liebenswürdige gütige Natur, den freundlichen Menschen, den rührend pietätvollen Anhänger Goethes und Tiecks.“ [2])

Hebbel[3]) legte dem dänischen Freunde seine Lage in der ganzen Trostlosigkeit dar, um sein Interesse auf eine schnelle Abhülfe zu lenken. Oehlenschläger sprach ihm Mut zu und bot ihm sogar, da er den jungen Dithmarschen in augenblicklicher Geldnot glaubte, seine eigene Börse an, was dieser natürlich dankend ablehnte. Er versprach ihm, mit seinem Freunde, dem Konferenzrat Collin, der dem Stipendienfonds vorstand, zu reden, was er denn auch tat,[4]) und stellte dem deutschen Dichter am 22. Januar durch seinen Bedienten das

1) Vgl. den Brief an Elise vom 14. Januar 1843 (Briefe, Band 2, S. 184). Hier sei auch ein Brief Oehlenschlägers an Beskow vom 12. Febrnar 1843 erwähnt, in dem es heißt: „Her er for nærværende Tid en ung tydsk Digter Hebbel i Kiobenhavn, af hvem jeg lover mig meget.“ (C. L. N. Mynster, Mindeblade om Oehlenschläger. Kbh. 1879, S. 427.) (Deutsch: Hier ist augenblicklich ein junger deutscher Dichter in Kopenhagen, von dem ich mir viel verspreche.)

2) So R. M. Werner (Österreichische Rundschau, Band XV, Heft 1 [1. April 1908], S. 43).

3) Vgl. zu folgendem den Brief an Elise vom 21. Januar (Briefe, Band 2, S. 184 f.) und Emil Kuh, a. a. O., Band 2, S. 36 f.

4) S. Hebbels Tagebuchnotiz vom 6. März (Tagebücher, Band 2, S. 238).



Empfehlungsschreiben zu,[1]) das in Hebbels deutscher Übersetzung lautet:

Allergnädigster König![2])

Der deutsche Dichter, Dr. Hebbel, welcher sich diesen Winter hier aufhält und Ew. Majestät um ein Reisestipendium ersucht, hat mich gebeten, dieses Gesuch mit einer alleruntertänigsten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel ist gewiß ein Dichter mit seltenen Talenten, mit echtem Genie. Dieses Zeugniß haben ihm auch bereits viele Kunstrichter gegeben, sowohl für seine Tragödien Judith und Genoveva, wie für seine lyrischen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzustark zu dem Gewaltsamen hingerissen seyn, so zeigen doch diese Werke zugleich den gesunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meisterschaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher Jammerschade seyn, wenn dies schöne Talent nicht gedeihen und bei seinem Fürsten Hülfe und Unterstützung finden sollte. Glücklicherweise ist Hebbel ein Unterthan Christians des Achten, und wird daher Beistand und Pflege gewiß so wenig entbehren, wie seine dänischen Brüder im Apollo diesseits der Ostsee. Es war schon lange der Ruhm dänischer Könige, daß sie deutsche Dichter unterstützten, welche das große Germanien Noth leiden ließ; Klopstock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck, dankten dänischen Königen ein sorgenfreies Leben; der große Schiller in Weimar dänischen Adligen die nöthige Hülfe und Trost in seiner Krankheit. Aber Hebbel ist als Dithmarscher ein unter dem Scepter Ew. Majestät geborner Unterthan und hofft daher mit dem freudigen Muth eines Sohnes, daß sein Landesvater, der königliche Freund der Poesie, zum Wohl seiner und zum Gedeihen seiner Kunst Etwas thun wird. —

Alleruntertänigst
Adam Oehlenschläger.[3])

---

1) Aufgefunden von K. Behrens im Reichsarchiv in Kopenhagen und von ihm im dänischen Original veröffentlicht (C. Behrens, Fr. Hebbel, Hans Liv og Digtning. Kbh. 1905, S. 132 f.).

2) Briefe, Bd. 2, S. 187 f.; vgl. auch Emil Kuh, a. a. O., Bd. 2, S. 37 f.

3) S. auch Hebbels einleitende Bemerkung zu dieser Empfehlung in dem Gesuch an den König (Briefe, Band 2, S. 194).



Wie man sieht, hielt Oehlenschläger in diesem Schreiben mit seiner ganzen Meinung über Hebbels Dichtungen nicht zurück, befürwortete aber zugleich auch das Gesuch seines Freundes aufs wärmste. Da er zudem noch seinen persönlichen Einfluß in des Königs Umgebung geltend machte, verlief die Hebbel vom Fürsten gewährte Audienz durchaus nicht ungünstig.[1])

Dennoch begann für den deutschen Dichter wieder eine lange Wartezeit. Sein einziger Verkehr blieb Oehlenschläger, den er in der Woche für gewöhnlich zweimal sah.[2]) Erklärlicherweise konnte den jungen Wesselburener Maurersohn dieser Umgang mit dem in Rang und Würde stehenden alten dänischen Dichterfürsten, in dem er sich immerhin ein Maß auferlegen mußte, nicht vollauf befriedigen. Zudem kam Hebbel, der gern ins Meditieren über seines Freundes Dichterpersönlichkeit verfiel, immer wieder zum Bewußtsein, daß dieser „einer andern Welt, einem längst zersprungenen Ideenkreise angehörte".[3]) Am wenigsten verstand er dessen leichtes poetisches Schaffen,[4]) er, der stets grübelnde, tiefschürfende, schwerringende deutsche Dramatiker mit seiner schonungslosen Realistik, den in der Sphäre des Lieblichen weilenden Dänen. Stücke Oehlenschlägers wie „Hugo von Rheinberg" erfüllten Hebbel daher „mit einem wahren Entsetzen",[5]) während er an den frischen Farben der „Fischertochter", an dem umgearbeiteten „Correggio" und den Tragödien „Baldur der Gute" und „Erich und Abel", in denen er sogar Ideen als zugrunde liegend entdeckte, immerhin noch Gefallen fand. Oehlenschlägers deutsche Übersetzung der vorjährigen Tragödie „Dina" korrigierte Hebbel durch und urteilte über des Freundes

1) S. Briefe, Band 2, S. 203.

2) Vgl. hierzu Briefe, Band 2, S. 205 und Tagebücher, Band 2, S. 223.

3) So Briefe, Band 2, S. 205.

4) Vgl. zu dem Folgenden den Brief an Elise vom 31. Januar (Briefe, Band 2, S. 198 f.) und auch das Tagebuch unterm 30. Januar (Tagebücher, Band 2, S. 223).

5) So in dem Briefe an Elise vom 31. Januar.

deutsche Sprachtüchtigkeit überraschend günstig.[1]) Hebbels phantastische Komödie „Der Diamant", die er dem Dänen vorlas, würde, meinte letzterer, Tiecks vollen Beifall finden, mit dessen Verhalten ihm gegenüber der dithmarsische Dichter zu dieser Zeit nicht zufrieden war.[2]) Bei einem persönlichen Zusammentreffen würde Hebbel den alten Dramaturgen sicher gleich für sich gewinnen[3]), was denn ja auch später eintraf.

Collin machte Oehlenschläger in den ersten Tagen des März die besten Hoffnungen auf Erlangung des Stipendiums.[4]) Doch erkrankte Hebbel gerade in dieser Zeit infolge der naßkalten Witterung heftig an Rheumatismus,[5]) und er blieb für lange Wochen an das Krankenbett gefesselt. Der dänische Freund sollte sich nun als Mensch wieder einmal in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen, deren der deutsche Dichter noch in seinen letzten Lebenstagen mit Rührung gedachte. Der bald 65-jährige Oehlenschläger ließ es sich nicht nehmen, den einsamen Kranken des öfteren in der Woche für 4 bis 5 Stunden[6]) in seiner drei Treppen hoch gelegenen, elenden Kammer aufzusuchen, ihn aufzuheitern durch allerhand Possen und Scherze[7]) und ihm aus seinen Dichtungen vorzulesen.[8])

---

1) Wer Oehlenschlägers Laufbahn als deuscher Schriftsteller, seine deutschen Werke und die scharfen Rezensionen kennt, welche diese wegen ihrer sprachlichen Mängel in Deutschland erfuhren, muß sich hierüber wundern.

2) Vgl. Briefe, Band 2, S. 98, 208 f., 219.

3) Ebenda S. 219 f.

4) Vgl. Tagebücher, Band 2, S. 238 und Briefe, Band 2, S. 236

5) Vgl. zu dem Folgenden den Brief an Elise vom 8. März 1843 u. ff. (Briefe, Band 2, S. 223 f.) und den vom 23. März (S. 238 f.).

6) So im Briefe vom 23. März; vgl. auch Hebbels Bericht an L. A. Frankl (Zur Biographie Fr. Hebbels. Wien-Leipzig 1884. S. 59 ff.)

7) So erzählt Hebbel noch in seiner Kritik über Oehlenschlägers „Lebens-Erinnerungen" von einem dieser Besuche; s. Hebbels Werke in R. M. Werners Ausgabe, Band 11, S. 279; vgl. auch E. Kuh, a. a. O., Band 2, S. 49.

8) Vgl. auch den Bericht des alten Hebbel an L. A. Frankl (a. a. O.) und Briefe, Band 2, S. 245.



„Er ist der herrlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebens- oder verehrungswürdig nennen soll, er ist alles Beides“, heißt es in dem Briefe an Elise vom 8. März 1843. Durch diese häufigen Besuche wurde Hebbel so verwöhnt, daß er sich, als der Freund einmal mehrere Tage lang ausblieb, Elise gegenüber beklagte,[1]) bis denn Oehlenschläger plötzlich wieder von sich hören ließ, ihm seinen eigenen Schlafrock als Waffe gegen Rheumatismus „mit einem allerliebsten Billet“[2]) schickte[3]) und darauf selbst erschien, um sich davon zu überzeugen, daß er ihn auch wirklich angezogen hatte.[4])

Trotz alledem dachte der kranke Dichter in einsamen Stunden, da sich noch immer nichts von einem Erfolg in seiner Angelehenheit verlauten ließ, wiederholt an eine plötzliche Abreise nach Hamburg, von der ihm Oehlenschläger aber dringend abriet.

Die du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank,
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht,
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Dieses aus der Kopenhagener Zeit stammende Sehnen voll

1) S. Briefe, Band 2, S. 230.
2) Dies Billet ist verloren (vgl. R. M. Werner in der „Österr. Rundschau“, Band XV, Heft 1, S. 43).
3) Vgl. auch E. Kuh, a. a. O., Band 2, S. 49.
4) Vgl. den Brief vom 20. März und 23. März 1843 (Briefe, Band 2, S. 234 und 238 f.).



ergreifender Innigkeit fand endlich Erhörung. Am 4. April[1]) stand die Bewilligung eines Reisestipendiums von 600 Reichstalern jährlich auf 2 Jahre fest als Erfolg der Bemühungen Collins, des Grafen Moltke und besonders des dänischen Dichterfreundes, der wohl wußte, daß diese Freudenbotschaft die beste Arzenei für den Kranken war. „Der alte herrliche Oehlenschläger brachte mir mit Thränen in den Augen die Nachricht — ihm bin ich unter den Menschen den meisten Dank dafür schuldig!" So heißt es in der Tagebuchnotiz über dies glückliche Ereignis.[2]) Dazu machte Oehlenschläger dem deutschen Dichter noch Hoffnung auf das Reisestipendium für ein drittes Jahr.[3])

Aus Rücksicht auf den väterlichen Freund durfte Hebbel natürlich nicht gleich abreisen, zumal ihn die Krankheit noch an das Zimmer gefesselt hielt.[4]) Überdies trat auch ein Rückfall ein, nachdem er allzu früh aufgestanden war und in freudiger Dankbarkeit seinen Gönner nach langer Zeit einmal wieder im Hause aufgesucht hatte. Nach baldiger Genesung verbrachte er noch frohe Tage in Oehlenschlägers Gesellschaft,[5]) und am 27. April reiste Hebbel dann nach Hamburg ab.[6])

Nach alledem wird man Oehlenschlägers ungeheuere Bedeutung für Hebbel in diesen Kopenhagener Monaten nicht leicht überschätzen können; denn er war es, der die erste große glückliche Schicksalswendung in dem Leben des armen Dithmarschen herbeiführte und „ihn über den toten Punkt hinausbrachte".[7]) Einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit

---

1) Vergl. zu dem Folgenden Hebbels Tagebuch unterm 4. April (Tagebücher, Band 2, S. 241 f.), Briefe, Band 2, S. 249 ff., und E. Kuh (a. a. O., Band 2, S. 49 f.).

2) Briefe, Band 2, S. 250 heißt es: „Der Hauptmann war doch Oehlenschläger."

3) S. Briefe, Band 2, S. 259.

4) Vgl. Briefe, Band 2, S. 253 f. 5) Ebenda S. 266.

6) Vgl. Tagebücher, Band 2, S. 243.

7) So der Däne K. Behrens (Fr. Hebbel. Hans Liv og Digtning. Kbh. 1905, S. 138).

erbrachte dieser dadurch, daß er noch im Jahr 1843 seine „Reise-Gedichte“ als „dem edlen Oehlenschläger in verehrender Freundschaft gewidmet“ in Ed. Dullers „Vaterland“ [1]) erscheinen ließ.[2])

Beim Rückblick auf diesen mehrmonatlichen Umgang Hebbels mit Oehlenschläger liegt die Frage nach irgendwelcher Einwirkung von des Dänen Persönlichkeit und Werken auf des deutschen Dichters literarisches Schaffen nahe. Nach Hebbels eigener Angabe [3]) riet der Kopenhagener Freund ihm dringend zur Abfassung des dithmarsischen Kulturromans, zu dem er bei einem Besuche Schwabs in Stuttgart angeregt worden war, und den auch der Hamburger Verleger Campe wünschte. Der Dichter befaßte sich daraufhin auch wirklich mit dem Stoffe und sah in der Königlichen Bibliothek und im Geheimen Archiv der dänischen Hauptstadt zu diesem Zwecke eine alte dithmarsische Chronik und Urkunden ein.[4]) Von einer dichterischen Beeinflußung läßt sich bei diesen antipodischen Poetennaturen höchstens auf dem Gebiete des Märchendramas, auf dem sie sich einmal näher kommen, sprechen und zwar vielleicht bei dem in dem Kopenhagener Winter entstandenen Fragmenten des Märchenlustspiels „Die Poesie und ihre Bewerber“. „Wir hören“, bemerkt R. M. Werner,[5]) „Töne des ‚Aladdin‘ heraus, und es ist immerhin nicht unwahrscheinlich, daß Hebbel jetzt neben neueren Arbeiten des verehrten Freundes auch sein romantisches Hauptwerk zum erstenmal oder wieder gelesen habe, an das vieles in den Fragmenten erinnert, wie später noch in dem Wiener Märchenlustspiel ‚Der Rubin‘, das aus diesen Ansätzen erwuchs.“ Wenn

1) Erschien in Darmstadt (3. u. 4. Juli 1843).

2) Vgl. R. M. Wagner, Friedr. Hebbels „Reisegedichte“ für Oehlenschläger (Öhlers musikal.-litterar. Rundschau. Frankf. 1898, August).

3) S. den Brief an Elise aus Kopenhagen vom 23. Januar 1843 (Briefe, Band 2, S. 191).

4) Vgl. den Brief aus Kopenhagcn vom 5. Febr. 1843 an Elise.

5) S. R. M. Werner, Hebbel, ein Lebensbild. Berlin 1905, S. 191 f.



auch H. Krumm-Kiel diese Ansicht Werners ablehnt,[1]) so möchten wir ihr uns doch nicht so ganz verschließen. Wie der junge Oehlenschläger mit seiner „Wunderlampe“[2]) ungeahnte poetische Reiche dem skandinavischen Norden erschloß und in der Lampe gewissermaßen den ganzen Wert der romantischen Poesie verkörperte, wollte Hebbel in dem Stücke „Die Poesie und ihre Bewerber“[3]) die große Bedeutung der Dichtkunst darstellen und zwar dadurch, daß er ihre Verbannung aus der Welt schilderte — ähnlich, wie Aladdin durch den Verlust der wundertätigen Lampe in tiefes Unglück gerät. Assad, „das glückliche Genie“,[4]) erinnert an das Glückskind Aladdin, „den munteren Sohn des Lebens“[5]) und Irad mit seinem Hasse gegen Assad an das Verhältnis zwischen dem Zauberer Noureddin und Aladdin. Wenn der Geist der Lampe nach Entwendung dieses Zaubergerätes durch Noureddin eine zeitlang, wenn auch widerwillig, gegen den früheren Herrn Aladdin tätig sein muß, so muß auch der eigentlich Assad zubestimmte Geist, da der andere das Buch gefunden hat, gegen Assad dienen. Beidemal ist die Prinzessin unbewußt schuld an dem Verluste der Lampe, des Buches. Die Zauberer kommen in beiden Stücken auf ganz ähnliche Weise zur Erkenntnis des wertvollen Geheimnisses. Dann lassen sich auch die von Hebbel mit dieser Dichtung verknüpften satirischen Absichten und der tiefe Grundgedanke, daß „in der Poesie alle diejenigen Welten zur Existenz gelangen, die von der wirklichen ausgeschlossen sind“[6]) „aladdinisch“ nennen, wenigstens,

1) S. Zeitschrift für deutsche Philol., Band 43 (1911), S. 271.

2) Der volle Titel der Dichtung Oehlenschlägers ist: „Aladdin oder die Wunderlampe“.

3) Bezüglich des Inhaltes der von Hebbel geplanten Märchenkomödie siehe R. M. Werners einleitende Bemerkungen (Hebbels Werke, Band 5, S. XVII f.) und die Notizen dieses Fragmentes von Hebbel selbst (im gleichen Band, S. 60 ff.).

4) So R. M. Werner a. a. O.

5) So im „Aladdin“ (Oehlenschlägers Werke. Breslau 1839. Bd. 10, S. 22).

6) So in Hebbels Notizen a. a. O.

wenn man an den deutschen „Aladdin" denkt. Doch sind die uns von dem Stücke überlieferten Notizen Hebbels zu sehr Fragment, um auch nur eine bestimmte Behauptung aufstellen zu können. Das Märchenlustspiel „Der Rubin" meint R. M. Werner[1]) auch mit Oehlenschlägers dramatischem Märchen „Die Fischertochter" in Verbindung bringen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

XIX.

Die indische Gefahr.

Von G. Schurama.

4. Eine Invasion.

Wo die Wellen rauschen, herrscht Albions Flotte. Aber Indien hat auch eine Landgrenze, 9000 km lang im Osten, Nord und West. 3000 km lang zieht sich die Ostgrenze vom Isthmus von Kra bis zu den schneebedeckten Himalajas. Hohe, steile Gebirgszüge, bis über 4000 m aufsteigend, ziehen von Nord nach Süd, einer hinter dem andern, mit den tief eingeschnittenen, oft bis 1000 m tiefen Tälern des Irawadi, Salwen, Mekong und ihrer Nebenflüsse — die chinesische Mauer Birmas. Vom siamesischen Nachbar ist wenig zu fürchten, die Konvention von 1896 hat die Grenzfrage mit Französisch Kotschinchina geregelt und der Riesenkoloß des chinesischen Drachens schläft.[2])

„Wenn der Missionär von Batang in West-Setschwan seinen Amtsbruder in Sadija, der Endstation der Assambahn, besuchen wollte, schrieb vor einigen Jahren ein englischer Reisender — es sind ja kaum 400 km Luftlinie —, dann müßte er zuerst per Pferd, Sänfte und Dschunke das

1) S. R. M. Werner, Hebbel, ein Lebensbild. Berlin 1905, S. 284.
2) Gazetteer IV p. 120—122. Sawtell p. 64—65.



Jangtsekiang-Tal hinab nach Schanghai, also über 2000 km zurück durch China, dann 9000 km per Schiff nach Kalkutta und von da 1000 km mit der Bahn durch die Dschungeln Assams, wo das Sumpfgras in wenig Wochen bis 7 und 9 m hoch wächst,[1]) oft zu dicht selbst für den Elefanten,[2]) eine unüberbrückbare Kluft für die arme Missionskasse. Die Rangun—Bhamo-Bahn und vor allem die 1911 vollendete Hanoi—Jännan-Bahn[3]) haben den Weg freilich um mehrere 1000 km verkürzt, wenn der Pater südwärts bis Jännan vordringen kann, aber die wilden Grenzgebirge Nordbirmas sind geblieben, was sie waren: eine terra incognita, ein verschlossenes Land. Zwei deutsche Forscher suchten 1908 den Schleier zu lüften, der über dem Quellengebiet des Irawadi, Salwen und Mekong liegt; sie kamen nicht wieder.[4]) Dasselbe Dunkel bedeckt den Oberlauf des Brahmaputra in Assam. Ist's derselbe Strom wie der Sangpo droben in Tibet? Ein indischer Vermessungsbeamter wurde vor dreißig Jahren abgesandt, die Sache zu untersuchen. Als Sklave in Tibet mußte er seine Tollkühnheit bereuen. 1884 wollte der Pandit Kinthup einen riesigen Wasserfall des Brahmaputra entdeckt haben. (Das Gefälle zwischen Sangpo und Brahmaputra beträgt 3000 m.) 1912 schickte man eine Strafexpedition ins Land der Bor Abors und mit ihr Gelehrte, den Wasserfall zu suchen, aber ohne Erfolg. Herbst 1913 glückte es Bailey, die Sangpo-Frage indirekt zu lösen, aber dem Flußtal des Brahmaputra zu folgen, vermochte auch er nicht.[5]) Undurchdringliche Urwälder und unzugängliche Gebirge halten den kühnen Forscher zurück. Sie halten auch den Feind fern von Indien.

---

1) Gazetteer VI p. 19. Newcombe, Village, Town and Gungle Life p. 263.

2) Gazetteer XIX p. 28.

3) Jahrbuch der Naturwissenschaften. Herder. 1911/12 p. 284. 1905/6 p. 366—367.

4) Herders Konversationslexikon. Ergänzungsband „Zentralasien".

5) Jahrbuch 1912/13 p. 297. 1913/14 p. 268.

Die fast 4000 km lange Nordgrenze Indiens bildet die Riesenmauer des Himalaja. In ihrem Schatten schläft Indien sicher. Fremde, unbekannte, unzugängliche Eisregionen und dahinter das verschlossene, geheimnisvolle Tibet. Die wenigen Pässe sind berüchtigt, oft schmale, kaum handbreite Pfade an schwindelnden Abgründen vorbei, oft nur lose Steinplatten auf eingerammteu Pfählen an himmelhohen Felswänden hängend, den größten Teil des Jahres völlig unzugänglich, so gehts hinauf über halsbrecherische Holz- und Seilbrücken, 5—6000 m hoch, über Schnee und Eis, Tage und Wochen lang, kein Weg für feindliche Heere.[1]) Die Südabhänge des Himalaja bilden die eingeborenen Staaten von Bhotan, Sikkin, Nepal und Kaschmir. Kaschmir wurde schon 1846 dem indischen Reich angegliedert. Sikkin mit seinem wichtigen Paß erhielt 1889 seinen Polizeipräfekten und dessen Stock reichte bald auch hinüber selbst bis zu Sri Sri Sri Sri Sri Sri Ugyen Wangtschuk, dem 6mal heiligen Herrscher von Bhotan.[2]) Nur Nepal hielt sich unabhängig in freundschaftlicher Neutralität — liefert es ja den Engländern in den Gurkhas die besten Truppen. — Es sperrt sich hermetisch ab nach allen Seiten und ist so unzugänglicher als Zentralafrika.[3]) Aber bereits sitzt ein englischer Resident in Katmandu (mit verbundenen Augen freilich) und die Auslandspolitik Shamscher Dschangs und die Frage, ob und wieviel Europäer er anstellen darf, wird entschieden am grünen Tisch in Dehli.[4])

Die Bonzen des Dalai Lama bildeten keine Gefahr für Indien. Wohl aber die düsteren Schatten des russischen

1) Man denke an den Nerpani-Weg (Landor, Auf verbotenen Wegen, Brockhaus, Leipzig 1898 p. 52 ff. p. 112) oder gar den Mustagh-„paß". (Younghusband, The Heart of a Continent, Murray, London 1904 pp. 160—184.) cf. auch Gazetteer XIX p. 51. XIII p. 134.

2) Times of India Directory 1908. Bombay p. 1241. Gazetteer IV p. 98.

3) Strachey p. 39. Gazetteer XIX p. 52—54.

4) Strachey p. 39. Gazetteer IV p. 92.



Riesenkolosses. Der kühnen Militärexpedition Younghusbands nach Lhasa im Jahre 1904 gelang es, dem russischen Vordringen ein Ende zu machen.[1]) China besetzte das Land und blieb Herr trotz der Revolution von 1912, und vor den Schlitzaugen hat man vorderhand wenig Angst.

Von den 80 Millionen Bengalis sieht vielleicht die Hälfte nie in ihrem Leben ein Bajonett. Ein paar tausend Soldaten stehen dort. Das ist Alles.[2]) Und doch ist Bengalen einer der Hauptherde der Revolution. Dort droht keine Gefahr. Über der Nordwestgrenze hängen die Wetterwolken. Dort ist das alte Einfallstor von Indien. Dorther kam Alexander der Große, Mahmud, Timur Lenk, Baber Kahn, Schah Nadir und alle Eroberer Hindustans. Dort reiht sich Festung an Festung. Dort liegt die Hauptmacht der indischen Armee.

Drei gefährliche Nachbarn lauern dort hinter den steilen Felswänden der Kirthar- und Sulaiman-Kette: Belutschistan, Afghanistan und Rußland. Früher erwartete man die Lawine am Fuß der Berge. Seit 50 Jahren hat man die Politik geändert. Man ist ins Gebirge vorgedrungen, man hat die Pässe besetzt und sich durch Festungen im Gebiete der kriegerischen Grenzstämme eine „neutrale Zone" geschaffen, die der Feind überschreiten muß, wenn er nach Indien will. Im Süden ist das am Besten gelungen. Der Khan von Kalat und seine wilden Untertanen sind gezähmt. Sie stehen unter britischer Oberhoheit. Der Norden des Landes mit dem wichtigen Bolanpaß, das ganze Grenzgebiet gegen Afghanistan hin, vom Gomalpaß bis zum Koh-i-Malik Siah, hat sich England genommen oder gepachtet „auf ewige Zeiten". So ist die sonndurchglühte Wüstensteppe Belutschistans zur indischen Südmark geworden.[3])

Gefährlicher stehts im Norden. Afghanistan mit seinen

1) Gazetteer IV p. 118—120. Sawtell p. 61—64.
2) Strachey p. 483.
3) Gazetteer VI. p. 281—283.



fünf Millionen Einwohnern ist ein schlimmer Nachbar. Wild wie der rasende Wüstensturm, trotzig wie seine himmelhohen Schneeberge, rauh wie seine kalten Hochlandsteppen, fanatisch wie sein Prophet, ist der Afghane seit 1000 Jahren der Schrecken Hindustans. Aber ein schlimmerer Feind erschien im Norden: der Russe. Langsam aber sicher rückte er gegen Indien vor. 1868 fiel Buchara, 1873 Chiwa, 1876 Kokan, 1878 die Ostküste des kaspischen Meeres, 1881 Aschabad, 1884 Merw und 1886 standen die Kosaken schon in Pendschde und hinter ihnen die Eisenbahn.[1])

Herat ist der Schlüssel Afghanistans, Afghanistan der Schlüssel Indiens. Von Pendschde bis Herat wars nur noch ein Schritt, nnd in 11 Tagen führt ein Eilmarsch von Herat zum Chaiberpaß. Da drohte Gefahr. Lord Roberts, der Sieger des Afghankriegs von 1880, erklärte im Oberhaus: „Nennt mich einen Russophoben, wenn ihr wollt ... Aber wenn Rußland den Hindukusch überschreitet, Afghanistan besetzt und das Grenzgebiet, dann ist ein Einmarsch in Indien nur noch eine Frage der Zeit."[2])

Über die Oasenstädte Herat, Kandahar, Ghazni, Kabul zieht die uralte „Königsstraße" zum Bolan- und Chaiberpaß, den „Pforten Indiens". Eine Via mala 1000 m steil hinauf an jäh abstürzenden Hängen und ebensoviel wieder hinunter, dazwischen eine 15 m breite Schlucht mit steilen Felswänden bis 1500 m hoch rechts und links und 5 Stunden lang ein 70 m breites Tal zwischen senkrechten Felsklüften — das ist der Chaiberpaß.[3]) Und der Bolanpaß ist auch nicht besser. Ein einziges tapferes Regiment, meinte der Reisende Conolly, kann ihn verteidigen gegen ein großes Kriegsheer.[4])

England hat die Pässe in seine Gewalt gebracht und stark befestigt. Als 1893 die Russen das Pamir-Hochland

---

1) Putzgers Histor. Schulatlas, Velhagen, Bielefeld, 1910[34]. Karte 40.
2) Lilly p. 271.
3) Spillmann, Durch Asien, I p. 316.
4) Ritter, Erdkunde VI, 3, Westasien. G. Reiner, Berlin 1838[2] p. 17.

besetzten, machten die Engländer einen Gegenvorstoß nach Norden durch den Malakandpaß auf das Hochland von Tschitral und schoben ihre Grenze bis zum Hindukusch vor.[1]) Nur der schmale afghanische Puffer von Wachan — bei Kala Pandscha kaum eine Stunde breit in der Luftlinie — trennte jetzt die beiden Rivalen.[2])

Das so Stück für Stück den wilden Bergstämmen abgetrotzte Gebiet ward 1901 zu einer eigenen Provinz, der North Western Troutier Province, vereinigt. Manch harten Strauß hat es gekostet, sich diese Nordmark zu sichern. Und sicher ist sie noch nicht. Ein Belutschi erzählte mir einmal droben am Borpaß: „Ha, bei uns daheim in unsern Dschebels (Bergen), wenn ein Junge so groß ist (12—15 Jahre), dann hat er beide Brusttaschen und den Gürtel voll Patronen und ein Gewehr in der Hand." Das gilt doppelt von der Nordmark, von „Wild Waziristan" bis hinauf nach Kafiristan mit seinen gigantischen Felswänden und düsteren Schluchten, wo die grimmigen Waziris hausen und die Afridis, die Mohmands und Khels — Hünengestalten, wie mein alter Pathanfreund in den Mawalibergen; wo jedes Dorf eine Festung ist mit Mauern und Türmen, jeder Mann ein Krieger, stolz und trotzig wie seine Heimatberge.

47 Strafexpeditionen mußten die Engländer gegen sie unternehmen in 47 Jahren[3]) (1849—1896) und der Erfolg? Kaum hatten die 15 000 Mann Entsatztruppen 1896 die Krieger Sher Afzuls niedergerungen im wilden Schneegestöber in den bis 4000 m hohen Bergpässen von Tschitral, als die Kunde vom Sieg der Türken über die Griechen in die weltfernen Berge des wilden Grenzlandes drang. Da zog der „tolle Mullah" von Dorf zu Dorf und ein Kind mit ihm, das er zum König von Dehli ausgerufen, und predigte den heiligen Krieg gegen die Feinde des Propheten. Wie ein Wildfeuer ergriff es die Berge von den Tälern des Swat

1) Gazetteer X p. 302. 2) Gazetteer VI p. 43.
3) Gazetteer XIX p. 208—210.



bis zum Takht i Sulaiman in rasendem Lauf. Mit einem Schlag standen die Grenzstämme alle unter den Waffen. 8000 Mann mußte man gegen die Swatis schicken, 6000 gegen die Mohmands, 7000 gegen die Waziris, 40 000 gegen die Afridis und Orakzais. Man wurde schließlich des Aufstands Herr, aber wenig hätte gefehlt und die 40 000 Tapferen wären nicht mehr heimgekehrt aus den Tirahbergen (1897).

Doch die Raubzüge der Grenzbewohner auf britisches Gebiet dauerten fort. Ein ganzes Jahr lang (1901—1902) mußten 12 000 (nach Sawtell 20 000) Mann den einen Unterstamm der Machsuds blockieren, um von ihnen eine Entschädigungssumme von 130 000 Mark zu erzwingen, und während der Blockade setzten die Räuber ihre Einfälle fort. Auf den Rückzug der Engländer hin folgten einige Jahre verhältnismäßiger Ruhe, aber schon 1908 griffen die 5000 Krieger der Zakka Khel Afridis wieder zu Rundschild, Schwert und Flinte und die Mohmands mit ihnen — zum sechsten Mal.[1]) Und heute? Wenn die Räuberstämme zur Dschirga (Versammlung) in die Festung Chakdara kommen, zahlt man ihnen Dankesgelder aus, wenn sie die bewaffneten Transporte für Tschitral im Malakandpaß nicht überfallen haben.[2]) Lokomotivführer und Schaffner sind dort oben mit Revolvern bewaffnet, und weh dem Soldaten, der sich allein zu weit von seiner Festung fortwagt! Weißgekleidete Mullahs (Moslempriester) lauern dort an der Grenze. Sie haben Ghazying gelobt, d. h. geschworen, jeden Christen zu erschießen, den sie finden — und eine Kugel verfehlt dort oben selten ihr Ziel.[3])

Ob die Mekranexpedition von 1912 dem Waffenschmuggel im Persischen Golf und damit den ewigen Kämpfen im Grenzland ein Ende gemacht hat? Ich glaube nicht. Man fühlt

---

1) Gazetteer XIX p. 157—159. Sawtell p. 46—48.

2) Times of India Illustrated Weekly, Bombay 10 March 1909. Supplement p. 4.

3) P. Einsiedler S. J. in „Mindelheimer Neueste Nachrichten“, Dez. 1904.

sich auch nicht sicher.[1]) Politiker wie Vizekönig Lord Lytton meinten, man hätte Afghanistan oder doch wenigstens Kandahar und Kabul besetzen sollen als Puffer gegen Rußland, und der Engländer Lilly nennt diese Unterlassung „eine der schwersten unserer vielen schweren Fehlgriffe in Indien.“[2]) Man suchte den Fehlgriff gutzumachen durch Besetzung der Pässe. „In 6 Wochen“, schrieb Sawtell 1904, „kann man jetzt von Quetta (Chaman) bis Kandahar eine Eisenbahn bauen“,[3]) und bei Peschawar liegt seit Jahren alles Material bereit für eine Bahn über den Chaiber und durch Afghanistan, numeriert bis zur letzten Schwelle und zum letzten Nagel, wie man mir versicherte.

Man tat mehr. Mit Gewalt und Güte hat man sich die Freundschaft des Emirs von Afghanistan erzwungen. Man baut ihm Festungen, man zahlt ihm jährlich 2½ Millionen Mark für seine Armee.[4]) Manche drängten auf mehr. Man sollte Eisenbahnen und Telegraphen bauen im wilden Afghanistan und des Emirs 70000 Soldaten schulen durch englische Offiziere, damit man russische Operationen schneller entdecken und nach Indien melden könne. Aber man tat es nicht. Die beste Afghan-Politik ist, meint Sawtell, den schlafenden Hund nicht zu stören.[5])

1901 starb der alte Emir. Angstvoll starrten die Augen vieler Politiker nach Afghanistan. „Das mag Rußland die rechte Gelegenheit geben“, schrieb Lilly, „gleichviel, über kurz

---

1) Der spätere Vizekönig (1899—1905) Lord Curzon spricht in einem Artikel über die Nordwestgrenze (veröffentlicht 1908 in Caimes Picturesque India) sehr optimistisch über die Haltung der Grenzstämme. Er schrieb aber 1890 (cf.. p. 602 l. c.). Das folgende Jahr schon mußte man jedoch je 7000 Mann gegen die Hasanzais und Orakzais, 1892 6000 gegen die Isazais, 1894—1895 11000 gegen die Mahsuds, 1896 15000 gegen die Tschitralis schicken und 1897 kam der furchtbare Aufstand aller Stämme, der fast der Herrschaft Englands im Nordwesten ein Ende gemacht hätte.

2) Lilly p. 273. 3) Sawtell p. 48.

4) Gazetteer V p. 60. 5) Sawtell p. 55.

oder lang muß sie kommen. Und dann? —"[1]) Sie kam noch nicht. Habibullah bestieg den Thron seines Vaters. Anfang 1907 bereiste der Emir Indien, überall von den Behörden mit hohen Ehren empfangen. Er schüttelte Hände, machte Bücklinge, soweit das seine Korpulenz und Würde erlaubten, lächelte in seinen schwarzen Bart und sagte nichts.[2]) Dasselbe Jahr brachte die Anglo-Russische Konvention vom 31. August, welche die Unabhängigkeit Persiens, Afghanistans und Tibets verbürgte. Afghanistan sollte außerhalb der russischen Einflußsphäre liegen, England nichts ändern in dessen politischer Lage. Zu diesem Paragraphen sollte jedoch der Emir zuerst seine Zustimmung geben. Der Emir aber lächelte und — schwieg.[3])

Rußland ist seit einigen Monaten Englands Verbündeter geworden. Und der Emir? Sawtell schrieb 1904: „Die Grenze ist jetzt gut vermessen, bekannt, befestigt. . . . Indien liegt sicher hinter den Riesenwällen der Berge. . . . Aber dieser glückliche Zustand hängt ab von einem einzelnen Mann und dieser Mann heißt: — Habibullah Khan."[4]) Ist er Freund oder Feind? Manche schrieben ihm die Schuld am Mohmand-Aufstand 1908 zu. Sein Halbbruder Nasrullah ist das Haupt der englandfeindlichen Partei und sein — Generalissimus, und afghanische Nachrichten melden über Konstantinopel, Nasrullah sei mit 400000 Mann auf dem Weg nach Peschawar. — Der Bruder der Fürstin von Bhopal ist ein Nachkomme alter Afghan-Eroberer. Ob seine Verhaftung durch die Engländer zu weiteren Vermutungen berechtigt? Ob sie nicht böses Blut machen wird jenseits der Grenze? Und auch in indischen Adern rollt noch viel Afghanenblut bei Fürst und Volk.

Ist nun der Emir ein Feind, den man zu fürchten hat? Vor drei Jahren sprach ich mit einem Sergeanten, der

1) Lilly p. 273.

2) Times of India Illustr. Weekly. Jan-February 1907.

3) Strachey p. 476. Note. 4) Sawtell p. 52.



droben gegen die Mohmands gekämpft, über die russische Gefahr. „Wie“, frug ich, „wenn die Russen nach Afghanistan kämen?“ „Well“, meinte er mit grimmigen Lächeln, „reinkommen werden sie, aber nicht mehr raus. Der Emir hat 500000 Mann Soldaten und wir haben ihm für moderne Gewehre gesorgt.“[1]) Ob er an den ersten Afghankrieg dachte vor 70 Jahren? 15000 englische Truppen zogen damals über den Chaiberpaß. Ein einziger Soldat kam zurück, 120 waren gefangen, die andern fraßen die Geier drüben in Afghanistan.

Man hat die indische Armee geschwächt. Kaum 200000 Mann stehen unter Waffen und die stehen nicht alle im Nordwesten. Freilich, der Chaiberpaß ist eng und der Indus breit und die englischen Kanonen auf Ali-Masdschid schießen gut. Aber wenn Egypten fällt und der Suezkanal sich schließt, wenn der Türke zur Hilfe eilt — schon soll ja ein Armeekorps durch Persien marschieren —, wenn die Grenzstämme sich erheben, wenn die Sepoys meutern, wenn die Fürsten wanken, wenn das Volk aufsteht? —

Doch Indiens Schicksal liegt in Gottes Hand.

Schluß.

Der Untergang der englischen Herrschaft in Indien wäre ein furchtbarer Schlag für England. Die Stellung Englands als dominierende Macht der Welt steht und fällt mit Indien.[2]) Drei Viertel seiner Untertanen wären verloren, ein Land, mit $4^1/_2$ Milliarden Ein- und Ausfuhr jährlich, ein Land, in dem es Milliarden angelegt hat in Unternehmungen aller Art. „Wenn unsere politischen Beziehungen zu Indien auch nur teilweise gestört würden“, erklärte Lord Dufferin, einst Vizekönig von Indien, „keine Hütte gäbe es in Großbritannien,

---

1) In seiner kurz vor seinem Tod (1901) veröffentlichten Selbstbiographie erklärte Emir Abdurrahman, er habe jetzt Waffen und Kriegsmaterial für 300000 Mann. Gazetteer V p. 64.

2) Strachey p. 474.



die nicht die verhängnisschweren Folgen einer solchen unerträglichen Kalamität fühlen würde."

Es wäre aber auch ein Unglück für Indien. Es ist zur Selbstregierung noch nicht reif. Sir Saied Achmed Khan hat es als Wortführer der indischen Mohammedaner vorausgesagt: „Wenn die Engländer Indien verließen, wer würde dann herrschen? Könnten Hindus und Muslim auf demselben Thron sitzen? Niemals! Einer muß herrschen, der andere unterliegen. Wir Mohammedaner sind numerisch schwächer. Ob wir siegen oder unterliegen würden, ich weiß es nicht. Aber wenn wir unterlägen, dann würden unsere Glaubensbrüder kommen, die Pathans, wie ein Heuschreckenschwarm würden sie kommen von ihren Bergen, und Ströme von Blut würden fließen unter ihren Hieben von ihren Bergen im Norden bis hinab zu den fernsten Küsten Bengalens. . . . Wer Sieger bleiben würde? . . . Das liegt in Gottes Hand." [1])

Es wäre aber auch eine harte Prüfung für die Mission. Schon jetzt ist sie geprüft genug. Die Almosen fließen spärlich oder haben aufgehört zu fließen. Von den vielen französischen Missionären steht mancher auf dem Schlachtfeld, in den Waffenrock gezwungen durch eine gottentfremdete Regierung, und mancher schläft dort schon den Todesschlaf, und drüben fehlt der Schnitter für die Ernte. Und dann: die englische Regierung und ihre Beamten haben sich stets als hochherzige Gönner der Mission erwiesen. Von den reichen Gehältern der Militärkapläne konnte der Bischof manch arme Heidenmission unterhalten. Für seine Schulen und charitativen Anstalten erhielt er reiche Staatszuschüsse. Die Hebung der Kultur, die öffentliche Sicherheit förderte auch das Missionswerk. Das Wohlwollen der Regierung hob den Glaubensboten in den Augen vieler.

Das alles würde verschwinden mit dem Sturz der englischen Herrschaft. Der Missionär würde zum Spielball

---

1) Strachey p. 550—551.

launischer Fürsten werden in vielen Gebieten, aus anderen, wie z. B. Dschashpur, würde er vielleicht sogar vertrieben. Manches Kirchlein würde wohl in Trümmer sinken, manche junge Saat vernichtet, manche Hoffnung geknickt.

Ich glaube nicht, daß große Christenverfolgungen kommen würden. Das Land, wo der Brahmine am Schrein des mohammedanischen Glaubensboten die Ehrenwache hält, wo der Muslim den Lingam Schiwas verehrt zugleich mit seinem Halbmond, wo der Parsi der Meeresgöttin Blumen streut am Kokosnußfest und alle drei andächtig zum Grab des hl. Franz Xaver wallen nach Goa oder zur „Motti Mauli Sahibin", der „Muttergottes von Bandora" ist nicht das Land der Intoleranz.

Ausnahmen würde es geben und Europäerblut würde fließen und so auch manches Christenblut, aber kaum im Süden, und im äußersten Süden wohnen zwei Drittel von den $2^1/_8$ Millionen indischer Katholiken. Über eine halbe Million allein findet sich in den zwei Fürstentümern von Trawankor und Kotschin und mit den Protestanten zusammen bilden sie dort ein Viertel der Bevölkerung, eine Macht, mit der man rechnen muß. Von den 800 000 Katholiken Mittelindiens kommen 150 000 auf das abgelegene Bergland von Tschota Nappur, 500 000 entfallen allein auf die alten Christengemeinden von Goa, Mangalore und Damaun. Dort wohnen die Christen in kompakten Massen zusammen. Sie haben die Tage Pombals, der Mahratten und Tippu-Sultans gesehen und sind treu geblieben. Schlimmere Tage werden nicht so leicht kommen. Zudem sind manche Fürsten in Mittelindien der Mission wohlgesinnt. Der mächtigste Herrscher Indiens überhaupt, der Naisam von Haidarabad, hat, obwohl Mohammedaner, die Mahars von der Polizeiaufsicht befreit, sobald sie Christen werden. Fakr ul Mulk, einer seiner Nawals (Gouverneure) läßt seinen Sohn bei den Jesuiten in Bombay studieren. Er selbst ist alter Zögling und stiftete 1908 mit 1300 Mark eine Prämie, aber „nur für Christen, weil nur sie es verdienten". Der mächtigste



der Südmaratha-Fürsten, der Maharadscha von Kelhabur, und mehrere seiner Vasallen haben es nach langem Bitten und Drängen durchgesetzt, daß ihre Söhne mit Umgehung der staatlichen Prinzenschulen als Interne ins St. Mary's-Kolleg der deutschen Jesuiten in Bombay aufgenommen wurden, während der Führer der Riwa Kantha-Staaten in Guzerat, der Radschputfürst von Radschpipla seinen Sohn und Neffen den Jesuiten zur Erziehung anvertraute. Wenn der Erzbischof von Bombay die paar goanesischen Katholiken auf der Halbinsel Kathiawar visitiert, stellen ihm die Fürsten die Luxuswagen ihrer Staatsbahnen und Bähnchen zur Verfügung, und der Staatsminister des Radschas von Sawantwadi (bei Goa), sowie der eines mohammedanischen „Maliks" auf Kathiawar ist Katholik.

Der bisherige Führer der indischen Mohammedaner, das geistliche und weltliche Haupt der einflußreichen Khodschasekte, „seine königliche Hoheit" der Aga Khan, ein Verwandter des persischen Königshauses, ist Nachbar und Wohltäter der Jesuiten in Bombay. Sein Erzieher war ein katholischer Irländer, Zögling von St. Mary's in Bombay, und dort studierten auch (Kinder hat er keine) seine beiden Neffen und Repräsentanten.

Die aufrichtige Hochschätzung, deren sich die Jesuiten als Lehrer bei den führenden Kreisen Bombays erfreuen, wird sie und ihr Werk schützen, auch wenn die englischen Kanonen verschwinden.

Am meisten Gefahr bestände für die Kirche im Norden Indiens. Aber dort wohnen unter den 180 Millionen Eingeborenen nur etwa 50 000 Katholiken. Die Hälfte davon sind Europäer und Eurasier, Soldaten und Beamte, der Rest zum großen Teil im Dienst der Europäer stehende Goanesen und Madrassis, die im Fall der Not wohl in ihre englische oder goanesische Heimat zurückkehren würden. Viel kann also im Norden nicht verloren gehen, und viel langsamer wie bisher wird das Missionswerk dort auch in Zukunft nicht vorangehen, mag kommen, was da wolle.

Und dann noch eines. Das Wohlwollen der Regierung hat auch seine Nachteile. Der Nepalese duldet den mohammedanischen Kaufmann, aber nicht den christlichen Missionär, denn so sagt ein Gurkha-Sprichwort: „Mit dem Kaufmann kommen die Gewürze, mit der Bibel kommt das Bajonett.“[1]) Der zur katholischen Kirche übergetretene gelehrte Sanyassi Brahmabandhaw Ùpadhyay drückte einen ähnlichen Gedanken aus, indem er sagte: „Die konservativen altgläubigen Hindus wollen nichts wissen von der «Englischen Religion», die überall nach Beefsteak und Schweinefleisch, Löffel und Gabel, Hosen und Röcken – und vor Allem nach Kanonen riecht.“[2])

Das würde wohl — zum Teil wenigstens — anders werden, wenn der Glaubensbote käme wie in den Tagen Nobilis und Brittos, ohne Europäer und Soldaten, mit Kreuz allein und Evangelienbuch.

Für die Zukunft der indischen Kirche brauchen wir nicht zu fürchten. Sie liegt in Gottes Hand. Will er das harte, dornige Erdreich mit Märtyrerblut düngen, wie in China, dann ist Hoffnung da auf reiche Ernte, dann wird der Tag der wahren Freiheit anbrechen für das arme Indien und diese Freiheit kann nur Eines bringen — das Kreuz.

Die Zeit ist hart und schwer. Unsere Brüder bluten draußen auf den Schlachtfeldern für die teure Heimat. Wir beten für sie zum Herrn der Schlachten. Vergessen wir aber, auch in diesen Tagen eigener Not, der armen Vorposten nicht draußen im Feindesland der Heidenwelt, damit Gott der Herr auch sie stärke und ihnen den Sieg verleihe im heiligen Kampf des Kreuzes.

---

1) Gazetteer XIX p. 44.

2) Christianity in India in „Tablet“ 1903 p. 7—9. 164—165.



XX.

Um die Gunst der Polen.

Von Eugen Buchholz.

Wenn je etwas die Unbeständigkeit und Wandelbarkeit politischer Anschauungen und Strömungen aufzuzeigen vermöchte, dann ist es die Stellungnahme der Durchschnittspresse und des großen Publikums zur polnischen Frage.

Man könnte hier wirklich von „Zeichen und Wundern" reden, wenn man den gleichsam über Nacht in dieser Frage erfolgten, inzwischen freilich wieder abgeflauten „Umschwung der öffentlichen Meinung" unter die Lupe nimmt. Anfangs Juni ein „Deutscher Tag" mit scharfer Spitze gegen das „staatsgefährliche Polentum", dann Erörterung neuer Gesetzentwürfe „zur Stärkung des Deutschtums in der Ostmark" und schließlich nach kaum zwei Monaten auf das Konto des Polentums Lobpreisungen und Überschwenglichkeiten eben dieser Kreise. Den ständigen Verfechtern der Gleichberechtigung der Polen erschien dieser Umschwung ebenso unnatürlich wie verdächtig.

Die jahrelange Verwaisung des Erzbistums Posen-Gnesen, die sich bereits zu einem chronischen Übel ausgewachsen hatte, fand in überraschend kurzer Zeit ihr Ende. Die Personenfrage erfuhr durch die Ernennung des bisherigen Posener Weihbischofs und Verwesers der weitgedehnten Erzdiözese eine allseitig befriedigende Lösung. Hatte es erst des Ausbruches des Weltkrieges bedurft, um den Gegnern einer Verständigung das Einsehen zu geben?

Am letzten Juli erfolgte die deutsche Mobilmachung und bereits im August konnte eine dem neuen Polenkurse und seinen Zielen dienende Broschüre in polnischer Sprache die Presse verlassen. Sie hat den Titel: „Die Auferstehung Polens" und ist künstlerisch ausgestattet. Auf der ersten Seite zeigt sie das farbige Bildnis der Muttergottes von Czenstochau, zu ihren Füßen knieen ein deutscher Soldat, ein Mädchen, sowie ein älteres Ehepaar. Rechts von der Muttergottes

prangt das Bildnis des deutschen Kaisers und unter ihm liest man in polnischer Sprache die Worte: „Jeder polnische Katholik möge wissen, daß seine Religion von mir stets in Ehren gehalten und niemand ihn in der Ausübung der religiösen Pflichten behindern wird." (Ansprache des Kaisers Wilhelm II. an das Gnesener Domkapitel am 5. Aug. 1905.) Links von der Madonna sieht man das Bildnis Leos XIII. mit dessen bei der Audienz an den Kaiser gerichteten Worten: „Ich versichere und verspreche Ew. Kaiserlichen Majestät im Namen aller katholischen Bürger aller deutschen Staaten und der verschiedenen Nationalitäten, daß sie immer treue Untertanen des deutschen Kaisers und Königs von Preußen sein werden."

Wie einige polnischen Zeitungen wissen wollen, sei diese Broschüre, deren Herausgabe amtliche Kreise nicht fernstehen können, deutschen Soldaten in den Tornister gepackt worden, damit sie dieselben an die polnische Bevölkerung in Russisch-Polen verteilten. Diese Mitteilung ist nicht von der Hand zu weisen, da der Inhalt wie Bildnisschmuck des Büchleins das Schuldkonto Rußlands an Polen und Unierten zur Darstellung bringen.

Eine von den preußischen Polen bitter beklagte Bestimmung betraf die Novelle zum Ansiedlungsgesetz vom 10. August 1904. Danach wurde die Begründung einer neuen Ansiedlung von der jedesmaligen Genehmigung der Regierungspräsidenten abhängig gemacht. Wir möchten auf die traurigen Folgen dieser Ausnahmebestimmung hier nicht des nähern eingehen. Kurz und gut, die über Nacht hereingebrochene Kriegsnot brachte auch in dieser Beziehung einen Wandel. Die „Berliner Politischen Nachrichten" wußten um Mitte Oktober zu berichten, daß das Ministerium an die Oberpräsidenten eine Verfügung erlassen habe, wonach die vorliegenden Gesuche, unter Vermeidung jeder Härte, einer Prüfung zu unterziehen seien.

Eine fernere Beschwerde der Polen betraf die Beseitigung des polnischen Schreibe- und Leseunterrichts sowie des Religionsunterrichts in der Muttersprache. Noch ruhen auf dem Verlagsboden der Firma Ed. Peter in Leipzig die neueren

Auflagen der von Seminarlehrer A. Spohn, dem späteren Allensteiner Schulrat, vorzüglich abgefaßten „Polnisch-deutschen Fibel“ und des „Ersten Lesebuchs für utraquistische Schulen“. Die antipolnische Strömung der Kulturkampfjahre setzte dem Gebrauche dieser Handbüchlein, aus denen die polnischen Kinder neben ihrer Muttersprache gleichzeitig auch das Deutsche erlernten, ein jähes Ende. Allmählich verschwand der polnische Unterricht fast ganz aus der Volksschule und nur auf der Unterstufe der Volksschulen in der Provinz Posen wird vielfach noch polnischer Religionsunterricht erteilt, der jedoch nicht von Geistlichen gegeben werden durfte.

Nun wurde vor mehreren Wochen gemeldet, daß die Behörde in der Provinz Posen Erhebungen darüber anstellen lasse, in wiefern der Religionsunterricht für polnische Kinder ganz allgemein in deren Muttersprache auszuführen wäre. „Dziennik Poznanski“ wußte an einem besonderen Falle zu zeigen, daß die Regierung der Erteilung des polnischen Religionsunterrichts durch katholische Geistliche nicht mehr ablehnend gegenüberstände, da dem Gesuch eines Pfarrers, den zum Militär eingezogenen polnischsprechenden Lehrer in der Erteilung der Religionsstunden vertreten zu dürfen, von der Regierung bereitwilligst entsprochen worden sei.

Die Anstrengungen der russischen Regierungskreise, der Behörden wie Privatleute, die Gunst der Polen zu gewinnen, übertreffen die deutschen Bemühungen wohl noch um ein Bedeutendes. Proklamationen des Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch sowie des Zaren selbst prangten an den Straßenecken der polnischen Städte und werden auch sonst reichlich verteilt. Es wurde darin Polen die Autonomie verheißen.

Angesichts der nicht zu unterschätzenden Gefahr für den Bestand des russischen Weltreiches im Allgemeinen und das Zarentum im Besonderen hatten die Russen auf einmal ihr Herz für die unglücklichen slavischen Brüder entdeckt. Sie nahmen die polnischen Flüchtlinge mit offenen Armen auf und organisierten für die Zurückgebliebenen großzügige Hilfsaktionen, die tatsächlich Anerkennenswertes leisteten. So sind

in den Großstädten besondere Komitees „Petersburg für Polen“, „Moskau für Polen“ und „Kiew für Polen“ ins Leben getreten.

Auf den ersten Blick nun möchte es befremdend erscheinen, wie sich angesichts der Vergangenheit und der noch neuerdings erfolgten Errichtung und Lostrennung des Gouvernements Chelm vom Verwaltungskörper Russisch-Polens noch einflußreiche Polen finden können, welche das Heil ihres Landes im engen Anschluß an das russische Reich erblicken. So hat in manchen Kreisen namentlich eine Ergebenheitsadresse von 68 polnischen Notabeln an den Zaren Befremden erregt.

So ganz vereinzelt steht diese Russentreue konservativer polnischer Politiker nicht da. Es sei nur an die Stellung des Markgrafen Wielopolski vor der Zeit des polnischen Aufstandes von 1863 erinnert. Eine mehr denn hundertjährige politische Zusammengehörigkeit läßt sich nicht einfach ignorieren und mannigfache Fäden, namentlich in wirtschaftlicher Beziehung, verbinden Behörden und Untertanen. Wohl gehört Polen hinsichtlich Religion und Kultur dem Abendlande an, doch erscheint manchen führenden Polen die russische Kulturwelt weniger gefährlich, als die deutsche. Das Russentum hat in Polen keine tieferen Wurzeln geschlagen, ja die Überlegenheit der polnischen Kultur macht trotz der drückendsten Bestimmungen in Weiß- und Kleinrußland Fortschritte. Und in wirtschaftlicher Beziehung findet die namentlich in und um Lodz,[1]) „dem polnischen Manchester“, hochentwickelte Industrie ihre Hauptabsatzgebiete im Innern des Kaiserreiches.

Man vergesse auch nicht, in welcher Richtung die Presse im gesamten Rußland die öffentliche Meinung beeinflußt hat. Da die Kritik einheimischer Mißstände nur in engen Grenzen gestattet ist, so wirft sich die Presse mit Vorliebe auf das Ausland. Die „Knechtung der Slaven in Preußen“ und „die Gefahr der deutschen Invasion“ bildet darin eine ständige Rubrik.

1) Siehe Buchholz, Von Ostpreußen durch Russisch-Polen nach Oberschlesien. Druckerei Lehrlingshaus Mainz 1907.

Trotz alledem scheinen die Schlußfolgerungen eines Artikels „Das russische Polentum und der Krieg", den die „Kreuzzeitung" (Nr. 576) vergangenen Spätherbst veröffentlichte, über das vorgesteckte Ziel zu schießen. Die Kreuzzeitung kommt hier nämlich zu dem Endergebnis, daß nach den Erfahrungen der letzten Monate „der Posten Russisch-Polen von der Haben-Seite unseres politischen Hauptbuches wohl endgiltig zu streichen sein werde".

Nach unserer Meinung darf man den Einfluß der mehr oder weniger gezwungen russenfreundlichen Politiker nicht überschätzen und an die tatsächlichen Russenfreundschaft polnischer Bauernkreise vermögen wir trotz der im Verbande des russischen Heeres gebildeten polnischen Legionen nicht ernstlich zu glauben. Die fernere und nähere Vergangenheit lehrt ja deutlich genug, auf welche Weise „freiwillige Kundgebungen" im Zarenreiche zustande kommen. Überdies steht die deutsch-österreichische Herrschaft in Polen, solange nicht Warschau genommen, auf viel zu unsicheren Füßen, als daß man darauf basieren und sich der Furcht vor der russischen Rache entschlagen könnte.

Für Vertrauensselige mögen die russischen Verheißungen, ein polnisches Reich aus allen drei Anteilen errichten zu wollen, etwas Bestechendes haben. Es ist jedoch schwer, diesen der gegenwärtigen Notlage abgerungenen Versprechungen eine größere Bedeutung beizumessen.

XXI.

Rundschau.

In den Donner der Geschütze, der an den Ufern der Flüsse und über die Wellen des Meeres hallt, wie er in den Wäldern und Tälern grollt, klang in diesen Tagen die den ungeheueren Lärm übertönende Stimme der Elemente. Bei Soissons, dessen Name uns die Geschichte der Frankenkönige ins Gedächtnis ruft, an den im Frieden so überaus lieblichen Ufern der Aisne stießen in diesen Tagen die fran-

zösischen Truppen zum Durchbruch nach der Straße von Laon vor. Ihre Offensive brach an dem deutschen Gegenstoß zusammen. Fast in denselben Stunden stürzte in Rom, in Latium, in den Abruzzen das Erdbeben die Mauern um, Tod und Elend überallhin wirkend.

Wie auch Menschenherzen beben, die Welt geht ihren Lauf. Das Wort des Papstes, (dessen Fürsorge vielen Opfern des Erdbebens das Lazarett Santa Marta erschloß) ruft die Menschheit aufs Neue zum Gebet auf den Tag des 7. Februar; wie ein durch die Wolken dringendes Veni creator spiritus, mentes tuorum visita wird es aus den Herzen der Christen kommen. Wie Benedikt XV. den Weltkrieg und die begleitenden Vorgänge ansieht, hat der Papst in dem in diesen Tagen stattgefundenen Konsistorium deutlich ausgesprochen. Kann ein Vater väterlicher, kann ein Fürst gerechter denken?

Man glaubt es dem Papst anzuhören, wie schwer es seinem väterlichen Herzen fällt, da er den Frieden zwischen den Bewaffneten noch nicht herbeiführen kann, und wie er nun Alles daransetzt, den Frieden der Geister zu fördern und alles zu bannen, was die Geister noch mehr erregen und vergiften kann. „Die höchste moralische Macht in der Welt ist doch der Papst.“ Diese Anschauung trifft man immer häufiger auf Lippen an, die ehemals eine andere Sprache führten. In der Schweiz tritt die Hoffnung in die Öffentlichkeit, daß „es dem Papst vorbehalten sein mag, der Welt den Frieden wieder zu geben“. Möge der Tag nicht fern sein und möge vor allem dem Papst und denjenigen, die das Friedenswerk fördern wollen, die Aufgabe nicht allzu schwer gemacht werden, namentlich da nicht, wo man besonders berufen ist, an dem Werk, das den Frieden der Geister bewirken soll, mitzuarbeiten.

Was tut not? Besänftigung der Herzen, Erleuchtung und Durchwärmung der Geister mit dem Feuer der Liebe der Menschen zu den Menschen. Nur was diesem Zwecke dient, ist würdig auf des Hohenpriesters Mund zu schweben.

Die ein Jahrtausend alte kirchliche Organisation Frankreichs ist von der eigenen Regierung und vom Parlamente zerstört worden. Es gibt hervorragende französische Priester, welche ihr Land als ein „pays de Mission“ bezeichnen;



will sagen, daß der in weiten Landstrichen geschwundene Glaube durch Missionen wieder angefacht werden muß. Die Orden, fast ohne Ausnahme, sind verboten, nachdem man ihre Güter geraubt und zum Teil an Spekulanten verschachert hat. Der ehrwürdige Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, der den Armen und Bedrückten als der Engel der Barmherzigkeit erschien, ist kurz vor seinem Tode mit der Gensdarmerie aus seinem Palais vertrieben worden, in das — der Ministerpräsident Viviani einzog. Die Nuntiatur in Paris hat ertragen müssen, daß auf Befehl der französischen Regierung ihre Archive von der Polizei erbrochen, die Dokumente weggenommen und veröffentlicht, der Vertreter des Nuntius ausgewiesen wurde. Wenn nun, anstatt auf den Schutz des Heiligtums auf dem eigenen Boden bedacht zu sein, einige Männer aus den Reihen der französischen Katholiken auswärtige Politik treiben wollen, ohne Maß im Ausdruck und in Verkennung der Tatsachen, so können sie die Gefahr schaffen, welche sie selbst ohne Zweifel bedauern würden, daß sie die offenen und heimlichen Feinde der katholischen Kirche in anderen Ländern stärken. In der Welt hat sich der sogenannte „Zeitgeist" gegen den Glauben und gegen die christliche Caritas erhoben. Unter den Feinden gibt es viele, welche nicht so sehr wie andere aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit, Unverstand und Vorurteil handeln. Wenn diese Leute sehen, daß Katholiken anderer Nationalität ohne gerechte Ursache oder auf schwache Begründung hin, den Schild gegen Deutschland, das um seine Existenz zu kämpfen gezwungen ist, erheben, so könnte ihre Unwissenheit, Unverstand und Vorurteil die in ihrem Kopf schlummernde Abneigung und Feindschaft gegen die katholische Kirche steigern. Eine solche Entwicklung möchte den Feinden der Kirche zu statten kommen. Man nimmt ohnehin bereits wahr, daß manche Berichterstatter, die in Zeitungen über ihre Eindrücke in Belgien und Frankreich schreiben, wenn sie auch meistens die Ausdrücke der Feindschaft nicht anwenden, sehr oft hämische Bemerkungen über Kruzifixe, Marienstatuen und Betstühle, die sie in den Wohnungen katholischer Belgier und Franzosen angetroffen haben, machen; gewöhnlich wird dabei ein Ton seichten Witzes angeschlagen. Nicht selten sind auch abfällige, gar feindliche Äußerungen über katholische Geistliche. Wir

erwähnen diese Tendenz, weil es scheint, als ob sie in letzter Zeit an Ausbreitung zunehme.

In der Politik gilt zur Zeit als die wichtigste Frage jene, welche sich auf die Haltung Rumäniens, Italiens und Bulgariens bezieht. Bulgarien ist ohne Frage entschlossen, Mazedonien zu gewinnen. Von Italien und Rumänien meinen manche Leute, daß diese Staaten sich demnächst, Mitte Februar, am Kriege beteiligen werden und zwar — an der Seite unserer Gegner. So undurchsichtig das Problem ist, wir glauben vorläufig nicht an eine solche Entwicklung. Aber schon ihr Schatten sollte genügen, alle Deutschen, wie seither, in der aufrichtigsten Gesinnung zusammstehen zu lassen, und auch in Frankreich täte man wohl, das Kampffeld nicht zu erweitern. Wie der Haß verblenden kann, sieht man an der Absicht, die Japaner zur Hilfe nach Frankreich zu rufen. Dieses Projekt wird in der Tat erörtert.

Seine Ausführung könnte, ebenso wie der soeben bekannt gewordene Plan zur Aufnahme einer gemeinsamen Kriegsanleihe Frankreichs, Englands und Rußlands um zwanzig Milliarden Franken unübersehbare Perspektiven eröffnen; vielleicht steht das japanische mit diesem Anleiheprojekt im Zusammenhang. Die Ausführung des einen wie des anderen Planes würde die Zukunft Frankreichs und Rußlands mit einer schweren Hypothek belasten. Auch wenn Japan sich mit der Abtretung von ganz oder halb Französisch-Indochina begnügt, würde ein japanisches Heer in Frankreich dort Pfänder erwerben. England kann, nach dem Krieg, leicht den Anspruch erheben, Calais und andere Orte besetzt zu halten. In Rußland würden die Bedingungen des Anleiheteils die Industrie wie die gesamte Volkswirtschaft in die Hand der englischen, französischen und anderen Spekulanten geben; erwies sich die russische Politik ihnen schon seither tributär, so würde dies später noch mehr der Fall sein.

Die Kontroverse zwischen England und den Vereinigten Staaten wegen der Neutralität amerikanischer Schiffssendungen nach Europa ist bis jetzt über das erste Stadium, Protestnote Amerikas und Antwort Englands, nicht hinausgekommen.

XXII.

Die Ablässe der römischen Kirchen im Mittelalter.

Von Dr. N. Paulus, München.

Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an wurde den frommen Besuchern der römischen Kirchen eine überschwengliche Fülle von Ablässen in Aussicht gestellt. Der Ursprung mancher dieser Ablässe wurde in den Pilgerschriften gewöhnlich recht weit hinaufgerückt. Man trug kein Bedenken, namhafte Ablaßbewilligungen auf Silvester I., Gregor den Großen oder andere Päpste des früheren Mittelalters zurückzuführen. Daß es sich hierbei um ganz unhaltbare Legenden handelt, ist katholischerseits schon längst hervorgehoben worden. Trotzdem dürfte es nicht unnütz sein, den Ablässen, die im Mittelalter den Pilgern verheißen wurden, eine erneute Untersuchung zu widmen.

In der Entwicklung dieser Ablässe lassen sich füglich drei Perioden unterscheiden: zunächst das allmähliche Aufkommen der Ablässe im 12. Jahrhundert, dann eine mäßige Zunahme im 13. Jahrhundert, endlich eine rasche, ganz maßlose Vermehrung im Laufe des 14. Jahrhunderts.

Aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert ist kein echter Ablaß bekannt, der den Rompilgern von den Päpsten generell erteilt worden wäre. Individuell erteilte Bußermäßigungen gab es freilich für die Rompilger schon in den früheren Jahrhunderten. Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an, soviel sich aus den Quellen nachweisen läßt, haben die Päpste öfters einzelnen Büßern mit Rücksicht auf

deren Wallfahrt zu den Gräbern der Apostelfürsten eine Milderung der auferlegten Buße zuteil werden lassen.[1]) Derartige individuelle Bußermäßigungen, die als wahre Ablässe betrachtet werden können, brauchten nur verallgemeinert oder generell erteilt zu werden; statt die Bußermäßigung von Fall zu Fall dem einen oder anderen Pilger zu gewähren, brauchte der Papst bloß zu erklären: Allen Pilgern, die in frommer Gesinnung die Apostelgräber besuchen, wird ein Teil ihrer Buße erlassen, und der generelle Rompilgerablaß, wie er im 12. Jahrhundert uns entgegentritt, war da.

Der erste Ablaß dieser Art ist, wie es scheint, von Paschalis II. erteilt worden. Wie der gut unterrichtete Abt Ekkehard von Aura in Franken († um 1130) berichtet, gewährte dieser Papst anläßlich des Konzils, das in der Fastenzeit (6.—11. März) 1116 in Rom stattfand, allen, die wegen der Synode und um ihres Seelenheiles willen die Apostelgräber besuchten, falls sie für schwere Sünden Buße zu tun hätten, einen Ablaß von 40 Tagen.[2]) Aus dieser Mitteilung darf man wohl schließen, daß am Anfange des 12. Jahrhunderts von Stationsablässen, die während der Fastenzeit in Rom gewonnen werden konnten, noch nichts bekannt war. Hätten solche Ablässe damals schon bestanden, so würde sich der Papst kaum veranlaßt gefühlt haben, bei einer feierlichen Gelegenheit einen so mäßigen Bußerlaß zu bewilligen.

Etwa 20 Jahre später, unter Innozenz II. (1130—43) verfaßte ein Kanonikus der Peterskirche, namens Benediktus, eine ausführliche Beschreibung des Gottesdienstes an den sogenannten Stationskirchen, nach welchen sich an bestimmten Tagen Klerus und Volk prozessionsweise zur litur-

---

1) Vgl. Zeitschrift für katholische Theologie 1909, 303 ff.

2) Monumenta Germaniae historica. Scriptores VI, 252: His autem qui propter concilium et animarum suarum remedium apostolorum limina visitaverant, qui de capitalibus poenitentiam agerent, 40 dierum poenitentiam indulsit, et apostolica benedictione concilii exameron laudabiliter absolvit.

gischen Feier begaben. Darin heißt es, daß am Gründonnerstag, an welchem Station in der päpstlichen Kathedrale, der Laterankirche war, der Papst nach der Predigt einen „Erlaß" spende (facit remissionem) und den Segen erteile (benedicit populo).[1] Was unter diesem „Erlaß" zu verstehen sei, muß dahingestellt bleiben. Möglich ist es, daß es sich um einen Ablaß handelt, und dann hätten wir hier die erste Erwähnung der Stationsablässe. Wahrscheinlich ist aber unter der remissio nur die allgemeine Absolution zu verstehen, die, wie wir weiter unten sehen werden, der Papst bei den feierlichen Gottesdiensten zu erteilen pflegte. Bei den anderen Stationen sagt Benediktus nie etwas von einem Ablasse. Nun wäre es aber doch sonderbar, daß er diesen wichtigen Umstand mit Stillschweigen übergangen hätte, wenn damals Ablässe mit den Stationsgottesdiensten verbunden gewesen wären.

Große Ablässe soll Silvester I. bei der Einweihung der Kirchen von S. Peter, S. Paul und der Lateranbasilika erteilt haben. Es handelt sich hier selbstverständlich um eine durchaus falsche Legende, die allem Anscheine nach erst im 12. Jahrhundert sich gebildet hat. Sie wird zuerst erwähnt in einer Schrift über die Peterskirche, die Petrus Mallius, ein Kanonikus dieser Kirche, dem Papst Alexander III. (1159—81) zueignete.[2] Mallius sagt bloß, daß Silvester bei der Einweihung der Kirchen der Apostelfürsten Petrus und Paulus den frommen Besuchern der Basiliken am Jahrestage der Kirchweihe einen „sehr großen Ablaß" verliehen habe.[3] Über diesen sehr großen Ablaß hat dann

1) Mabillon, Museum Italicum II, Paris 1689, 137.

2) Zuerst veröffentlicht von P. de Angelis, Basilicae veteris Vaticanae descriptio, Rom 1646; dann besser von Janning, Acta Sanctorum. Iunii VII, Antwerpen 1717, 37 ff. Auszüge bei J. B. de Rossi, Inscriptiones christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores II, 1. Rom 1888, 199 ff.

3) Janning 38: Quia solemnitas maxima est, maximam remissionem [apostolica] prudentia omnibus ad eam devote venientibus condonavit.

etwas später ein anderer Kanonikus der Peterskirche namens Romanus, der unter Cölestin III. (nach März 1192) der Schrift des Mallius einige Zusätze beifügte[1]), nähere Mitteilungen gemacht: die Gläubigen der Stadt Rom und der Umgebung konnten am Kirchweihfeste (18. November) einen Ablaß von einem Jahre, die Pilger des Festlandes von zwei Jahren, die überseeischen einen solchen von drei Jahren gewinnen. Derselbe Ablaß konnte in der Peterskirche auch am Gründonnerstag und an Christi Himmelfahrt gewonnen werden.[2])

Von der Laterankirche berichten die beiden Kanoniker der Peterskirche nichts. Auch der Diakon Johannes, Kanonikus an der Laterankirche, der eine kurz nach 1073 verfaßte Beschreibung dieser Kirche unter Alexander III. erweiterte, sagt nichts von irgendeinem Ablaß, obschon die Tendenz der Schrift hauptsächlich dahingeht, die Laterankirche gegenüber S. Peter zu verherrlichen.[3]) Dagegen hat ein späterer Autor, der wohl erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts schrieb, zwischen dem Vorwort und dem ersten Kapitel eine Mitteilung über den von Papst Silvester erteilten Ablaß beigefügt. Er hat dabei aus der Beschreibung der Peterskirche den Zusatz des Romanus wörtlich herübergenommen; nur daß er, statt sich mit einem Ablaß von 1,

---

1) Vgl. de Rossi 194.

2) Janning 38. Mallius erwähnt auch einen Ablaß von 3 Jahren, den Calixtus II. im Jahre 1123 bei der Konsekration des Hochaltares in der Peterskirche erteilt haben soll: In qua consecratione, sicut invenimus in libris nostris scriptum et a maioribus nostris accepimus, fecit remissionem trium annorum annualiter ad eam devote venientibus. Janning 54. de Rossi 221. Dies Privilegium unterliegt indessen berechtigtem Zweifel. Die Päpste hatten damals nicht die Gewohnheit, bei der Konsekration von Kirchen und Altären so beträchtliche Ablässe zu verleihen.

3) Abgedruckt bei Mabillon, Mus. ital. II, 560 ff. Vgl. über diese Schrift de Rossi 195 f. 222. Grisar, Geschichte Roms I, Freiburg 1901, 776.

2 und 3 Jahren zu begnügen, Papst Silvester einen Ablaß von 1000, 2000 und 3000 Jahren bewilligen läßt.[1])

Wenn nun auch die Sage von Ablaßspendungen durch Papst Silvester durchaus falsch ist, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß man bereits im 12. Jahrhundert zu Rom durch frommen Kirchenbesuch Ablässe gewinnen konnte. In einem Schreiben, das Alexander III. am 26. Juli 1181 an die schwedischen Bischöfe richtete, erklärt er, daß er jenen, die nach reumütiger Beichte die Gräber der Apostel besuchen, je nach ihrer Entfernung von Rom, 1, 2 oder 3 Jahre von der auferlegten Buße erlasse.[2]) An welchen Tagen dieser Ablaß gewonnen werden konnte, wird in dem päpstlichen Schreiben nicht angegeben. Da aber einige Jahre später der Kanonikus Romanus der Peterskirche von einem ähnlichen Ablaß berichtet, der am Kirchweihfest, am Gründonnerstag und an Christi Himmelfahrt in der Peterskirche gewonnen werden konnte, so war wohl der von Alexander III. bewilligte Ablaß an diesen drei Tagen zu gewinnen.

Auch Innozenz III. bezeugt, daß den Rompilgern Ablässe in Aussicht gestellt waren. In einem Schreiben vom 21. April 1198 verheißt er jenen, welche die päpstlichen Legaten in ihrem Vorgehen gegen die Albigenser unterstützen, denselben Ablaß, den er den Pilgern nach S. Peter oder Santiago verleihe.[3]) Über den Umfang des Ablasses sagt Innozenz nichts näheres; er wird aber wohl innerhalb der von Aleranber III. gezogenen Grenzen geblieben sein.

---

1) Mabillon II, 562 f.

2) Migne, Patr. lat. CC, 1316: Noveritis quod cum unusquisque secundum laborem suum debeat mercedem accipere, Apostolorum limina visitantibus citra mare annum, Anglicis biennium, vestratibus autem, quia remotissimi sunt . . . triennium de iniuncta poenitentia peccatorum, de quibus vere compuncti sunt et confessi . . . . relaxamus.

3) Migne CCXIV, 83: Illam peccatorum suorum indulgentiam concedentes, quam b. Petri vel Iacobi limina visitantibus indulgemus.

Bemerkenswert ist die Art und Weise, wie sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts der Pariser Theologe **Petrus Cantor** über die römischen Ablässe ausspricht. In seiner noch ungedruckten Summa de Sacramentis bemerkt er: Die römische Kirche erläßt am Gründonnerstage den überseeischen Pilgern drei Jahre, jenen, die vom Festlande kommen, zwei Jahre.[1]) Auch an den Festtagen der Märtyrer wird für die Beteiligung am Stationsgottesdienst ein Ablaß erteilt: den Anwesenden wird der dritte oder vierte Teil der Buße erlassen. Dagegen wird an den Kirchweihfesten niemals ein Ablaß gespendet.[2]) Letztere Behauptung ist nicht zutreffend. Erwähnen doch die römischen Geistlichen **Mallius** und **Romanus** ausdrücklich den Ablaß, der am Kirchweihfeste der beiden Basiliken der Apostelfürsten gewonnen werden konnte. Ebenso spricht der englische Theologe **Giraldus von Cambrien** von den Kirchweihablässen der römischen Basiliken. In einer seiner Schriften zählt er die Ablässe auf, die er in einer kurz nach 1204 unternommenen Romfahrt zu gewinnen gesucht hat; es sind nicht weniger als 92 Jahre, die vom Dreikönigstage bis zum Schlusse der Osteroktave sowohl durch Beteiligung an den Stationsgottesdiensten als durch Teilnahme an den Kirchweihfesten gewonnen werden konnten.[3])

1) Den Ablaß von einem Jahre, der von den Gläubigen der Stadt Rom und der Umgebung gewonnen werden konnte, erwähnt P. Cantor nicht.

2) Mitgeteilt von **Morin**, Commentarius historicus de disciplina in administratione sacramenti Poenitentiae, Paris 1651, 769.

3) Giraldi Cambrensis opera I, London 1861, 137 f. [Rerum britannicarum medii aevi scriptores XXI.]: A festo Epiphaniae usque ad Quadragesimam et per totum quadragesimale tempus, quo continue singulis diebus sunt stationes . . . necnon et basilicarum per urbem dedicationes, multae tam a summis pontificibus quam et cardinalibus factae, et relaxationes datae usque ad clausum Paschae, sicut scripto comprehendi fecit et annotari, annos relaxationis habuerat nonaginta duos; et ut centenarii numerus plene adimpleretur, cum auctoritate

Wie Giraldus eigens hervorhebt, war in der Fastenzeit täglich Station in irgendeiner Kirche. Nahm nun jemand während der Fastenzeit an allen Stationsgottesdiensten teil, so konnte er, wie ein Zeitgenosse des Giraldus, der Pariser Theologe Wilhelm von Auxerre, bemerkt, mehr als 50 Jahre Ablaß gewinnen.[1])

Schon Wilhelm führt die Stationsablässe auf Gregor den Großen zurück. Richtig ist indessen nur, daß dieser Papst eine bestimmte Ordnung für die Stationen festgesetzt hat. Dies berichtet in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Gregors Biograph, der Diakon Johannes.[2]) Von Ablässen, die der Papst für die Teilnahme an den Stationsgottesdiensten bewilligt hätte, weiß Johannes noch nichts. Erst im Laufe des 12. Jahrhunderts wurden mit diesen Gottesdiensten Ablässe verknüpft. Da aus der Biographie Gregors I. bekannt war, daß dieser Papst die Reihenfolge der Stationskirchen bestimmt hatte, erklärt sich leicht, wie ihm auch die Verleihung der Stationsablässe zugeschrieben werden konnte.

Nach dem Beispiele Wilhelms von Auxerre haben auch andere Theologen, z. B. um die Mitte des 13. Jahrhunderts

---

hospitalis S. Spiritus, qui locus scola Anglicana dici solet, ab Innocentio III. qui tunc praefuit egregie constitutus, se fratrem fieri procuravit; in quo septimae partis iniunctae poenitentiae relaxationem obtinuit. Dieser Erlaß des siebten Teils der Buße hat mit den Ablässen der römischen Kirche nichts zu tun; es war der übliche Ablaß, der seit der Mitte des 12. Jahrhunderts den Wohltätern größerer Hospitalorden erteilt wurde. Das an der Stelle des angelsächsischen Pilgerhauses (schola Saxonum) neuerrichtete Hospital übergab Innozenz III. dem Heilig-Geist-Orden am 18. Juni 1204 (Migne CCXV, 376 ff.) Die Wallfahrt des Giraldus muß also nach 1204 stattgefunden haben.

1) Summa aurea, Paris 1500, 281 b: B. Gregorius instituit Romae huiusmodi relaxationes. Et si aliquis est Romae per quadragesimam et sequitur processiones, habet de relaxationibus plus quam quinquaginta annos.

2) Vita S. Gregorii II, 18. Migne LXXV, 94.

Thomas von Aquin,[1]) diese Ablässe auf Gregor zurückgeführt. Dasselbe tat Bonifaz VIII., indem er in einem Schreiben vom 6. April 1297 die überlieferten Stationsablässe bestätigte und zudem für den Besuch der Stationskirchen in der Fastenzeit einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen, für die Anwesenheit aber beim päpstlichen Segen während derselben Zeit einen Ablaß von 100 Tagen verlieh.[2]) Daß aber in diesem Falle Bonifaz VIII. einer irrigen Meinung beipflichtete, hat bereits im 17. Jahrhundert der Bollandist Papebroch gebührend hervorgehoben.[3]) Es ist sogar fraglich, ob die früheren Stationsablässe überhaupt von einem Papste bewilligt worden sind. Schon die Verschiedenheit der Angaben bei Petrus Cantor einerseits, Giraldus von Cambrien und Wilhelm von Auxerre anderseits, weist auf eine große Unsicherheit hin. Wie in anderen Fällen, so wird man auch hier anfänglich ohne rechtliche Grundlage von verschiedenen Ablässen gesprochen haben, bis schließlich Bonifaz VIII. die nicht näher bestimmten Ablässe bestätigte und neue beifügte.

---

1) In 4. Sent. d. 20. q. unica. a. 3. quaestiuncula 2 (S. Th. Supplementum. q. 25. a. 2). Thomas sagt hier, daß bisweilen ein viel größerer Ablaß verheißen wird, als bei einer richtigen Abschätzung des vorgeschriebenen Werkes gefordert werden könnte: Sicut quando Papa dat indulgentiam, quod pergens ad unam ecclesiam habeat septem annos indulgentiae, cuiusmodi etiam indulgentiae a b. Gregorio in stationibus Romae institutae sunt. Etliche Autoren haben diese Stelle falsch verstanden. Nach ihnen würde Thomas sagen, man könne durch den Besuch der Stationskirchen einen Erlaß von 7 Jahren gewinnen. Allein Thomas bezieht den Ablaß von 7 Jahren nicht auf die Stationskirchen.

2) Collectio bullarum S. Basilicae Vaticanae III, Rom 1752, Appendix, S. 6. Der Papst bemerkt in der Einleitung der Bulle, daß Gregor patriarchalibus et quamplurimis aliis Urbis ecclesiis primo, prout tradit antiquitas, et alii postmodum Romani Pontifices . . . diversorum tenorum stationarias indulgentias concesserunt.

3) Propylaeum ad Acta Sanctorum Maii I, Antwerpen 1658, 134.

Wie den Päpsten Silvester I. und Gregor I. allerhand Ablässe zugeschrieben wurden, so hat man auch verschiedene andere Päpste des früheren Mittelalters für Ablaßbewilligungen in Anspruch genommen, gewöhnlich in durchaus ungerechtfertigter Weise. Eine ganze Reihe derartiger unechten Ablässe findet man erwähnt in dem sehr dankenswerten Regestenbande, worin P. Fr. Kehr die auf Rom bezüglichen Papstbriefe bis auf Innozenz III. verzeichnet hat. Sicher unecht ist der Ablaß von 10 Jahren und 10 Quadragenen, den Alexander II., Anastasius IV., Alexander III. und spätere Päpste zugunsten der Laterankirche erteilt haben sollen.[1]) Dasselbe gilt von dem Ablasse für den Besuch der hl. Stiege beim Lateran. In einer gefälschten Bulle ließ man Paschalis II. erklären, daß Leo IV. (847—55) allen jenen, die mit Andacht die hl. Stiege hinaufsteigen, für jede Stufe einen Ablaß von 3 Jahren erteilt habe. Paschalis II. soll 1100 diesen Ablaß bestätigt und 6 Jahre für jede Stufe beigefügt haben.[2]) Nicht minder unecht sind die mehreren älteren Päpsten zugeschriebenen großen Ablässe von Heilig Kreuz, S. Laurentius und S. Sebastianus.[3]) Bezüglich der Basilika S. Maria Major verwirft Kehr mit Recht einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen, der auf Xystus III. (432—40) zurückgeführt wird; dagegen hat er gegen einen ähnlichen Ablaß von Klemens III. (1187—91) nichts einzuwenden.[4]) Man ist indessen sehr wohl berechtigt, die Echt-

1) Kehr, Regesta Pontificum Romanorum I, Berlin 1906, 26, 28, 29. Erwähnt in einer gefälschten Bulle von Innozenz IV., 15. Februar 1254 (Bullarium lateranense, Rom 1727, 79) und in einem Privilegium vom 21. März 1506, bei Mittarelli, Annales Camaldulenses VII, Venedig 1762, Appendix, S. 276.

2) Kehr 32. Die gefälschte Bulle ist abgedruckt in Göttinger Nachrichten 1900, 403.

3) Kehr 36, 160 f., 162 f.

4) Kehr 55 f. Xystus III. soll den Ablaß für das Kirchweihfest (5. August) erteilt haben. Klemens III. hätte dann den Ablaß bis zur Oktave von Mariä Himmelfahrt verlängert. So Honorius III. in einer Bulle vom Jahre 1222. Bullarium romanum III, Turin 1858, 383 ff.

heit des letzteren Ablasses zu bezweifeln, da er bloß in späteren päpstlichen Schreiben neben dem sicher unechten Ablaß von Xystus III. erwähnt wird.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts unter den sieben römischen Hauptkirchen, Lateranbasilika, S. Peter, S. Paul, S. Maria Major, Hl. Kreuz, S. Laurentius und S. Sebastianus, nur die eine und die andere einen wahrhaft echten Ablaß beanspruchen konnte. Ähnlich verhält es sich mit den anderen Kirchen. Zunächst seien die Kirchen erwähnt, deren Ablässe Kehr mit Recht als unecht bezeichnet. S. Bibiana: Ablaß von 4 Jahren und 40 Tagen von Leo I. erteilt (S. 38), S. Matthäus in Merulana: Vollkommener Ablaß von Paschalis II. bewilligt (S. 40), S. Klemens: 40 Jahre und 40 Quadragenen von Gelasius I. verliehen und von Alexander III. bestätigt (S. 44), S. Silvester und Martinus: 3 Jahre und 3 Quadragenen von Sergius II. verliehen (S. 46), S. Maria de Populo: 1000 Jahre und 1000 Quadragenen von Paschalis II. erteilt (S. 86), S. Gregorius: Größere Ablässe, unter anderem ein Ablaß von 20 Jahren und 20 Quadragenen von Gregor I. verliehen, ein anderer von 5 Jahren und 5 Quadragenen von Paschalis II. bewilligt (S. 105 f.), S. Maria in Porticu: Vollkommener Ablaß von Strafe und Schuld von Johann I. erteilt, von Gregor I., Alexander II., Gregor VII. und Cölestin III. bestätigt (S. 110 f.). Die meisten dieser Ablaßbewilligungen waren auf steinernen Tafeln verzeichnet, die in den Kirchen angebracht waren. Daraus kann man ersehen, mit welcher Vorsicht derartige Ablaßinschriften aufzunehmen sind.

Mehrere andere Anlässe, gegen welche Kehr nichts einzuwenden findet, sind ebenfalls unecht oder doch sehr zweifelhaft. Die Kirche S. Maria in Aquiro berief sich auf einen Ablaß von 2 Jahren, den Alexander III. im Jahre 1179 bei der Einweihung der Kirche für den Jahrestag der Kirchweihe und den Stationstag erteilt haben soll (S. 85). Dieser Ablaß ist wohl unecht, da Alexander III. bei der Konsekration



sogar bedeutender Kirchen nur einen Ablaß von 20 Tagen zu erteilen pflegte. Für S. Agnes soll Calixtus II. (1123) bei deren Einweihung einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen bewilligt haben (S. 95). Auch dieser Ablaß dürfte unecht sein, da es erst viel später Sitte wurde, Ablässe von 1 Jahre 40 Tagen zu erteilen. S. Eustachius berief sich auf einen Ablaß von 2 Jahren, den Cölestin III. im Jahre 1196 erteilt haben soll (S. 97). Ein sehr zweifelhafter Ablaß! Als derselbe Papst einige Jahre früher (1191) die Kirche St. Johann vor der lateinischen Pforte konsekrierte, bewilligte er bloß 40 Tage (S. 108). Letzteren Ablaß kann man unbedenklich als echt annehmen. Dagegen verdienen die Ablässe, welche S. Bartholomäus von Anaklet II., Alexander III., Cölestin III. und anderen Päpsten erhalten haben wollte (S. 112 f.), nur geringen Glauben.

Hiermit haben wir die Aufzählung der Ablässe der römischen Kirchen aus der Zeit vor 1200 beendet. Nur einige dieser Ablässe, und zwar sehr mäßige, können als wahrhaft echt bezeichnet werden. Der höchste Ablaß war derjenige von 3 Jahren, den die überseeischen Pilger an etlichen Tagen gewinnen konnten.

Diese so mäßigen Ablässe erfuhren während des 13. Jahrhunderts nur eine geringe Vermehrung. In welch engen Grenzen die Entwicklung sich bewegte, sieht man schon aus dem Ablasse, den die Päpste bei größeren Feierlichkeiten den Pilgern zu erteilen pflegten. Am Ende des 12. Jahrhunderts belief sich dieser Ablaß, wie wir gesehen haben, auf 1, 2 oder 3 Jahre. Hundert Jahre später war der Umfang des Ablasses nur wenig bedeutender. In einem römischen Ordo, der auf Befehl Gregors X. (1272—76) verfaßt wurde, heißt es bei der Beschreibung des Gottesdienstes am Gründonnerstag in der Laterankirche: Nach der Predigt wird das Confiteor gebetet und vom Papste die Absolution erteilt, zudem wird folgender Ablaß gespendet: den Römern 1 Jahr und 40 Tage, den Auswärtigen 2 Jahre und zwei Quadragenen, den Pilgern, die von jenseits der Alpen kommen, 3 Jahre

und drei Quadragenen, den überseeischen aber 4 Jahre und 4 Quadragenen.[1]) Daß die Verkündigung des Ablasses sich an die vom Papst erteilte Generalabsolution anschloß, war schon längst im Gebrauche. So heißt es in einem römischen Ordo, der wohl um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert entstanden ist, daß am Gründonnerstag der Ablaß gespendet wird, nachdem ein Kardinal das Confiteor gebetet und der Papst die Absolution erteilt hat.[2]) An diesen Brauch muß man sich erinnern, dann versteht man besser jene Stelle, in welcher Thomas von Aquin erklärt, daß der Papst bei den Generalabsolutionen (in generalibus absolutionibus) den überseeischen Pilgern 5 Jahre, den von jenseits der Alpen kommenden 3 Jahre, den anderen aber 1 Jahr Ablaß verleihe.[3]) Nur sind die von Thomas angegebenen Zahlen nicht ganz richtig, wie der oben angeführte römische Ordo dartut. Thomas von Aquin erwähnt auch an derselben Stelle einen Ablaß von 40 Tagen, den man zu seiner Zeit gewinnen konnte, so oft man die Peterskirche besuchte.[4]) Über den Ursprung dieses Ablasses ist nichts näheres bekannt.

Besser bezeugt ist ein anderer Ablaß von S. Peter. Im Jahre 1240 gewährte Gregor IX. den frommen Besuchern der Kirche einen Ablaß von 3 Jahren und drei Quadragenen, der von Pfingsten bis zum Schlusse der Oktave des Festes der Apostelfürsten gewonnen werden konnte.[5]) Urban IV. verlängerte 1263 die Ablaßzeit bis zum 1. August.[6]) Einen weiteren Ablaß von 2 Jahren und 2 Quadragenen

1) Mabillon, Museum ital. II, 238.
2) Mabillon II, 97: Facta confessione per diaconum cardinalem et absolutione per Papam, datur populo indulgentia.
3) In 4 Sent. d. 20. q. unica. a. 3. quaestiunc. 2 (Supplem. q. 25. a. 2. ad 4.).
4) Diesen Ablaß erwähnt auch Nikolaus IV. in der unten anzuführenden Bulle vom 24. Februar 1289.
5) Collectio bullarum S. Basilicae Vaticanae I, Rom 1742, 123 f. L. Auvray, Les registres de Grégoire IX. Paris 1890 ff. Nr. 5228.
6) Collectio I, 143.

verlieh 1260 Alexander IV. für den Besuch der Kirche am Markustage (25. April), an welchem der große Bittgang (litania maior) stattfand.[1]) Nikolaus III. bewilligte 1279 bei der Konsekration des Altars des hl. Nikolaus 1 Jahr und 40 Tage für den Jahrestag der Weihe (11. Juni) und das Fest des Heiligen (6. Dezember).[2])

Für S. Maria Major erließ Honorius III. im Jahre 1222 eine Bulle, worin er den angeblich von Xystus III. und Klemens III. erteilten Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen bestätigte und seinerseits einen Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen gewährte, der vom Kirchweihfeste (5. August) an bis zum Schlusse der Oktave von Mariä Himmelfahrt gewonnen werden konnte.[3]) Diesen Ablaß erneuerten später Gregor IX. (22. Juni 1239),[4]) Alexander IV. (4. Aug. 1258),[5]) Urban IV. (19. Juli 1262)[6]) und Nikolaus IV. (11. August 1288). Letzterer verlängerte die Ablaßzeit bis zur Oktave von Mariä Geburt und erteilte zudem 3 Jahre und 3 Quadragenen für das Kirchweihfest.[7]) In zwei weiteren Bullen vom 11. August 1288 gewährte Nikolaus IV. 1 Jahr und 40 Tage für den Besuch der Kirche in der 40tägigen Fastenzeit und während der Martinsfasten (vom Feste des hl. Martinus bis Weihnachten), sowie 100 Tage an allen Samstagen des Jahres, sodann 3 Jahre und 3 Quadragenen für die Oktaven von Weihnachten, Epiphanien und Ostern, für die Feste Mariä Lichtmeß, Mariä Verkün-

---

1) Ebenda 141. 2) Ebenda 203.

3) Bullarium romanum III, Turin 1858, 383 ff. Pressutti, Regesta Honorii III. Rom 1888 ff. Nr. 4092.

4) Vgl. die Inschrift bei A. M. Lépicier, Les indulgences II, Paris 1903, 8. Erwähnt sei hier auch der Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen, den Gregor an demselben Tage (22. Juni 1239) nach einer alten Inschrift für S. Sabina erteilt hat. Die Inschrift ist abgedruckt bei Bzovius, Annales ecclesiastici, ad an. 1238, n. 6.

5) Kehr, 55. 6) Kehr 55.

7) E. Langlois, Les registres de Nicolas IV. Paris 1886 ff. Nr. 632.

digung und St. Matthias, endlich für alle Stationstage der Kirche.[1]) In einem anderen Schreiben vom 27. September 1288 wird ein Ablaß von 40 Tagen für alle Tage des Jahres bewilligt.[2]) Unterm 5. Januar 1289 hat Nikolaus IV. den Ablaß von 3 Jahren und 3 Quadragenen auf die Zeit von Weihnachten bis Mariä Lichtmeß ausgedehnt, den 100tägigen Samstagablaß auf 1 Jahr und 40 Tage erhöht und 100 Tage für jeden Montag und Mittwoch verliehen.[3]) Schließlich hat er unterm 1. März 1290 für jeden Tag des Jahres 1 Jahr und 1 Quadragene, für zahlreiche Tage aber 2, 3 oder 4 Jahre und ebensoviele Quadragenen verliehen.[4])

Nikolaus IV., der sich gegen S. Maria Major so freigebig zeigte, hat auch andere römische Basiliken mit reichen Ablässen begabt. Bemerkenswert ist besonders die Bulle, die er am 24. Februar 1289 für S. Peter erlassen hat.[5]) Darin werden zunächst auf Grund alter Schriften und der Aussagen älterer Kanoniker der Basilika die von früheren Päpsten erteilten Ablässe aufgezählt. Abgesehen von dem 40tägigen Ablaß, der täglich, und dem Ablaß von 1 Jahr und 1 Quadragene, der an vielen Tagen gewonnen werden konnte, kommen in dem Verzeichnis auch zahlreiche Ablässe von 3 Jahren und 3 Quadragenen oder von 7 Jahren und 7 Quadragenen vor. Daß aber die meisten dieser größeren Ablässe keinen Anspruch auf Echtheit haben, darf wohl als sicher gelten. So ist z. B. für den Markustag ein Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen verzeichnet. Und doch hatte Alexander IV. (1260) für diesen Tag nur 2 Jahre und 2 Quadragenen bewilligt. Von einer inzwischen erfolgten Erweiterung des Ablasses ist aber nichts bekannt; ebensowenig läßt sich einer der zahlreichen anderen Ablässe von 7 Jahren und 7 Quadragenen in den päpstlichen Re-

1) Ebenda Nr. 631, 633. 2) Nr. 634. 3) Nr. 650, 651.
4) P. de Angelis, Basilicae S. Mariae Maioris de Urbe descriptio, Rom 1621, 105. Die betreffende Bulle fehlt bei Langlois.
5) Nr. 653. Collectio bul. Bas. Vat. I, 213 f.



gisterbänden nachweisen. Es wird sich also wohl um Erdichtungen handeln. Wie dem auch sei, der Papst bestätigte alle die aufgezeichneten Ablässe und bewilligte sie von neuem. Diese Bestätigung wiederholte er in einer weiteren Bulle vom 25. Februar 1289, worin er zudem den täglichen Ablaß von 40 Tagen auf 1 Jahr und 40 Tage erhöhte, für die Advent-, Weihnachts- und Fastenzeit sowie für viele Feste 3 Jahre und 3 Quadragenen, für die einzelnen Stationstage aber 2 Jahre und 2 Quadragenen verlieh.[1])

Anders lautet das Privilegium, das Nikolaus IV. am 17. September 1289 der Laterankirche gewährte: den Römern verhieß er an einer ganzen Anzahl von Festen 3 Jahre und 3 Quadragenen, den übrigen Italienern 5 Jahre und 5 Quadragenen, den ultramontanen und überseeischen Pilgern 7 Jahre 7 Quadragenen. Dazu kamen noch geringere Ablässe für andere Festtage.[2]) Zwei Jahre später erhielt die Lateranbasilika ein neues Ablaßprivilegium: 1 Jahr und 40 Tage täglich, 2 Jahre und 2 Quadragenen an verschiedenen Festen, zudem noch andere Ablässe.[3])

Die Basilika des hl. Paulus erhielt ebenfalls von Nikolaus IV. zwei Ablaßprivilegien. Im ersteren vom Jahre 1288 wurden für jeden Sonntag und alle Tage der Fastenzeit 1 Jahr und 1 Quadragene, für die Feste des Apostels und deren Oktaven 3 Jahre und 3 Quadragenen bewilligt. Im zweiten Schreiben vom Jahre 1290 wurde das Privilegium bedeutend erweitert: das ganze Jahr hindurch täglich 1 Jahr und 40 Tage, vom ersten Adventsonntage bis zum ersten Sonntage nach der Epiphanienoktave und vom Sonntage Sexagesima bis zum Schlusse der Osteroktave jeden Tag 3 Jahre und 3 Quadragenen, an verschiedenen Festen sowie an allen Stationstagen 2 Jahre und 2 Quadragenen.[4])

---

1) Nr. 652. Collectio I, 214. 2) Nr. 1432.

3) Nr. 4712. **Raynaldus**, Annales ecclesiastici, ad an. 1291, n. 63.

4) Nr. 425, 2030.

Etwas spärlicher wurde 1288 S. Laurentius bedacht: 3 Jahre und 3 Quadragenen an den Festen der hh. Laurentius und Stephanus, 1 Jahr und 40 Tage jeden Mittwoch. Letzterer Ablaß wurde 1289 auf alle Tage der Fastenzeit ausgedehnt.[1])

Den zwei übrigen Hauptkirchen Hl. Kreuz und S. Sebastianus hat Nikolaus IV., soviel sich aus seinen Regesten schließen läßt, kein Ablaßprivilegium verliehen; dagegen hat er über 30 andere römische Kirchen mit Ablässen begabt, in der Regel mit einem Ablaß von 1 Jahre und 40 Tagen. Nur S. Cäcilia und S. Agnes haben mehr erhalten, die erstere 2 Jahre und 2 Quadragenen, die zweite 3 Jahre und 3 Quadragenen.[2]) Sicher unecht ist der vollkommene Ablaß, den Nikolaus IV. der Kirche des hl. Saturninus erteilt haben soll.[3])

Daß Bonifaz VIII. im Jahre 1297 die überlieferten Stationsablässe bestätigte und seinerseits für jede Station 1 Jahr und 40 Tage neu bewilligte, ist schon oben bemerkt worden. In seiner Jubiläumsbulle vom Jahre 1300 gedenkt er der „großen Ablässe", die „nach glaubwürdigen Berichten der Alten" den Besuchern der Peterskirche erteilt worden seien. Er bestätigte und erneuerte diese Ablässe, aber ohne sie näher zu bestimmen.[4])

Die folgenden Päpste haben im Laufe des 14. Jahrhunderts zugunsten der römischen Kirchen nur wenige Ablässe erteilt. Im Jahre 1308 hat Klemens V. für Unterstützung der abgebrannten Laterankirche einen Ablaß von 10 Jahren und 10 Quadragenen verliehen.[5]) Ebenso hat Johann XXII. 1322 zugunsten der Peterskirche ein Jahr, Benedikt XI. 1337 hundert Tage, Klemens VI. 1351 7 Jahre und 7 Quadragenen bewilligt.[6]) Doch handelte es

1) Nr. 415, 437. 2) Nr. 1731, 1842. 3) Lépicier II, 34.

4) Collectio bul. Bas. Vat. I, 225.

5) Bullarium romanum IV, Turin 1859, 187. Regestum Clementis V. Rom 1885 ff. Nr. 3596.

6) Collectio bul. Bas. Vat. I, 262, 302, 343.



sich bei diesen Ablässen um milde Beiträge, nicht um Kirchenbesuch. Dagegen hat Johann XXII. im Jahre 1318 für den Besuch der Kapelle Sancta Sanctorum und für die Verehrung des dort verwahrten Christusbildes an etlichen Tagen 1 Jahr, an anderen 2 oder 3 Jahre verliehen.[1])

(Schluß folgt.)

XXIII.

Hebbel und der Nordlandsdichter Oehlenschläger.

(Schluß.)

IV.

Mit der persönlichen Trennung war das Freundschaftsverhältnis zwischen Oehlenschläger und Hebbel nicht aus. Schon kurz nach seiner Ankunft in Hamburg,[2]) wo Hebbel den Sommer 1843 über blieb, schrieb der deutsche Dichter in dankbarer Rückerinnerung seinem Gönner in Kopenhagen, den er vermutlich über die glücklich verlaufene Reise und seinen Gesundheitszustand unterrichtete und nach seinen Forderungen für die deutsche Übersetzung des altnordischen Märchens „Oerwarodd", für die er ihm einen Verleger zu besorgen versprochen hatte, fragte. Bekannt ist uns Oehlenschlägers herzlicher Antwortbrief vom 18. Mai,[3]) in dem er seinem

1) G. Mollat, Lettres communes de Jean XXII. Paris 1904 ff. Nr. 8347.

2) Auf dies uns nicht erhaltene Schreiben läßt Oehlenschlägers Antwortbrief und ganz bestimmt der weiterhin noch zu erwähnende Brief Hebbels vom 31. Juli 1843 schließen, wie schon R. M. Werner (Österr. Rundschau, Band XV, Heft 1, S. 43) betont.

3) Mitgeteilt bei Holtei (Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten. Hannover 1872. Band 1, Teil 2, S. 208 ff.) und R. M. Werner (Briefe, Band 2, S. 368 ff., Anhang).



„trefflichen Freunde“ zu möglichster gesundheitlicher Schonung rät, ihm von seinen eigenen Lebensumständen, seinen dichterischen Arbeiten und der für diesen Sommer geplanten Reise nach Norwegen erzählt und ihm seine Honoraransprüche mitteilt.

Die meisten der von Hebbel nach Kopenhagen gesandten Briefe sind leider verschollen. Ist man hier auf wenige Bruchstücke und Andeutungen im Tagebuche und Elise Lensing gegenüber angewiesen, so geben uns doch jetzt die neuerdings aufgefundenen recht umfangreichen Briefe Hebbels,[1]) die Sergel noch nicht benutzen konnte, über das Verhältnis zwischen dem dänischen und deutschen Dichter in der Folgezeit genügende Aufklärung.

Eine erneute Erkrankung bald nach seiner Heimkehr nach Hamburg hielt Hebbel für mehrere Wochen wieder an das Bett gefesselt, und es war ihm, dem man ein Reisestipendium gewährt hatte, allmählich peinlich, noch immer in der Elbestadt festzusitzen.[2]) Da er zudem vor Oehlenschläger „nicht mit leeren Händen . . . erscheinen wollte“,[3]) immer auf die Zusendung der Zeitschriftnummer mit den diesem gewidmeten „Reise-Gedichten“ gewartet und für den „Oerwarodd“ noch keinen Verleger gefunden hatte, ging erst Ende Juli von Hamburg ein langes, in vertraulichem Plauderton gehaltenes Schreiben an den Gönner nach Kopenhagen ab.[4]) Hebbel hatte gerade seine gegen die seichten Angriffe

1) Österreichische Rundschau, Band XV, Heft 1 (1. April 1908), S. 42—57: Friedrich Hebbel an Adam Oehlenschläger. Ungedruckte Briefe, aufgefunden und mitgeteilt von Karl Behrens (Kopenhagen). Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Maria Werner (Lemberg).

2) Vgl. hierzu wie zu dem Folgenden Hebbels Brief aus Hamburg an Oehlenschläger vom 31. Juli 1843 (Österr. Rundschau, a. a. O., S. 43—47).

3) So in dem genannten Briefe vom 31. Juli.

4) Auf diesen nun aufgefundenen Brief vom 31. Juli 1843 schloß Sergel (s. dort S. 98) bereits richtig aus zwei Bruchstücken in Hebbels Tagebuch (s. Tagebücher, Band 2, S. 257).



des dänischen Ästhetikers J. L. Heiberg gerichtete Streitschrift,[1]) die ihn die letzten Wochen beschäftigt hatte, beendet[2]) und legte nun Oehlenschläger die Beweggründe dar, die ihn zu dieser Erwiderung getrieben hatten. Zugleich bat er ihn um seine Meinung über die Heibergsche Angelegenheit, versprach ihm zwei Exemplare der Broschüre nach dem Erscheinen zuzusenden und fragte an, ob er dem dänischen Könige, der ihm die Verlegung seiner literarischen Erzeugnisse gestattet hatte, wohl auch dieses polemische Werk schicken dürfe. Mit Hebbel mußte Oehlenschläger sich solidarisch fühlen, wenn jener über die für tiefe, schöne Dichterwerke unempfängliche, politische Zeit in Deutschland bittere Klage führt, über eine Generation, die den „Judith"- und „Genoveva"-Dichter „ein ‚großes Talent' voll ‚Tiefsinn' und ‚Schöpfungskraft'"[3]) nenne, statt seiner aber Madame Birch-Pfeiffer auf die Bühne bringe, „die erste Muse", so heißt es in dem Briefe, „die ja vermutlich mit den übrigen acht, die noch fehlen, nach und nach in die Wochen kommen wird."[4]) Bezüglich des „Oerwarodd" suchte Hebbel seinen Mißerfolg bei Campe, bei dem er auf indirektem Wege leise angefragt habe, dem dänischen Freunde glimpflich beizubringen,[5]) versprach jedoch, sich durch einen guten Bekannten, in dem R. M. Werner Kisting vermutet,[6]) in Berlin für ihn bemühen zu wollen.

Die Auslandsreise, über deren Plan er sich auch in dem genannten Schreiben ausließ, führte den dithmarsischen Dichter dann diesen Herbst über Havre, Rouen nach Paris,

1) „Mein Wort über das Drama" (August 1843 bei Hoffmann & Campe).

2) Vgl. Tagebücher, Band 2, S. 257 (31. Juli, Nr. 2727).

3) So Hebbel in diesem Schreiben vom 31. Juli.

4) Interessant ist auch hier Hebbels politisches Bekenntnis: „Ich bin gewiß für die Sache des Fortschritts, aber diese Menschen, die Natur und Geschichte ignorieren und mit ihren Forderungen über alle Möglichkeit hinausgehen, sind mir in innerster Seele zuwider."

5) Im einzelnen vgl. den Brief vom 31. Juli selbst.

6) In einer Anmerkung zu diesem Briefe (Österr. Rundschau, a. a. O.).

wo er ein paar einsame Wochen in St.-Germain-en-Laye verbrachte, um dann im Oktober in die Hauptstadt überzusiedeln.

In Hebbels Korrespondenz mit Oehlenschläger tritt nun das Verhältnis zu Elise Lensing, das zu einer Entscheidung drängte, ganz in den Vordergrund, und es will sicher viel sagen, daß der Dichter in Paris seinem dänischen Freunde diese wichtige Lebensfrage zum Richten vorlegte.[1]) Immer wieder dachte Hebbel daran, plötzlich nach Hamburg oder Berlin aufzubrechen, um sich dort endgültig mit Elise zu verbinden.[2]) Gleich nach dem Verlassen von St.-Germain wollte er Oehlenschläger „seine ganze Lage auseinandersetzen" und sich bei ihm erkundigen, ob er wohl sein Reisestipendium in Deutschland verzehren dürfe. Anfang Oktober traf aber inzwischen aus Kopenhagen als Einschluß eines Briefes von Elise die uns nicht erhaltene Antwort auf den Julibrief ein,[3]) die den Dichter in Paris durchaus nicht befriedigte, da „ein wenig viel zwischen den Zeilen stand".[4]) Hebbel ahnte schwarzsehend eine Wendung in den bisher herzlichen Beziehungen. Oehlenschläger hatte anscheinend durchblicken lassen, daß er bisher von dem ihm zu Danke verpflichteten Schützling vergeblich ein gutes öffentliches Wort, eine günstige Besprechung für die Werke des dänischen Freundes in der deutschen Literaturwelt erwartet hätte. Dies widersprach aber ganz dem dichterischen Bekenntnisse und der durchaus ehrlichen Natur Hebbels. So äußert er sich auch in dem Briefe an Elise vom 3. Oktober: „Die Verehrung, die ich ihm als Menschen zolle, kann ich doch unmöglich auf den Dichter übertragen; noch weniger kann ich meine Dankbarkeit

1) Über Hebbels Verhältnis zu Oehlenschläger in der Pariser Zeit vgl. Tagebücher, Band 2, S. 297.

2) Vgl. hierzu Briefe, Band 2, S. 290.

3) So auch die Auffassung R. M. Werners (Österr. Rundschau, a. a. O., S. 48); Sergel (S. 100) hat hier irrige Vermutungen.

4) So Hebbel in dem Schreiben nach Hamburg vom 3. Oktober (Briefe, Band 2, S. 298).

auf Kosten der Wahrheit darlegen, meine Schuld aus fremdem Beutel bezahlen. Gott weiß, was ich darum geben würde, wenn ich ihm einen Verleger zu verschaffen wüßte, aber ihn öffentlich vor ganz Deutschland als großen Tragiker proclamieren, das kann ich nicht! Eine Verständigung ist nicht möglich, es schmerzt mich tief, denn er mag sich in Zukunft gegen mich stellen, wie er will, ich werde ihn bis an meinen Tod lieben und hochschätzen." Die Bemühungen für den „Oerwarodd", den Oehlenschläger dann im folgenden Jahre in einem Leipziger Verlage unterbrachte, waren erfolglos geblieben. Und zweifellos hat Hebbel im Jahre 1844 die ihm von Campe angetragene Redaktion des „Telegraphen"[1]) zur Hauptsache deswegen abgelehnt, weil er sich als Kritiker und Rezensent seinen Freunden, besonders auch dem Dänen gegenüber nicht in Verlegenheit bringen wollte.[2])

Aus dieser Mißstimmung über den Kopenhagener Brief heraus ist es zu verstehen, daß Hebbel wegen seiner Angelegenheit mit Elise Lensing erst zwischen dem 11. und 16. November[3]) dieses Jahres an Oehlenschläger schrieb, als sich seine und seiner unglücklichen Freundin Lage wesentlich verschlimmert hatte, und ihn nun „halb in seine Verhältnisse hineinschauen ließ".[4]) Die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines an einer Gehirnentzündung verstorbenen Söhn-

1) Hebbel berichtete Oehlenschläger von diesem Angebote in dem weiterhin zu erwähnenden Briefe aus Paris vom 3. Mai 1844 und äußerte sich hier allerdings recht diplomatisch: „Aber dann müßte ich auch recensiren, kritisiren, Notizen schreiben, mich mit allen Leuten schlagen, mich zu Tode ärgern (!) und den Dichter in alle Winde fliegen lassen."

2) Vgl. R. M. Werner, Hebbel. Ein Lebensbild. Berlin 1905, S. 230.

3) Von diesem Brief ist nur ein Satz „über die politische Dichterei" bekannt; vergl. R. M. Werner in der „Österreichischen Rundschau" (a. a. O., S. 48).

4) S. Oehlenschlägers Bericht über diesen Brief in einem Schreiben an Elise (Briefe, Band 2, S. 335).

chens Max und der Gedanke an die trostlose Mutter in Hamburg hatten den Dichter in Paris nämlich in einen Zustand wochenlanger dumpfer Verzweiflung gebracht und in ihm den Gedanken an eine sofortige Vereinigung in Hamburg oder Paris mit Elise, der er seine Zukunft opfern wollte, aufkommen lassen. Mit Bangen und Zweifeln sah Hebbel, der zu dieser Zeit ernsthaft an ein Erkalten der freundschaftlichen Gefühle bei dem dänischen Dichter glauben wollte,[1]) der Antwort aus Kopenhagen entgegen, und am Weihnachtsabend erhielt er den „längst erwarteten, überaus liebevollen Brief von dem alten herrlichen Oehlenschläger, der ihn über Vieles beruhigte".[2]) Des Dänen unveränderte Freundschaft stand nun bei ihm fest. Wegen der Widmung der neuen Tragödie „Maria Magdalena", die der Dichter bekanntlich Christian VIII. von Dänemark zueignete, und in der R. M. Werner[3]) irrtümlich auch Spuren vom „Aladdin" erkennen zu können glaubt, teilt Oehlenschläger — wohl auf Hebbels Anfrage hin — ihm mit, daß er der ausdrücklichen Erlaubnis des königlichen Gönners hiezu bedürfe.[4]) Ehrlichstes Mitgefühl für den herben Verlust, der den deutschen Freund betroffen hatte, sprach aus den Zeilen. Zu seinem Leidwesen aber las Hebbel in dem Schreiben nicht die geringste Äußerung zu der ihm so unendlich wichtigen Lebensangelegenheit, so daß man annehmen muß, daß er nicht genügend auf die zu einer Entscheidung drängenden Fragen

---

1) Vergl. Oehlenschlägers Befürchtungen in dem Briefe an Elise (Briefe, Band 2, S. 335).

2) So in der Tagebuchnotiz vom Weihnachtsabend 1843 (Tagebücher, Band 2, S. 346); vergl. auch die Zeilen an Elise (Briefe, Band 2, S. 2 f.).

3) S. Hebbel. Ein Lebensbild. Berlin 1905, S. 213.

4) Den Wortlaut dieses aus Kopenhagen vom 15. Dezember 1843 datierten Briefes s. bei F. Bamberg (Fr. Hebbel, Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Berlin 1890. Band 1, S. 244 f.) und in neuerer, genauerer Wiedergabe durch R. M. Werner in der „Österr. Rundschau" (a. a. O., S. 48 ff.).

hingewiesen hatte, oder daß Oehlenschläger dieser verantwortungsvollen Sache aus Diplomatie ausgewichen war.[1])

So wandte sich Hebbel, der sein Handeln nicht ohne Kenntnis der Meinung in den Kopenhagener Kreisen bestimmen wollte,[2]) denn Ende Januar 1844[3]) von neuem in einem ausführlichen[4]) Schreiben an Oehlenschläger, dem er „seine ganze Lage eröffnete".[5]) Wieviel er von des Freundes Urteil abhängig machte,[6]) zeigt der Bericht an Elise[7]) über diesen gleichfalls verschollenen Brief. Es heißt dort: „Lange habe ich gezögert, und auch noch zuletzt bin ich mehr dem augenblicklichen Gefühl, als der Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit und Gefahrlosigkeit dieses Schrittes gefolgt. Nun muß man die Wirkung abwarten. Was mich abhielt, war der Gedanke, daß es selbst den besten Mann unangenehm berühren und erkälten kann, wenn er, der für einen Menschen schon sehr viel gethan zu haben glaubt, plötzlich erkennt, daß noch viel mehr geschehen muß, wenn nicht Alles umsonst seyn soll. Von Oehlenschlägers Antwort werden dann meine nächsten Schritte abhängen, denn nicht von meinem Mögen und Wollen, nur von meinem Dürfen und Können ist die Rede. Ich hoffe, daß er mich nicht zu lange warten lassen wird." Und tatsächlich sollte dies Unternehmen, den bisher in diese unerquicklichen Privatverhältnisse seines Schützlings uneingeweihten Oehlenschläger plötzlich in

---

1) An eine Vergeßlichkeit des Dänen, von der Hebbel hier spricht (Briefe, Band 3, S. 2 f.), kann man am wenigsten glauben.

2) Vgl. dazu den Brief an Elise (Briefe, Band 3, S. 2 f.).

3) Von diesem im Tagebuche (Tagebücher, Band 2, S. 374) erwähnten Briefe vom 30. Januar ist nur ein von Hebbel im Tagebuche an genannter Stelle abgeschriebener Satz bekannt, der aber den Ernst des Schreibens erkennen läßt: „Ich halte nur Weniges noch so fest, daß das Schicksal, wenn es mir mein Gut entreißen will, mich selbst mit hinabreißen muß."

4) S. den Bericht an Elise vom 18. Febr. (Briefe, Band 3, S. 31 f.).

5) Ebenda.

6) Vgl. dazu auch Briefe, Band 3, S. 37.

7) S. den Brief an Elise vom 18. Februar (a. a. O.).

diesen neuen Abgrund von Trostlosigkeit und verwickelten Lebensfragen schauen zu lassen und ihn zum Schiedsrichter in dieser verantwortungsvollen Angelegenheit anzurufen, den freundschaftlichen Beziehungen auf die Dauer schaden. Auf die liebenswürdige, abgeklärte Natur des Dänen mußte das erschreckend und erkältend wirken. Der Nordlandsdichter schrieb denn auch ziemlich eilig und bestürzt — jedoch auch voll Teilnahme für die traurigen Schicksale des Freundes — wieder,[1]) verhielt sich aber im ganzen diplomatisch. Bei der oberflächlichen Kenntnis der Sachlage lehnte er es ab, zwischen dem deutschen Dichter und der unglücklichen Elise zu richten und sich zwischen beide zu drängen, riet aber von einer Verheiratung und häuslichen Niederlassung in Hamburg als den Zwecken des Reisestipendiums widersprechend dringend ab. Im übrigen empfahl er ein Handeln „nach Pflicht und Gewissen, aber auch nach Vernunft und Besonnenheit". Des Dithmarschen Befürchtung, „daß sich Oehlenschläger nicht ganz in seine Situation werde versetzen können und mögen", wie R. M. Werner einmal sagt,[2]) „und sich auf einige oberflächliche Äußerungen, wie sie ihm der Augenblick eingibt, beschränken werde", war jedenfalls eingetroffen. Dieses vom 18. Februar 1844 datierte Schreiben Oehlenschlägers war leider durch ein unerklärliches Versehen fast zehn Wochen unterwegs,[3]) so daß Hebbel wegen des Ausbleibens der sehnlichst erwarteten Antwort zweimal[4]) in

1) S. das Schreiben von 18. Februar 1844 bei Bamberg (a. o. O., Band 1, S. 245), in genauerer Wiedergabe in der „Österr. Rundschau" (a. o. O., S. 50 f.); vergl. auch Emil Kuh, (a. o. O. Band 2, S. 137 f.).

2) S. „Österr. Rundschau" (a. o. O., S. 51).

3) Hebbel erhielt es erst am 27. April und vermerkte selbst auf dem Briefe den 26. April als Poststempel; vergl. hierzu besonders Hebbels Bericht hierüber zu Anfang des weiterhin zu erwähnenden Briefes an Oehlenschläger vom 3. Mai 1844, ferner Briefe, Band 3, S. 44, 47, 59, 74 f., 76 und 82 f.

4) Diese beiden Briefe sind nicht bekannt; doch erwähnt Hebbel zwei in dem Schreiben vom 3. Mai 1844 (vgl. auch R. M. Werner in der „Österr. Rundschau", a. o. O., S. 43).

Kopenhagen vorstellig wurde. Daraufhin wiederholte der Däne in einigen flüchtigen, aber herzlicheren Zeilen vom 29. April,[1]) dem Tage vor dem Antritt seiner diesjährigen Kontinentfahrt, noch einmal bestimmter sein Drängen auf ein Fortsetzen der Reise und erinnerte ihn daran, wie sehr er wegen der erhofften Verlängerung des Stipendiums für ein drittes Jahr auf den König Rücksicht zu nehmen habe. Auch sprach er hier schon von der Möglichkeit einer demnächstigen Begegnung mit dem Freunde. Bevor dies zweite Schreiben Oehlenschlägers Paris erreicht hatte, hatte Hebbel am 3. Mai bereits wieder einen umfangreichen Brief an jenen abgesandt, der mit dem aus ihm sprechenden ergreifenden Ernst und tiefen Seelenschmerz ein beachtenswertes Zeugnis für des deutschen Dichters Auffassung seines Verhältnisses zu Elise Lensing einer- und seinen ernstlichen Wunsch einer Fortdauer seiner herzlichen Beziehungen zu Oehlenschläger anderseits ist.[2]) Hebbel hatte es „sehr wehe gethan", wie er dem Freunde schreibt, daß dieser seinen Januarbrief, in dem er „ausführlich und mit überströmendem Herzen" alles gesagt zu haben glaubte, gänzlich mißverstanden und sich in der diesem Schreiben gegenüber durchaus oberflächlichen Antwort nur über den geschäftlichen Teil der Angelegenheit ausgelassen hatte. Das, was der Dithmarsche damals erreichen wollte, war des Freundes verständnisvolle und tätige Anteilnahme an dem zartesten und zugleich verworrensten Teil seines Privatlebens, an seinen schwierigsten Seelenkämpfen, seine allerpersönlichste Meinung über den Rat der Hamburger Freunde, der seit dem Tode des kleinen Max gänzlich zusammengebrochenen Elise „wenigstens im Frühling durch die wirkliche Vollziehung einer Gewissens-Ehe

---

1) S. bei Bamberg, a. o. O., Band 1, S. 245 f. Von diesem Briefe spricht Hebbel in einem Schreiben an Elise (s. Briefe, Band 3, S. 101 f.); vgl. auch Briefe, Band 3, S. 93.

2) S. diesen neuaufgefundenen Brief vom 3. Mai 1844 in der „Österreichischen Rundschau" (a. o. O., S. 51—54).

und durch ein, wenn auch nur flüchtiges, Wiedersehen einen neuen Impuls zu geben". Zwar hatte Hebbel auch wissen wollen, ob er den übrigen Teil des Reisestipendiums in Deutschland verreisen dürfe — was Oehlenschläger übrigens als ein „Sich-Häuslich-Niederlassen" mißverstanden hatte — und nach Berlin zur Leitung des Einstudierens der „Maria Magdalena" gehen könne. Doch war dies alles nur „das untergeordnete Moment". „Bei weitem das Wichtigere," heißt es in dem Maischreiben, „war mir Ihr Rath, Ihre Ansicht des Sach-Verhältnisses im Allgemeinen. Ob Sie von einem solchen Schritt eine gleiche Wirkung auf meine Braut erwarteten, wie meine Freunde, dieß, und Anderes, was dem über den Verhältnissen stehenden Unbetheiligten entgegen tritt, während es der darin Befangene übersieht, wünschte ich von Ihnen zu wissen, und Gott weiß, wie sehnlich ich Ihren Brief herbeigewünscht, wie viel ich davon abhängig gemacht habe." Obwohl der deutsche Dichter mittlerweile längst in ruhiger Überlegung zum Entschluß gekommen war, die Auslandsreise fortzusetzen, fühlte er sich in seiner ehrlichen Gesinnung verpflichtet, die den Freundschaftsbund gefährdenden Mißverständnisse, sobald die erste schmerzliche Bewegung über den enttäuschenden Brief vorüber war,[1]) richtigzustellen. Oehlenschlägers Nicht-Verstehen-Wollen konnte sich der fein empfindende Hebbel auch ganz richtig erklären; denn jener mußte sich — wenigstens für den ersten Augenblick — beleidigt fühlen, daß der Freund ihm nicht früher die für das Leben seines Schutzbefohlenen so überaus einschneidenden häuslichen Verhältnisse anvertraut hatte. Mit der Kompliziertheit dieser glaubte sich der dithmarsische Dichter jedoch mit Recht entschuldigen zu können, und er nennt seine Lebensstellung eine außerhalb der allgemeinen Normen stehende, die „ohne Zuthun des Betheiligten aus einer In-Einander-Schachtelung verworrener Lagen hervorging". Mit zu dem Tiefsten und Ergreifendsten, was über Elise Lensings

1) Vgl. in dem Schreiben selbst dieses Geständnis Hebbels.



Verhältnis zu Hebbel geschrieben ist, gehört hier sein eigenes Bekenntnis gegenüber Oehlenschläger: „Mich verknüpft mit diesem Mädchen nicht die Liebe, was man so nennt, sondern die höchste Verehrung, die ich je einem menschlichen Wesen zollen werde. Halten Sie dies nicht für einen poetischen Ausdruck. Könnte ich Ihnen die zahllosen Opfer, die sie mir gebracht hat, ohne auch nur auf ein Haar von mir Anspruch zu machen, aufzählen, könnte ich Ihnen sagen, was sie Alles mit, ja von mir litt und trug, Sie würden Sich Selbst nicht anders ausdrücken. Hätten Sie den Brief gelesen, worin Sie mir den Tod des armen Kindes anzeigte, wüßten Sie, wie sie sich in dieser für jede Mutter und für sie doppelt entsetzlichen Lage benommen, wie sie im größten Schmerz jede Pflicht erfüllt und sich, trotz der ungeheuren Vernichtung in ihrem Jammer, bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten hat, Sie würden ihr Ihre wärmste Theilnahme, ja Ihre Bewunderung nicht versagt haben."[1]) Und der ganze sich selbst in der verworrensten und trübsten Lebensperiode seiner Dankespflichten stets bewußte und unentwegt nach Vervollkommnung seiner Dichterpersönlichkeit ringende, ehrliche, gestrenge Hebbel steht vor uns, wenn man liest: „Nein, mein verehrter Freund, ich wollte Nichts von Ihnen, als was ich Ihnen mit klaren Worten schrieb, ich spreche meine Wünsche und Gedanken nie verdeckt und zur Hälfte, sondern offen und ganz aus, und ich würde es bei Ihnen am wenigsten thun. Ich habe im größten Schmerz — und mein Schmerz um dieß im höchsten Grade liebenswürdige Kind war in den ersten acht Tagen so groß, daß er sich bis zum Gehirn-Krampf steigerte — nicht vergessen, daß mir das Reisestipendium, das ich Ihnen verdanke, Pflichten aufgelegt hat, Pflichten gegen die Regierung und vor Allem Pflichten gegen Sie. Sie haben den Dichter

1) Felix Bamberg sagt im Artikel Hebbel der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. 11, Seite 176): „Mit diesem Tode und den berechtigten und unberechtigten Lehren, die der Vielgeprüfte daraus zog, wurde für Elise das Märtyrerschicksal besiegelt." Die Red.



empfohlen, seyn Sie überzeugt, daß der Dichter ihrer Empfehlung keine Schande machen wird. Trotz dieser Verfinsterung meines Auges und meiner Seele habe ich viel gedichtet, und ich müßte mich sehr irren, wenn meine Arbeiten nicht mehr nnd mehr den subjektiven Stempel verlören und sich in die lichte Region, wo es wohl noch Wolken und Gewitter, aber doch keinen Nebel und faulen Dünste mehr giebt, erhöben. Ernstlich ist wenigstens mein Streben nach diesem Ziel und fast nie erlaube ich es noch einem individuellem Schmerz, zu Worte zu kommen. Ich habe die heilige Pflicht, zu beweisen, daß das Land die an meine Entwickelung verwendete Summe nicht weggeworfen hat, und ich hoffe, es soll an diesem Beweis nicht fehlen, wenn die Zeit der Rechenschaft herankommt." [1])

V.

Dieser Maibrief Hebbels wird Oehlenschläger wohl nicht allzu bald zu Gesicht gekommen sein. Der Däne hatte nämlich am 30. April dieses Jahres bereits mit seinem jüngsten Sohne William die letzte große Auslandsreise angetreten. In Berlin sah er noch einmal seinen gealterten Dichterfreund Ludwig Tieck wieder und fand am königlichen Hofe freundliche Aufnahme. Der romantisch gesinnte Preußenkönig ehrte den Nordlandsdichter durch Verleihung des Friedensordens pour le mérite. Hebbel in Paris erfuhr von dieser Ordensauszeichnung durch die „Allgemeine Zeitung" und freute sich darüber, weil er wußte, daß sein Freund viel Wert auf solche Ehrungen legte.[2]) Über Wien, wo Oehlenschläger während des mehrwöchigen Aufenthaltes mit Grillparzer und anderen Größen des literarischen Vormärz

1) Ähnlich drückt sich Hebbel noch einmal gegen Schluß des Briefes aus: „Werden Sie nicht irre an mir. Ich vergesse nicht, was ich Ihnen schuldig bin, und die Gelegenheit, es Ihnen zu zeigen, kommt sicher."

2) Vgl. Hebbels Zeilen an Elise (Briefe, Band 3, S. 101). — Wie R. M. Werner auf die Vermutung eines von Hebbel im Juni 1844 an Oehlenschläger gerichteten Glückwunschschreibens kommt (s. Österr. Rundschau, a. o. O., S. 55), ist unverständlich.



verkehrte und die Gesellschaft „Concordia“ ihn durch einen Ehrenabend feierte, ging die Fahrt der beiden dänischen Reisenden nach München, Frankfurt, Köln und von dort über Brüssel nach Paris, wo sie den Herbst und Winter über blieben.

Der noch hier weilende Hebbel hatte die Zeitungsnachrichten über die Reise des Nordlandsdichters verfolgt, wie Äußerungen in den Briefen an Elise erkennen lassen,[1]) und nicht ohne Bangen einer Begegnung mit dem Kopenhagener Freunde in Paris nach all den dazwischenliegenden Ereignissen entgegengesehen. So hatte er in der Zwischenzeit z. B. an die Hamburger Freundin geschrieben: „Mein Verhältniß zu ihm und überhaupt zu Copenhagen beurtheilt Ihr Alle verkehrt. Es hängt durchaus an Spinnwebs-Fäden. Sie haben einmal die Last gehalten, als ich im Fallen nach ihnen griff; daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, daß es auch zum zweiten Mal geschehen wird.“[2])

Als der Dichter gegen Ende August von Oehlenschlägers Ankunft in Paris hörte, suchte er den Dänen sogleich auf. Seine Wohnung hatte ihm der Gesandtschaftssekretär mitgeteilt. Hebbel fand die gewohnte Aufnahme. Doch fiel es ihm auf, daß der nordische Freund auf seine Äußerung, seinetwegen den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt um einige Tage verlängern zu wollen, „lebhaft“ von einer Abänderung der Reisepläne seinetwegen abriet und bei den folgenden Besuchen jedesmal interessiert nach dem Tage der Abfahrt fragte. Beim vierten Male fügte Oehlenschläger sogar hinzu: „Ich will Sie nicht jagen!“ Der Däne trieb Hebbel augenscheinlich zum Aufbruch nach Italien;[3]) denn

1) S. Briefe, Band 3, S. 116.

2) S. Briefe, Band 3, S. 101 f. Gleichwohl spricht Hebbel noch in einem Briefe vom 26. August 1844 an Dr. med. Krämer in Hamburg von Oehlenschläger als „seinem ehrwürdigen Freunde“, den er als „unverwerflichen Zeugen“ anführt (Tagebücher, Band 2, S. 432).

3) So auch die Meinung von K. Behrens (Fr. Hebbel, Hans Liv og Digtning, Kbh. 1905, S. 170).



ihm, der sich seiner Regierung gegenüber für den von ihm empfohlenen deutschen Dichter mitverantwortlich fühlen mußte, lag daran, daß die gewährte Summe ihrer Bestimmung gemäß verwandt wurde. Wegen des Zufalls, daß der von Oehlenschläger erwartete Schiedsspruch zu spät kam, und der sich einmischenden Mißverständnisse kann man eigentlich nicht sagen, daß es dem Dänen zu danken ist, wenn Hebbel in Paris aushielt. Dies wird dem Rate der Freunde wie Bamberg und seinem eigenen klaren Blick zuzuschreiben sein. Von einem entscheidenden Eingriff Oehlenschlägers in das Leben des deutschen Dichters läßt sich erst hier wieder in den Tagen ihres Zusammenseins in Paris sprechen. „Uden Oehlenschlägers manende Ord var han“, behauptet K. Behrens mit Recht von Hebbel, „næppe nogensinde naaet til Italiens Sol, i hvis Glöd han modnedes til Digter“.[1]) Hebbels Befürchtung war allerdings eingetroffen. Die alte Herzlichkeit in dem Verhältnis der beiden Dichter war nicht mehr.[2]) An eine Beeinflussung durch die in diesen Jahren an der schleswig-holsteinischen Frage sich nährende deutschfeindliche Stimmung in Dänemark zu denken, entbehrt jeglicher Grundlage.[3]) Das widerspräche auch ganz der Natur der beiden Dichterpersönlichkeiten. Die Aufklärung über die unerquicklichen häuslichen Verhältnisse des deutschen Freundes hatte zweifellos auf den naivbraven, streng rechtlichen Dänen ernüchternd eingewirkt.[4]) „Hätte ich meinem eigenen Ge-

1) S. Behrens, a. o. O., S. 157. — Deutsch: Ohne die mahnenden Worte Oehlenschlägers hätte er kaum jemals Italiens Sonne erreicht, in deren Glut er zum Dichter reifte.

2) Vgl. R. M. Werner, Hebbel, ein Lebensbild. Berlin 1905, S. 230 f. und E. Kuh, a. o. O., Band 2, S. 147.

3) Auch H. Krumm-Kiel lehnt es ab, wenn K. Behrens das Erkalten der Gefühle Hebbels für Oehlenschläger auf eine Änderung im politischen Denken zurückführt. (S. den Artikel „Hebbel-Biographien“, Zeitschrift für deutsche Philol., Band 43 [1911], S. 273 f.).

4) Wenn R. M. Werner von dem Verkehr der beiden Dichter in Paris sagt: „Der Verkehr Hebbels und Oehlenschlägers blieb herzlich bis zum Schluß“ (Österr. Rundschau, a. o. O., S. 55) so ist diese Behauptung in dieser bedingungslosen Form falsch.

fühl gefolgt", schreibt Hebbel von Rom aus auf die Pariser Tage zurückblickend,[1]) und ihm alle diese Dinge, die bei Niemanden, er sey, wer er sey, eine günstige Aufnahme finden, nicht mitgetheilt, es wäre besser gewesen." Zudem hatte Oehlenschläger anscheinend mittlerweile von schlechten Aussichten für das Gesuch um Verlängerung des Reisestipendiums für ein drittes Jahr bei der dänischen Regierung gehört; denn er machte nicht mehr wie früher Hoffnung darauf, sprach auch nicht mehr von einer Anstellung in Kopenhagen oder Kiel, sondern fragte vielmehr, ob Hebbel nicht später in Deutschland unterkommen könne,[2]) und verriet nach des Dithmarschen Angabe „eine rasende Angst, daß er noch einmal nach Kopenhagen kommen könne".[3]) Nicht unerwähnt bleibe, daß Hebbel es war, durch den der in den Jahren 1843 bis 1845 in Paris lebende jungdeutsche Schriftsteller und Politiker des Radikalismus Arnold Ruge nach seinen Mitteilungen in dem Buche „Zwei Jahre in Paris"[4]) mit Oehlenschläger bekannt wurde.

Hebbel brach denn am 26. September 1844 nach Rom auf, ohne die Entscheidung aus Kopenhagen länger abzuwarten. Oehlenschläger versprach ihm aber, gleich nach dem Eintreffen der Nachricht diese nach Hamburg weiterzubefördern.[5]) Noch am Tage der Abreise sprach sich der dänische Freund gegen eine Heirat ohne Anstellung aus.[6])

---

1) S. den ersten Brief aus Rom an Elise (Briefe, Band 3, S. 172).

2) S. Briefe, Band 3, S. 148 f.

3) S. den ersten Brief aus Rom an Elise (a. o. O.). — Gerade für diese Zeit muß es bedauert werden, daß Oehlenschlägers „Lebens-Erinnerungen" unvollendet geblieben sind und uns hier gänzlich im Stich lassen, ja nicht einmal Hebbels Namen erwähnen.

4) Vgl. Arnold Ruge, Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen. Teil 1 (Leipzig 1846), S. 409 ff.

5) Laut Hebbels (neuaufgefundenen) Zeilen aus Paris vom 23. September 1844 an Lampe (S. Aus Fr. Hebbels Korrespondenz. Ungedruckte Briefe von und an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. Hg. und erläutert von Fr. Hirth, München und Leipzig 1913. 3. Aufl., S. 96).

6) S. den ersten Brief aus Rom an Elise (a. o. O.).



VI.

Der Nordlandsdichter und sein Sohn waren im Frühjahr 1845 wieder in Kopenhagen. Zu Beginn des folgenden Jahres wurde Oehlenschlägers „Dina“ auf dem Burgtheater in Wien aufgeführt, doch mit wenig Erfolg, obwohl das Trauerspiel von Wiener Literaten als Dichtung ganz gut bewertet worden war. Hebbel sah das Mißgeschick der „Dina“ voraus. „Mit Entsetzen gehen“, schreibt er im Dezember 1845 an Elise, „die Schauspieler daran. Sie sind überzeugt, daß sie durchfallen wird, und ich bin's auch.“ Man legte ihm nahe, Oehlenschläger zur Zurücknahme seines Stückes zu bewegen, was der Dichter in Wien wohlweislich ablehnte, da er wußte, wie sehr sich der eitle Däne beleidigt gefühlt haben würde. „Ich muß es also gehen lassen, wie es will“, schreibt er in dem genannten Briefe an die Hamburger Freundin, „obgleich es mich sehr schmerzen wird, wenn er, der auf eine Freude gefaßt ist, bittren Verdruß erlebt“.[1])

Zwischen dem Nordlandsdichter und Hebbel kam es nicht mehr zu einer neuen Annäherung. Von Italien aus hatte der Dithmarsche seinem dänischen Gönner nicht geschrieben, weil man, wie er später gestand,[2]) von dort aus die Briefe nicht frankieren konnte, oder — mit R. M. Werner[3]) richtiger gesagt — weil der noch im Auslande weilende Oehlenschläger doch wenig für ihn tun konnte. Das Gesuch um Gewährung des Reisestipendiums für das dritte Jahr wurde bekanntlich abschlägig beschieden, und nur eine kleine Summe für die Rückreise bewilligt. Doch beweisen Tagebuchnotizen,[4]) daß Hebbels Interesse an dem alten Freunde in Kopenhagen nie erlosch. In Wien, wo des deutschen Dichters Lebenstragödie mit der Heirat der Hofschauspielerin Christine

1) S. den Brief vom 18. Dezember 1845 (Briefe, Band 3, S. 300).

2) In dem unten erwähnten Osterbriefe an Oehlenschläger vom Jahre 1846.

3) S. „Österr. Rundschau“, a. o. O., S. 55.

4) Tagebücher, Band 3, S. 135, 266 u. 453.

Enghaus ihren zu erwartenden Abschluß fand, begann dann für ihn endlich eine befriedigendere Zeit.

Hatte Hebbel schon nach der Aufführung der „Dina“ Oehlenschläger schreiben wollen, dies aber bei der ungünstigen Aufnahme des Stückes aufgegeben,[1]) so gedachte er jetzt nach dieser Schicksalswendung wieder des Dänen. Ostern 1846[2]) teilte er „seinem sehr verehrten und geliebten Freunde“[3]) von Wien aus seine Verlobung mit Christine Enghaus und die bevorstehende Heirat mit, eine Nachricht, „die Sie“, heißt es in dem Briefe, „wenn Ihr Herz noch einen kleinen Rest freundschaftlichen Gefühls für mich bewahrte, nicht ohne Theilnahme hören werden“. Verständlicherweise fühlte Hebbel die Pflicht, sich wegen „dieses neuen Verhältnisses“ zu rechtfertigen, und so schrieb er: „Aber sollte ich mich mit einem Mädchen verbinden, das ich nicht liebte, das mich nur unglücklich machen und also durch mich doch auch gewiß nicht glücklich werden konnte? Hier war ein Knoten, der durchschnitten werden mußte, und längst, ehe ich meine Braut kennen lernte, war ich entschlossen, es zu thun. Es ist geschehen, und wer Alles richtig erwägt, wird mir seine Billigung nicht versagen.“[4]) Der „glückliche Bräutigam“ bedauerte nur, daß Oehlenschläger, der bei seinem letzten Wiener Aufenthalte ja viel in Schauspielerkreisen verkehrt hatte, nicht seine Braut, deren Herzensgüte er nicht genug in be-

1) So bekennt Hebbel in dem unten erwähnten Briefe an Oehlenschläger.

2) S. zu dem Folgenden den neuaufgefundenen Brief vom ersten Ostertage (12. April) 1846 („Österr. Rundschau“, a. o. O., S. 55—57). Diesen Brief erwähnt Hebbel in einer Tagebuchnotiz (Tagebücher Band 3, S. 71).

3) So in dem Briefe.

4) Vgl. hiezu das treffende Urteil Dr. Max Ettlingers in der neuesten Auflage von Wilhelm Lindemanns Geschichte der Deutschen Literatur 2. Bd. S. 525: „leidenschaftliche Sinnlichkeit und Selbstsucht ließen ihn an seiner Hamburger Geliebten Elise Lensing, die in den Jahren der Not große Opfer für ihn gebracht hatte, schnöde handeln.“ Die Red.



geisterten Worten loben kann, persönlich kennen gelernt hatte. Über den Mißerfolg der „Dina“-Aufführung suchte er den dänischen Dichter mit der Ungunst der Zeit, „wo das viel bewegte deutsche Volk für das Still-Leben der Kunst kein Organ hat“, hinwegzutrösten und berichtete ihm wieder über sein dichterisches Schaffen seit ihrer Trennung, wie über seine augenblickliche Beschäftigung mit der „Julia“-Tragödie. Auch dieser Osterbrief zeigt jedoch, daß der innerliche Freundschaftsbund der beiden Dichter längst der Vergangenheit angehörte. Aus dem Fehlen jeglichen Hinweises muß man wohl annehmen, daß Oehlenschläger nicht mehr zu einer Beantwortung dieses Schreibens gekommen ist,[1]) obwohl Hebbel seine genaue Adresse mitgeteilt hatte. Vielleicht erklären sich zum Teil hieraus einige kritische Tagebuchbemerkungen aus diesen Jahren über den Nordlandsdichter.[2])

Im November 1846 hörte Hebbel von einem Durchreisenden von des Dänen neuester Tragödie „Amleth“, die in diesem Jahre erschienen war, was dem Wiener Dichter noch einmal Gelegenheit zu harten Worten über die Kunst des Kopenhagener Dichters gab[3]) und zur Betonung seiner unglücklichen Lage, dem alten dänischen Gönner nicht durch dichterischen Beifall danken zu können.[4]) Die Nachricht von

1) So auch R. M. Werners Meinung (s. „Österr. Rundschau“, a. o. O., S. 57).

2) S. die zweitfolgende Anmerkung unterm Strich und ferner die sich sehr wahrscheinlich auf Oehlenschläger beziehende kritische Bemerkung vom August 1847: „O. wäre der Mann, eine Deputation der Menschheit ehrbar anzuhören, die ihm dafür dankte, daß er die Welt und sich selbst erschaffen habe.“ (Tagebücher, Band 3, S. 266.)

3) Gelegentlich der Besprechung von Ludwig Eckardts Trauerspiel „Sokrates“ kommt Hebbel (s. Werke, Band 12, S. 236 f.) auch einmal auf Oehlenschlägers gleichnamige Tragödie zu sprechen, die er zwar „keineswegs ein Meisterstück“ und sogar „trivial“ nennt, aber gegen jene gehalten ungleich besser findet.

4) Vgl. hierzu die Tagebuchnotiz vom 15. November 1846 (Tagebücher, Band 3, S. 124) und (Tagebücher, Band 3, S. 135)



dem Tode Oehlenschlägers im Jahre 1850 ließ dann wieder in Hebbel die Erinnerung an seinen alten Wohltäter wachwerden, und in aufrichtiger Trauer um den dahingeschiedenen liebenswürdigen Dänen schrieb er in Wien am 6. Februar in sein Tagebuch: „Eben erfahre ich aus der Reichszeitung,[2]) daß Oehlenschläger todt ist. Er hat sich in Copenhagen edelmenschlich große Verdienste um mich erworben. In dem Sinne, worin er es wohl gewünscht haben mag, konnte ich ihm nicht dankbar seyn, denn als Dichter konnte ich ihn nicht so hoch stellen, wie er sich selbst stellte. Aber gern werde ich's zu seiner Zeit offen bekennen, was ich ihm schuldig ward.“ [3])

Diese Gelegenheit, von der Hebbel so oft gesprochen, fand sich denn endlich beim Erscheinen von Oehlenschlägers „Lebens-Erinnerungen“,[4]) als er von der Redaktion des Wiener „Wanderers“ um eine Besprechung dieses Werkes ersucht wurde.[5]) Diesem Wunsche kam der Dichter um so lieber nach, „als er,“ wie er dem Leipziger Verleger Lorck schreibt, „mit dem Verstorbenen bekannt, ja befreundet war“.[6]) Von dieser beabsichtigten Rezension sprach Hebbel dann im Dezember 1850 in einem Briefe aus Wien an Holtei.[7]) Hier sagt er auch schon, daß er die „Lebens-Erinnerungen“ zusammen mit Holteis Autobiographie „Vierzig Jahre“ behandeln wolle. Allzu eilig war der Dithmarsche allerdings nicht mit dieser Arbeit; denn er gesteht, daß er Oehlen-

---

die Notiz aus dem Dezember 1846: „Oehlenschläger ist für seinen ‚Hamlet‘ in den Adelstand erhoben worden. ‚Für seine Unschuld!‘ sagte Christine.“

1) Österreichische Reichszeitung.

3) S. Tagebücher, Band 3, S. 350.

4) 4 Bde. Leipzig. 1850—51.

5) Vgl. den Brief Hebbels vom 10. September 1850 an den Leipziger Verleger C. B. Lorck (Briefe, Band 8, S. 29).

6) S. die vorhergehende Fußnote.

7) S. den Brief vom 21. Dezember 1850 (Karl v. Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten, Band 1 [Hannover 1872], Teil 2, S. 6).

schlägers Bände „schon seit drei Monaten“ vor sich liegen habe, ein Werk, „das er besprechen soll und will“. So erschien denn im Februar 1851 in einem Feuilleton des „Wanderers“ [1]) eine im ganzen günstige Kritik der beiden ersten ihm zugeschickten Bände der „Lebens-Erinnerungen“, die Holteis Selbstbiographie gegenübergestellt werden. Oehlenschlägers Persönlichkeit repräsentiert hier für Hebbel [2]) „die rund in sich abgeschlossene, mit sich selbst zufriedene und sich jedenfalls eher zu hoch als zu gering anschlagende Existenz“, und er nennt den Dänen mit seinem „unzerstörbaren Selbstbewußtsein“ einen „trotz allen seinen Schwächen höchst ehrwürdigen Mann“. Für Holtei fügte er die Rezension einem Briefe bei und bedauerte hier, daß er nicht das vollständige Werk Oehlenschlägers vorliegen hatte.[3]) Die „Lebens-Erinnerungen“ hatten für Hebbel um so mehr Interesse, als sie auf seine Anregung hin entstanden waren, wie er sich selbst rühmte.[4]) Und zwar will er in Kopenhagen dazu aufgefordert haben, worauf der Däne denn auch gleich mit der Arbeit begonnen habe. In dem Osterbriefe [5]) vom Jahre 1846 kam der deutsche Dichter hierauf zurück, indem er schrieb: „Wie steht es denn mit der gründlicheren Ausführung Ihrer Biographie? Dieß Geschenk dürfen Sie der Literatur nicht vorenthalten!“

Im Sommer 1851 hörte Hebbel bei seinem Besuche in Berlin Tieck noch einmal von seinem dänischen Freunde erzählen,[6]) und in einem Briefe an Ruge vom 15. Sep-

1) Vom 5. Februar.

2) Aus der Rezension wird mitgeteilt nach Hebbels Werken (R. M. Werners Ausgabe, Band 11, S. 374—79).

3) S. Hebbels Brief an Holtei vom 5. Februar 1851 (K. v. Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrh. Band 1 [Hannover 1872], Teil 2, S. 8).

4) S. L. A. Frankl, a. o. O., S. 60 f.

5) S. a. o. O.

6) S. Hebbels Rückblick auf den Juliaufenthalt in Berlin und Hamburg 28. August 1851 in Wien (Tagebücher, Band 3, S. 402).

tember 1852[1]) spricht er wohl zum letztenmal[2]) von dem „alten herrlichen Oehlenschläger“, „der als Mensch gar nicht hoch genug zu schätzen ist“.

So endete eine Dichterfreundschaft, die anfänglich zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in Verstimmung und Schweigen, ohne daß man von einem eigentlichen Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen oder einem gänzlichen Erlöschen des gegenseitigen Wohlwollens, geschweige denn von offenem Groll reden kann. Die erste große Krisis und Feuerprobe bestand der junge Freundesbund herzlich schlecht. Des Dithmarschen kühner Versuch, den Dänen ganz zu seinem Vertrauten und Ratgeber in seinen privatesten und schwierigsten Lebensfragen zu machen, scheiterte an der völligen Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten, ihrer Charaktere. Die Schuld liegt nicht eigentlich bei den beiden Dichtern selbst, die den besten Willen hatten, sondern an der Widrigkeit der Umstände, den so ungleichen Dichternaturen, an Mißverständnissen, unglücklichen Zufälligkeiten und dem unversöhnlichen Gegensatz der Literaturepochen, die sie vertraten. Der alte Nordlandssänger in seiner naiven Selbstherrlichkeit erwartete im Bewußtsein der erwiesenen Wohltaten von dem jungen Hebbel Gegendienste, und hatte nicht das Verständnis für des Deutschen Eigenart, um sich sein Verhalten richtig erklären zu können. Der dithmarsische Dichter war eine zu konsequente, herbe, ja grausam strenge Persönlichkeit, als daß er dem liebenswürdigen Gönner auf halbem Wege hätte entgegenkommen können und seine dauernde Freundschaft mit einer Unehrlichkeit, dem Preisgeben eines Teiles seines innersten Wesens erkauft hätte.

Wilh. Dietrich-Lippstadt.

---

1) S. Briefe, Band 5, S. 48.

2) Unter „Wien, 8. Nov. 1853“ erwähnt Hebbel noch einmal Oehlenschlägers „Correggio“ (Tagebücher, Band 3, S. 453).



XXIV.

Eine romantische Philosophie.

Der Dozent an der Freien Hochschule in Berlin Kurt Walter Goldschmidt hat seinen Essaybüchern literatur- und kulturgeschichtlicher Art einen Band persönlicher Philosophie in Bruchstücken nachgeschickt. Er überschreibt ihn „Halb-Maske. Aus dem Leben und dem Jenseits des Lebens. Eine tragische Philosophie in Bekenntnissen." (Leipzig 1914, Walter Markgraf.)

Dem Ich, dem Absoluten, dem Geschlechtlichen, der Kultur gelten die vier Hauptabschnitte. Eigentlich setzt jeder Teil beim Ich an, wandeln sie alle nur die Stimmungen und Eindrücke, die leidenden und aktiven Formen dieses Ichs ab. Verstanden ist darunter das Ich des höheren Menschen, das sich dem Genie annähert. Also etwas wie eine romantische Philosophie? Ja, während sie auf den Durchschnitt und den Philister in allen Schnörkeln und Moden greint, seufzt sie mit dem anderen Atem, frohlockt und klagt sie über den großen Einsamen, der als Kind für lebenslänglich in die Welt geboren ist, ein Tor unter den vielen Klugen zu sein, ein Fremdling unter allen Bürgern. Zu fein, zu sinnig und darum zu schwach für das äußere Leben, lebt der abgedrängte Mensch um so tiefer in die Seele hinein; denn hier ist seine Fülle, eine Wirrnis von Offenbarungen, ein Aufruhr von Fragen, eine Spannung in die Dauer. Kommt das vielleicht auf jene Wiener Neuromantik hinaus, die mit Professor Machs „Analyse der Empfindungen" begann, in Hermann Bahr Essay und in Hofmannsthals Terzinen Sprachmelodie wurde? Auf jene Erkenntnistheorie, die von der Seele nur als dem Schnittpunkt, als der Ein- und Ausflucht von Farben, Tönen, Rhythmen, Gefühlen, Unterbewußtheiten, Ahnenerbschaften redete. Nein, dafür



betont Goldschmidt doch zu sehr das Wesenhafte der Persönlichkeit, ihre Organisationskraft, die den Zusammenhang in allen Äußerungen, durch alle Entwicklungen und Veränderungen hindurch bewahrt. Wenn ich seine Philosophie romantisch nenne, so ist es darauf begründet, daß sie von einer Sehnsucht gezündet und geschürt wird, die unerfüllbar ist; daß sie von den Dingen im Wirklichen die Vollkommenheit der Idee begehrt, und daß sie eben durch die uneinlösbare Forderung des Absoluten an den Verhältnissen der Wirklichkeit, an den Menschen, an sich, an dem ganzen Plan Gottes irre wird. Das ist kaum etwas anderes als die romantische Verwirrung des Gefühls. In Goldschmidts Leben ist — wobei ich den Ausdruck von der Dramaturgie borge — ein großes erregendes Moment. Das heißt Jugend, oder naiver Glücksrausch, ungestörte Schönheits- und Reinheitsträumerei, gröber gesagt: Blindheit für alles, was nicht Gold und Weiß ist. Wenn aber das Auge schärfer wird und Schatten erspäht! Und es wird schärfer. Das Bewußtsein erwacht in den rauhen Berührungen. Dann zeigt sich der Zwiespalt überall. Überall. Auch er nun übertrieben groß, eine Riesenkluft, ein Abgrund. Es liegt einmal so im Augenmaß des überspannten Idealisten, der ja der bedrängte Romantiker immer ist. Wer in der Geschichte der romantischen Geister blättert, vor allem in Schellings und Friedrich Schlegels Schriften, auch in Schiller, dem sentimentalischen, der hierin den Romantikern Vorbild war, der wird viel von dem Kampf des Bewußtseins, von dem Streit mit dem Bewußtsein lesen. Goldschmidt gebraucht dafür den Ausdruck Dialektik (aber mit welchem Temperamentsunterschied von Hegel!) Sie ist ihm das schlechthin unfruchtbare Kreisen der Logik, das die Gedanken in Pendelbewegungen auswirft, ohne daß sich ein Zeiger nach vorwärts stellt. Ja, sie kann geradezu zur „Perversion“ jedes gesunden Strebens und Schaffenstriebes werden. So erscheint das Hauptproblem: Wo die Reflexion anbohrt, stirbt Tat und Leben. O diese furchtbare Zweiseitigkeit aller Dinge und Schicksale! Daß



innigste Seelennähe oft so viel eisige Fremdheit einschließt! Daß die Reinheit an die Sünde gebunden ist! Daß das, was mir dient, mich zugleich zum Sklaven macht! Kurz, daß die widersprechendsten Regungen miteinander „verfilzt“ sind! Ja, daß gerade die Spitze eines Gefühls jäh ins Gegenteil umschlagen muß, so Liebe in eifernden Haß!

Es liegt nahe, hier an die Neutragiker unserer Tage zu denken, an Wilhelm von Scholz, Paul Ernst, Samuel Lublinski, die auf dieses Problem, auf den sogenannten sich selbst setzenden Konflikt die tragische Form der strengsten Notwendigkeit aufgebaut haben. Aber man wird dann auch sofort erkennen, was den Romantiker Goldschmidt von diesen klassisch gerichteten Köpfen scheidet. Ihnen wird, geistesgeschichtlich betrachtet, das formale Denken Kants mit seinen Begriffen und Gegensätzen, die apriorisch im menschlichen Verstand lagern, zu einer formalen Kunst. So erklärt Scholz das Drama als ein Spiel der Vorstellung mit Antithesen. Wohl gemerkt: als ein Spiel. Um Erkenntnis fragt er dabei so wenig, wie um den sittlichen Wert der Mächte, die sich dramatisch gegenüber stehen. Nur die Kraft interessiert ihn, nur das Bewegungsspiel dieser Kräfte von Haß und Liebe, Ich und Du, Ja und Nein, nur die enge, anlockende Nachbarschaft, in der Reinheit und Sünde wohnen, nur die eiserne Verklammerung, in die der Herr mit dem Sklaven gefügt ist. Die Neutragiker verlangen also gerade das, was Goldschmidt bisher verwehrt blieb: die bewältigende, ruhige Anschauung der Form. Ihn, der um Erkenntnis und Lebenswerte ringt, verwirrt, wie gesagt, dieses Doppelgesicht alles Wesens. So stürzt er von der kosmischen Verzückung in die All-Verzweiflung. Es sind Sätze in dem Buch von der Trostlosigkeit Bahnsens, von dem grimmig verwerfenden Urteil Schopenhauers, nur nicht so durchhaltend. Eine Zwieluft weht um ihn, die nach seinem eigenen Wort, nicht mehr fördert und doch noch nicht lähmt, so daß er von einer innersten grotesken Tragik sprechen kann, die weder leben noch sterben läßt. Was ist



dann solches Dasein? Stumpfes Leiden. „An allem leidet man, auch am Glück." „Schmerzlicher Genuß", ruft er mit Faust, und könnte mit Hebbel sagen: Ich sehe die Blumen auf der Erde nicht, weil ich die Leichen unter ihr sehen muß.

Daß die „bewußtesten Exemplare" auch die „leidensfähigsten" sind, mag schließlich als ein Ausgleich gelten. Er sucht ihn stets und mit ihm die Erlösung. Und nirgends wird sein Zug so einfach deutlich wie in diesem Ausgreifen, in diesem Flüchtigwerden wovor und wohin. Wäre er der Pessimist vom Grund, als der er bisweilen auftritt, so würde er sich wie Schopenhauer und Eduard von Hartmann vom Willen und damit von der Wurzel reißen. Aber nicht das Leben ist es, woran er leidet, sondern gerade das Gegenteil: das unausgelebte Leben, der ungestillte Sinnen- und Geistesdrang, der unerfüllte, von den Gedanken unterbundene Wille. Daher weg von den zersetzenden Gedanken! In das reine Schauen! Mit den Eleaten, möchte ich sagen. Oder in die große, mystische Abkehr mit der indischen Weisheit. Oder in die Frömmigkeit des Christenmenschen. Der Monismus ist ihm ein „ödes Schlagwort". „Der Glaube rührt wirklich tiefer als das Wissen an das kosmische Geheimnis. Es scheint, daß die Religion noch eine neue, höhere Zukunft hat." Oder in das ahnende Erfassen der Intuition. Oder in die somnambule Traumstimmung. Wenn nur alle Hemmungen des Bewußtseins ausgeschaltet sind! Wenn sich nur ein volles Erlebnis auf uns niedersenkt! Oder vom Traum die schmale Spur hinüber in die wachträumende Kunst und hier schaffen, Leben zeugen, in den Gestalteten atmen, leben, aufsteigen, Geschöpf und Schöpfer sein. Oder geradeswegs in den Rausch der Dämonie und hier allen Zwiespalt der Begriffe und Kreaturen mit der Glut der eigenen Leidenschaften erfühlen, verstehen, in Eins schmelzen. Weh nur, daß sich die Gedanken gleich einem Fluch immer wieder nachschleichen! So macht „Bewußtsein" Feige aus uns allen. (Shakespeare-Gundolf.)

Goldschmidt stößt in diesem Zustand der Dämpfungen



und Rückschläge auf ein für ihn bezeichnendes Wort: Halbrausch. Im Unbändigen lugt er bereits nach der Bändigung aus. Er liebt den Glanz, doch inniger das Licht, das vor uns verschwebt, und von den Tönen jene zumeist, die Nachklang sind, und von den Blumen den Duft. Schwelgt er im Genuß der Abenteuer und Feste, so ist es der Genuß der Erinnerung. In dem Teil, der von der Liebe und dem Geschlecht handelt, ist eine Betrachtung enthalten, die sich in dem leitenden Gedanken der verfeinertsten Sinnlichkeit mit Jens Peter Jakobsens novellistischem Proverb „Hier sollten Rosen stehen" berührt. Nur ist der Däne um so viel leuchtender in den Farben, um so viel zarter in den Gefühlen, wie er vergeistigter ist, wie er über dem erotischen Stoff steht. Es ist gewiß zu scharf betont, aber es zielt in den Punkt, wenn ich sage, daß Goldschmidt den Menschen zunächst gar nicht durchseelt sieht. Erst das Genie ist ein geistig schöpferisches Wesen, in dem aber gerade wieder das Tier, das Sprungtier lauere. Daß hier Darwins und Nietzsches Lehre einfließen, ist offen auf der Hand, und sei deshalb nebenbei bemerkt. Wichtiger ist mir, daß in dieser Spannung von Tier und Gottes Geist, in diesem furchtbaren Druck, unter dem Goldschmidt schmachtet, der Grund liegt, warum seine Philosophie nicht tragisch ausreifen konnte; denn der wahrhaft tragische ist der untierische Mensch, der aufrechte, frei fühlende, dessen Scheitel an die Blitze rührt, und der vielleicht dem Bösen, aber nicht abmenschlicher Unwürde verfallen ist.

Noch fehlt der Philosophie Goldschmidts dazu die Lebenseinheit, die sich auf einen wackeren Weltglauben stützt. Bislang ist das, was sie zur Einheit und Eintracht herbeischafft, nur ein Versuch, ein gedanklicher Ansatz, vom Gemüt her ein ehrlicher Kampf. Ihr Erlebnis, ihre Ergriffenheit aber bleibt doch die Unruhe und der Widerspruch. Wer den paar dichterischen Natur- und Landschaftsskizzen im Anhang des Buches nachspürt, findet darin die Bestätigung in Bild und Stil. Da wird kein Raum in die Phantasie genommen,



ohne daß sich wechselnde Zeitblicke einsprengen. Wenn der Mann beispielsweise in eine Ebene käme, so würde er sie nie einzig in einer blauen, satten Stunde festhalten, sondern er würde auch die Nacht darüber ziehen sehen, und den Hagel und den Frost und das junge Grün. Und ebenso in der Mauerschau auf die große Stadt. Dabei braucht ein unschlichtes, poetisch angehitztes Empfinden zu seinem Ausdruck das Gepränge: „Da flammt mit jauchzenden Farbenblitzen in unbekümmertem Lebensrausche das Gesträuch"; vielfach eine breite Wortzurüstung wie Sonntagstraumstille, Sternenfeierreigen; einen literarisch und gedanklich abgeblaßten Vergleich, wenn die Sterne etwa wie leuchtende Götter aufsteigen.

Literatur und Schreibtischphilosophie steckt ja mancherlei in dieser Aphorismensammlung, die mehr oder minder von allen Strömungen, von der Botschaft des Nirwanas bis zum neukantischen „Als ob" und den pragmatischen Formen (hier minder) angeregt wurde. Daß deshalb nicht jeder Wert und jeder Satz bis in das Wort hinein wieder persönlich nachgerungen ist, wer wollte das bezweifeln. Zu fragen bleibt, ob diese schwere, halb selbstgefällige Befangenheit im Ich zeitfördernd oder immerhin zeitgemäß ist und war. Und da dünkt mich, daß uns Fichte und sein deutscher Wille näher steht als dieser Verfasser und als dieser Verfasser glaubt. Wenn es die theoretische Dramaturgie der letzten fünf bis zehn Jahre nicht schon angekündigt hätte, alle Söhne unseres Volkes tun es heute dar.

Joseph Sprengler.

XXV.

Die Zingerle.

Eine Tiroler Gelehrten-Familie.

Dr. Oswald von Zingerle, k. und k. Professor an der Universität Czernowitz, beging am 8. Februar, zur Zeit in Innsbruck in unfreiwilliger Muße, seinen 60. Geburtstag. Er trat in die Fußstapfen seines im Gebiete der Germanistik und Kulturgeschichte, auch als Sagenforscher, Dichter und Erzähler hochverdienten Vaters Ignaz Vinzens von Zingerle (geb. 6. Juni 1825 in Meran, gest. 17. September 1892 zu Innsbruck), bildete sich auf langen Studienreisen in Erlangen, Berlin, Wien und Graz, wirkte seit drei Dezennien als Pionier und Vorkämpfer deutscher Wissenschaft an der fröhlich erblühenden Hochschule zu Czernowitz, wo er, wie der jüngere Dr. W. Kosch, ein dankbares, vielsprachiges Auditorium für deutsche Sprache, Literaturgeschichte und Altertumskunde begeisterte. Unter seinen zahlreichen Schriften und Werken seien hier nur erwähnt die bahnbrechenden Forschungen über den Dichter und Minnesänger Fr. von Sonnenburg (1878), über eine vordem unbekannte Handschrift des „Passional und Buches der Märtyrer" (1883), die Quellen zum „Alexander" des Rudolf von Ems (Breslau 1885); die dramatischen „Spiele" des Sterzinger Dichters Vigil Raber (Wien 1885), der „Paradiesgarten der altdeutschen Genesis" (Wien 1886); „Meinhards Urbar der Grafschaft Tirol" (Wien 1890); über „Unbekannte Vogelweidhöfe in Tirol" (Innsbruck 1909); „Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg" (Innsbruck 1909) usw. Eine große Anzahl kleinerer Abhandlungen findet sich in den Publikationen der Wiener k. k. Akademie der Wissenschaften, insbesondere mit kulturgeschichtlichen Ergebnissen aus dem unerschöpflichen und doch so dankenswerten Bereich der allzulange unausgebeuteten „Urbare". Jüngst überraschte er uns noch mit einer Abhandlung über „Freidanks Grabmal in Treviso" (Leipzig 1914 bei Dyk), welche neues Licht gibt



über diesen spruchweisen Dichter, den Wilhelm Grimm als Hauptaufgabe seines Lebenswerkes so tief ins Herz geschlossen hatte. Zingerle scheint nicht übel gewillt, einen Kleriker aus der weitverzweigten Schar der Familie Frîdank als den Sammler und Urheber dieser Lebensregeln und Sprüche anzunehmen, ohne für eine bestimmte Persönlichkeit sich maßgebend auszusprechen. Da dieser Name sich durch alle Stände bis ins XV. Jahrhundert verfolgen läßt, so fallen auch mannigfache Lichter auf die regen Handelsbeziehungen zwischen Norditalien und Südtirol. Es ist immer eine mächtige Empfehlung für eine Spezialforschung, wenn das Interesse daran in weitere Kreise förderlich fortwirkt.

Leider trübt Zingerles Ehrentag die übrigens von allen seinen Kollegen geteilte Ungewißheit und Sorge über das Schicksal ihres Privatbesitzes, ihrer Bücher und in jahrelangem Fleiße gesammelten unschätzbaren Handschriften und Collectaneen, welche die neuen Hunnen bei ihrer zweimaligen schmachvollen Invasion sinnlos und unflätig zerstörten oder auf langen Wagenzügen ihrer Beute gründlich verräumten.

Möge für diese erloschene stille Leuchte der Wissenschaft bald eine neue Heimstätte sich auftun! —

Ein älterer Bruder Oswalds, Wolfram von Zingerle (geb. 10. Februar 1854) hat sich als Romanist bekannt gemacht, nachdem er mit einer Untersuchung über die „Einheitsfrage der Heroiden Ovids“ (1878) als klassischer Philolog hervorgetreten. Als Ergebnis einer längeren Studienfahrt nach Paris veröffentlicht er die Untersuchungen über „Raoul de Houdene und seine Werke“ (1880), und über den altfranzösischen Roman „Floris et Liriope“ des Robert de Blois (1891). Vielfach tätig als Ehrenprofessor und Bibliothekar zu Innsbruck schied dieser stille, tieffühlende, zartsinnige Mann nach langer Krankheit aus dem Leben am 8. Mai 1913.

Der jüngste Bruder Reinhold von Zingerle erwählte die Rechtsgelehrsamkeit, promovierte noch während seiner Militärzeit, als Doctor juris utriusque und waltet z. Z. als Landesgerichtsrat zu Innsbruck.



Man kann nicht von den Trägern dieses Namens in der Gegenwart sprechen, ohne des Großoheims P. Pius Zingerle[1]) zu gedenken, welcher die Liebe zur Poesie in die Familie brachte, auch die Lust zu vielseitiger Sprachwissenschaft. Wie fast gleichzeitig Görres, ohne frühere Anleitung, sich in den „Schah Nameh" des persischen Dichters Firdusi vertiefte, erschloß Zingerle die Werke des Syrischen Kirchenvaters Ephraim (neue Ausgabe in 3 Bänden, Kempten 1870—76), wofür der Forscher, ebenso wie Fr. Rückert, als Ehrenmitglied in die „Deutsch-Orientalische Gesellschaft" zu Leipzig aufgenommen wurde. Im Jahre 1855 erschien seine Biographie des berühmten Simon Stylites[2]) und unter dem Titel „Festkränze vom Libanon" und „Marienrosen aus Damaskus" eine Nachbildung altsyrischer Hymnen. Durch Pius IX. erfolgte eine ehrenvolle Berufung nach Rom, wo Zingerles glückliche Hand in den Schätzen der Vatikanischen Bibliothek überraschende Funde erhob, darunter die längst vermißten Akten eines syrischen Kirchenvaters. Mitten in der Arbeit überfiel den Professor ein unüberwindlich zehrendes Heimweh nach den Bergen seines Landes Tirol, wohin man ihn nur ungern entließ. Eine sehnlichst gewünschte Rheinreise, deren Krone die Besichtigung des Kölner Domes und die Bekanntschaft mit Karl Simrock in Bonn war, half ihm wieder. Dann aber verklauste er sich in völliger Abgeschiedenheit seines Klosters und den stillen Freuden unermüdlichen Forschens. Möge solch adeliger Familiensinn noch lange in seinen zahlreichen Sippen sich vererben!

---

1) P. Pius Zingerle, k. k. Prof. am Gymnasium zu Meran, Conventual des Benediktinerstifts zu Marienberg, geb. 16. März 1801 in Meran, geb. 10. Januar 1881 daselbst.

2) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" 38, 158. Die ausgedehnte, längst in einem riesigen Trümmermeer liegende Stätte der Wirksamkeit des berühmten Styliten zu Kalaat-Siman hat der hochfürstliche Archäolog Prinz Johann Georg von Sachsen (vgl. dessen „Tagbuchblätter aus Nordsyrien" Wien und Berlin bei B. G. Teubner 1912) mit vielen photographischen Aufnahmen jüngst einer wissenschaftlichen Untersuchung gewürdigt.

XXVI.

Kroatentum und Serbentum.

(Von einem Kroaten.)

Der schreckliche Weltkrieg wütet schon im siebenten Monat in fast ganz Europa. Die letzten Ursachen und die tiefsten Gründe sind bekannt. Es ist auch bekannt, daß der unmittelbare Anlaß das entsetzliche Attentat zu Serajewo war, das zwar von fanatisierten Jünglingen ausgeführt, aber in Belgrad angeregt und in St. Petersburg gutgeheißen wurde. Der Prozeß, der gegen die Attentäter geführt wurde, hat klargestellt, was ohnehin in Kroatien schon längst durchschaut war, daß das Königreich Serbien, das von der österreichischen Monarchie viele Wohltaten erhalten, nach den kroatischen Ländern, die schon lange Jahrhunderte Bestandteile der Donaumonarchie waren, strebt. Es wurde klargestellt, daß die großserbische Propaganda ihre Netze im ganzen vorigen Königreich Kroatien ausgespannt.

Serbien hoffte, daß gleich beim Ausbruch des Krieges das ganze Kroatien Feuer fangen werde, unzufrieden, weil sein gerechtes Streben nach der Vereinigung seiner zerissenen Bestandteile unter dem Szepter der durchlauchten Habsburger Dynastie in Österreich nicht in Erfüllung kam. Serbien hoffte, aber es machte die Rechnung ohne den Wirt. Seine Propaganda verführte wohl fast die ganze schismatische Bevölkerung in Kroatien, die sich seit 20—30 Jahren zum Serbentum bekennt, obwohl dieselbe, als Walachen, Zinzaren usw. von den Türken getrieben und nach Kroatien gekommen, keine gesetzliche Verbindung mit dem Serbentum hat. Die Propaganda verführte auch einen Teil der Kroaten liberaler Intelligenz, die sich nach dem Losungswort: „Evviva la Spagna, dove si magna" richtet. Auch die sogenannte fortschrittliche Jugend verstrickte die Propaganda. Der Kern aber der kroatischen Nation blieb standhaft und kaisertreu.



Beim Ausbruch des Krieges wurden in gewissen Kreisen alle Kroaten der Illoyalität verdächtigt. Die kroatischen Soldaten aber bewiesen durch Hingabe ihres eigenen Blutes ihre Treue. Die verbissensten Feinde der Kroaten mußten bekennen, daß kroatische Soldaten selbst den Tod verachteten und in die Fußstapfen ihrer Ahnen traten. Die Serben aber riefen enttäuscht: „Am ärgsten aber schlagen uns die Schwaben, die unsere Sprache sprechen."

Jetzt könnten auch den Blinden die Augen aufgehen, daß ganz Europa durch Dezennien angelogen wurde. Man schrieb über die Serbokroaten, man predigte von der Bruderschaft der Serben und der Kroaten, man prophezeite ihre nationale Vereinigung und gemeinschaftliche Zukunft. Jetzt hat das kroatische Schwert auch jene schwachen Fäden zerrissen, die das Kroatentum mit dem Serbentum verbanden. Die ganze gebildete Welt soll wissen, daß die Kroaten und Serben nie, seitdem sie die Geschichte kennt, eine Nation ausmachten; daß sie weder in der Gegenwart noch in der Zukunft eine einheitliche Gesamtheit ausmachen können. „Serbokroatentum" ist eine Chimäre, ein Gaukelspiel der gewissenlosen Schwindler und der gutmütigen Beschwindelten.

Nach der Erzählung des Basileus Konstantin Porphyrogenitus rief der Basileus Heraklius das kroatische Volk zu Hilfe gegen die Avaren. Ein Teil der Kroaten ergriff die Waffen und besiegte nach mehrjährigem Ringen die Avaren und eroberte die Provinzen Dalmatien, Illyrien und das südliche Pannonien. (De admin. imp. 30.) Die kroatische Streitmacht war so bedeutend, daß der Papst zweimal durch Verträge dahin wirkte, die Kroaten von einem Mißbrauche ihrer Gewalt abzuhalten. Die Serben sind später als die Kroaten auf den Balkan gekommen, sicher nicht früher als der Kampf mit den Avaren beendet war. Die Zahl der Serben soll unbedeutend gewesen sein. Während die Kroaten drei römische Provinzen eroberten und bevölkerten, erbaten die Serben nur das Thema von Tessalonien. Die ganze serbische Geschichte vom 7. bis zum 12. Jahrhundert weiß

nur von einem steten Wechsel der byzantinischen und der bulgarischen Oberherrschaft zu erzählen, während die Kroaten ihren ersten König 924 krönten. Ja, die Serben wurden vom bulgarischen Kaiser Simeon nicht nur politisch, sondern auch genetisch vernichtet. Der größte Teil der Bevölkerung wurde nach Bulgarien geschleppt, nur wenige konnten nach Kroatien fliehen. Erst nachdem Simeon im Kriege mit den Kroaten sein Leben endete, richteten die Serben mit Hilfe der Byzantiner ihren Staat wieder auf. Aus Porphyrogenitus und anderen byzantinischen Quellen (Theophanes, Codrenus u. a.) läßt sich beweisen, daß noch im 12. Jahrhundert der östliche Teil des heutigen Serbien den Bulgaren, der westliche den Kroaten gehörte, und noch im 13. und 14. Jahrhundert reichte das kroatische Königreich bis zum Moravaflusse. Auch das heutige Königreich Montenegro gehörte zu Kroatien. Vor einigen Jahren schrieb noch ein serbenfreundlicher kroatischer Gelehrter: „Der Montenegriner ist in seiner Wurzel echter Kroat."

Als ein Teil der Kroaten 1102 den ungarischen König auf den kroatischen Thron setzte und Kroatien gespalten wurde, rafften sich die Serben auf und begannen in Bosnien und Dioklea (heute Montenegro) einzufallen. Es gelang ihnen, Montenegro zu serbisieren, Bosnien aber war eine zu harte Nuß für die serbischen Zähne. Nachdem jedoch Bulgarien gelähmt war, konnten die Serben das heutige Serbien erhalten, doch Macoa und Belgrad waren in den Händen der kroatisch-ungarischen Könige. Nach dem Kampf auf dem Amselfelde geriet Serbien unter die Türkenherrschaft und spielte eine jämmerliche Rolle, indem seine Despoten gegen die Christen kämpften.

Kurz: in der Vergangenheit waren die Kroaten und Serben geschieden und rangen stets mit einander, bis es den Serben gelang, einige kroatische Länder mit List und Gewalt zu erobern und serbisieren.

In der Gegenwart gibt es Männer, die aufrichtig darnach trachten, beide Völker zu vereinigen, was ein vergebliches



Bemühen ist. Während der sogen. illyrischen Bewegung in Kroatien reichten die Kroaten den Serben die Hand und schlugen vor, die beiden Volksnamen aufzugeben und künftig als Illyren zu leben. Die Serben aber begannen, von Größenwahn betäubt, die Welt zu beschwindeln: es gebe keine kroatische Nation, die Kroaten seien nur eine species des serbischen genus, sie hätten die serbische Sprache „gestohlen“ usw. Ein gewissenloser Pfuscher Vuk Stefanovic Karadzic sammelte Nationallieder und Erzählungen in kroatischen und serbischen Ländern und gab alles unter dem serbischen Namen und mit dem serbischen Anstrich heraus. Andere Serben übersetzten kroatische Werke, obwohl die Sprache dieselbe ist, oder eigneten sich die großen kroatischen Dichter zu. Ja, die serbische Megalomanie artete richtig in Tollheit aus, es genügt den Serben nicht, sich selbst als Präadamiten ausgegeben zu haben: sie serbisierten selbst unsern Herrgott. Ihr „Dichter“ spricht also: „Der Himmel ist von blauer serbischer Farbe — Drin sitzt der Serbe Gott — Um ihn stehen die Serben Engel — Und bedienen ihren Serben Gott.“

Der moskovitische Onkel fachte den serbischen Größenwahn an. Rubel und Dinar sollten die ganze gebildete Welt irre führen. Wo immer es serbische Studenten gab, sollten dieselben auch die Propaganda für das Serbentum treiben. So erschien z. B. auch in Paris eine „Revue Slave“, die unter dem slavischen Mantel serbische Klauen verbarg. Nach Kroatien wurden Tausende von Denaren und Rubeln eingeschmuggelt. Man bearbeitete die Bevölkerung für Duschans Kaisertum. Die leichtgläubigen Kroaten begannen ihre Sprache „kroatisch oder serbisch“ zu nennen, begannen das eigene Volk zur Verneinung seiner selber vorzubereiten. Aber die Gottesmühlen mahlen langsam aber sicher. Die Vorsehung wachte über Kroatien und öffnete den Kroaten die Augen, bevor die Serben hoffen konnten.

Es war allgemein verbreitet, daß der meuchlerisch getötete Erzherzog Franz Ferdinand ein großer Freund der Kroaten war. Man sprach davon, er beabsichtige im Rahmen der



Monarchie das kroatische Königreich wiederum aufzurichten und so ein festes Bollwerk im Süden der Monarchie zu bauen. Den Serben war das wohlbekannt. Und aus „brüderlicher Liebe“ ermordeten sie meuchlerisch den Thronfolger Österreichs, den besten Freund und die Hoffnung Kroatiens, und zwar auf kroatischem Boden. Des Thronfolgers Tod sollte Kroatiens Schicksal den Serben in die Hände liefern. Aber des Thronfolgers Blut schuf eine unübersteigliche Kluft zwischen Kroaten und Serben.

Die uralte Zwietracht, die etwa 14 Jahrhunderte befestigten, ist mit diesem Blute besiegelt. Die Kroaten wissen sehr wohl, daß sie keinen bittereren Feind als die Serben haben. Sie wissen, daß das Serbentum eine Verneinung der kroatischen Vergangenheit und des kroatischen Ruhmes, der kroatischen Kultur und des nationalen Gedankens ist. Die Kroaten empfingen als die ersten von den slavischen Völkern das hl. Kreuz und das Christentum und verblieben treu im Schiffe des hl. Petrus; nicht umsonst erhielten sie für ihre Tapferkeit in den Kriegen gegen den vordrängenden Islam vom hl. Stuhle den Titel »antemurale christianitatis«. Sie waren immer die Pioniere der katholischen Kultur. Die Serben waren auch katholisch, später aber fielen sie ab und versanken unter der Einwirkung des verrufenen Byzantinismus. Der Byzantinismus durchdrang das Serbentum bis zum Marke. Deshalb ist der Serbe süß, aber heimtückisch, Kriecher und Tyrann. Seine Religion ist plumper Formalismus. Der Serbe wird ohne Gewissensbisse töten und stehlen, nicht aber „würdige Fasten“ brechen. Die ganze serbische Kultur ist an sich materialistisch, ohne höhere Ideale. Es ist also klar, daß die Kroaten und Serben als die Träger der gegensätzlichen Ideen und Kulturen nie und keineswegs vereinigt werden können. Daraus aber kann man auch verstehen, warum diese zwei Völker im steten Ringen stehen. Es ist auch ersichtlich, warum die liberalen Kroaten nach dem „südslavischen Piemont“ gucken.

Serbien ist nur eine russische Expositur. Das Volk



von 4 bis 5 Millionen würde nicht mit seinem Chauvinismus und Fanatismus ganz Europa beunruhigen, wenn im Hinterhalte nicht der russische Bär stände. Die Kroaten sind leider gespalten und vereinsamt. Die serbischen Schwindler haben auch die katholischen Kreise verblendet und so haben die Kroaten keine Stütze. Man darf nicht vergessen, daß kroatische Länder eine Brücke nach dem Osten bilden. Kroatien kann und soll ein Bollwerk katholischer Kultur verbleiben. Damit dasselbe seine Aufgabe erfülle, braucht es moralische Hilfe und Unterstützung der katholischen Völker. Das Kroatentum sollte nicht länger verkannt und dem Serbentum nachgesetzt werden. Wer verstehen will, möge verstehen!

XXVII.

Die Ukrainer.

—, 20. Jänner.

Der Kaiser von Österreich führt außer verschiedenen anderen Neben- oder Untertiteln auch die eines Königs von Galizien und von Lodomerien. Woher diese Namen? Kennt doch weder die ältere noch die neuere Geschichte ein Volk oder einen Volksstamm des Namens Galizien oder Lodomerien. Nun si parva licet componere magnis: die Bezeichnung Römer hatte im Grunde auch keine ethnographische Bedeutung. Ebensowenig erheben Galizien und Lodomerien den Anspruch, als ethnographische Namen betrachtet zu werden. Die Namen stammen vielmehr von den Residenzen ehemaliger russischer Teilfürsten. Und zwar verhält sich die Sache folgendermaßen:

Halicz — heute nur mehr eine unansehnliche Stadt am Einfluß des Lukow in den Dnjestr — war von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Sitz der russischen Teilfürsten aus dem Geschlechte der



Rostislawitschen. Nun besteht einer der bemerkenswertesten Unterschiede zwischen der russischen und ruthenischen Sprache darin, daß die letztere immer h setzt, wo die erstere g gebraucht. Von der Hauptstadt Halicz oder Galicz also hat das Fürstentum (später Königreich genannt) den Namen Galizien erhalten.

Nach dem Aussterben der Rostislawitschen aber ist dieses Fürstentum an die in Wladimir residierenden Romanowitschen (von Roman, nicht etwa von Romanow) gelangt. Es gibt im heutigen Rußland zwei althistorische Städte des Namens Wladimir: die eine am Fluß Klasma, die nach Kiew und vor Moskau der Sitz der russischen Großfürsten war, und eine zweite in Wolhynien, deshalb auch oft Wladimir-Wolynsk genannt, die, wie gesagt, längere Zeit Sitz von russischen Teilfürsten gewesen ist. Wladimir findet sich aber lateinisch häufig mit Volodimerus oder ähnlich übersetzt, und so ist aus Wladimirien erst Ladimirien und schließlich Lodomerien geworden.

Der Kaiser von Österreich führt aber auch den Titel eines Großherzogs von Krakau, und dieses Gebiet sowie das ehemaligen Herzogtums Auschwitz (polnisch Oswieczim) und Zator bildet mit Galizien und Lodomerien heute das einheitliche Verwaltungsgebiet Galizien. In Krakau aber haben niemals russische Teilfürsten geherrscht, sondern Krakau war durch Jahrhunderte, wenn auch nicht immer Residenz-, so doch immer Krönungs- und Begräbnisstadt der Könige von Polen und präsentiert sich auch heute noch als eine in jeder Beziehung spezifisch polnische Stadt.

Also besteht das heutige Galizien aus zwei Teilen, die sehr verschiedene historische Schicksale gehabt haben: der westliche Teil war immer polnisch und immer mit den polnischen Geschicken verbunden, der östliche Teil dagegen gehörte in der älteren Zeit zu Rußland, ist erst später an Polen gekommen und hat auch in dieser letzteren Zeit noch mehrfach eigene Schicksale erlebt.

Daraus aber folgt weiter, daß, so wenig die Geschichte des Landes eine einheitliche gewesen, auch seine Bevölkerung

keineswegs eine national einheitliche sein kann, sondern daß sich — von den zahlreichen Einwanderungen abgesehen — zwei sehr verschiedene Volksstämme unterscheiden lassen müssen. Tatsächlich sind auch in den parlamentarischen Vertretungen Galiziens, im Lemberger Landtag und im Wiener Reichsrat, schon im Anbeginn eine kleine Anzahl von Abgeordneten erschienen, die sich Ruthenen nennen ließen. Doch die österreichische Regierung hatte das Land, das sie als einen Bestandteil Polens überkommen hatte, zunächst auch nur als polnisches Land behandelt, und so waren auch zuerst die polnischen Abgeordneten so überwiegend, daß die geringe Zahl der Ruthenen keine Beachtung finden konnte. Mit jeder Erweiterung des Wahlrechts aber wurden die Ruthenen zahlreicher, und allmählig machten sie sich auch in der nördlichen Bukowina bemerkbar. Einzelne ihrer Vertreter nannten sich auch schlechtweg Russen. Und im allgemeinen traten diese Vertreter hauptsächlich als heftige Gegner der Polen hervor, denen Unterdrückung vorzuwerfen sie nicht müde wurden. Schließlich bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für den Wiener Reichsrat, welche Maßregel aus hier nicht näher zu erörternden Gründen mit einer kräftigen Emporschnellung der modern-nationalen Ideen verbunden war, gingen die Ruthenen — in Galizien und Bukowina zusammen — in der Stärke von ungefähr 30 Mann aus den Wahlen hervor. Jetzt aber haben sie auf einmal ihren Namen geändert; sie nennen sich jetzt nicht mehr Ruthenen und schon gar nicht Russen, sondern **Ukrainer**.

Diese Namensänderung will natürlich auch ihre Bedeutung haben. Und — wenigstens theoretisch genommen — ist diese Bedeutung sogar eine sehr große, eine europäische. Ob sie auch in der Praxis eine solche Bedeutung erlangen wird, ist freilich eine andere Frage. Aber das hängt ganz wesentlich auch vom eben im Gang befindlichen großen Krieg ab. Und deshalb dürfte eine Erörterung der Angelegenheit gerade im gegenwärtigen Moment nicht unerwünscht erscheinen. Wir glauben aber dieser Besprechung schon hier zwei Be-



merkungen vorausschicken zu sollen: erstens, daß während der jetzigen Kriegslage jede politische Erörterung sich gewisse Reserven auferlegen muß, daß also auch in diesem Falle gewisse Seiten des Gegenstandes kaum werden berührt werden können; zweitens, daß der Gegenstand auch eine eminent kirchliche Bedeutung hat, ja, daß wir darin eigentlich den Kern der ganzen Frage erblicken.

Der Name Ukraina (Ukraine) ist heute wohl nur mehr den zünftigen Historikern geläufig. Doch ist die Bezeichnung, freilich nicht auch die Bedeutung, im Namen eines der kleineren Länder, aus welchen die österreichische Monarchie besteht, noch erhalten, nämlich im Namen des Herzogtums Krain. Teile dieses jetzigen Herzogtums haben vor über tausend Jahren die südöstlichen Grenzmarken des Reiches Karls des Großen gebildet. Kraina heißt so viel wie Grenzland, Grenzgebiet, und auch in Bosnien gleichwie in Serbien führt je eine gewisse Grenzgegend wenigstens im Volksmund heute noch diese Bezeichnung. Sagen aber die südlichen Slaven Kraina, so sagen die nördlichen Slaven Ukraina; der Begriff ist immer derselbe, nämlich der einer Grenzmark. Und die Frage, wie die Ruthenen dazu kommen, sich Ukrainer zu nennen, sowie die damit verbundenen nationalen und politischen Fragen beantworten sich etwa in folgender Weise:

Wie bei vielen anderen Völkern und Reichen, so beginnt auch bei Rußland die beglaubigte Geschichte erst mit Einführung des Christentums. Und wenn man diese Geschichte an eine bestimmte Stadt anknüpfen will, so muß man sagen: die Geschichte Rußlands beginnt keineswegs mit Moskau, noch viel weniger mit Petersburg, sondern mit Kiew. Damit ist zugleich gesagt, daß die Wiege des russischen Reiches im Süden und nicht im Norden des heutigen Rußland gestanden ist. Die in Kiew residierenden Herrscher haben ihr Reich gewöhnlich vor ihrem Tode unter ihre Söhne geteilt. Daher das System der Teilfürstentümer; und die Teilfürsten ihrerseits haben es häufig ebenso gemacht. Wohl sollte der Senior in Kiew eine Art Oberherrschaft haben, wie er denn



auch zum Unterschied von den anderen Fürsten sich Großfürst nannte. Aber diese Oberherrschaft blieb allzu oft nur ein Schein. Die Fürsten bekriegten sich gegenseitig fast unaufhörlich und verübten gegen einander die größten Schändlichkeiten. Sie ließen sich hierin auch nur selten durch die zahlreichen räuberischen Einfälle beirren, mit welchen das Reich seitens der östlichen wilden Völker, namentlich seitens der Tartaren, heimgesucht und verwüstet wurde. Dadurch wurde das Reich — wir wiederholen: wir reden vom alten, vom ursprünglichen Rußland — natürlich immer mehr geschwächt, so daß es allmählig eine Beute seiner Nachbarn wurde, welche sich in der Zwischenzeit zu stärken gewußt hatten. Diese Nachbaren waren: im Norden die rohen und stark mit Mongolen durchsetzten Völker, die man später Großrussen oder Moskowiter genannt hat, und im Westen die Polen. Diese beiden, die Moskowiter und die Polen, haben nach verschiedenen Wechselfällen und Wandlungen sich schließlich in das alte Russenreich geteilt, so, daß die an Polen gefallenen Teile die Ostgrenze des Polenreiches, die an das Moskowiterreich gefallenen Teile aber die Südgrenze dieses letzteren Reiches bildeten und vielfach auch wirklich die polnische, resp. russische Ukraine genannt wurden.

Das Moskowiterreich oder Moskowien Rußland zu nennen, ist erst unter Peter dem Großen aufgekommen. Seither aber hat dieses Moskowien eine so große Ausdehnung erfahren, daß die Ruthenen natürlich nicht daran denken können, von der Wiederherstellung des alten Rußland zu reden. Doch auch als Bewohner der polnischen und russischen Grenzgebiete, der Ukrainen, insbesondere der russichen Ukraine, haben die Ruthenen noch eine Zeitlang eine ziemlich weitgehende Selbständigkeit genossen, die ihnen von den moskowitischen Herrschern auch ausdrücklich und wiederholt garantiert wurde. Aber wie in allen anderen Fällen, so hat Moskowien auch diese Rechte alsbald konfisziert und dann weiterhin, wie bekannt, auch dem Polenreiche ein Ende gemacht.



Bei der Teilung Polens sind die Eingangs genannten Teile, Krakau mit Auschwitz und Zator, sowie Galizien und Lodomerien, diese letzteren freilich auch nicht in ihrem ganzem Umfange, an Oesterreich gelangt, während der weitaus größte Teil des alten Russenreiches in den unergründlichen Schlund des jetzigen Rußland verschwunden ist. Von Seite der Polen waren die Ruthenen noch einigermaßen als eine besondere Nationalität respektiert worden, die Russen aber haben trotz feierlichen Zusicherungen nach und nach alle Spuren dieser Besonderheit auszutilgen gesucht. Für die russische Ukraine war schon in der Zeit, wo sie noch einen scheinbaren Bestand hatte, die ganze ruthenische Literatur verboten worden, ein Ukas vom Jahre 1876 hat dieses Verbot ganz allgemein gemacht; es durfte von da an kein Buch, welchen Inhaltes immer, in ruthenischer Sprache in Rußland gedruckt werden. Und in kirchlicher Beziehung wurden die Ruthenen ebenfalls schon im vorletzten Jahrhundert vollständigst dem Regime und System des sog. hl. Synod unterworfen. Die Schilderungen, mit welcher Härte und Menschenverachtung dabei vorgegangen wurde, gehen ins Grauenhafte und scheinen in mancher Beziehung die Schrecken der irischen Geschichte noch zu überbieten. Kurzum: offiziell gibt es in Rußland keine Ruthenen mehr; gleichwie die ehemaligen Ukrainen bis zur Unkenntlichkeit in mehrere Gouvernements zerrissen und aufgeteilt worden sind, so wird auch die von den Verfolgungen noch übrig gebliebene ruthenische Bevölkerung sowohl in Kirche, wie Schule und Amt, durchweg mit russischem Maß gemessen und unweigerlich gezwungen, sich diesem Maßstabe anzubequemen. Nichts mehr soll daran erinnern, daß die heutigen Russen nicht die ersten Gründer des russischen Reiches gewesen, daß es in Rußland je etwas anderes als das Moskowitertum gegeben, und — die Hauptsache — am allerwenigsten daran, daß Rußland je mit der römischen Kirche irgendwelche Gemeinschaft gehabt. Polen und Juden werden chicaniert, zeitweilig aufs Blut drangsaliert, aber sie werden wenigstens als existierend anerkannt, der Ruthene



aber soll auch nicht existieren. Wenn es im russischen Sinne ginge, müßten die Ruthenen oder Russinen oder Kleinrussen, wie sie jeweilig auch genannt wurden, nicht blos aus dem Völkerbestande Rußlands, sondern auch aus der Geschichte verschwinden, sie sollen nicht blos in der Gegenwart nicht existieren, sondern auch in der Vergangenheit höchstens nur als oder aus Mißverständnis existiert haben.

Da tauchen nun die so unbequemen, so verwünschten Elemente in diesem unglückseligen Österreich wieder auf! Ja sie kommen dort immer mehr zur Geltung, werden immer mehr berücksichtigt, und die dortige Regierung ist sogar geneigt, ihnen eine besondere, wenn auch vorläufig nur kleine Universität zu errichten!

Von diesem Gesichtspunkte die Zeitlage aufgefaßt, begreift man, daß seitens der Ruthenen, der österreichischen sowohl wie auch der russischen, soweit diese sich vernehmbar machen können, gesagt wird, *der heutige Krieg sei ihr* Krieg, den Russen handle es sich vor Allem um den Besitz Galiziens, um da auch dem noch erhaltenen Rest des Ruthenentums den Garaus zu machen. Es sind im vorigen Jahre bei Kriegsausbruch und seither eine Anzahl von mit vieler Sachkenntnis geschriebenen Publikationen erschienen, welche sich bemühen, das deutsche politische Publikum über die Lage und die Bestrebungen der Ruthenen, resp. Ukrainer, aufzuklären. In einer dieser Publikationen[1]) heißt es über den Krieg:

„Schon nach der ersten Teilung Polens ist sich Rußland des Umstandes bewußt geworden, daß die Überlassung Galiziens an Österreich ein Fehler war. Später versuchte es Alexander I., Galizien von Österreich gegen Schleswig und Bayern, dann gegen die Moldau einzutauschen. Nikolaus I. wollte Galizien gegen einen Teil Polens als Entschädigung erwerben. Da dies nicht gelang, ließ Rußland

1) Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Kriege mit Rußland. Von Dr. Wladimir Kuschnir.



eine Schar von Agenten über Galizien los, trieb hier fast ein ganzes Jahrhundert eine russophile Propaganda, um sich den Grund für die Okkupation vorzubereiten und bereitete sich für den Krieg vor, dessen wichtigstes Ziel es ist, Galizien zu erwerben und das ukrainische Piemont zu vernichten."

Also man sieht: der gegenwärtige Krieg mit Rußland wird von diesen Ukrainern als ihr Krieg betrachtet, als der Krieg, in welchem es sich endgiltig um Sein oder Nichtsein der Ruthenen handeln soll. Und die Ukrainer ihrerseits beantworten die russische Kriegserklärung damit, daß sie sich als das ukrainische Piemont proklamieren. In diesem Schlagwort scheint das Programm der Ukrainer zusammengefaßt zu sein. Wenigstens kommt dieser Standpunkt in sämtlichen uns bekannt gewordenen ukrainischen Publikationen der letzten Zeit zum Ausdruck. Bis zu einem gewissen Grad liegt dies auch so in der Natur der Sache und, als Mittel der Notwehr gegen den ungerechten Angriff gedacht, wird man darüber auch nicht ins Gericht gehen wollen. An und für sich aber kann dieser Vergleich den ukrainischen Bestrebungen kaum zur Empfehlung dienen, denn er bringt in den Begriff, der mit dem Worte Ukrainer verbunden ist, eine unerwünschte Nebenbedeutung hinein.

Der Name Ruthenen [1]) ist eine rein ethnographische Bezeichnung, der Name Ukrainer dagegen bezieht sich, wie wir gezeigt haben, auf ein bestimmtes Territorium, das einstmals ein politisches Land war, diesem Namen wohnt eine historisch-politische Bedeutung inne. Wir könnten sonach, wenn die

1) Man begegnet nicht selten der Ansicht, daß der Name Ruthenen eine verhältnismäßig neue Erfindung sei. Diese Auffassung wird aber schlagend widerlegt durch die Tatsache, daß die altfranzösische Provinz Rouergue lateinisch mit Ruthenicus Pagus, die Städte Rodez und Auvergne mit Segodunum Ruthenie und Augusta Ruthenorum sich übersetzt finden. Man glaubt, daß Attila auf seinem Zuge nach Gallien Slaven mitgeschleppt habe, die dann nach Attilas Niederlage in Gallien sich neue Wohnsitze suchten.

Ukrainer bei den Namen und deren Bedeutung stehen bleiben wollten, ungefähr sagen: die Ruthenen als solche kämpften bloß um die nationalen Rechte, um die nationale Gleichberechtigung innerhalb der österreichischen Monarchie, die Ukrainer dagegen streben die Wiederaufrichtung eines besonderen politischen Gemeinwesens auf einem bestimmten, historisch gegebenen Territorium, eben der Ukraina, an, welches Territorium sich weit in heutiges russisches Gebiet hinein erstreckt. Vom österreichischen Standpunkt betrachtet könnte man deshalb die ukrainische Bewegung auch als die umgekehrte Irredenta bezeichnen, umgekehrt in Ziel und Mitteln, weil sie nämlich nicht wie die italienische oder serbische vom Ausland aus und zwar aus rein nationalen Gründen österreichische Konnationale losreißen, sondern von Österreich aus und zwar aus historisch-rechtlichen Gründen ausländische, in specie russische Konnationale zu einem schon früher bestandenen politischen Gebilde wieder vereinigen will. Und in diesem Sinne würde man der Bewegung wenigstens eine gewisse historische Berechtigung nicht absprechen dürfen, denn mit richtigen Dingen ist es bei der Zerstörung der alten Ukraina gewiß nicht zugegangen.

Aber bei dieser in den Namen selbst liegenden Unterscheidung und Begrenzung bleiben die Ukrainer nicht stehen. Sie fordern die Wiederherstellung der Ukraine allerdings aus historisch-rechtlichen Gründen, aber für diese Ukraina reklamieren sie auch Gebiete, die nie zur Ukraina gehört haben, und diese Reklamation stützt sich bloß auf nationale Gründe, weil nämlich die Ruthenen in diesen Gebieten überwiegend seien. Diesen letzteren Forderungen muß man entgegenhalten, daß das Recht auf den Gebrauch und Respektierung der Muttersprache gewiß ein natürliches Recht und als solches überall giltig ist, daß aber dieses Recht noch durchaus kein Anrecht auf die Zugehörigkeit zu einem bestimmten politischen Gemeinwesen verleiht. Doch mag, wie schon angedeutet, den Ukrainern zugebilligt sein, daß sie eben im Krieg auch Kriegsrecht üben.



Sehen wir nun zu, wie sich die Ukrainer ihr Ideal in den Hauptumrissen vorstellen. Einer der in Rede stehenden Publikationen [1]) ist auch eine graphische Darstellung der Zukunfts-Ukraina beigefügt. Hienach hätte sich diese Ukraina vom oberen San, d. h. etwa vom heute vielgenannten Przemysl ab bis an die Mündung des Don (bei Rostow) zu erstrecken. Die nördliche Grenze würde ungefähr durch die links- und rechtsseitigen Dnjeper-Zuflüsse Prizet und Desna oder die Städte Pinsk und Tschernigow (ruthenisch Tschernihow) gekennzeichnet sein. Im Süden aber würde das neue Reich bis ans Schwarze oder Asowsche Meer sich erstrecken, also auch Odessa, ja sogar die Halbinsel Krim in sich begreifen, gemäß der im Krimkrieg betätigten Ansicht, daß die Dardanellen in der Krim verteidigt werden müssen. Die Hauptstadt des Staates Ukraina, das versteht sich von selbst, müßte die uralte Großfürsten- und Metropolitan-Residenz Kiew sein, diese ursprüngliche Hauptstadt des Russenreiches, gelegen am Mittellauf des Dnjeper, welcher Strom für die Ukraina etwa das sein würde, was die Donau für Österreich ist.

Der Flächeninhalt des ganzen überwiegend von Ruthenen bewohnten Gebietes wird auf beiläufig 800 000 qkm berechnet, also ungefähr anderthalbmal mehr als das Deutsche Reich. Die Einwohnerzahl würde sich freilich nur auf rund 30 Millionen belaufen. Die Ziffern, soweit es eben auf diese ankommt, wären allerdings selbst nach einigen Abstrichen noch immer mehr wie hinreichend, um, wenigstens in thesi, die Bestandesfähigkeit der Zukunfts-Ukraina zu erweisen. Die Verfasser der mehrerwähnten Publikationen ermangeln übrigens auch nicht, diese Ziffern und Daten noch durch solche zu ergänzen, welche sich auf die wirtschaftlichen Fragen (Verkehr, Reichtum an Urprodukten 2c.) beziehen, woraus zu entnehmen ist, daß dem Zukunftsstaat auch die Bedingungen der wirtschaftlichen Selbständigkeit keineswegs fehlen würden.

---

1) Ukraina und die Ukrainer. Von Dr. Stefan Rudnyckyi, Privatdozent der Geographie an der Universität Lemberg.

Eine besondere Beachtung erheischen die Angaben über die Sprache und die nationalen Eigenschaften der Ruthenen. Die Sprache, behaupten die Verfasser, sei bei allen Ruthenen eine einheitliche, nicht einmal tiefgehende Dialektunterschiede seien nachweisbar. Gegen jene Auffassung, welche die ruthenische Sprache bloß als einen Dialekt der russischen Sprache gelten lassen will, berufen sich die Verfasser darauf, daß im Jahre 1906 die Petersburger Akademie der Wissenschaften selber in einer offiziellen Kundgebung anerkannt hat, daß die russische und die ruthenische Sprache wesentlich verschieden sind, welcher Meinung übrigens auch Miklosich, Jagic 2c. Ausdruck gegeben haben. In anthropologischer Beziehung werden die vergleichenden Daten berufener Forscher veröffentlicht, welche dartun, daß die Ruthenen zwar auch eine Mischrasse bilden, aber doch von den Polen und Russen sich deutlich unterscheiden. Auch die Volkslieder und die Volkssprichwörter sollen große Verschiedenheiten von jenen der Russen aufweisen, und die Sitten anlangend wird unter anderem hervorgehoben, daß die Stellung der Frau bei den Ruthenen eine höhere sei als bei den Russen. Nach all dem kann allerdings glaubwürdig erscheinen, was die Verfasser gewissermaßen als Konklusion aus dem Ganzen anführen, daß nämlich die ruthenischen Bauern es vermeiden, Mischehen mit russischen Mädchen einzugehen, und daß sie auch beinahe niemals mit russischen Bauern in einem Dorfe zusammen leben.

So kommen denn alle diese Publikationen — es gibt darunter auch periodische — zu dem Schlusse, das heißt eigentlich zu dem Wunsche und der Hoffnung, daß der gegenwärtige Krieg den Ukrainern ihr Recht und ihre Freiheit bringen möge und werde. Die unter den Polen sichtlich abflauende Sehnsucht nach Erlösung vom russischen Despotismus flammt hier mit neuer Kraft auf. Man kann die eisige Herzlosigkeit des Moskowitertums kaum besser schildern und schärfer charakterisieren, als es in diesen Schriften geschieht. Und die Töne und Farben, in welchen die in Ruß-

land selber lebenden und darum ihre Namen verbergenden Ruthenen ihre Gefühle zum Ausdruck bringen, sind noch lebhafter, als die der österreichischen. Die ersteren wenden sich auch an die Balkanvölker (Rumänen und Bulgaren), ja selbst an die Türken mit Aufrufen, behilflich zu sein zur Zurückdrängung der „hinterlistigen, verrätherischen byzantinischen Politik des unersättlichen Rußland". Speziell die politischen Kreise Deutschlands werden daran erinnert, daß — laut Ed. v. Hartmann — auch Bismarck daran gedacht habe, den alten Kiewer Staat wieder herzustellen. Und übereinstimmend sprechen die Verfasser ihre Überzeugung aus, daß erst die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere das politische Gleichgewicht unseres Weltteiles, sowie die Wiederbelebung der großen Kultur des angrenzenden Asien bedeute. . . .

So viel über die nationale und politische Seite der ukrainischen Bewegung. Wir konnten nur einige der wichtigsten Momente des vielseitigen Gegenstandes hervorheben. Dieselben dürften aber genügen, um die weitreichende Bedeutung der damit aufgeworfenen Frage darzutun.

Unter den freundlichen Lesern wird wohl kaum einer sich befinden, der den Bestrebungen, wie sie uns vor Augen getreten sind, nicht eine mehr oder minder lebhafte Sympathie entgegenzubringen vermöchte. Es drängt sich aber auch noch die bekannte Gretchen-Frage auf:

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?

Und wenn es uns gestattet sein soll, demnächst auch über diese Seite der Frage zu sprechen, so dürften wir zu zeigen in der Lage sein, daß dem angestrebten Gebilde gerade von da her die größten Gefahren und Schwierigkeiten drohen.

J—l.



XXVIII.

Rundschau.

Von dem ernsten Antlitz der Ereignisse fällt Schleier auf Schleier. Die Brodverordnung, die Erklärung der Meeresfluthen rings um die britischen Inseln als Kriegsgebiet, die unbestimmbaren Erörterungen über die Absichten Rumäniens und Italiens, vieles andere dazu deuten an, daß die Entwicklung in Fluß gerät, auf deren Ausgang die Blicke der Welt gerichtet sind. Solchem Zustand entspricht nicht geräuschvolle, sondern stille, ernste Zuversicht, die sich auf jener unbesiegbaren Seelenstimmung, die man Gottvertrauen nennt, aufbaut. Mit Gottvertrauen hat die christliche Welt, soweit sie der Stimme des Vaters in Rom lauscht, weithin von einem Pol der Erde zum anderen, am 7. Februar das Gebet um Frieden an den Himmel gerichtet. Gläubigen Herzen bangt fortan nicht; sie wenden hoffnungsvoll die Augen der Zukunft entzogen. In den Domen von Köln, Mainz, Speier, München und Regensburg, wie in den einsam im Tal und auf Bergesspitze gelegenen Kirchen und Kapellen ist ein starkes Gebet an den Thron des Höchsten ergangen und, wir fügen es gern hinzu, in Klosterkirchen und Klosterzellen hat man an jenem siebenten Februar, spät am Abend, sicherlich auch jenes schöne Gebet hinzugesetzt, das aus dem Herzen eines Gottesmannes aus alter großer Zeit an die hehre Mittlerin über den Wolken erflossen ist, das Gebet des hl. Bernhard: »Memorare . . .«. Mag der Gedanke bei ihm verweilen, namentlich in dieser Zeit, die manchmal bedauern läßt, daß St. Bernhard von Clairvaux nicht heute seine mächtige Stimme über die aufgeregten Fluten des sogenannten öffentlichen Geistes schickt. Welche Sprache würde der große Heilige, dessen Denkmal in dem waffenklirrenden Dijon steht, der Deutung, daß eine Bitte, ein Gebet an Gott jemals etwas anderes erflehen könnte als das Wohl der Menschheit ent-



gegengestellt haben; er, welcher dem König von Frankreich in der Angelegenheit des Erzbischofs von Bourges so würdevoll entgegentrat? Um in dieser aufgeregten Zeit nicht Öl ins Feuer zu gießen, wollen wir keine Betonung auf die Nachrichten und die Kommentare legen, welche die Darbringung des Gebetes pro pace in Frankreich begleiten. In den schönen Kathedralen dieses Landes war am 7. Februar gewaltiger Andrang. Die Regierung hatte den Bischöfen Schwierigkeiten gemacht und das öffentliche Gebet erst zugelassen, nachdem sie, die Regierung, dem Gebet für den Frieden den Stempel eines Gebets für den Sieg aufgedrückt hatte. Bei der unendlich schwierigen Lage der Kirche in Frankreich mag man dafür gehalten haben, daß es der Kirche neue Gefahren bringen könnte, wenn man von kirchlicher Seite diese Deutung ausdrücklich ablehne. Es gibt auch im heutigen Frankreich eine gallikanische Richtung, die seit der Trennung von Staat und Kirche und infolge der geminderten Autorität und disziplinarischen Gewalt der Bischöfe unter der Hand zugenommen hat. Alles das war zu erwägen. Man kann fest überzeugt sein, daß dem französischen Volk die Wiederherstellung des Friedens eine sehr hohe Sache ist; gerade in dem Frieden erblickt es die Wohlfahrt des Vaterlandes. So liegt keine Veranlassung vor, die das Gebet pro pace begleitenden Vorgänge in Frankreich über Gebühr ernst zu nehmen. Gott kennt unsere Herzen besser als wir selbst. Außerdem hat der Hirtenbrief des Kardinal-Erzbischofs von Köln alles gesagt, was (nicht über den Hergang jedoch) über den Untergrund der Dinge zu sagen war.

Die atheistische Republik, der Kirche bittere und unversöhnliche Feindin, deren Wille war und ist, alles katholische Leben in Frankreich auszulöschen, steht im Bund mit dem schismatischen Rußland, dessen Feindschaft gegen unseren Glauben nicht geringer ist als jene der Republik. Die Schicksale der ruthenischen Kirche (griechisch-uniert) wissen davon des Herben und Bitteren mehr als genug zu erzählen. Soweit russische

Macht reicht, ist sie verfolgt und zerstört worden; $2^1/_2$ Millionen ihrer Bekenner zogen es vor, nach Nordamerika auszuwandern. Noch stehen die Russen in Galizien und in der Bukowina: überall, wo sie den Fuß hinsetzten, erbebten die Altäre. Wie oft wiederfährt es dem Seeleneifer frommer Priester, selbst einfacher Herzenstat guter Christen, daß sie des „Fanatismus" geziehen werden. Wer da wissen will, was Fanatismus ist, der blicke auf die Russen. Der heilige Hieronymus predigte, als der Strom der Barbaren gegen das Römische Reich sich ergoß, von dem Ansturm der Wölfe des Nordens — septentrionis lupi. Da sind sie, in Lemberg, in den Landschaften um Krakau, weit und breit im galizischen Land, die Wölfe des Nordens. In der Kirche der Dominikaner zu Lemberg, wo sich das herrliche von Thorwaldsens Meisterhand herrührende Grabmal der Gräfin Borkowska befindet, hallt der Schritt der Russen. Die Höhe des historischen „Wawel" in Krakau, das Königsschloß, die Kathedrale, in welcher Sobieski und Koszinski schlafen, Sankt Anna, in deren Gewölbe Kopernikus ruht, all das blickt hinaus in die mit russischen Heeren angefüllte Umgebung. Und wer und was hat sie dahin geführt? Jene Jakobiner an der Seine, nachdem sie selbst den Fuß auf den Nacken des französischen Volkes gesetzt haben. Frei, unbestochen, klaren Blickes würde dieses Volk niemals die Hand zu solchem Werk geboten haben. „Arbre de Cracovie" (Krakauer-Baum) nannte man einstmals einen Baum im Garten des Palais Royal in Paris, in dessen Schatten die Neuigkeitshascher Nachrichten in Polens aufgeregter Zeit tauschten; Nachrichten, die meistens erfunden waren. Seitdem gab man ihm den Sinn; „Baum der Lüge", wie denn überhaupt „aller à Cracovie" soviel als „lügen" bedeutet. Hoffen wir mit Gewißheit, daß die Russen sich bei Krakau im Schatten dieses Baumes befinden; daß ihr Besuch dort recht bald nur wie ein böser Traum erscheinen wird. Doch all dieses Böse ist das Werk des heutigen Frankreich. Wer will es glauben, der sich des gewaltigen Echos erinnert,

welches die Poesie Mickiewicz in Frankreich erweckt hat? Der schönen Sowinskischen Komposition: „De la Pologne apaise les larmes . . .“

Das russische Problem wird der Welt noch manches Rätsel aufgeben; noch mehr als eine Evolution wird es der Welt darbieten. Zur Zeit Katharinas der Großen (Voltaire und Diderot nannten sie „Cathérine le Grand“) hat der Dichter Derzawin, ein Bahnbrecher russischer Poesie, den Rußland beherrschenden Geist zutreffend gezeichnet in der an die Kaiserin gerichteten Ode: „Du, der Kaisaken und Kirgisen gottgleiche große Herrscherin . . .“ Katharina hat ihm dafür eine goldene Tabakdose mit Brillanten geschenkt und eine Pension von zweitausend Rubel angewiesen. In Rußland ist auch heute das Bosche zarja obrani das A und O der Politik — unter gewissen Voraussetzungen. Jedoch hat keine derselben eine beschränkende Bedeutung für die Gewalt des Zaren auf kirchlichem Gebiet. Da hat Derzawin noch heute Recht. Die Kiew'schen Traditionen, älter und bedeutender als die Moskauer, weisen die Russen auf Byzanz und die Südslawen hin. Der Geist, der Kern der russischen Politik ist entschieden europafeindlich. Ihr Sieg würde eine Umwälzung bedeuten, welche auch Frankreich und alles, was ihm vom großen Vermächtnis der Väter heilig ist, erdrücken müßte. Die Einführung der westlichen Zivilisation in Rußland durch Peter den Großen wird von fast allen Russen als ein Fehler angesehen; man lese darüber den Bericht des Fürsten Kaunitz über seine Unterhaltung mit der Fürstin Dashowa, der Freundin Katharinas. Überall das Bild von der slawischen Mission Rußlands. — Zum Überfluß hat es der russische Ministerpräsident Sasanow noch vor wenigen Tagen betont: Rußland will Konstantinopel, die Dardanellen, das Schwarze Meer, die Hegemonie auf der Adria und am Balkan.

Wir nähern uns der Mitte Februar und der Termin rückt heran, an dem man Entscheidungen der Politik Italiens erwartet. Am 18. Februar wird das Parlament in Rom



zusammentreten. Da erscheinen zwei Äußerungen in der italienischen Publizistik, die mehr als anderes auffallen. Die „Perseveranza“ wirft Frankreich, England, Rußland Undankbarkeit gegen Italien vor, denn „die Neutralität Italiens hätte es dem General Joffre ermöglicht, die Seealpen von Truppen zu entblößen und den deutschen Marsch an der Marne zum Stehen zu bringen“. Eine andere italienische Zeitung, die sonst der Kriegshetze der Franzosenfreunde entgegentritt, „La Vittoria“ (siehe „Kölnische Zeitung“ vom 10. Februar, denn der Abdruck dort gibt dem Artikel erst Bedeutung), bringt unter der Überschrift „Nötigenfalls Krieg mit Österreich“ einen Aufsatz, wo die Abtretung von Trient an Italien als Preis seiner Neutralität empfohlen wird.

Ähnliche Andeutungen sind schon vor einigen Tagen in italienischen, auch in deutschen Zeitungen erschienen; überall in hypothetischer Form. Ein deutsches Blatt bemerkt, ein solcher Vorschlag setze jedoch nicht nur Neutralität, sondern Eintreten für Deutschland-Österreich-Ungarn als Bedingung. Die italienische Presse hat die auf Trient und mehr noch gerichteten Wünsche lauter und lauter betont. Wenn so das Geheimnis der Sphinx, das Geheimnis der italienischen Politik, ist, so wollen wir zunächst einen Schritt zurücktreten und — das Angesicht der Sphinx ins Auge fassen. Die „Perseveranza“ beruft sich mit Recht auf den großen Dienst, den Italien mit seiner Auslegung des casus foederis den Franzosen erwiesen hat. — Machen wir kein Hehl daraus, daß uns dieses Kapitel in hohem Grad mißfällt, Trient!

Am 18. Februar ist Eröffnung des italienischen Parlaments und — Ablauf des Termins, der England gestellt ist; dann soll die Seeaktion gegen seine Schiffe und Küsten beginnen. Der Tag kann Bedeutung erlangen in der Weltgeschichte. — Wie immer legt es die englische Politik darauf an, uns neue Feinde zu machen; diesesmal rechnet sie auf die Amerikaner.

XXIX.

Kürzere Besprechungen.

1. Bosch Fr., Die neuere Kritik der Entwicklungstheorien, besonders des Darwinismus. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft, 1914. Köln, Bachem. 136 S. Preis brosch. Mk. 2.40.

Verfasser unterwirft auf Grund gediegener Literaturkenntnisse den Darwinismus, d. h. die Selektionshypothese, einer eingehenden und vernichtenden Kritik; sie sei logisch inkonsequent, nicht einmal „denkmöglich", da ihr ein circulus vitiosus zu grunde liege. Dagegen bietet nach des Verfassers Ansicht die von de Vries aufgestellte Mutationstheorie von der sprunghaften Entstehung in Verbindung mit dem Mendelismus eher die Möglichkeit, das heiß umstrittene Problem zu lösen. Referent möchte indessen auch in dieser Hinsicht nicht allzu große Hoffnungen hegen. Die Behandlung des umfangreichen Stoffes zeugt von philosophischer Schulung; das metaphysische Moment, die Finalität der Naturprozesse wird mit Recht in den Vordergrund gestellt und so bildet die Arbeit Bosch's einen dankens- und lesenswerten Beitrag zum Bau einer modernen Naturphilosophie.

S. K.

2. Justinus Kerners Werke. Auswahl in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Raimund Pissin. Mit Kerners Bildnis in Gravüre, einer Faksimilebeilage und zahlreichen Textbildern. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (1914.) (Goldene Klassiker Bibliothek.) 6 Teile in 2 Bänden. XXII u. 211, 415, 216, 270, 245, 163 S. 8°. In 2 Leinenbänden Mk. 4.—; in 2 Halbfranzbänden Mk. 6.—.

Die vorliegende Ausgabe bietet außer den sämtlichen dichterischen Werken des gemütvollen schwäbischen Dichters von seinen übrigen literarischen Arbeiten dasjenige, was zur Kenntnis der Persönlichkeit Kerners und zum vollen Verständnis seiner



Dichtungen von Wichtigkeit ist. Der I. Teil enthält nach einem vorausgeschickten kurzen Lebensbild das 1849 veröffentlichte prächtige „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", das in Erinnerungen aus den Jahren 1786—1804 die Kinderzeit des Dichters in Ludwigsburg und Maulbronn und die dem Tode seines Vaters folgenden weniger angenehmen Jahre bis zu dem Augenblick schildert, wo das Geschick des jungen Kerner die günstige Wendung nahm und er die Universität Tübingen beziehen konnte. In die harmlose Idylle der eigenen Kinderjahre, mit der sich in den ersten Ludwigsburger Jahren noch Erinnerungen an den Herzog Karl Eugen verbinden, ragt der ernste zeitgeschichtliche Hintergrund herein in den ausführlichen Berichten über die mit der französischen Revolution verflochtenen Lebensschicksale von Kerners Bruder Georg. Außer dem rein biographischen Interesse bietet das „Bilderbuch" manche Beiträge zum Verständnis der „Reiseschatten". Es kann nicht genug bedauert werden, daß der Dichter dem „Bilderbuch" nicht wenigstens noch eine Fortsetzung hat folgen lassen, in der die Studenten- und Wanderjahre geschildert wären. — Der II. Teil bietet Kerners Gedichte: 1. Die „Lyrischen Gedichte", die seinen Dichterruhm begründet haben, mit so unvergänglichen Prachtstücken deutscher Poesie wie „Der reichste Fürst", „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe", „Wohlauf noch getrunken"; 2. den „Letzten Blütenstrauß", in dem neben rührenden lyrischen Klängen die zeitgeschichtlichen Gelegenheitsgedichte zur Revolution von 1848/49 und die Gedichte an Erzherzog Johann und an den Helden Radetzky enthalten sind; 3. die letzte Sammlung „Winterblüten". Eine Nachlese sammelt eine Anzahl von Gedichten aus jüngeren und älteren Jahren, die Kerner selbst in keine der von ihm veröffentlichten Sammlungen aufnahm. Die Einleitung des des Herausgebers zu diesem Band gibt eine Charakteristik von Kerners Lyrik. Eine sehr erwünschte Beigabe ist das alphabetische Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überschriften. Den III. Teil eröffnen die „Reiseschatten" (S. 11—147), Kerners „genialste Dichtung"; diese herrliche Verbindung von romantischer Poesie und Jean Paul'schem Humor, die Goedeke



mit Recht „eines der frischesten und schönsten Erzeugnisse unserer humoristischen Literatur“ genannt hat. Daran schließen sich (S. 149—216) die Dramatischen Dichtungen, unter denen die mit Uhland zusammen verfaßte Posse „Die Bärenritter“ und das „Schattenspiel“ „Der Bärenhäuter im Salzbade“ an Umfang und Bedeutung hervorragen. — Ein Drittel der ganzen Ausgabe, die Teile IV und V, füllt ein Werk, das nicht zu den Arbeiten gehört, mit denen Kerner in der Literaturgeschichte fortlebt: „Die Seherin von Prevorst“, das in seiner Art berühmte Hauptwerk unter denjenigen Schriften Kerners, die seinem spiritistischen Sport dienen. Man könnte darüber streiten, ob dieses Werk in eine Klassikerausgabe paßt. An sich gehört es so wenig zur deutschen Literatur als das verdienstvolle Buch des Arztes Kerner über das Fettgift. Zur Kenntnis des ganzen Kerner, dessen geistige Interessen zu einem so großen Teil in diesen Dingen aufgingen, ist es aber erforderlich, daß man auch dieses Buch kennt, um so mehr, als derjenige, dem diese Kenntnis abgeht, so manche Züge in den Dichtungen Kerners nicht richtig im Sinne des Dichters verstehen kann. Der Anschauung des Herausgebers von dem inneren Wert dieser Dinge kann ich nicht folgen. Lieber hätte ich gesehen, wenn die Einleitung zu diesen beiden Teilen mehr literarhistorisch über die hierher gehörige Reihe von Kerners Schriften orientieren würde, und auch über die literarischen Gegner derselben, unter denen die boshafte aber treffende Persiflage im 4. Buche von Immermanns Münchhausen das bekannteste Stück ist. Für die Ehrlichkeit Kerners bei der Wiedergabe dieser Dinge ist die öde Geistlosigkeit seines Geisterwesens das beste innere Zeugnis. Er seinerseits betrachtet dasselbe vom Standpunkte seiner gläubig christlichen Überzeugungen; das „Zwischenreich“ seiner Spukgeister hat für ihn grundsätzlich dieselbe Bedeutung, die in der katholischen Eschatalogie dem Reinigungsorte zukommt; der lutherisch erzogene Dichter nähert sich darin der katholischen Anschauung, daß er offen als seine Ansicht bekennt, die Mehrzahl derjenigen Menschen, die zu gut für die Hölle sei, sei deshalb doch noch nicht sofort mit dem Tode reif für den Himmel,



sondern noch einer Reinigung bedürftig. Wir sind aber, ohne hier auf weitere Erörterungen darüber einzutreten, der Ansicht daß dann die katholische Lehre vom Purgatorium auch die natürliche Vernunft mehr befriedigen kann, als Kerners „Zwischenreich". — Der VI. Teil endlich bietet die romantische Prosadichtung „Die Heimatlosen", die erst nach Kerners Tode gedruckten „Kleksographien" mit den Originalabbildungen, diese eigentümliche Sammlung von Altersgedichten, die mehr spielend sich in den Gedankengängen des Kernerschen Geisterwesens bewegen, ferner eine Zusammenstellung von kleineren Prosaaufsätzen, darunter die kleine Schrift über die Bestürmung von Weinsberg im Bauernkrieg, und endlich S. 123—162 die Anmerkungen zu allen sechs Teilen.

In den Anmerkungen vermißt man zu Teil III, S. 193, Z. 35 f. eine Notiz über den Heidelberger Paulus und dessen „Sophronizon", über den nur zu einer späteren Stelle (V, S. 102) etwas bemerkt ist. — Die Anmerkung (VI, S. 135) zu Teil V, S. 105, Z. 39 ff.: „Keiner der Herren . . . setzt der Wahrheit zuliebe nur einen Fuß über den Nesenbach", ist unzutreffend. Gemeint ist nur der Nesenbach in Stuttgart: es macht sich keiner von seinen in Stuttgart ansässigen Gegnern die Mühe, deshalb auch nur aus Stuttgart herauszugehen. — Von Druckfehlern ist zu berichtigen: Teil II, S. 33, Z. 19 l. Befreiter (statt Befreier). II, S. 88 muß die Überschrift heißen: „Was sie als meinen" (nicht: was sie alle meinen). IV, S. 262, Z. 6 f. l.: „bei allen widrigen (statt niedrigen) Zufällen", . . . „in den übrigen (statt widrigen) Jahren". IV, S. 267, Z. 26 l. „Monate" (statt Momente). IV, S. 162, Anm. zu S. 120 l. Z. 8—25 (statt 8—11).

Die schöne und billige Kerner-Ausgabe sei bestens empfohlen.

Aachen. Prof. Dr. F. Lauchert.



XXX.

John Henry Kardinal Newman.

Von P. Daniel Feuling O. S. B., Beuron.

Zu Beginn des Jahres 1912 erschien in London das von Wilfrid Ward bearbeitete große Leben Newmans. Es war alsbald unser Wunsch, in diesen Blättern auf das bedeutende Werk hinzuweisen und überhaupt das Interesse der Leser auf Newman, seine Person, sein Wirken und Schaffen zu lenken.[1]) Ist ja doch der große Kardinal bei uns bisher gar wenig gekannt und beachtet, obwohl er wie wenige andere kirchliche und literarische Gestalten der neueren Zeit gekannt und beachtet zu werden verdient. Der Vorsatz, in dieser Richtung eine bescheidene Anregung zu geben, blieb wach, auch als mancherlei Umstände es dem Schreiber dieser Seiten unmöglich machten, ihn sogleich zur Ausführung zu bringen; denn die Bedeutung Newmans und der Wert des Hinweises auf ihn sind sicherlich nicht an die Gunst des Augenblickes gebunden; vielmehr ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß seine Größe und Kraft erst mit dem Fortschritt der Zeit ins volle Licht treten wird.

I.

Es ist am Platze, dem Fernerstehenden in kurzen Worten zu erzählen, welches die Bahn gewesen ist, die Newman hienieden zu durchlaufen hatte. Wir stehen hier vor einem langen Leben, das reich an Inhalt war und das auch heute noch von weitgehender Wirkung ist. Freilich nur flüchtige

1) Vergl. Bd. 59 S. 563 ff., 633; Bd. 99, S. 585 ff., 645 ff., 766 ff., dieser Blätter.



Hervorhebung einiger Hauptlinien wird uns im Rahmen dieses Aufsatzes möglich sein.

John Henry Newman wurde der Welt am 21. Februar 1801 geschenkt. Er war der älteste Sohn eines Londoner Bankiers. Die feinfühlige und wohlgebildete Mutter entstammte einer französischen Hugenottenfamilie. Der Grundton des häuslichen Lebens war überaus edel und namentlich tief religiös. Ein gemäßigter Kalvinismus gab ihm den Hintergrund und übte auf das Gemüt des Knaben einen ersten stillen Einfluß aus. Von Kindheit an wurde Newman, seinem eigenen Berichte gemäß, dazu angeleitet, große Freude am Lesen der hl. Schrift zu finden.

Der Knabe war nicht von gewöhnlichem Schlage. Wir wissen, daß er von sehr früher Zeit an einen auffälligen Sinn für ernste Beschäftigung hatte. So strebte bereits der Elfjährige mit eigentümlicher Zähigkeit darnach, sich durch selbständiges Schreiben in gebundener und ungebundener Sprache zu reicherer Ausdrucksfähigkeit zu erziehen, und er opferte diesem Bemühen mit Freuden seine freie Zeit, die er fast nie aufs Spiel mit den Kameraden verwandte. Auch das musikalische Können und Verstehen pflegte schon der Knabe mit großem Eifer und Erfolg.

Als John Henry im 16. Lebensjahr stand, gewannen ein edler Lehrer und die Lektüre guter Bücher tiefen Einfluß auf sein Inneres und trugen in entscheidender Weise dazu bei, daß sein ganzes Leben und Streben für immer einen ausgesprochen religiösen Charakter annahm. Damals ereignete sich in seiner Seele das, was er zeitlebens seine „Bekehrung“ nannte — ein innerer Vorgang, über dessen Natur er sich nie genauer aussprach, der ihm hinfort ebenso sicher wie seine eigene Existenz blieb, ein Vorgang, der ihm auch nach einem halben Jahrhundert noch evidenter erschien als der Besitz seiner Hände und Füße, und kraft dessen ihm für alle Zukunft zwei und nur zwei Wesen in leuchtender Klarheit als für ihn selber wichtig erschienen: Gott und die eigene Seele.



Ende 1816 wurde Newman an der Universität Oxford als Mitglied des Trinity College immatrikuliert. Im Sommer des folgenden Jahres siedelte er nach Oxford über und begann seine Studien. Diesen oblag er mit eisernem Fleiß und sicherem Erfolg. Namentlich waren es die klassischen und mathematischen Fächer, in denen er sich hervortat. Später pflegte er auch besonders Geschichte und Naturwissenschaften. Im Mai 1818 gewann er ein Stipendium, das ihm für 9 Jahre einen Platz und ein Auskommen an der Universität sicherte. Im Spätherbst 1820 erlangte er den B. A. Grad (Bachelor of Arts). Zwar war das Examen für ihn ein Mißerfolg. Er hatte zuversichtlich gehofft, in der höheren Klasse mit Auszeichnung zu bestehen. Doch er hatte zuviel gearbeitet — 10 bis 15 Stunden täglich —, und im letzten Augenblick versagten seine Nerven. Freilich, wie er später selbst erzählte, betrachtete er dieses Mißgeschick nie als einen Maßstab für seine Begabung, und schon nach wenig mehr als Jahresfrist stellte er sich trotz des Kopfschüttelns seiner Freunde zum Wettbewerb um eine Stelle als Fellow am Oriel College. Das aussichtslos erachtete Unternehmen gelang zum Erstaunen aller, und damit war Newman im April 1822 in eine Stellnng und Umgebung gebracht, welche für ihn und ungezählte andere von unschätzbarer Bedeutung werden sollte.

Denn das Kolleg, dem er nun angehörte, war damals durch die Strebsamkeit und den wissenschaftlichen Ernst seiner Fellows jedem anderen in Oxford weit voraus. Im Kreise der Männer, mit denen er in täglichen Verkehr zu treten hatte, fand er ein reiches Maß von Anregungen, dank welchen er sich in raschem Lauf zu den umfassenden und fruchtbaren Anschauungen durcharbeiten konnte, die später sein ganzes geistiges Geschick bestimmten. Man muß in der „Apologia pro vita sua" nachlesen, wie er stets in Dankbarkeit derer gedachte, die ihn nicht nur denken lehrten, sondern auch durch ihre Unterredungen in eine Richtung wiesen, die ihn bald zum entschiedenen Kämpfer für ein streng dogmatisches

Christentum gegen die antidogmatischen Tendenzen eines mächtig aufstrebenden Liberalismus machte. Sein Leben lang betrachtete er den Tag seiner Aufnahme in Oriel als den Wendepunkt in seinem Leben und als denkwürdigsten aller seiner Tage.

Als Newman Mitglied von Oriel wurde, hatte er bereits den früher gehegten Plan, die juristische Laufbahn zu erwählen, aufgegeben und sich entschlossen, die Sache der anglikanischen Kirche in besonderer Weise zur seinigen zu machen. Das bestimmte denn auch die Richtung seiner nun folgenden Studien, die sich naturgemäß den theologischen Fragen zuwandten. Dabei wurde er durch den ausgesprochen intellektuellen Ton seiner Umgebung zu rastlosem Denken an- und aufgeregt. Er gewann im Umgang mit Männern wie Whately und Hawkins ein sicheres Vertrauen auf seine eigene Kraft und lernte jene Klarheit und Bestimmtheit in Gedanken und Worten, die fortan seine Eigentümlichkeit blieben. Wichtige Gesichtspunkte für das theologische Studium wurden ihm teils durch seine älteren Freunde, teils durch die Bücher, die er las, vermittelt. So leuchtete ihm die Bedeutung der Sakramente, die Stellung der Kirche, die Unentbehrlichkeit der Tradition als Glaubensquelle ein; auch gewann er eine intellektuelle Grundlage und Rechtfertigung seines christlichen Glaubens gerade in jener wichtigen Zeit der theologischen Bildung und Entwicklung. Freilich drohte ihm eine Gefahr: er begann nach einigen Jahren die Verstandesbildung der sittlichen Vervollkommnung vorzuziehen, er lenkte in die Richtung des Liberalismus ein. Da erweckte ihn, wie er selber sagt, um den Jahresbeginn von 1828 in herber Weise eine doppelte Heimsuchung aus seinem Traume: eigene Krankheit und der Tod seiner innig geliebten Schwester Mary. Der so bewirkte Gesinnungswechsel bereitete seinen Geist für neue wichtige Einflüsse und Entfaltungen.

Um diese Zeit nämlich kam er in intimeren Verkehr mit zwei Männern von seltener Art, der eine John Keble, der andere Hurrell Froude. Beide waren für Newman von



außerordentlicher Bedeutung, Keble vor allem durch die tiefe Innigkeit seiner Religiosität, die weiteste Kreise mit Ehrfurcht erfüllte, Froude namentlich dadurch, daß er in dem Freunde langsam den Boden bereitete für eine freundlichere und objektivere Beurteilung der katholischen Kirche und ihm die Verehrung der allerseligsten Jungfrau sowie den Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im Altarssakramente näher brachte. Dazu kam, daß Newman in eben jenem Jahre 1828 damit begann, seine Liebe und Hauptkraft dem systematischen Studium der Kirchenväter zu schenken. Ihre Werke bildeten in Zukunft eine der wichtigsten Quellen für seine theologischen Auffassungen und Beweise; durch die Vertrautheit mit ihnen legte er den Grund für die Wirksamkeit, die ihm nach wenigen Jahren als seine besondere Aufgabe zufallen sollte.

Während Newman unter solch glücklichen Umständen und Einflüssen zunächst seinen eigenen Geist für die noch unbekannte Arbeit der Zukunft heranbilden durfte, eröffnete sich ihm in jenem nämlichen Jahre 1828 ein Wirkungsfeld, in dem er auch schon weitere Kreise für das bevorstehende Werk in der englischen Kirche vorbereiten und empfänglich machen konnte. Er wurde Vikar von St. Mary's, der Pfarr- und Universitätskirche in Oxford, und er begann jene sonntäglichen Nachmittagspredigten, die er während anderthalb Jahrzehnten von der gleichen Kanzel aus hielt, Predigten, in denen er in reinster und durchsichtigster Sprache, ohne jegliche Redekünste, aber mit einem überweltlichen Ernst der Überzeugung seinem geistig hochstehenden Hörerkreis die tiefsten und verborgensten Bedürfnisse und Regungen der Seele las, und mit welchen er langsam und fast unvermerkt einen stets sich vertiefenden, mächtigen Einfluß auf den gesamten Geist und Ton an der Universität ausübte, in einer Weise, die allen Beteiligten fürs Leben unvergeßlich blieb. So fing Newman damals an, eine Macht in Oxford zu werden, und bald sollte er die erste Macht nicht nur in der Universität, sondern in der Kirche seines Landes sein. Denn es nahte die Zeit seines gewaltigsten Wirkens.



Im Winter 1832/33 hatte Newman mit Hurrell Froude eine lange Reise ins mittelländische Meer gemacht. Die Küste Griechenlands, Malta, Sizilien, Rom waren besucht worden. In der ewigen Stadt trennte sich Newman von Hurrell Froude, der mit seinem Vater nach England zurückkehrte. Newman selbst machte eine einsame Reise nach Sizilien. Dort aber befiel ihn ein heftiges Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte: seine Umgebung gab ihn verloren. Er jedoch dachte nicht ans Sterben; er fühlte, daß er nach England zurückkehren würde; denn er habe — so sagte er — dort ein Werk zu tun, eine Aufgabe zu erfüllen. Diesen Gedanken, den er sich nie zu erklären wußte, wurde er nicht mehr los. Ein mächtiges Sehnen zog ihn nach der Heimat zurück. Und als er gegen Sommer den englischen Boden wieder betrat, da begann er in der Tat sein Werk.

Es war ein kritischer Augenblick für die englische Staatskirche. Gerade waren zehn irische Bistümer unterdrückt worden. Ähnliches fürchtete man für England selbst. Befürchtungen über eine kommende Apostasie der Nation wurden laut. Newman erkannte mit Keble und Froude die drohende Gefahr. Er war alsbald entschlossen, im Verein mit Gesinnungsgenossen sein möglichstes zu tun, um die Gefahr zu bannen. Mit der überströmenden Kraft und Freude der eben wiedergewonnenen Gesundheit begab er sich ans Werk. Er suchte den Klerus zu wecken und zum Widerstand aufzurufen. Im September 1833 begann er die Tracts for the times — zeitgemäße Broschüren —, in denen er mit seinen Freunden den liberalen Bestrebungen entgegen und für seine kirchlichen Ideale eintrat. In weiten Kreisen fanden diese Schriften einen lauten Willkomm. Viele Hände waren tätig, sie überall zu verbreiten. Trakt folgte auf Trakt. Bedeutende Kräfte, Pusey allen voran, machten die Sache der „Traktarier" zur ihrigen nnd trugen mit Wort und Schrift zu ihrer Förderung bei. Mit jedem neuen Trakt ging eine neue Welle der Erregung ins Land hinaus, weitere und weitere Ringe bildend. Neue oder doch lang



vergessene kirchlich-religiöse Ideale stiegen auf und rissen Ungezählte mit sich. Die berühmte „Oxforder-Bewegung" hatte begonnen.

Wie Newman der eigentliche Urheber dieser Bewegung war, so blieb er auch ihr tatsächlicher Führer und ihr mächtigster Schriftsteller. Mit unglaublicher Energie und Ausdauer, mit unwiderstehlicher Siegeszuversicht, mit unerschütterlichem Vertrauen auf seine Sache arbeitete er in jeder Richtung für die Rückkehr der anglikanischen Kirche zur altchristlichen Lehre und Übung. Daß eine solche Rückkehr möglich sei, war seine grundlegende Überzeugung und Hoffnung. Und sie schien ihm nicht allein möglich, sondern auch einfachhin notwendig, wenn anders die englische Kirche von der verheerenden Hochflut des Unglaubens, die er in vielen Zeichen sich ankündigen sah, verschont bleiben sollte. Die Kirche, so sagte er sich, und so rief er es aller Welt zu, mußte als die Hüterin und Vermittlerin der Offenbarungslehre und der göttlichen Gnade klarer erkannt und entschiedener anerkannt werden, sie mußte sich selbst in jener Hinsicht mehr als bisher geltend machen. Ihre Sichtbarkeit und Autorität mußten wieder deutlicher erfaßt werden, und im Zusammenhang damit waren die Sakramente als Gnadenmittel und war die kirchliche Disziplin in ihrer Bedeutung bestimmt herauszustellen; auch eine reichere Entfaltung des liturgischen und aszetischen Elements im kirchlichen Leben schien unentbehrlich. Für all seine Forderungen glaubte Newman nicht nur auf die angesehensten älteren Theologen der anglikanischen Kirche, sondern vor allem auch auf die alte christliche Lehre zurückgreifen zu können, wie er sie bei den Vätern vorfand, die im Anglikanismus der Theorie nach wenigstens als Autoritäten und Zeugen in kirchlichen Dingen anerkannt wurden.

All dies nun suchte Newman nicht nur durch die auf weitere Kreise berechneten Trakts, sondern auch durch einläßliche, streng wissenschaftliche Studien und Veröffentlichungen zu verbreiten, zu stützen und zu rechtfertigen. Mit unermüd-



lichem Fleiß und außerordentlicher Selbstüberwindung, alle persönlichen Neigungen hintanstellend, ja verbannend, arbeitete er an den zahlreichen kleineren und größeren Schriften. Wir wissen von ihm, daß er seine Anspannung bei der Niederschrift schwieriger Werke so weit steigerte, daß er sich während der Arbeit fast beständig der Ohnmacht nahe fühlte. Der Aufgabe, die er sich gestellt, stets eingedenk, suchte er sein Bestes zu tun, um der anglikanischen Theologie eine vernünftige Grundlage und einen streng logischen Aufbau zu geben, und in solch weitem Rahmen und Zusammenhang hoffte er gerade das zur zwingenden Geltung zu bringen, was er vom Anglikanismus seiner Zeit in so verhängnisvoller Weise vernachlässigt sah: das katholische Element, wie es bei den Vätern zur Evidenz vorlag. Hand in Hand damit ging das Wirken auf der Kanzel, das er mit immer steigendem Erfolge fortsetzte. Der praktisch sittliche Ernst, der all sein Streben und Arbeiten trug und durchwaltete, kam hier zum reinsten und mächtigsten Ausdruck, und so wurde seine Predigt, von der bald Band um Band im Druck erschien, ein unüberschätzbares Werkzeug für die Weiterentfaltung und Vertiefung der großen religiös-kirchlichen Bewegung der dreißiger Jahre.

Im Laufe von etwa sechs Jahren erreichte Newmans Stellung und Einfluß den Höhepunkt. Die Anhänger, die auf seine Worte gierig lauschten, waren ohne Zahl. Durch das ganze Land hin wurde sein Name geehrt und bewundert. Über seiner Person lag ein geheimnisvoller Zauber. Sein bloßer Anblick auf der Straße beeinflußte das Benehmen der Studenten in Oxford. Die Predigten in St. Mary's wurden immer mehr besucht, ihre Wirkung wuchs beständig. Man hatte das Bewußtsein, daß es ein wahrhaft großer Mann war, der dort in Oxford lebte und wirkte. Viele hatten das Gefühl, als ob einer der großen Kirchenväter, ein Athanasius oder Ambrosius, zur Erde zurückgekommen wäre. Nichtsmehr schien dem Siegeslauf der Oxforder Bewegung Einhalt tun zu können. Und

doch ließen die Verwicklungen nicht mehr lange auf sich warten.

Je mehr Newman mit seinem Anhang die Rückkehr zum Altertum forderte, je deutlicher er seine Forderungen im einzelnen aussprach, um so lauter warfen die Gegner, an denen es natürlich nicht fehlte, die Frage auf, ob denn nicht der eingeschlagene Weg mit Notwendigkeit nach Rom führe. Newman, der durchaus ein Mitglied der anglikanischen Kirche sein und bleiben wollte, war bald gezwungen, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. So konnte er eine Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche, eine Darlegung des Verhältnisses zu ihr nicht umgehen. Er betrat den Boden der Polemik gegen Rom, und einen großen Teil seiner Kraft widmete er dem Kampfe gegen die Kirche, deren Oberhaupt er in seiner Jugend als den Antichrist betrachten gelernt, für die es ihm aber andererseits seit dem intimen Verkehr mit Hurrell Froude nicht an Sympathie und Bewunderung fehlte. Er nahm seinen Stand vornehmlich auf praktischem Gebiet, weil er dort am sichersten Neuerung und Verweltlichung, ja Abfall vom alten christlichen Geiste glaubte feststellen zu können. Andererseits suchte er den Anglikanismus innerlich zu verfestigen und mit einer soliden Basis zu versehen, indem er jene geistreiche, freilich so schwer faßliche Lehre von den „drei Zweigen“ entwickelte und verteidigte, die bis zum heutigen Tage als das Bollwerk der englischen Kirche gilt, und der zufolge die eine von Christus gestiftete Kirche, heute in drei von einander unabhängigen Schwester- oder Zweigkirchen weiterbesteht — jeder Zweig mit seinen eigentümlichen Verdiensten, aber auch mit Mängeln, ja Irrtümern — in der anglikanischen, römischen und griechischen Kirche, jede örtlich begrenzt, jede für sich bestehend und in ihrem Gebiete ausschließlich verpflichtend, und doch alle zusammen nur die eine christliche Kirche: una, catholica et apostolica Ecclesia.

In dem Maße, als die Lehre von der Via media, wie Newman seinen Standpunkt nannte, vor seinem Geiste sich



entfaltete, wuchs auch sein Vertrauen auf sie. Wohl sah er mit aller nur wünschenswerten Klarheit, daß seine Theorie als Ganzes etwas Neues war und der Erhärtung nicht nur durch theologischen Beweis, sondern namentlich auch durch praktische Anerkennung und Durchführung in der englischen Kirche bedurfte. Aber daß diese Erprobung möglich sei, daran setzte er die ganze Hoffnung, deren sein starker Geist fähig war, und in dieser Hoffnung schritt er unverzagt voran, entschlossen, all seine Kraft dem Dienste seiner Kirche zu widmen.

Bis schließlich diese Hoffnung, bis die ganze Theorie, auf die er sie stützte, sich zerschellte; sich zerschellte an dem Grundprinzip, dem er gehuldigt, daß nämlich in Kirchenfragen die altchristliche Kirche eine entscheidende Norm sei; sich zerschellte an der Tatsache, daß die großen Sekten des Altertums, die er entschieden verwarf, genau dieselbe Stellung zur Gesamtkirche einnahmen, wie der Anglikanismus es seit Anbeginn getan; sich zerschellte an dem Widerstand der Autoritäten der englischen Kirche, der ihn plötzlich in völliger Klarheit erkennen ließ, daß die Begründung, die er dem Anglikanismus zu geben versucht, im wirklichen Anglikanismus weder Platz noch Berechtigung hatte.

Die letztere Einsicht kam als ein harter Schlag im Jahre 1841, als Newman den entscheidenden Schritt getan hatte, einen Rechtfertigungsversuch seiner Lehren aus den anerkannten Quellen des Anglikanismus: dem Book of Common Prayer und den 39 Artikeln zu veröffentlichen. Das war Trakt 90. Ein ungeheuerer Sturm, der sich schon lange vorbereitet hatte, entfesselte sich. Von der Universität, von der liberalisierenden Partei der Landeskirche, von den Bischöfen erging Protest auf Protest gegen die „römischen" Lehren des Oxforder Theologen. Newman wurde genötigt, die Trakts aufzugeben. Seine Waffen waren ihm aus der Hand geschlagen. Der Führer der großen Bewegung war tötlich verwundet. Er mußte aus dem Kampfe scheiden. Seine Stellung in der Bewegung war ihm genommen.

Um so mehr, als eben damals aus seinen Studien über das christliche Altertum die erwähnten Zweifel über ihn hereinbrachen und ihm alle frühere Gewißheit nahmen. Rom begann ihm in völlig neuem Lichte zu erscheinen. Klarer und klarer erkannte er die Identität der katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts mit der Kirche eines Leo I. und Gregor I. Auch das, was er als „römische Verderbnisse" in Lehre und Andacht früher so sehr verabscheut hatte, enthüllte sich ihm langsam als die rechtmäßige Entfaltung dessen, was im Altertum schon vorlag. In ernstem Forschen und Beten gewann er die endgültige Überzeugung, daß er als Lehrer in der englischen Kirche keine Stellung mehr haben könne. Demzufolge gab er 1843 sein Amt als Vikar in Oxford auf und zog sich mit einigen Freunden nach Littlemore, einem kleinen, zu seiner bisherigen Pfarrei gehörigen Orte, zurück. In einer tief ergreifenden Predigt über die „Trennung der Freunde" nahm er Abschied von denen, deren Führer und Licht er gewesen. Damit verstummte sein Mund für die anglikanische Kirche. Hinfort lebte er als Laie, seine Zeit in fast monastischer Art zwischen Gebet und Studium teilend. Er rang nach voller Erkenntnis und Wahrheit. Nach langer, allseitiger Prüfung wurde es ihm klar, daß es Pflicht für ihn sei, um Aufnahme in die katholische Kirche zu bitten. Nun zögerte er nicht mehr. Er durchschnitt die Bande, die ihn wie kaum einen andern an die Kirche seiner Vergangenheit knüpften, und am späten Abend des 8. Oktobers 1845 wurde er in Littlemore zugleich mit einigen Freunden von P. Dominikus, dem heiligmäßigen Passionisten, in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen. Er stand im 45. Lebensjahre.

Bei seinen zahlreichen Freunden — und wer hatte je solche Freunde wie Newman! — hinterließ sein Scheiden das wehmütige Gefühl einer unaussprechlichen Leere, eines Verlustes, der nie zu ersetzen war, einer schmerzvollen tiefen Verlassenheit. Für ihn selber aber war die Rückkehr zur Kirche gleich dem Einlaufen in sicheren Hafen nach langer



stürmischer Seefahrt, und das stille Glück, das ihm so zuteil geworden, blieb ohne die leiseste Schwankung und Unterbrechung während der weiteren 45 Jahre, die ihm auf Erden noch beschieden waren.

Es war für ihn eine neue Welt, in der er sich befand, als er nach einigen Monaten Littlemore verlassen hatte und in katholische Umgebung gekommen war. Kurze Zeit schwankte er, ob er im Laienstand bleiben oder aber sich als Priester dem unmittelbaren Dienste Gottes und der Kirche widmen solle. Dr. Wiseman, der spätere Kardinal, nunmehr sein Oberhirte, bestimmte ihn zu letzterem und sandte ihn nach einiger Zeit mit einigen nun gleichfalls katholischen Genossen nach Rom, damit er sich dort an der Propaganda auf die Priesterweihe vorbereite. Diese empfing er Ende Mai 1847. Unterdessen hatte er sich auch mit seinen Freunden entschlossen, Oratorianer zu werden und die Stiftung des hl. Philipp Neri nach England zu verpflanzen. Dem Wunsche des Papstes gemäß machten sie in Rom ein viermonatliches Noviziat durch und kehrten dann am Ende des Jahres nach England zurück. An Maria Lichtmeß 1848 wurde das Oratorium von Birmingham formell eröffnet, und zwar zu Mary-Vale, dem alten Oscott, von wo es später nach Edgbaston, der heutigen Residenz der Oratorianer, verlegt wurde.

Mehr als vierzig Jahre hindurch leitete Newman als Oberer das Haus. Die Arbeiten, Freuden und Leiden, die seine neue Stellung mit sich brachte, bildeten den stillen, stetigen Hintergrund seines weiteren Lebens. Die einzigen Arbeiten, Freuden und Leiden waren es freilich keineswegs. Denn hatte er nun auch keine eigentliche Entwicklung mehr durchzumachen; wußte er sich auch nicht mehr auf der Suche, sondern im sicheren Besitz, so war sein Geist doch nicht untätig; vielmehr zeigte sich Newman, solange die Kraft und die Umstände es erlaubten, stets freudig bereit, jegliche Arbeit und Anstrengung auf sich zu nehmen, wenn es galt der Wahrheit, der Kirche, den Seelen zu dienen. Zwar folgten



die literarischen Veröffentlichungen nicht mehr in dem raschen Zeitmaß aufeinander, wie es während der Erregung der Oxforder Bewegung der Fall gewesen, wo er etwa jährlich einen ansehnlichen Band in die Welt hinausgesandt hatte; aber sie zeigten dafür nunmehr unverkennbar einen wärmeren Ton, und nach dem Urteil eines angesehenen anglikanischen Literaturkritikers (R. H. Hutton) blühte in dieser katholischen Periode sein schriftstellerischer Genius zu einer Kraft und Freiheit empor, die er in der protestantischen Zeit nie erreicht hatte.

Ungeheueres Aufsehen erregten die Vorträge über die „Schwierigkeiten der Anglikaner", welche er 1850 in London hielt. Ähnliches ist von den Vorträgen zu sagen, die er im folgenden Jahre zu Birmingham über die Stellung der Katholiken in England übernahm. Freilich hatten die letzteren peinliche und aufregende Folgen. Newman hatte darin einen abtrünnigen italienischen Dominikaner namens Achilli, der in anstößiger Weise die katholische Kirche bekämpfte, heftig mitgenommen und kühn entlarvt. Achilli verklagte seinen Gegner vor Gericht. Er hatte das bitterste Vorurteil der Richter auf seiner Seite; denn damals, nach der Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England, gingen im englischen Volke die Wogen der Erregung gegen alles Katholische ungemein hoch. Mit Absicht verschleppte man den Prozeß. Unter außerordentlichen Kosten mußte Newman aus Rom und anderen italienischen Orten Zeugen kommen lassen und sie in England festhalten und versorgen. Trotz mehr als hinreichender Evidenz zu seinen Gunsten wurde er Mitte 1853 von den Geschworenen für schuldig erklärt und zur Tragung der Kosten verurteilt. Tat dies auch Newmans Ehre keinen Eintrag, da man selbst auf protestantischer Seite die völlige Ungerechtigkeit des Urteils anerkannte, so war es doch ein äußerer Mißerfolg in einer Sache, die Newman außerordentlich viel Arbeit und Sorge verursacht hatte, ein Mißerfolg, auf den bald andere schwerere Enttäuschungen folgen sollten. Denn lange wollte es scheinen, als ob sein



Wirken für die katholische Sache fruchtlos sein und an der Teilnahmslosigkeit, ja dem positiven Widerstand derer scheitern müsse, für die er sich nützlich machen wollte.

Noch ehe er von den Sorgen des Achilli-Prozesses befreit war, wurde ein schweres Unternehmen auf seine Schultern gelegt. Er sollte in Dublin eine katholische Universität grundlegen und organisieren. 1851 hatte er das Amt des Rektors angenommen, aber zwei Jahre lang ließen ihn die Autoritäten, von denen alles abhing, die irischen Bischöfe, völlig im Stiche. Und als die Sache dann schließlich mit Mühe und Not in Gang kam, stieß Newman fast überall auf die größten Schwierigkeiten: bei den Bischöfen, die ihm nicht die nötige Freiheit ließen, bei den in Frage kommenden Irländern, die einen Engländer ungern sahen, bei den Engländern, die ihre Söhne nicht an eine irische Universität schicken wollten. Sieben Jahre lang arbeitete Newman unermüdet, aber mit stets sinkender Hoffnung. Im Sommer 1858 sprach er sein letztes Wort als Rektor, legte sein Amt nieder und kehrte mit dem Bewußtsein nach England zurück, daß Mangel an Wohlwollen und Einsicht an maßgebender Stelle ein Unternehmen erfolglos hatte werden lassen, das unter besseren Verhältnissen von äußerstem Segen hätte sein können.

Erfolglos blieb auch ein Werk, das er nunmehr auf Drängen der englischen Bischöfe in die Hand nahm. Es sollte eine neue Übersetzung der hl. Schrift veranstaltet werden, bei der Newman die Leitung und namentlich die Revision übernehmen sollte. Im Zusammenhang damit gedachte Newman einen prinzipiellen Beitrag zur Verteidigung der hl. Schrift und des Offenbarungsglaubens zu bieten. Allein nachdem er mit einer Reihe von angesehenen Mitarbeitern bereits ein gutes Stück mühsamer Arbeit geleistet hatte, blieb auch dieses Unternehmen ohne tätige Hilfe; Newman sah sich genötigt, die Arbeit einzustellen, und so ging das katholische England eines Werkes verlustig, das bis zum heutigen Tage noch nicht getan ist, und für das sich nie ein Mann erhoffen



läßt, der dazu in gleicher Weise wie Newman die Fähigkeit hätte.

Schmerzlichere Enttäuschungen folgten. Schon lange war es ihm mancherorts übel genommen worden, daß er nicht direkt und in erster Linie darauf ausgegangen war, Konvertiten zu machen; die Zurückhaltung, die er, eigener Erfahrungen eingedenk, hierin bewahrte, wurde ihm als Gleichgültigkeit ausgelegt. Seine duldende Rücksichtnahme sodann auf solche, die liberalisierende Neigungen hegten, brachten ihm den Ruf, daß er selbst ein Liberaler sei. Mißverstandene Stellen seiner Werke wurden zum Mittel schwerer Verdächtigungen gemacht. Seine von oben her angeregten Beziehungen zu Zeitschriften, wie es der „Rambler“ und „Home and foreign Review“ waren, halfen dazu, ihn in Rom in ein schiefes Licht zu stellen. Als er den Fall der weltlichen Macht des Papstes voraussagte, warf man ihm Untreue gegen den hl. Stuhl vor. Kurz, was immer er tat, gab Anlaß zu unfreundlicher Kritik und heftigen Anfeindungen. Was ihn dabei vor allem schmerzte, war der Umstand, daß gerade seine früheren Freunde, W. G. Ward und Manning, ihm am meisten mißtrauten und ihren Einfluß in steigendem Maße gegen ihn geltend machten.

So folgten sich Ereignisse niederdrückendster Art in raschem Aufeinander. Newman verzweifelte an einem gedeihlichen Wirken in der Öffentlichkeit und beschränkte sich mehr und mehr auf die verborgenere Tätigkeit auf der Kanzel, in der Schule, sowie in den häuslichen Arbeiten des Oratoriums. Mit Wehmut gedachte er, dem Gutes zu tun ein so tiefes Bedürfnis war, vergangener Zeiten, wo er in so reichem Maße zum Besten anderer hatte wirken können.

Da brachte ihm das Jahr 1864 ganz unerwartet eine Gelegenheit, wieder hervorzutreten. Charles Kingsley, ein anglikanischer Geistlicher und populärer Schriftsteller, hatte gegen den katholischen Klerus im allgemeinen den Vorwurf erhoben, daß ihm die Wahrheit um ihrer selbst willen nicht am Herzen gelegen sei, und er berief sich darauf, daß Father



Newman gesagt habe, das sei auch gar nicht nötig, ja es wäre nicht einmal gut. Der Aufforderung, die Verdächtigung zurückzunehmen, entsprach Kingsley nicht in genügender Weise und so folgte eine öffentliche Korrespondenz, die das größte Aufsehen erregte. Als nun Kingsley gar mit einer ganzen Broschüre voll der unerhörtesten Anklagen und Verdächtigungen hervortrat, hielt es Newman für seine Pflicht, in seinem persönlichen Interesse und im Interesse seiner Mitpriester einläßlich zu antworten. Da Kingsley das tiefgewurzelte Vorurteil der englischen Protestanten gegen Newman und dessen Verhalten vor seiner Konversion auf seiner Seite hatte und allenthalben verwertete, den Verdacht nämlich, daß er es damals an Offenheit und Aufrichtigkeit habe fehlen lassen, und daß er lange Jahre hindurch das ihm geschenkte Vertrauen bewußterweise zu Gunsten Roms mißbraucht habe, entschloß sich Newman, seinen inneren Werdegang zu schildern und zu seiner Verteidigung die Geschichte seiner religiösen Anschauungen zu schreiben.

Was er zu tun beschlossen hatte, führte er mit namenloser Energie und Schnelligkeit auch aus. An sieben aufeinanderfolgenden Donnerstagen erschien in Form von Broschüren die Geschichte seiner Konversion, die er später als einheitliches Buch unter dem Titel „Apologia pro vita sua“ neu herausgab. Es war eine ungeheure Arbeit, der er sich unterzog. Im Laufe von je einer Woche hatte er den Stoff für den folgenden Teil zu sammeln, zu sichten, zu verarbeiten, die Niederschrift zu besorgen und die Druckbogen zu verbessern. Oft schrieb er bis zu 15 Stunden im im Tag, einmal arbeitete er 22 Stunden ohne Unterbrechung. Es war ihm eine schmerzliche Prüfung, über seine innersten Gedanken vor der ganzen Welt Rechenschaft ablegen zu müssen, und er war bei seiner Arbeit fast beständig in Tränen. Aber seine Mühe und Selbstüberwindung wurden reichlich belohnt. Das Buch, das er so rasch vollendete, wurde sofort in seinem unvergänglichen Werte erkannt. Mit fieberhaftem Interesse erwartete und verschlang ganz England



die wöchentlichen Lieferungen. Der Erfolg war ein ungeheurer. Wie mit einem Schlage war Newman's Stellung eine völlig andere. Er hatte die Achtung und Bewunderung seines Landes im höchsten Grade wiedergewonnen, und er hatte seiner Kirche einen unschätzbaren, einen geradezu säkularen Dienst erwiesen, er hatte den katholischen Glauben bei seinen Landsleuten in ein gänzlich neues Licht gesetzt und den katholischen Priesterstand in seiner Person glänzend gerechtfertigt. Die Apologia bedeutete einen Wendepunkt nicht nur im Leben Newman's, sondern auch in der Stellung der Katholiken in England.

So waren die traurigen Tage der Entmutigung und Enttäuschung vorüber und neue Hoffnungen kehrten in das Herz des schon in vorgeschrittenem Alter stehenden Priesters ein. Freilich fehlte es auch jetzt nicht an empfindlichen Prüfungen. Zweimal traf er auf Anregung seines Bischofs weitgehende Vorbereitungen zur Gründung eines Oratoriums in Oxford, und beidemale wurde ihm im letzten Augenblick untersagt, sich nach Oxford zu begeben, da seine einflußreichen Gegner den Gedanken an seinen zu erwartenden Einfluß nicht ertragen konnten. Im Zusammenhang damit erlebte er den großen Schmerz, daß er wiederum in Rom verklagt und verdächtigt wurde, so daß er sich schließlich dafür entschied, zwei seiner Oratorianer zu seiner Rechtfertigung nach Rom zu senden, was sehr am Platze und von befriedigendem Erfolge war.

Dann kam die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit, die, wie anderswo, so auch in England manche selbst gutmeinende Kreise mit Besorgnis erfüllte, zumal es nicht an solchen fehlte, die für eine übertriebene und dogmatisch nicht zu rechtfertigende Auffassung der Lehre Propaganda machten. Daß gerade Manning und Ward zu dieser Partei gehörten, war für Newman eine besondere Prüfung und wiederum ein Anlaß zu manchen bitteren Anklagen. Letzteres war um so mehr der Fall, als Newman, der persönlich schon längst die Unfehlbarkeit des Papstes festhielt, aus Sorge um andere

eine Definition der Lehre nicht wünschte, da er traurige Folgen für gewisse Geister befürchtete. Während der Tage des Konzils war er infolgedessen nicht frei von Bangigkeit, die er auch brieflich seinem Bischof Ullathorne aussprach — in einem Schreiben, das durch einen Vertrauensbruch von fremder Hand der Öffentlichkeit übergeben und viel besprochen, aber auch mißverstanden wurde. Als die Definition tatsächlich erfolgt war, hatte er keinerlei Schwierigkeiten und Bedenken, sich ihr zu unterwerfen; er tat auch, was in seinen Kräften stand, um andere aufzuklären und zu beruhigen; und als nach einigen Jahren Gladstone einen heftigen Angriff auf das Dogma machte, trat ihm Newman in einem ausführlichen, offenen Briefe an den Herzog von Norfolk erfolgreich entgegen.

Die siebziger Jahre vergingen in stiller Arbeit. Daß er zu großer, geistiger Anstrengung, wie solche für die Abfassung ernsterer Werke nötig ist, nicht mehr fähig war, fühlte der greise Oratorianer immer mehr. Er erwartete nun nichts mehr von sich, noch für sich, in stiller Gelassenheit schaute er dem Ende seiner irdischen Tage entgegen. Deshalb verwandte er nun die Zeit, die ihm die Geschäfte des Alltags ließen, darauf, seine Papiere und Briefschaften zu ordnen, was viel Geduld und Ausdauer brauchte, da gar vieles durchzusehen war. Auch schenkte er der kritischen Neuherausgabe seiner zahlreichen Schriften einen ansehnlichen Teil seiner Kraft. Wenn diese Arbeiten besorgt waren, wollte er freudig sterben.

Da brachte ihm das Jahr 1877 eine unverhoffte Ehrung. Das Kolleg, dem er als Student in Oxford angehört hatte, Trinity, ernannte ihn zum Ehrenfellow. Welche Genugtuug war es ihm, auf diese Weise wieder ein Mitglied der Universität zu werden, der er die besten Jahre des Lebens gewidmet, an der er einst zu sterben gehofft hatte! Früh im folgenden Jahre machte er, der ihm gewordenen Einladung folgend, Oxford und seinem alten Kolleg einen Besuch, den ersten nach mehr als dreißig Jahren.



Eine andere, weit höhere und bedeutungsvollere Ehrung stand nahe bevor. Zu Beginn des Jahres 1879 kam ihm völlig unerwartet die Kunde zu, daß Papst Leo XIII. ihn zur Kardinalswürde zu erheben gedenke. So war es in der Tat. Nun endlich, als er jede Hoffnung auf Anerkennung durch die kirchliche Autorität längst aufgegeben hatte, kam von der höchsten Stelle diese Auszeichnung als ein Lohn für seine Treue, seinen Gehorsam, seine Arbeit im Dienste der Kirche. Einen Augenblick freilich schien es noch, als ob auch diesmal die Erhebung zu hoher Würde verhindert werden sollte, ähnlich wie es etwa fünfundzwanzig Jahre zuvor tatsächlich geschehen war, als ihm von Rom die Bischofswürde versprochen worden war. Aber bald war alles geklärt und gesichert. Im April reiste Newman nach Rom, wo er am 12. Mai den roten Hut erhielt, und zwar mit der ganz außergewöhnlichen Erlaubnis, als Oberer des Oratoriums in Birmingham leben zu dürfen.

Im Oratorium lebte er denn auch während der übrigen Jahre seiner irdischen Laufbahn. Es war ein glücklicher, friedvoller Lebensabend, den er in der Sorge um sein Haus, in Wohltun und in Übungen der Frömmigkeit verbrachte. Er fühlte es, daß sein Leben im Grunde genommen ein äußerst segensreiches gewesen, und es konnte ihm auch kaum entgehen, daß seine Erhebung zum Kardinalat das Werk seines Lebens vollendete und besiegelte. Mehr als hundert Bände geschicktester Polemik half zur Versöhnung englischen Denkens und Fühlens mit Rom und katholischem Leben die Ehrung des Mannes, der einst in der anglikanischen Kirche so einzig gewirkt hatte und der seit der Veröffentlichung der Apologia vom ganzen englischen Volke so aufrichtig verehrt und bewundert wurde. So kam es dann, daß, als Newman am 11. August 1890 nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden war, ein allgemeiner Schmerz durch England, durch das protestantische ebenso wie durch das katholische ging. Man fühlte, daß einer der größten und edelsten Männer, die je in England gelebt, von hinnen gegangen

war. Man hatte den Eindruck, daß ein leuchtender Stern am geistigen Himmel sich dem Blicke der Erde entzogen hatte. Man empfand das Heimweh, das nur beim Tode der Nächsten und Liebsten sich geltend macht. Denn Kardinal Newman war Unzähligen ein Bringer geistigen Lebens und ein geistlicher Führer, Vater und Freund gewesen.

XXXI.

Die Ablässe der römischen Kirchen im Mittelalter.

Von Dr. N. Paulus, München.

(Schluß.)

Für den Besuch der drei Hauptkirchen S. Peter, S. Paul und Lateran im Jubeljahre 1350 hat bekanntlich Klemens VI. in der Bulle Unigenitus vom 27. Januar 1343 einen vollkommenen Ablaß gewährt. Bei dieser Gelegenheit bestätigte und erneuerte der Papst auch alle früheren von ihm selbst oder seinen Vorgängern den römischen Kirchen erteilten Ablässe. Während aber in der echten Jubiläumsbulle Unigenitus diese Ablässe nur ganz allgemein erwähnt werden (omnes et singulas indulgentias), ist in der zur Zeit des Jubiläums im Jahre 1350 verbreiteten gefälschten Bulle Ad memoriam[1]) die Rede von „unzähligen" Ablässen, welche 203 Päpste der Stadt Rom verliehen hätten, wie sich dies aus „authentischen" Schriften ergebe.[2]) Es muß also damals schon die Meinung verbreitet gewesen sein, daß man durch den Besuch der römischen Kirchen „unzählige" Ablässe gewinnen könne.[3])

1) Über diese Fälschung vgl. Theologie und Glaube 1913, 533 f.

2) Amort, De origine ... indulgentiarum I, Augsburg 1735, 84.

3) In den Offenbarungen der hl. Birgitta, die 1347 nach Rom kam, heißt es, die Ablässe der römischen Kirchen seien „größer als die Menschen glauben können". Revelationes Sanctae Birgitta II, Rom 1628, 173.



Leider ist aus der ersten Hälfte und der Mitte des 14. Jahrhunderts keine Schrift bekannt, in welcher die damaligen Ablässe der römischen Kirchen aufgezählt würden. Aber Pilgerschriften aus den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts können uns einen Begriff geben von den „unzähligen" Ablässen, die bereits um 1350 den Rompilgern in Aussicht gestellt wurden.

Von besonderem Interesse ist eine deutsche Beschreibung der römischen Heiligtümer, die der Augustinerprior Leupold von Wien auf Ersuchen eines Johann von Lichtenstein im im Jahre 1377 verfaßt hat, nachdem er selber kurz zuvor in Rom gewesen war.[1]) Leupold weiß zu berichten von überaus großen und zahlreichen Ablässen, von denen hier nur die vornehmsten erwähnt werden können. Zunächst spricht er von den sieben Hauptkirchen, die ganz besonders „mit großen Ablässen" von den Päpsten ausgezeichnet worden. In S. Peter können an den Tagen, wo das Christusbild der Veronika gezeigt wird, die Römer 3000 Jahre, die anderen Italiener 9000, jene aber, die von jenseits der Berge und des Meeres kommen, 12000 Jahre „Antlaß" und ebensoviele „Charreid" (Karenen, Quadragenen) gewinnen; dazu wird noch vergeben „der dritte Teil aller Sünden" (d. h. aller Sündenstrafen). Für jeden Besuch der Kirche hat Papst Silvester 28 Jahre und ebensoviele Quadragenen verheißen, zudem einen Erlaß des dritten Teils aller Sünden. Wer aber den Altar des hl. Petrus andächtig besucht, „der ist ledig aller seiner vergessenen Sünden; und was man Gelübde hat zerbrochen, und daß man Vater und Mutter hat erzürnt, ohne daß man die Hand sträflich an sie hat gelegt, das ist alles vergeben von dem heiligen Papst Gregori, und darzu hat man 28 Jahre Antlaß und alsoviel Charreid." Von Auffahrt Christi bis Mariä Himmelfahrt „ist alle Tag

---

1) Veröffentlicht von J. Haupt in der Österreichischen Vierteljahresschrift für katholische Theologie X, Wien 1871, 511 ff. Vgl. dazu W. A. Neumann, ebenda XI, 20 ff.

14000 Jahre mehr Antlaß"; in der Pfingstwoche aber, an S. Peters Tag und am Feste Mariä Himmelfahrt sind noch „1000 Jahre mehr". Am Kirchweihfeste (18. Nov.) sind 7000 Jahre und ebensoviele Quadragenen. Beim Besuche des Friedhofes neben der Peterskirche gewinnt man 1500 Jahre.

Bei S. Paul ist täglich ein Ablaß von 48 Jahren und 48 Quadragenen; an den Festen des Apostels sind 1000 Jahre mehr; am Kirchweihfeste (18. Nov.) 7000 Jahre und ebensoviele Quadragenen, dazu Erlaß des dritten Teils der Sünden. In der Laterankirche „ist alle Tag Antlaß und Ledigung aller Süuden", d. h. vollkommener Ablaß, von Papst Silvester auf Ansuchen des Kaisers Konstantin erteilt. Die Kapelle Sancta Sanctorum neben dem Lateran erfreut sich eines Ablasses von 7000 Jahren. S. Maria Major hat von Mariä Himmelfahrt bis Maria Geburt und in der Oktave des Kirchweihfestes alle Tage 14000 Jahre und Erlaß des dritten Teils aller Sünden. In S. Laurentius ist „Ablaß aller Sünden". „In derselben Kirche sind alle Tag 7000 Jahre Ablaß und soviel Charreid und des dritten Teils aller Sünden"; in der Fastenzeit aber ist der Ablaß doppelt.[1]) „Und wer die Kirche besucht ein ganz Jahr an dem Mittwoch, der erlöst eine Seele aus dem Fegfeuer. Das hat verdient S. Lorenz der Martrer Gottes". Die Kirche vom Hl. Kreuz hat alle Sonntage und Mittwoche 254 Jahre, an den anderen Tagen 127 Jahre, in der Fastenzeit aber das Doppelte. Bei S. Sebastianus ist „Antlaß aller Sünden". Neben der Kirche ist eine Kapelle mit einem Brunnen, in welchem die Leiber der Apostel Petrus und Paulus 700 Jahre gelegen haben; „da ist soviel Ablaß als in S. Peters Kirche", zudem „Antlaß aller Sünden" an einem Sonntag im Mai; und die Päpste

1) Daß in der Fastenzeit der Ablaß doppelt ist, wird auch bei anderen Kirchen hervorgehoben.

Silvester, Gregorius, Alexander, Pelagius, Nikolaus, Honorius haben dazu gegeben jeder 1000 Jahre Ablaß.

Auf dem Friedhofe von S. Calixtus ist „Ablaß aller Sünden"; ebenso in der Kirche der Ketten Petri am 1. August. Dann folgen die Ablässe der übrigen Kirchen, die sich ebenfalls öfters auf Hunderte und Tausende von Jahren belaufen und in der Fastenzeit stets verdoppelt werden. Auch an vollkommenen Ablässen fehlt es nicht, so bei S. Cyrus und Johannes, Maria Rotunda, Maria de Aqua salina. Ebenso wird noch ein Ablaß für die Verstorbenen erwähnt: „Zu S. Johann vor der guldenen Pforte, da ist die Erlösung einer Seele aus dem Fegfeuer." Merkwürdig ist auch folgendes Privilegium: „Im Lateran zwischen einem Gemäuer eines alten Palastes ist Unserer Frau Kapelle und heißt Unsere Frau von der Hölle. Wer in Andacht darin geht, der freiet sich sicher von der Hölle." Leupold schließt seine Schilderung der römischen Pilgerfahrt mit den Worten: „Und ob ein Mensch stirbt auf dem Weg, der gern wollte seine Sünden büßen, sicherlich ist er aller ledig vor Gott, sie seien tödlich oder läßlich." [1])

Ein Seitenstück zu der Beschreibung des deutschen Augustiners bildet eine anonyme um 1370 verfaßte Bearbeitung in englischen Versen.[2]) Im wesentlichen stimmen beide Schriften miteinander überein, wenn auch bisweilen mehr oder weniger bedeutende Abweichungen vorkommmen, was ja bei Zahlenangaben, die beim Abschreiben leicht abgeändert werden, nicht wundernehmen darf.

Größere Verschiedenheiten finden sich in einem niederländischen Verzeichnis der Ablässe der sieben Hauptkirchen Roms, das nach der Vermutung des Herausgebers um 1374

1) In der Jubiläumsbulle Unigenitus erklärte auch Klemens VI., daß die Pilger, die unterwegs sterben, den vollkommenen Ablaß gewinnen sollen, falls sie nur ihre Sünden reumütig gebeichtet haben.

2) The stacions of Rome, veröffentlicht von Fr. Furnival in Publications of the Early English Text Society XXV, London 1867, 1—24.



geschrieben worden wäre.[1]) Es dürfte indessen aus einer späteren Zeit stammen, da einige Angaben darin vorkommen, die wohl in späteren Beschreibungen, aber noch nicht bei Leupold und in der englischen Schilderung aus den siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts zu finden sind. So wird z. B. bei der Aufzählung der Ablässe der Laterankirche bemerkt, Papst Silvester habe soviel Jahre Ablaß erteilt, „als Wassertropfen an einem Tage regneten"; zudem sind aus Ablässen von 48 oder 100 Jahren durch Beifügung eines M bereits solche von 48000 oder 100000 Jahren geworden.

Verschiedene wörtliche Übereinstimmungen zeigen deutlich genug, daß diese alten Pilgerschriften auf einer gemeinsamen Vorlage beruhen. In Rom gab es also schon vor 1370 ein zum Gebrauche der Pilger hergestelltes Verzeichnis der Kirchen und ihrer Ablässe. Vielleicht wird es noch gelingen, diese Grundlage der späteren römischen Ablaßlisten in irgendeiner Bibliothek aufzufinden.[2]) In einer Vatikanischen Handschrift findet sich ein Verzeichnis aus dem Jahre 1375, das aber nur einen Teil der damals bekannt gemachten Ablässe zu enthalten scheint.[3]) Es wäre zu wünschen, daß einer der Gelehrten, die sich in Rom aufhalten, dies Verzeichnis veröffentliche.

Was den Ursprung dieser Ablässe betrifft, so kann keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten davon unecht sind. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, unter Nikolaus IV. († 1292), belief sich der höchste Ablaß, der von Päpsten den

1) De Aflaten der zeven kerken van Rome, veröffentlicht von N. C. Kist in Archief vor Kerkelijke Geschiedenis VI, Leiden 1835, 303 ff.

2) G. B. de Rossi (La Roma sotteranea cristiana I, Rom 1884, 162 f.) kannte wohl Verzeichnisse aus dem 15. und dem Ende des 14. Jahrhunderts, aber keines aus früherer Zeit.

3) Erwähnt bei G. Parthey, Mirabilia Romae, Berlin 1869, 62. Am Schlusse der Liste heißt es: In ecclesia S. Petri ad vincula est vera remissio omnium peccatorum. Vgl. dazu die Einleitung XIII. Fr. M. Nichols, Mirabilia urbis Romae, London 1889, XX.



Rompilgern verheißen war, auf 7 Jahre und 7 Quadragenen. Die vielen Ablässe von mehreren hundert oder tausend Jahren, wie auch die vollkommenen Ablässe und jene für die Verstorbenen, sind nicht von Päpsten bewilligt worden; man hat sie vielmehr im Laufe des 14. Jahrhunderts erdichtet, nachdem die Päpste die ewige Stadt verlassen hatten, um in Avignon sich niederzulassen. Es ist wohl möglich, daß schon von alters her in Volkskreisen die Sage umging, man könne durch den Besuch dieser oder jener römischen Kirche Nachlassung der Sünden erhalten. Eine ähnliche Wirksamkeit haben Volkssagen auch anderen heiligen Stätten zugeschrieben. So war schon im 8. Jahrhundert der Glaube verbreitet, daß man zu Jerusalem in der Himmelfahrtskirche auf dem Ölberge aller Sünden ledig werden könne. Diese Befreiung von den Sünden, die man in jener Kirche zu finden hoffte, darf nicht als Ablaß betrachtet werden. Es handelt sich bloß um einen abergläubischen Volksbrauch, dem man auch bei nichtchristlichen Völkern begegnet.[1]) Solche abergläubische Gebräuche kamen im früheren Mittelalter wohl auch in Rom vor. Die Meinung, daß man z. B. in der Kirche des hl. Sebastianus die Nachlassung aller Sünden finden könne, mag schon zu einer Zeit verbreitet gewesen sein, da es noch keine Ablässe für Kirchenbesuch gab. Nach dem Aufkommen dieser Ablässe wäre dann aus der früheren mehr oder weniger unbestimmten Nachlassung aller Sünden allmählich ein vollkommener Ablaß geworden. Ähnlich verhält es sich vielleicht mit der Meinung, daß man in dieser oder jener Kirche eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen könne. Anfänglich mag man die privilegierte Kirche zum Troste der Seelen im Fegfeuer besucht haben, ohne an einen Ablaß zu denken. Nachdem es aber im 13. Jahrhundert gebräuchlich geworden, von Ablässen für die Verstorbenen zu reden, mag sehr leicht geschehen sein, daß man die schon früher verheißene „Erlösung einer Seele

1) Vgl. Theologie und Glaube 1913, 3.

aus dem Fegfeuer" mit dem Ablaß in Verbindung brachte. Mögen aber auch etliche Ablässe in dieser Weise aus älteren Volkssagen und Gebräuchen allmählich entstanden sein, so darf doch als sicher gelten, daß die meisten der großen Ablässe, die in den alten römischen Pilgerschriften verzeichnet sind, im Laufe des 14 Jahrhunderts einfach erdichtet wurden. In Abwesenheit der Päpste konnten die Fälschungen leichter verübt werden. Zu tadeln ist aber, daß die kirchliche Autorität nicht gleich am Anfange gegen die maßlos übertriebenen Ablässe energisch eingeschritten sei. Auch in der Folgezeit hört man nie etwas von einer Verwahruug der kirchlichen Behörden gegen die öffentlich verbreiteten Ablaßverzeichnisse. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die leichtgläubigen mittelalterlichen Pilger diesen Verzeichnissen volles Vertrauen schenkten. Hat doch sogar ein öffentlicher Notar im Jahre 1384 die fabelhaften Ablässe, welche die Päpste Silvester, Gregor und Pelagius der Peterskirche erteilt haben sollen, urkundlich beglaubigt.[1])

Was den Pilgern über die vielen Ablässe in Rom mündlich mitgeteilt wurde oder was sie in schriftlichen Verzeichnissen vorfanden, haben manche von ihnen in ihre eigenen Aufzeichnungen aufgenommen. In neuerer Zeit sind verschiedene dieser Pilgerschriften herausgegeben worden, so zwei anonyme englische Schilderungen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, die eine in Prosa,[2]) die andere in Versen;[3]) sodann eine weitere englische Schrift des Augustinerprovinzials John Capgrave, ebenfalls aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.[4]) Als im Jahre 1462 der englische Geistliche William Wey eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, kam er auch nach Rom und verzeichnete bei dieser Gelegen-

1) Die Urkunde mitgeteilt von Kehr in Göttinger Nachrichten 1900, 139 f.

2) Publications of the Early English Text Society XXV, London 1867, 31 ff.

3) Ebenda XV (1866), 113 ff.

4) Ye solace of pilgrims, hrsg. von C. A. Mills, Oxford 1911.



heit die Ablässe, die man durch den Besuch der römischen Kirchen gewinnen konnte.[1]) Er beruft sich dabei ausdrücklich auf „alte Schriften der Römer“ (in antiquis Romanorum libris scriptum est). Seine Ausführungen schließt er denn auch mit denselben Worten, die schon etwa hundert Jahre früher der Wiener Augustiner Leupold in dem römischen Pilgerführer seiner Zeit vorgefunden hatte.[2])

Von deutschen Rompilgern sind die Schriften des Nürnberger Ratsherrn Nikolaus Muffel (1452)[3]) und des Kölner Ritters Arnold von Harff (1496)[4]) in Druck erschienen.

Der römische Pilgerführer, der allen diesen Schriften zugrunde liegt, ist bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Die älteste Ausgabe ist vielleicht jene, die unter dem Titel Indulgentie Rome 1475 in Rom erschien.[5]) Das lateinische Schriftchen ist mit etlichen Veränderungen noch im 15. Jahrhundert öfter aufgelegt worden, einigemal allein, meistens aber in Verbindung mit den Mirabilia urbis Romae.[6]) Sehr früh, schon um 1472, erschien in Nürnberg als Holztafeldruck auch eine deutsche Beschreibung der römischen Kirchen und Ablässe,[7])

---

1) The itineraries of William Wey, London 1857, 142 ff. [The Roxburghe Club XX.]

2) Si alicui accidit casus mortis in via peregrinacionis ingressu vel in regressu, omnibus peccatis suis mortalibus et venialibus veraciter est absolutus.

3) N. Muffels Beschreibung der Stadt Rom, hrsg. von W. Vogt in Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CXXVIII, Tübingen 1876.

4) Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Ägypten .... wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat, hrsg. von E. von Groote, Cöln 1860. Neue Bearbeitung durch R. v. Seydlitz, Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie, Weimar 1890. 2. Ergänzungsheft.

5) Auf der Münchener Staatsbibliothek: Inc. c. a. 4. 8°.

6) Hain, Repertorium 9174—76; 11189—11207. Copinger, Supplement to Hains Repertorium II,1, London 1898, 4045—52.

7) Auf der Münchener Staatsbibliothek: Xyl. 50. 8°. Neu herausgegeben von R. Ehwald, Weimar 1904.



die ebenfalls noch vor dem Ende des 15. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Auflagen erlebte.[1]) Es ist unnötig, hier auf den Inhalt dieser Rombüchlein näher einzugehen. Die Ablässe, die sie verheißen, sind im großen und ganzen dieselben, wie sie schon im Jahre 1377 der Wiener Augustiner Leupold verzeichnet hatte; nur ist die Zahl der vollkommenen Ablässe wie auch der Ablässe für die Verstorbenen im Laufe des 15. Jahrhunderts durch willkürliche Zusätze merklich vergrößert worden.

In verschiedenen lateinischen Rombüchlein, wie auch schon in der englischen Beschreibung von J. Capgrave ist den Stationskirchen ein eigener Abschnitt gewidmet. Das Verzeichnis der Stationskirchen mit ihren Ablässen wurde öfters auch separat herausgegeben, sowohl in lateinischer[2]) als in anderen Sprachen.[3]) Die Stationsablässe, die um 1300 noch ziemlich gering waren, hatten gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine ganz fabelhafte Höhe erreicht. Ablässe von 28 000 Jahren kommen sehr häufig vor; recht zahlreich sind auch die vollkommenen Ablässe, die verheißen werden; ebenso wird häufig die Erlösung einer Seele aus dem Fegfeuer in Aussicht gestellt. Recht bezeichnend ist besonders eine Bemerkung, die sowohl in der Beschreibung Muffels vom Jahre 1452 als in den späteren gedruckten deutschen Rombüchlein zu finden ist: „In welcher Kirche Station ist, da ist denselben Tag soviel Ablaß, als in allen Kirchen in Rom ist, und darzu ist daselbst Vergebung aller Sünden.“ Es braucht wohl nicht eigens betont zu werden, daß derartige Übertreibungen nicht vom päpstlichen Stuhle ausgingen; sie sind im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts

1) Hain 11208—11220. Copinger 4053—4060.

2) Stationes Ecclesiarum Urbis Rome: cum Indulgentiis earundem per totum annum. Ohne Ort und Jahr.

3) Ablas Buchlein der Stationes der Stat Rom und der Kirchen mit irem Ablas durch das gantz Jar, Nürnberg 1515. Een kortlich summarium der indulgencien und statien in der stat Rome. Einblattdruck unter Leo X. erschienen. Auf der Münchener Staatsbibliothek: Einblattdrucke VI, Nr. 23 m.



allmählich aufgekommen; und bei dem Mangel an Kritik, der damals vorherrschte, fanden sie in den weitesten Kreisen gläubige Aufnahme.

Man hielt es denn auch für eine große Gnade, vom Papste das Privilegium zu erhalten, durch den Besuch einer einheimischen Kirche derselben Ablässe teilhaftig zu werden, die man in Rom durch den Besuch der Stationskirchen gewinnen konnte. Die Anfänge dieser Mitteilung der Stationsablässe liegen noch im Dunkeln. Sicher ist, daß schon Eugen IV. (1431—47) häufig das Privilegium den Mitgliedern religiöser Genossenschaften verliehen hat. In einzelnen Fällen wird aber die Mitteilung wohl schon früher stattgefunden haben. Wenigstens enthält ein Formelbuch des 14. Jahrhunderts bereits ein Schreiben, worin einer Königin alle Ablässe der römischen Stationskirchen gewährt werden.[1]) Anfänglich unterließ man, die Höhe der zu gewinnenden Ablässe näher zu bestimmen. Wie Thomas von Kempen in der Chronik des Klosters Agnetenberg berichtet, hatten im Jahre 1443 die Brüder des gemeinsamen Lebens von Eugen IV. das Privilegium erhalten, durch den Besuch der Altäre in der Kirche von Agnetenberg die römischen Stationsablässe gewinnen zu können. Als nun ein Bruder in Rom über diese Ablässe Erkundigungen einziehen wollte, war es ihm unmöglich, etwas Bestimmtes zu erfahren.[2]) Später war man in dieser Hinsicht weniger zurückhaltend, wie die Verzeichnisse beweisen, die unter den Augen der kirchlichen Oberen gedruckt und verbreitet werden konnten.[3])

1) Erwähnt von E. Göller in den Göttinger Anzeigen 1905, 645.

2) Chronicon canonicorum regularium ordinis S. Augustini Capituli Windesemensis, auctore I. Buschio. Accedit Chronicon Montis S. Agnetis, auctore Thoma a Kempis, Antwerpen 1621, 179 f.

3) In den päpstlichen Schreiben, wodurch die Mitteilung der Stationsablässe stattfindet, werden diese nicht näher bestimmt; indessen heißt es doch in einem Schreiben Leos X. vom Jahre 1513, welches die römischen Stationsablässe einer Kirche in Ungarn bewilligt, daß die Gläubigen alle die betreffenden Ablässe, auch die vollkommenen (etiam plenarias), gewinnen können. A. Theiner, Vetera monumenta historica Hungariam sacram illustrantia II, Rom 1860, 593.

Nicht umsonst hat im Jahre 1533 die Pariser Sorbonne gegen das öffentliche Anschlagen derartiger unbeglaubigter Ablaßzettel Einspruch erhoben, da das Anpreisen der fabelhaften Ablässe geeignet wäre, großes Ärgernis zu erregen.[1]) Es wäre besser gewesen, wenn die zuständigen Behörden dem Unfuge, der, wie mit den Stationsablässen, so auch mit anderen maßlos übertriebenen Ablässen der römischen Kirchen getrieben wurde, rechtzeitig entgegengetreten wären.

Fromme und erleuchtete Männer ließen sich indessen in ihrer Hochschätzung der echten Stationsablässe durch bedauerliche Auswüchse nicht irremachen. Der niederländische Fraterherr Johann Mauburnus († 1503), der ebenfalls, wie Thomas von Kempen, dem Agnetenstifte bei Zwolle angehörte, hat eine treffliche Anleitung gegeben, wie man, ohne nach Rom zu pilgern, auf Grund eines päpstlichen Privilegiums die Stationsablässe gewinnen könne. Man solle sich, bemerkt er, über die Höhe der Ablässe nicht so ängstlich zu erkundigen suchen, sondern die mit Ablässen versehenen Andachtsübungen treu verrichten und, wie Gerson mahnt, es Gott überlassen, in welchem Umfange man der Ablässe teilhaftig werde. Wer also die Ablässe der römischen Stationen gewinnen will, der besuche die Altäre seiner Kirche, verrichte die vorgeschriebenen Gebete, erwecke Reue und Leid über seine Sünden, vertraue auf Gottes Barmherzigkeit, begehre Ablaß der Sünden wegen der Verdienste Christi und der Heiligen und übergebe sich gänzlich Gott dem Herrn. Wer auf diese Weise die Altäre besucht, der wird ohne Zweifel größere und echtere Ablässe gewinnen, als wenn er nach Rom ginge und sich damit begnügte, viel Geld in den Opferstock zu werfen, sollte er auch eine sorgsam besiegelte Bulle bei sich tragen.[2])

1) Mitgeteilt von L. Delisle in Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale XXXVI, 1, Paris 1899, 398.

2) Mauburnus, Rosetum exercitiorum spiritualium, ohne Ort 1494, 100 a.



XXXII.

Realistische oder fachliche Bildung?

Der 30. Mai des Jahres 1914 hat den Mittelschulen des Königreichs Bayern eine neue Schuldordnung gebracht. Man kann sie, wenn man die bloße Änderung des Bestehenden „Reform“ nennt, auch als Schulreform bezeichnen. Aber diese Änderung oder Reform ändert nichts Wesentliches, und die Notwendigkeit derselben erscheint darum zum mindesten als eine sehr fragliche.

Die bayerische Schulreform ist einerseits, wie vorausgegangene Reformen, dem Zuge der Zeit gefolgt: die humanistische Bildung des Gymnasiums mit der realistischen zu verbinden und damit immer mehr die Einheit des Gymnasialunterrichts zu untergraben; sie hat aber anderseits den Unterricht an den Realschulen zu keinem wirklich realistischen, zu keinem den praktischen Anforderungen des Lebens entgegenkommenden gemacht. Die Realschule bleibt nach wie vor das Zwitter- und Mittelinstitut, das zu keiner wirklich idealen Bildung führt, aber auch für das reale Leben kaum dürftig vorbereitet.

Die Realschule bedurfte und bedarf der Reform. Aber das Programm dieser Reform besteht nicht in der Verschiebung und Vermehrung der einzelnen Unterrichtsstunden, in einzelnen methodischen Änderungen, in Neuregelung der Schulaufgaben und der Benotung, in Verdoppelung der Schülerwanderungen, in Konzessionen an die Elternvereinigungen usw., sondern in der Überführung der sogenannten realistischen Ausbildung in eine berufliche oder f a c h l i c h e; sie besteht letzten Zieles — in der Beseitigung der Realschulen.

Eine kurze Darlegung möge diese bisher nur in einzelnen informierten Kreisen erhobene Forderung begründen.



I.

Die Realschule ist verhältnismäßig jungen Datums. Ihre Vorläuferin war in Bayern die Gewerbeschule. Sie wurde im Jahre 1833 eingeführt. Der Name war ein Ausfluß der damals einsetzenden Bestrebungen, das Gewerbe in erster oder alleiniger Linie durch „Bildung" zu retten und zu fördern und darum eine „gewerbliche Bildunganstalt" zu schaffen, die in Wirklichkeit mit dem Gewerbe — gar nichts zu tun hatte.

Die Gewerbeschule hatte mit dem Gewerbe keinen inneren und keinen äußeren Zusammenhang. Aber sie bildete für das praktische, für das Erwerbsleben mehr, wenn auch durchaus ungenügend, als die sie ablösende Realschule vor. Das Unterrichtsprogramm wies nur eine fremde Sprache auf; dafür reichte das Programm der mathematischen und der naturwissenschaftlichen bezw. chemischen Fächer weiter. Dem für spezielle praktische Gebiete wichtigen Freihand- und Linearzeichnen waren ungleich mehr Wochenstunden zugewiesen. Das Eintrittsalter war vernünftigerweise erst auf das zwölfte Lebensjahr fixiert, ein begabter Schüler konnte in drei bis vier Jahren sich für das Erwerbsleben mindestens denselben Prozentsatz notwendiger Kenntnisse aneignen, zu dem er heute in der Realschule sechs bis sieben Jahre benötigt.

Den Lehrgegenständen der Gewerbeschule fehlte der innere Zusammenhang oder die relative Einheit, wie diese Einheit der heutigen Realschule mangelt. Aber immerhin waren gewisse Verbindungen der Unterrichtsfächer gegeben. Diese Verbindungen zur Einheit zu gestalten, bezw. die Gewerbeschule in drei oder vier Schulen zu gliedern, hätte die erste, die Erfolg versprechende Aufgabe ihrer Reform bilden müssen.

Die bayerische Gewerbeschule wurde im Jahre 1877, dem Vorgange und Vorbilde anderer Staaten, speziell Preußens folgend, in die sechsklassige Realschule umgebildet. Als neues Fach kam die englische Sprache hinzu, andere Fächer

wurden in ihrer wöchentlichen Stundenzahl oder in ihrem programmäßigen Ziele beschnitten. Im Jahre 1908 wurde in jedem der acht bayerischen Kreise eine neunklassige Oberrealschule errichtet und hiebei der Lehrplan der sechsklassigen Schulen weiter reduziert.

Fehlte der alten Gewerbeschule der organische Zusammenhang der Unterrichtsdisziplinen, so fehlte er ebenso der Realschule; und hatte die erstere Schule weder ein bestimmtes ideales noch ein klares praktisches Ziel, so ist der Unterricht der letzteren ziellos. Daran ändert auch die in viele Realschulen eingegliederte Handelsabteilung nicht viel. Denn eine ausreichende praktische Vorbildung für das Handelsfach vermögen die paar der Handelskunde zugewiesenen Stunden nicht zu geben. Die Handelsabteilung ist eben keine Handelsschule.

Eine Schule ohne ein zu einem geschlossenen System gestaltetes Programm kann notwendig kein klares Ziel besitzen; eine Schule, der die harmonische Einheit fehlt, kann auch keine harmonische Bildung vermitteln; eine Schule, an der ein einzelnes Fach „ein Fach für sich ist" und darum auf ein anderes keine Rücksicht zu nehmen hat,[1]) ist in ihrer pädagogischen Auffassung verfehlt; eine Schule, in der die Fach- und eigentlichen Unterrichtsfragen nur in strenge getrennten Fachkonferenzen behandelt und den gemeinsamen Konferenzen nur die Fragen der äußeren Disziplin, die Feststellung der Fleiß- und Sittennoten usw. vorbehalten werden, kann ein harmonisches Ineinandergreifen des Unterrichts nicht bewirken.

Ist die innere Organisation der Realschule verfehlt, so sind dementsprechend die Bildungsresultate gering. Ein Unterricht, dem die organische Gestaltung und ein ihn belebendes und einigendes Unterrichtszentrum fehlt, kann auch keine die zentralen und allgemeinen wissenschaftlichen Werte erfassende Bildung ermöglichen; in einem Unterrichte, in welchem das eine oder das andere Fach von den übrigen Fächern, vom

1) Ausspruch eines ministeriellen Fachreferenten vom Jahre 1912.

Gesamtunterrichte abgeschnitten ist, muß jenes Fach notwendig, wie der vom Baume losgerissene Ast, verkümmern und bei vielen Schülern eine jeden Erfolg ausschließende Interesselosigkeit erzeugen. Diese Erscheinung zeigt sich u. a. in den Real- wie Oberrealschulen bei dem Lehr- und Übungsfache des Zeichnens, das auch durch die umfangreiche Schulordnung vom 30. Mai 1914 in keinen besseren Zusammenhang mit den übrigen Lehrgegenständen gebracht wurde[1]) und das zudem bei dieser Neuordnung äußerst ungünstig abgeschnitten hat.

Die unangenehme Folge der Interesselosigkeit eines großen Prozentsatzes der Schüler an bestimmten Unterrichtsfächern ist die Erschwerung der Disziplin. Wenn die Realschule, wenigstens nach der berechtigten Auffassung der Eltern und der älteren Schüler, für das praktische und Erwerbsleben vorbilden soll, wenn aber der in diesem realistischen Gedanken eingetretene Schüler nach kurzen Jahren begreift oder doch fühlt, daß dieser oder jener Lehrgegenstand für sein praktisches Ziel völlig bedeutungslos ist, dann wird er den Gegenstand bald vernachlässigen und sich mit Dingen beschäftigen, die weitab von dem am Katheder oder an der Tafel Vorgetragenen liegen.

Das Schlußergebnis eines sechs- oder, bei Repetition der Klassen, sieben- bis achtjährigen Realschulbesuches ist im Ganzen ein recht bescheidenes. Man muß den mündlichen Reifeprüfungen der Schüler beigewohnt, man muß länger mit Realschulabsolventen verkehrt haben, um diese Behauptung voll berechtigt zu finden. Der zu lernenden, zu übenden und zu prüfenden Gegenstände sind zu viele, der für sie aufgewendeten Stunden aus diesem Grunde zu wenige, der ab-

1) In den Bestimmungen über den Zeichenunterricht der 5. und 6. Klasse heißt es zwar, daß „gleichlaufend mit dem Geschichtsunterricht Belehrungen über (historischen) Stil" erfolgen sollen. Da aber der Unterricht über historische Stile mindestens mit der Antike beginnen muß, die griechische und römische Geschichte aber in der 3. Klasse ihren Anfang nimmt, ist diese Bestimmung der Schulordnung unausführbar.

gehende Schüler ist in keinem einzigen der nicht auch an der Volksschule gelehrten Fächer zur Hälfte bewandert, weil die Realschule in keinem derselben eine Art Abschluß gibt. Und doch wäre ein solcher Abschluß unbedingt zu fordern, da kaum zehn Prozent der Schüler in der Lage sind, an einer Oberrealschule ihre Studien fortzusetzen. Es ist keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß ein talentierter, aus unseren achtklassigen Volksschulen entlassener Schüler für das praktische Leben fast ebenso gut vorgebildet ist wie ein Absolvent der Realschule. Ausnahmen bestätigen die Regel.

II.

Die Realschule nimmt in den mittleren Bildungsanstalten unserer Zeit eine unhaltbare Mittel-, eine unbefriedigende Zwitterstellung ein. Sie bietet keine ideale, sie bietet aber auch keine praktische Ausbildung. Sie hat einen nur geringen Rest der formalen und idealen Bildung des alten Gymnasiums in ihr Programm herübergerettet, und sie gibt für keinen unserer privaten und staatlichen Erwerbsberufe eine bestimmte Vorbildung. Die Schule für jenen Großteil unserer Jugend, welcher sich eine ideale und höhere Bildung nicht aneignen will oder nicht aneignen kann, kann nicht die Realschule oder eine sonstige ihr verwandte Anstalt, sondern nur die Fachschule sein.

Die Fachschule oder die fachlich gegliederte Schule erfüllt vor allem die Grundforderung jedes ersprießlichen Unterrichts: die der inneren Einheit oder des inneren Zusammenhanges. Um ein, zwei oder drei eng verknüpfte Hauptfächer gliedern sich die wenigen Nebenfächer, welche der Aufgabe der Hauptfächer dienen, sie ergänzen oder sich ihnen natürlich angliedern. Dies gilt sowohl von den künstlerischen und gewerblichen wie von den technischen und kaufmännischen Fachschulen.

Nehmen wir als Beispiel die neben der Bauschule verbreitetste, drei bis vierklassige Fachschule: die gewerbliche oder kunstgewerbliche. Neben den in Rücksicht auf das fachliche



Ziel der Anstalt zugeschnittenen Elementarfächern Deutsch und Rechnen bilden die wichtigsten Lehrgegenstände Freihand- und Linearzeichnen als Vorbereitung auf das dritte und Haupt-Zeichenfach, das Fachzeichnen. Das Fachzeichnen selbst steht wieder in engster Verbindung mit dem fachlichen Modellier- und Werkstättenunterricht. Als notwendige und ergänzende Nebenfächer erscheinen: Buchführung, Materialienkunde, Gesetzeskunde, praktische Ästhetik, eventuell noch Kunstgeschichte. Es ist im Grunde eine Aufgabe, dem die Lehr- und Übungsfächer dienen, es ist ein Ziel, auf das die Schule und die Schüler hinstreben. Das Unterrichtsprogramm der Fachschule erfüllt theoretisch und praktisch in kurzen Jahren die drei Grundbedingungen einer guten Schule: Sie zeigt ein Bild der Einheit des Unterrichts, sie hat ein klar vorgezeichnetes und erreichbares Ziel und sie bietet einen gewissen Abschluß des Gelernten und Geübten. Die Fachschule ist kein Ideal und keine vorwiegend ideale Zwecke verfolgende Anstalt; sie ist aber eine Einrichtung, die den Bedürfnissen der Berufsstände und der Berufsgruppen wirklich dient, deren Wert und Erfolg auch diese Gruppen zu verstehen vermögen. In der Fachschule, in welche der Schüler erst nach Erledignng der sieben- oder achtkassigen Werktagsschule eintritt, widmet sich derselbe, wenigstens im allgemeinen, dem ihm zusagenden Fache oder Berufe. Er bringt daher naturgemäß der gewählten Schule und dem gewählten Fache Interesse entgegen, sein Blick ist von Anfang an auf das fest bestimmte Ziel seiner Ausbildung gerichtet. Er weiß zudem, daß keines der auf seinem Stundenplane stehenden Lehr- und Übungsfächer für ihn wertlos oder nebensächlich ist. Die angenehme Folge dieser Auffassung der Schüler ist für den Lehrer die Leichtigkeit der Disziplin. Der Unterricht an der Fachschule ist für den fähigen Lehrer vielfach ein Genuß, der Unterricht an den Massenklassen der Realschule nicht selten eine widerwillig getragene Last.

Die Fachschule benötigt nicht das „Fachlehrersystem“: die große pädagogische Schwäche des realistischen Unterrichts.



Auch an der Fachschule ist ohne besondere Schwierigkeit der Klassenlehrer möglich. Er kann das Hauptfach lehren, er kann die daran sich schließenden Übungen überwachen und ihm kann auch der größte Teil der Nebenfächer zugeteilt werden. Die Fachschulen in diesem Sinne zu reformieren müßte eine der ersten Aufgaben einer pädagogisch denkenden Aufsichtsbehörde bilden.

Der im Wesen richtigen Einrichtung der Fachschule entsprechen die sicht- und greifbaren Erfolge. Die vom letzten Kurse der Fachschule scheidenden Schüler sind, wenn nicht sofort, so doch in kurzer Zeit im Erwerbsleben verwendbar. Ein Absolvent der Realschule erreicht diese direkte Verwendbarkeit niemals. Daher treten Absolventen der sechsklassigen Realschule — früher selbst Absolventen der Industrieschule — in Bauschulen über, wo sie mit Schülern mit Volksschulbildung zusammensitzen, um sich nach fünf Semestern mit diesen der Absolutorialprüfung zu unterwerfen und damit dasselbe praktische Ziel zu erreichen wie ihre Schulkollegen ohne Mittelschulbildung.

III.

Die Fachschule ist hinsichtlich ihres Grundgedankens und ihres praktischen Resultates der Realschule überlegen. Denn die Realschule war von Anfang an eine verfehlte Gründung, ein Werk der dem praktischen Leben fernstehenden Schulbureaukratie; und verfehlt oder zwecklos waren auch die zahlreichen Reformen und Änderungen, die seit mehr als vierzig Jahren an ihr vorgenommen wurden. Verfehlt war hiebei ganz besonders die schrittweise Eindämmung der humanistischen Bildung durch die realistische.

Die Grundfrage oder Quintessenz einer künftigen Mittelschulreform kann nicht heißen: Humanistische oder realistische Bildung? sondern sie hat zu lauten: Humanistische und fachliche Bildung!

Das reformierte, d. h. das rückgebildete humanistische Gymnasium vermittelt eine einheitliche klassisch-ideale oder



klassisch-formale Bildung, wie sie das alte Gymnasium seit Jahrhunderten lieferte. Im Mittelpunkte dieser Bildung stehen die klassischen Sprachen samt ihrer Literatur, denn die Sprache „ist der Ausdruck des Gedankens und darum der Schlüssel zu jeder Wissenschaft“,[1]) und die klassischen Sprachen führen uns zurück zu den Quellen, von denen unsere Kultur ausgegangen ist. Die lateinische Sprache, die sich uns zeigt wie ein aus wohlgefügten Quadern errichteter monumentaler Bau, wie die verkörperte Logik selbst, steht in Parallele mit der eisernen Logik der Mathematik und mit der Logik als solcher, in welche der Unterricht in den zwei obersten Klassen einführen soll. Die richtige Gymnasialbildung hat den Vorzug, im Ganzen und in jeder Klasse eine einheitliche zu sein; und diese Einheit wieder herzustellen, nicht sie durch fortgesetzte Einfügung neuer Lehrgegenstände immer mehr zu zersplittern, muß die Aufgabe einer Erfolg verheißenden Reform oder Neuordnung sein.

Die Mittelschule für alle jene Söhne unseres Volkes dagegen, welche sich die Gymnasial- und Hochschulbildung nicht anzueignen vermögen, welche vor die Notwendigkeit einer baldigen Erwerbsmöglichkeit gestellt sind, ist die Fachschule. Der Fachschulunterricht ist einheitlich wie der Gymnasialunterricht, die Fachschule ist keine nach innen und nach außen unbefriedigende Mittel- und Zwitterinstitution wie die Realschule: die verunglückte realistische Schöpfung einer realistischen Zeit.

Realschule und Einheit der Erziehung und des Unterrichtes sind Dinge, die sich gegenseitig ausschließen. Diese Einheit ist in den einzelnen Klassen durch das sogenannte Fachlehrersystem gefährdet, diese Einheit ist durch den Gedanken und das Gesamtprogramm der Schule ausgeschlossen. Es gibt Optimisten, welche an die Möglichkeit der Herstellung

1) Frz. Hettinger, Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1897. S. 72.

einer Unterrichtseinheit[1]) glauben; wir bezweifeln diese Möglichkeit mit Grund, denn ihre Erfüllung wäre die Beseitigung der heutigen Realschule.

Unterrichtseinheit, Zusammenhang wenigstens der Hauptfächer! das ist die Fundamentalforderung, die wir bei jeder Unterrichtsreform stellen müssen. Aber die staatlichen Schulordnungen werden das große Problem einer höheren, organischen und nicht bloß mechanischen Einheit der Lehre kaum jemals lösen und damit auch das Interesse am Unterricht nicht zu einem warmen und lebendigen gestalten. Diese Ordnungen sind nüchtern, bureaukratisch-seelenlos, und auch die wiederholt genannte bayerische Schulordnung kann und darf hievon keine Ausnahme machen. Das liegt nun einmal in der Natur der Dinge: Bureaukratie und Seele, Staat und Erziehung sind Begriffe, die sich schwer vereinigen lassen.

In dieser Natur der Dinge liegt es zum Teile auch, daß keine der modernen Schulordnungen — und am wenigsten leider jene der Fachschulen — eine bestimmte, befriedigende Antwort auf die entscheidende Frage gibt: Was ist die größere Aufgabe, was ist das höchste Ziel[2]) unserer mittleren Lehranstalten? Keine löst die Schulfrage nach ihrer erziehlichen, und auch nicht nach ihrer unterrichtlichen Seite. Bei der

---

1) Welches Fach soll denn im Zentrum des realistischen Unterrichtes stehen: die deutsche Sprache? die neue Sprache? die Mathematik mit ihren vielen Einzelfächern? die Summe der naturwissenschaftlichen Lehrgegenstände? — In der jüngsten bayerischen Schulordnung heißt es, unbestimmt und vorsichtig: Die Oberrealschulen und Realschulen gewähren „vorzugsweise vertiefte Ausbildung in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern."

2) Zwar heißt es in der letzten bayerischen Schulordnung: „Die höheren Lehranstalten haben den Zweck, ihre Schüler auf religiöser Grundlage zu sittlicher Tüchtigkeit zu erziehen usw." Wenn man aber weiß, in welch dehnbarem Sinne das Wort „religiös" heute aufgefaßt wird, wenn man weiß, daß an den bayerischen Schulen längere Zeit selbst der freireligiöse Unterricht zugelassen war, der im Grunde das Gegenteil des religiösen bedeutet, dann legt man diesen Worten der Schulordnung nicht allzuviel Gewicht bei.



Mehrzahl der Schulreformen frägt man, da sie in Wirklichkeit nichts reformen, unwillkürlich und überrascht nach deren Notwendigkeit. Ihr häufiges Erscheinen läßt sich nur psychologisch erklären; erklären durch eine Zeit des Tastens und Versuchens, durch eine Zeit, welche die alten Grundlagen verloren und keine neuen gewonnen hat, durch eine Zeit, die, wie Rudolf Eucken[1]) sagt, in Reformideen förmlich erstickt und die darum am wenigsten zur Schaffung dauernder Reformen geeignet ist. So erweisen sich die Schulordnungen und jährlichen Erlasse nur als ein System steter Beunruhigung, geeignet, die Berufsfreude bei Vorständen, Lehrern und Schülern zu ertöten.

Die Schulordnungen werden in absehbarer Zeit das Problem der realistischen Bildung im Sinne einer fachlichen Umbildung und Gliederung der realistischen Anstalten nicht lösen. Sie werden aber, wie die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, die humanistische Bildung immer mehr der realistischen nähern, bis das humanistische Gymnasium in des Wortes historischer Bedeutung verschwunden ist und bis endlich der Bankerott der staatlichen Bildung zu einer ernsten Ein- und Umkehr drängt.

---

1) Zur Sammlung der Geister. 4. und 5. Tausend. Leipzig 1914. S. 9.



XXXIII.

Der Krieg — ein Hochgericht über die moderne Literatur.

Das Wehe dieses Krieges übertrifft alle Schrecken der vergangenen Kriege und der Völkerwanderung zusammengenommen. Und doch bringt dieser Weltkrieg nicht nur Tränen und Tod, sondern auch Segen. Er ist eine Art Operation an der erkrankten Menschheit. Er ist ein großes Reinemachen, er reißt die bunten Lappen und Pfläſterchen von den eiternden Wunden der Kultur und öffnet die Türe des Heiligtumes der Seele. Er zertritt tausend Pseudowerte, die mit grellem Schein geleuchtet, macht Pseudopropheten stumm und schleudert die Pseudoaufklärer ins Nichts, die im Frieden das große Wort sich angemaßt. Der Krieg zertrümmert die Tyrannei der Phrase und reißt der hochgepriesenen „modernen" Diesseitskultur die Maske herab — nun offenbaren sich alle Geister und Dinge in unverkleideter Nacktheit. Das Gottesgericht des Weltkrieges hat über jene Menschheit das Verdammungsurteil gesprochen, die höhere Kultur ohne Gott begründen zu können wähnte, und nun leuchten die ewigen Sterne der Jenseitskultur wieder mit einem Gefunkel, wie wir es bisher selbst nicht gesehen haben.

Die Gottheit fegt die Tenne, Völker werden auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen, alles Morsche bricht zusammen, alles Gesunde und Starke feiert Triumphe. Schwindel wird als Schwindel erkannt und ewige Ideale finden wieder Anerkennung. Eine Woge von Idealismus und Religion flutet durch die Gegenwartsmenschheit.

Dieser Weltkrieg ist ein Hochgericht auch über jene Literatur, vor der seit Jahren die sogenannte „moderne" Welt unablässig die Weihrauchfässer schwang. Der ganze Gegensatz zwischen dem, was diese Literatur wollte und erstrebte, und dem, was in der Seele des Volkes lebte, riß



vor uns auf in der Stunde, da der Waffenruf durch das Land ging. Hier nur ein Volk der Kraft, ganz voller Spannungen und Energien, gestählt in Arbeit, aller Begeisterungen fähig, mit eisernen Nerven. Eine Rasse der Jugend, ein Volk des Aufganges, das siegen will und kann. Ein Volk voll Männlichkeit und Tatkraft, festgewurzelt in allen Wirklichkeiten, voll starken Idealsinnes. Und dort eine Literatur der Hysterien und kranken Nerven, der Perversivitäten und Dekadenzen, der wild gewordenen Erotiken und des snobistischen Übermenschentumes, die sich mit ihren Senilitäten und ihrem weibisch verzärtelten Gefühls- und ihrem zersplitterten Geistesleben noch brüstet. Eine Kunst des Scheines, eines überfeinerten Luxus, eine Verspötterin der Ideale. Kein Wunder, daß der „problematische, zerrissene und unfertige, aus dem Mittelpunkt gelöste, entwurzelte Mensch, wie er seit Jahr und Tag durch unsere Literatur dahingeht", unsere Gegner an ein entnervtes Volk glauben ließ, in dem die Kraft von 1870 erloschen. Doch unsere Feinde, die das deutsche Volk nach seiner „modernen" Literatur taxierten, haben sich gründlich verrechnet — es entging ihnen eben, was wir Katholiken schon lange wußten und was nun auch der freisinnige Publizist Julius Hart im Berliner „Tag" offen eingesteht, daß diese Kunst nur eine äußerliche Tünche war, daß das Dichten und Schaffen einer Ästhetengemeinde nur einer engbegrenzten Gesellschaftsschicht diente, wie etwas Fremdartiges aber dem Gemeinempfinden fernblieb und innere seelische Anteilnahme nicht zu erwecken vermochte, daß Kunst und Volk unberührt neben einander hergingen. „Unsere Literatur ging", wie Karl Storck sagt, „auf in Behandlung von Problemen, die mit dem wahren deutschen Volkstum gar nichts zu tun haben. Gott sei Dank, denn wenn in der Tat Erotik und sexuelle Problematik in unserem ganzen Volksdasein auch nur den zehnten Teil der Bedeutung gehabt hätten, wie es nach der sich als maßgebend aufspielenden Literatur erscheinen mußte, so stände jetzt ein Volk von Schwächlingen draußen im Kampfe."



Doch der Krieg machte die wirkliche Seele und die wirklichen Kräfte des deutschen Volkes offenbar, ein Heldenzeitalter ist unserer Heimat erstanden. Helden sind die vor dem Feinde, welche Jugendtraum und Manneskraft, Blut und Leben dem Vaterlande weihen, und Helden sind die Daheimgebliebenen, die mit starkem Willen durchhalten trotz aller Opfer. Ja, ein Heldenzeitalter ist unserer Heimat erstanden, und nun zeigt es sich, daß die Modekunst der letzten Jahrzehnte mit der Volksseele und ihrem Empfinden auch gar nichts gemein hatte, daß sie nur eine exotische Treibhauspflanze, ein häßliches Schmarotzergewächs war, das je früher desto besser vom Erdreich jenes Volkes verschwindet, das derzeit in der Heimat und auf dem Felde Wunder von Tapferkeit, Mut und Opfersinn vollbringt.

Die christlich-konservativen Kreise sind schon längst zu Gericht gesessen über die herrschende Literatur und haben sie mit Vorbedacht abgelehnt, wurden aber als rückständig, beschränkt, prüde verschrien. Der Ästhetizismus, die Dekadenz des l'art pour l'art feierten Triumphe, die Forderung des Idealismus für die Kunst wurde verspottet.

Und jetzt? Jetzt, wo die Stürme der Schlachten uns umbrausen, ist die sogenannte moderne Literatur wie weggefegt, in alle Winde zerblasen. Wie wären die Bücher heute noch möglich, die man eben erst, vielleicht vor wenigen Wochen, voll Lust und Behagen las? „Von einem Tausend derer, die da getan haben, als könnten sie keinen Tag ihres Daseins ohne Kunst verbringen, als hätten sie ihr ganzes Dasein mit künstlerischer Kultur durchtränkt, ist kaum einer, der jetzt bei der Kunst Hilfe sucht, um dieses Lebens tiefste Erregtheit und zerreißbare Spannung schöner gestalten oder doch besser ertragen zu können" (Stork). Diese Tatsache ist der beste Beweis dafür, wie viel Heuchelei und Schwindel in dem Kunstgetue des ausgehenden 19. Jahrhunderts war.

Man faselte in hochtrabenden Phrasen davon, daß die Kunst die Religion ersetzen könne, ja eine M. Susmann erklärte geradezu, die Lyrik von Nietzsche, von Hofmannsthal,



besonders von Stefan George erfülle bereits für unsere Zeit die Funktionen der Religion in durchaus befriedigender Weise. Nun, wohin gehen heute die Menschen in der Kriegsnot? Zur Kunst? Ach nein — sie gehen in die Kirche.

Das Volk drängt zu den Altären Gottes, weil beim Atheismus und den fremden Göttern, denen unsere Literatur opferte, in solchen Zeiten keine Hilfe zu erwarten ist. Die schrecklichste Niederlage des Krieges ist der Kreditverlust des Unglaubens, dessen Herold die moderne Literatur gewesen.

Das deutsche Volk verlangt wieder nach Religion. In den Schützengräben, von Tod nnd Gefahr umdroht, haben seine Söhne in religiösem Aufblick nach oben Kraft und Trost gefunden, hier fanden sie echten Inhalt. Im Schlachtgewühl, wo ihnen der Herrgott all seine Macht und Wirklichkeit leibhaftig ins zitternde Gewissen schrieb, haben die Männer ihre Arme wieder nach der Religion ausgestreckt. Nicht nach einer verschwommenen Allerweltsreligion, die Gott, Natur und Mensch in ein unnennbares Nebelgebilde aufgehen läßt — wie sie die moderne Literatur predigt —, sondern nach einer Religion, die auch in der Stunde der höchsten Seelennot Kraft und Hilfe bieten kann. Nur im Vertrauen auf einen persönlichen Geist erlangt man jene Stärke, wie sie aus den Kundgebungen unseres Kaisers und unserer Heerführer spricht und für die unsere todesmutigen Krieger beredtes Zeugnis ablegen. Das gewaltige, erhebende Schauspiel unserer gottesfürchtigen Krieger, wie sie in hohem vaterländischen und religiösen Geiste in den Kampf stürmen, ist mächtige Heldenpoesie, neben der die Literatur unserer Ästheten mit ihrem Flitter- und Flunkerkram, ihrer nasenblähenden Verachtung der ewigen Ideale, in ihrer ganzen erbärmlichen Armseligkeit dasteht. Man kann sich nur wundern, wie es möglich war, daß sich das kraftvolle deutsche Volk diese polierte Larve als „deutsche Literatur" aufschwätzen lassen konnte. Unter der Wucht der großen Stunden, die wir jetzt erleben, ist endlich die Autorität dieser literarischen Falschmünzer zusammengebrochen, hoffentlich für immer.



Oder sind vielleicht diese Worte zu hart? Betrachten wir nur einmal die sogenannte moderne Literatur, dieses mit der Kunst nur spielende, blutleere Ästhetentum! War dieses ganze papierene, literarische Leben, das müßiggängerische Eitelkeit mit allen Kniffen von Schönformerei und Liebhaberrhetorik entwickelte, fern vom wahren deutschen Volkstum, war es nicht bloße Spielerei! Gelten von der Moderne nicht die Worte, die Grotthuß von Hauptmanns „Sonnenuntergang" prägte: „Das Ganze stelle sich als eine einzige dichterische Kloake dar, und man tue wohl, das Taschentuch vor die Nase zu halten, wolle man mit der kritischen Laterne da hinabsteigen!"

Undeutsches Wesen war es, das uns Unzucht als „freie Männlichkeit", Verlotterung als Kunst, die Greuel krankhafter Brunst als Offenbarung der Genialität anpries. Mädchenkneipen, Nachtasyle, Spelunken — das ist das Milieu der Moderne. Und die Menschen, die sich darin bewegen, sind Dirnen, Ehebrecher, zersplitterte, verworfene Existenzen. Und was an diesen gezeigt wird, ist die Bestie oder wie Lemartre es ausdrückt „das ewige Abenteuer der Gefangenen des Fleisches". Die moderne Literatur war fast nur mehr eine Verherrlichung der Sinnlichkeit. Wenn man unseren Romanschriftstellern Glauben schenken wollte, so ist das höchste, das edelste Ziel, das sich ein Mensch stecken kann, die Befriedigung eines Instinktes, der uns mit allen Tieren gemeinsam ist. Und dann die schamlose Frauenlyrik! Julia Virginia Scheuermann schreibt, man könne die neuzeitliche Frauenlyrik kühn als eine Entschleierung der weiblichen Psyche bezeichnen, die sich Jahrhunderte lang verborgen gehalten habe.

Die Moderne liebte nur das Kranke, das Sieche, das Perverse — diese Poeten schrieben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Die Moderne kennt kaum einen Menschen voll Güte und Hingebung, sie sieht im Menschen nur das entwickelte Säugetier, dessen Handlungen vom augenblicklichen Bedürfnis und vom Instinkt bestimmt



werden. Straße hinauf und hinab Gallerien von Scheusalen mit Menschenantlitz, düstere Gestalten, elende Charaktere. Selbst Professor Lipps, der doch gewiß kein Mucker ist, konstatiert: „Abschreckend zeigt sich die Nacht des Negativen in dem Gefallen am Häßlichen, am Angefaulten, am Perversen; statt angewidert zu werden, fühlen sie es als prickelnden Reiz, als Salz und Pfeffer, als Mittel, die erschlaffte Persönlichkeit zu peitschen und ihr noch einen Genuß zu ermöglichen." Und krankhaft autonome Gelüste schrieen es in die Welt hinaus: „Die Kunst sei der Gottesdienst freier Geister, die ihre Häupter über die Zeit hinaus in die Zukunft höben, und die kurzsichtigen Büttel der Unduldsamkeit sollten es nicht wagen, die Begnadete zu stören."

Das ist die Literatur, die in maßlosem Hochmut als „die Literatur des deutschen Volkes" sich ausgab. Und die deutsche Intelligenz ließ sich in ihrer Mehrheit an diesem literarischen Gängelband führen — bis der Krieg kam. Das erwachte Heldengeschlecht zog singend seinen Feinden entgegen und ließ den Moder hinter sich. Die weibische „moderne" Literatur konnte den deutschen Helden nicht folgen in die Schützengräben — verlassen blieb sie in ihrem Krankenhause liegen, ein Fremdling in deutschen Landen.

Das war das Hochgericht des Krieges über die „moderne" Literatur.

Und gerade auf den Brettern, „die die Welt bedeuten", hat die moderne Literatur sich in diesen Heldentagen selbst gerichtet, sich selbst ihr Todesurteil gesprochen.

Mancher, der den erschrecklichen Niedergang des Theaters beklagte, hoffte, das Theater werde in dieser Schicksalsstunde des deutschen Volkes sich seiner herrlichen Mission endlich bewußt werden und uns Heldengestalten auf der Bühne zeigen, die erheben, begeistern, zur Großzügigkeit erziehen. Unermeßliche Schätze an Kraft und Idealen hatten edle Dichter ja seit Jahrhunderten aufgehäuft; die sollten uns jetzt von der Bühne herab vermittelt werden. Das war die Zeit für das Beste von Calderon, Shakespeare, Schiller,



Goethe, Hebbel, Grillparzer, Kleist. Und was haben die deutschen Theater in dieser ernsten Zeit gebracht? — Blumenthal, Kadelburg, Schönthan, Nikodemi, Sudermann, Schnitzler; Possen, Schwänke, witzlose Geschichten von Lebemännern und süßen Mädels, Probleme halbverrückter Grübler; Quatsch der Dutzenddichter, Schund, widerdeutsche Unkultur!

Freilich ein Jahrzehntelang immer tiefer verseuchtes und verbuhltes Theater konnte nicht so leicht das würdige Theater des Kriegsjahres 1914 sein. Nicht genug, daß unser Theater verständnislos inmitten eines großen Volkes stand, es verhöhnte und entwürdigte noch die graue Heldenuniform, es verzerrte unsere Heldenlieder und zwar unter der Maske des Patriotismus. Es mißbrauchte die große Zeit zu kleinen Kassengeschäften. Die Bühnen suchten Stücke mit Uniform, denn die Uniform ist jetzt aktuell. Und die Fabrikanten, die früher für das Kabarett gearbeitet, verlegten sich nun auf das Patriotische und schmierten rasch ein aktuelles Lustspiel hin. Ehe noch die ersten Verwundeten von den Schlachtfeldern heimkamen, war das erste dieser aktuellen Soldatenstücke schon fertig gestellt — und ein großes Wiener Theater führte es auf. Und auch in Berlin wartete gerade jenes Theater, das seit einem Menschenalter ausschließlich französische Ehebruchsstücke aufgeführt hat, als erstes mit einem hurrapatriotischen Gelegenheitsstück auf. Ein paar Dutzend geriebener Bühnenspekulanten kochten ihr Süppchen an diesem größten aller Weltenbrände. Patriotismus ist jetzt das Geschäft der Bühnen, wie vor wenigen Monaten noch die französische Zote ihr Geschäft war. Kann unser modernes Theater noch tiefer steigen? Kein Wunder, daß sich draußen im Felde unter den Offizieren und Soldaten eine gewaltige Wut darüber ansammelt, wie wir in zahlreichen Feldpostbriefen lesen konnten.

Nun noch eine Frage: Wer hat denn unser Theater und unsere Literatur in solchen Sumpf geführt? Paris — die blöde Ausländerei. Jahrelang haben die Deutschen ihr Knie gebeugt vor den ausländischen Tagesgötzen, vor Maeter-



linck, d'Annunzio, Anatole France und wie die verhätschelten Weltgrößen alle heißen mögen. Durch diese Nachäfferei des Auslandes verlor die deutsche Dichtung allmählich jede Kraft und Eigenart, ja es gab eine Zeit, wo die Anteilnahme an den heimischen Dichtern fast erloschen war. Die unheilvolle deutsche Sucht, das Fremde anzubeten und nachzuahmen, ist die Hauptursache des Verfalles unserer Literatur. Das Pariser Gift hat sie verseucht. Wie Dr. Froberger bemerkt, sind sittenfeindliche Einflüsse im deutschen Schrifttum stets vom Auslande ausgegangen, von Wieland bis Wedekind. Der deutsche Geist ist keusch, die Perversitäten raffinierter Lebenskünstler widerstreben ihm, seine großen Dichter von Wolfram von Eschenbach bis Uhland feierten nicht die feile Liebe schamloser Dirnen und das Ausleben verkommener Weiber, sondern die reine deutsche Frau und den warmen Herd der frommen deutschen Familie.

Die Reinigung der deutschen Kunst vom Gift wird daher mit der Abwehr ausländischer Einflüsse Hand in Hand gehen müssen. Der letzte Kampf gegen unberechtigte und maßlose Ausländerei kann jedoch nur dadurch geführt werden, daß der Sinn für deutschen Idealismus, für Gemütstiefe, für Seelenreinheit, für religiöses Aufwärtsstreben, für jenes zarte Naturempfinden, wie es ein Stifter kennt, für die eigenen Lande und für unser Volk wieder erwacht und Gemeingut wird. Mit dieser Arbeit müssen wir einsetzen, national klingende Phrasen, die keinen positiven Inhalt haben, bringen uns nur jenen hohlen unduldsamen Nationalismus, der lange genug unser öffentliches Leben unter unseren Volksgenossen in Österreich vergiftet hat. Wir müssen uns freimachen von der unwürdigen Nachäffung des Auslandsgeistes. Unsere Kunst und vor allem unsere Kunstkritiker müßen brechen auch mit der undeutschen Ansicht, daß die äußere Technik allein ein Kunstwerk ausmache und daß vom Inhalte gänzlich abgesehen werden könne. Wir müssen wieder dahin kommen, den Kunstwert auch nach dem geistigen

und sittlichen Inhalt zu bemessen. An diesen Grundsätzen wird sich die neue deutsche Kunst orientieren müssen.

Vor allem aber fort mit dem wertlosen Ballast der fremdländischen Dramen, Romane und Geschichten! Fort mit dem französischen Theaterschmarn! Es wäre wahrlich kein kleiner Gewinn des Krieges, wenn die gesamte deutsche Presse ein für allemal den französischen Modenarrheiten auf allen Gebieten der Kunst den Krieg erklären möchte. Deutsches Volk, kehre um zu den Quellen deiner Poesie, die du dir so lange vom Ausland verschütten ließest! Erkenne den Bankerott der modernen Literatur! Dann wird dieses furchtbare Ringen um die Existenz auch auf dem Gebiete der Literatur einen neuen Frühling heraufführen.

„Die Forderung nach einer Reformation unserer Dichtung an Haupt und Gliedern ist zu einer gebieterischen geworden, und darum erwächst wie vor 44 Jahren aus dem Blute der Schlachtfelder die Sehnsucht herauf nach einer Kunst, die für uns in den Stunden bittersten Ernstes nicht versagt und aus dem Gefühle ihre Kräfte zieht, für welches ein Volk sein ganzes Leben einsetzt, das all seine höchsten Gesinnungen und Güter in sich einschließt und sein innerstes Idealleben in sich trägt“ (J. Hart).

Aufatmend fühlen wir den blutigen Ernst dieser Tage als ein reinigendes Bad und mit Freude hören wir es, daß dieser Kriegsgeist auch die ganze Moderne hinwegfegen werde. Dieser Krieg ist eine chirurgische Operation, die der große Arzt über den Sternen an dem kranken Körper der Menschheit ausführt. Der Schnitt ist gemacht, das Blut fließt in Strömen und mit ihm soll der ganze Krankheitsstoff ausgestoßen werden. Der Körper kann nur gesunden, wenn er all den Schmutz von sich wirft, der ihn so tief krank gemacht.

Möge die Zukunft unserem deutschen Volke wieder eine Literatur bringen, die seiner würdig ist.



XXXIV.

Die Kirchenfrage der Ukrainer.

— 22. Februar.

Die ukrainischen Publizisten, von denen wir im vorigen Artikel (Heft v. 16. Februar) gesprochen, streifen die Kirchenfrage der Ukrainer nur ganz beiläufig, ohne darauf einzugehen. Und doch hätten sie dazu übergenug Veranlassung gehabt. Davon überzeugt man sich bald, wenn man die historischen Skizzen dieser Publizisten mit den einschlägigen Darstellungen eines Werkes vergleicht, das zwar lange vor Auftauchen des jetzigen Ukrainer-Projektes erschienen ist und dem Titel nach auch nur kirchenhistorischen Wert beansprucht, das aber dabei gleichwohl und gleichzeitig auch eine anschauliche Geschichte des ruthenischen Volkes bietet, nämlich mit der „Geschichte der Union der ruthenischen Kirche mit Rom von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Dr. Julian Pelesz, nachmaligen ruthenischen Bischof von Stanislau in Galizien.

Die ukrainische (ruthenische) Kirchenfrage beginnt in gewissem Sinne schon mit der Einführung des Christentums in Rußland, die in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts erfolgt ist. Über gar viele Details herrscht in dieser Beziehung noch große Unklarheit. Doch scheinen nach allen vorhandenen Quellen wenigstens drei Momente außer allen Zweifel gestellt zu sein, nämlich: daß die christliche Glaubensbotschaft aus Byzanz nach Rußland gebracht worden ist; daß dies nicht durch den Apostel Andreas, auch nicht durch die Slavenapostel Cyrill und Method oder durch andere Missionäre, sondern durch die eigenen Fürsten des Landes geschehen ist; endlich daß in Rußland die ganze Liturgie gleich von allem Anfang an, wohl nach dem griechischen Ritus, aber nicht in der griechischen, sondern in

der damals in Kiew üblichen slavischen Volkssprache gehalten worden ist.

Mag man die Christianisierung Rußlands von den warägischen Heerführern Oskold und Dir (etwa um 867), oder von der Großfürstin Olga (um 957), oder endlich vom Großfürsten Wladimir dem Großen (980 1015), auch der Apostelgleiche oder Apostolische genannt, datieren, in allen drei Fällen haben sich zuerst die Fürsten dem Christentum zugewendet und zwar haben sie die Taufe, wenn nicht, wie die Großfürstin Olga, in Konstantinopel selbst, so doch von solchen Geistlichen empfangen, welche unter der Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel standen. Von einer geordneten Hierarchie in Rußland übrigens hat man erst seit Wladimir dem Großen etwas genauere Kenntnis. Wladimir, in der Taufe Basilius genannt, soll vom Bischof Michael von Cherson die Taufe empfangen haben. Dieser Bischof, so meinen die Historiker, sei dann über Wladimirs Wunsch vom Patriarchen in Konstantinopel zum Metropoliten von Kiew, wo Wladimir residierte, ernannt worden und habe mit tatkräftigster Unterstützung Wladimirs die Hierarchie in Rußland begründet. Auch im weiteren war dann der Hergang in der Regel der, daß der jeweilige Großfürst sich vom Patriarchen von Konstantinopel entweder die Sendung eines neuen Metropoliten oder die Weihe eines von ihm (dem Großfürsten) bezeichneten Kandidaten zum Metropoliten erbat. In der Regel, sagen wir, denn der fünfte und der vierzehnte Metropolit — Hilarion (1051—1068) und Clemens (1147—1155) — wurden auf Veranlassung der Großfürsten Jaroslaw I. und Isjalaw-Mstyslawitsch von den russischen Bischöfen ohne Intervention des Patriarchen von Konstantinopel gewählt und geweiht. Es blieben jedoch diese Fälle damals nur Ausnahmen, denn man kehrte jedesmal wieder zur Regel zurück. Es wird auch nicht berichtet, daß diese Ausnahmen in Konstantinopel je als Unregelmäßigkeiten betrachtet worden wären.

Einmal eingesetzt übte dann der Metropolit von Kiew



in Rußland fast vollständig dieselbe Gewalt aus wie der Patriarch von Konstantinopel in seinem Bereich. Er ernannte, konsekrierte, transferierte und kontrollierte die Bischöfe Rußlands, errichtete (in der Regel wohl auf großfürstlichen Wunsch) neue Bistümer wie ganz unabhängig vom Patriarchen. Man könnte so die Stellung des Kiewer Metropolitan als die eines Patriarchalvikars oder Exarchen bezeichnen, und später (um 1589) ist es auch wirklich zur Bestellung eines solchen Exarchen gekommen. Nur wurde es immer mehr üblich, daß der Metropolit Abgaben an den Patriarchen leistete. Diese Übung wurde allmählig Pflicht, umso mehr, als in den gefolgten großen Wirren öfters zwei oder gar drei Anwärter beim Großfürsten oder Patriarchen um die Metropolie sich bewarben und diese Bewerbungen mit reichen Gaben unterstützten. Und anderseits steigerten sich auch die Bedürfnisse der Patriarchen selber mit der Zeit umso mehr, als auch sie ihre Stellen öfters nur mit großen Spenden hatten erlangen können. Damit nicht genug, beanspruchten auch die (schismatischen) Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien von den russischen Metropoliten und Bischöfen solche Abgaben, so daß aus einem solchen Anlaß der eben erwähnte Exarch, Bischof Cyrill Terlecki von Luzk und Ostrog, an den Bischof Balaban von Lemberg schrieb: „Besser ist es, unter einem obersten Hirten als unter fünf oder sechs zu leben und in Frieden und in Liebe mit den Römern zu bleiben, von denen mit Gottes Hilfe Schutz unserer Kirche und eine bessere Ordnung zu erwarten ist." Und der Tatkraft dieses Bischofs Terlecki ist es im Verein mit anderen Bischöfen und Priestern, die dabei eine außerordentliche Standhaftigkeit bewiesen, dann auch wirklich gelungen, die bekannte Union von Brest (1595) zustande zu bringen und damit einen großen Teil des altrussischen, resp. ruthenischen Volkes, das damals schon in seiner Gänze dem Schisma verfallen schien, der katholischen Kirche zu erhalten. Absichtlich sagen wir „erhalten", denn nach der Doktrin vieler Schismatiker war die russische Kirche schon



von Anbeginn an schismatisch und nicht katholisch. Nach den eingehenden und sorgfältigen Auseinandersetzungen des Dr. Julian Pelesz jedoch muß es als völlig zweifellos betrachtet werden, daß jene Patriarchen von Konstantinopel, welche Rußland die ersten Metropoliten gegeben haben, in voller Glaubensgemeinschaft mit Rom gestanden sind. Die Angaben, daß die ersten Bekehrungen unter Oskold und Dir zu Zeiten der Patriarchatsführung des bekannten Photius stattgefunden hätten, werden von Pelesz als chronologisch ganz unmöglich dargetan. Die Quellen geben zwar keine ausdrücklichen Anhaltspunkte dafür, aber einige Historiker sprechen die Vermutung aus, daß der Grund, warum nicht auch der fünfte und der vierzehnte Metropolit, die vorhin genannten Hilarion und Clemens, von Konstantinopel erbeten, sondern unabhängig von Konstantinopel eingesetzt wurden, eben darin gelegen sei, daß in jenen Momenten die schismatischen Strömungen in Byzanz wieder mächtiger waren und Rußland in dieselben nicht hineingezogen werden wollte.

Nebenbei mag hier auch erwähnt werden, daß die ersten Zeiten der russischen Kirche uns ähnliche schöne, wenn auch vielleicht nicht so glänzende Beispiele von Glaubenseifer bieten, wie die Geschichte sie uns von Deutschland, Frankreich und England überliefert hat. Wir hören da, daß die Fürsten eine Menge Kirchen gebaut und glänzend ausgestattet, daß Fürstentöchter da und dort Klöster und Schulen gegründet und selber geleitet haben usw. Auch von mehrfachen Martyrien vornehmer Persönlichkeiten wird berichtet. Und die Geschichte des altenglischen Königs Teudric, der nach vielen siegreichen Schlachten die Krone niederlegt und in die Einsamkeit sich zurückzieht, auf die Hilferufe seiner Untertanen aber nochmals das Schwert umgürtet und sein Reich neuerdings ruhmvoll verteidigt, findet in der russischen Geschichte ihr Seitenstück im litauischen Fürstensohn Wojschelk, der in ein Basilianerkloster geht, dann selbst ein solches Kloster gründet, nach der Ermordung seines Vaters aber

das Kloster verläßt, um im Reiche die Ordnung wieder herzustellen und nach getaner Arbeit die Regierung seinem Schwager übergibt.

Zur Sache selbst macht Dr. Pelesz auf eine Reihe anderer feststehender Tatsachen aufmerksam, die unmöglich hätten stattfinden können, wenn damals nicht auch die Russen selber ihrer Verbindung mit Rom sich bewußt gewesen wären, unter Anderen auf die wiederholten ehelichen Verbindungen des russischen Großfürstenhauses mit den katholischen Höfen von Polen und Ungarn, ja in einem Falle selbst mit dem deutschen Kaiserhof. Und vom Großfürsten Isjaslaw wissen wir, daß er (1075) seinen Sohn Jaropolk zu Papst Gregor VII. schickte mit der Bitte um Schutz gegen seine Feinde, wofür er sein Reich vom Papst als Lehen anzunehmen versprach. Der berühmte Papst hat die Bitte auch gewährt und hat mit Erfolg interveniert, wenn dieser Erfolg auch aus anderen Gründen keine lange Dauer hatte. Allerdings bestand die kirchliche Verbindung mit Rom blos durch das Medium von Konstantinopel. In dieser Beziehung ist aber die Tatsache wohl sehr bezeichnend, daß der russische Metropolit Gregor der Bulgare (1458—1472) unter Papst Pius II. in Rom konsekriert wurde, daß aber selbst da der Patriach von Konstantinopel Gregor IV. Mamman die Konsekration vorgenommen hat. Mag man übrigens über die ersten Zeiten des russischen Christentums welche Ansicht immer haben[1]),

1) Es ist vielleicht nicht überflüssig, das Urteil des P. Jos. Spillmann S. J. in den „Stimmen aus Maria Laach" (Jahrgang 1876) über diesen Gegenstand anzuführen. An einer Stelle spricht P. Spillmann mehr im Allgemeinen vom kirchenslavischen Ritus und sagt: „Da (nämlich in den unteren Donauländern) verband sich mit der eigenen liturgischen Sprache, welche den Klerus von den Werken der griechischen wie der lateinischen Väter, diesen Goldgruben der kirchlichen Wissenschaft, abschnitt, der griechische Ritus und die Abhängigkeit von dem Patriarchensitz zu Konstantinopel. Nur mehr durch die bereits vergiftete Ader des byzantinischen Patriarchats strömten diesen neugegründeten Kirchen von dem Sitze des unfehlbaren Lehramtes die Lebenselemente zu und

in jedem Falle bleibt es außer allem Zweifel, daß die Päpste wiederholt und in der bestimmtesten Weise den Ritus, die Sprache und die Verfassung der russischen, oder, wie man später sagte, ruthenischen Kirche anerkannt, und nicht blos anerkannt, sondern in der angelegentlichsten Weise verteidigt haben.

Aber so bestimmt dies auch gesagt werden kann, so ist es leider auch richtig, daß die russische Kirche eben in Folge ihrer formellen Anhängigkeit von Konstantinopel späterhin doch immer mehr in die schismatischen byzantinischen Strömungen hineingezogen wurde. Es ist ja natürlich, daß der Patriarch von Konstantinopel, wenn er in die Lage kam, für Kiew einen Metropoliten zu bestellen, einen Mann seines Herzens dorthin zu bringen suchte, wenn auch selbstverständlich nicht jeder Patriarchenwechsel auch gleich von einem Metropolitanwechsel begleitet war. Öfters also erscheint die Kiewer Metropolie wie ein Trabant des Patriachats von Konstantinopel. So erschienen die Metropoliten von Kiew mit großem Gefolge allerdings ebenfalls auf dem Konstanzer (1418), sowie auf dem berühmten Unions-Konzil von Florenz (1439) und wirkten im Sinne der Union. Und in Rußland hat die Florentiner Union auch längeren Bestand gehabt als in Konstantinopel. Aber allmählig gewann dennoch auch da der byzantinische Einfluß wieder die Oberhand und drohte Alles zu verderben, bis die schon erwähnte Union von Brest (1595) die Verbindung Rußlands mit Rom neuerdings fester knüpfte.

---

bald teilte sich ihnen der Haß der Griechen gegen die Lateiner mit."

Speziell von den Russen sagt dann derselbe Autor: „Dieses verhängnisvolle Doppelerbe: der griechisch-slavische Ritus mit seiner abtrennenden, zu einer selbstständigen Nationalkirche drängenden Tendenz und die äußere Abhängigkeit von Byzanz, wo in der Moderluft eines sittenlosen Hofes kirchliche Würde und kirchliche Freiheit längst erstorben waren, ging auch bei ihrer Gründung schon auf die ruthenische Kirche über."



Rußlands? Ach, wir vergessen, das alte Rußland war ja mittlerweile völlig verschwunden und ganz andere politische Gestaltungen waren an die Stelle getreten. Das alte, ursprüngliche Kiewer Großfürstentum siechte an fortdauernden inneren und auch äußeren Kämpfen immer mehr dahin und ist um 1169 an einer förmlichen Verschwörung der meisten Teilfürsten zusammengebrochen. An die Stelle trat das Haupt der Verschwörer, der Susdaler Fürst Andreas Bogolubski, der im nordöstlichen Wladimir an der Klasma residierte und sich jetzt Großfürst von Rußland nannte, während Kiew zu einem Teilfürstentum herabgedrückt wurde. Zögernd folgte auch die Metropolie nach Wladimir, und wie räumlich, so entfernte man auch kirchlich sich immer mehr von Rom.

Jetzt brach über Rußland, sowohl über das zusammenstürzende alte wie über das aufstrebende neue, die 200jährige Periode mongolischer Oberherrlichkeit herein, während welcher die Mongolenkhane die Großfürsten ein- und absetzten. In dieser Periode spielten die Groß- und Teilfürsten die schmählichsten Rollen. Unter einander verübten sie, wie vielfach auch schon früher, alle Arten von Verrat und Perfidie, vor dem Großkhan aber katzbuckelten sie allesamt um die Wette, doch nicht ohne bei Gelegenheit auch ihn ihre tückischen Krallen fühlen zu lassen, was dann von seiner Seite mit furchtbaren Rachezügen geahndet wurde. Doch bediente sich der Großkhan zu diesen Strafexpeditionen durchaus nicht immer seiner eigenen Feldherren, sondern legte diesen Dienst auch gerne einem der russischen Teilfürsten auf, die sich dazu meistens auch ohne viel Besinnen bereit fanden. Einem derartigen, aber mit besonderer Gründlichkeit durchgeführten, Schergendienste — es handelte sich in diesem Falle um die Bewohner von Twer, die aus Furcht vor gewaltsamer Mohammedanisierung eine Art sizilianischer Vesper gehalten hatten — verdankte der Moskauer Fürst Andreas Kalita 1328 die Ernennung zum Großfürsten. Von da an blieb diese Würde dauernd an die Moskauer Fürsten gebunden, und damit hatte nach dem Kiewer nun auch das Wladi-



mirer Großfürstentum seine Rolle ausgespielt. Die Moskauer Großfürsten begannen jetzt auch, sich Fürsten aller Russen zu nennen.

Die Mongolen oder Tataren, wie sie Pelesz konsequent nennt, hatten aber das alte Russenreich nicht blos unter ihre Botmäßigkeit gebracht, sondern dasselbe um 1250 fürsorglich auch geteilt. Östlich des Dnjepr herrschten erst die Susdal-Wladimirer und dann die Moskauer Großfürsten, westlich des Dnjepr aber regierten die Fürsten von Halitsch und Wolhynisch-Wladimir. Von dieser Teilung kam die Bezeichnung Groß- und Kleinrußland. Der östliche Teil wurde, entweder weil er größer war oder weil dort die Großfürsten residierten, Großrußland, die Bewohner also Großrussen oder auch schon schlechthin Russen genannt, während für den westlichen Teil die Bezeichnungen Kleinrußland und Kleinrussen, auch wohl Ruthenen in Übung kamen. Es hatte sich übrigens zwischen Ost und West auch eine immer schärfer hervortretende Verschiedenheit der Sprache ausgebildet, und in kirchlicher Beziehung wurde im Osten das Schisma immer ausschließlicher, während im Westen die Verbindungen mit Rom nie gänzlich zerrissen wurden, was seine Erklärung teilweise, freilich nur bis zu einer gewissen Zeit, auch in der katholischen Umgebung, nämlich in der polnischen und ungarischen Nachbarschaft findet. Im übrigen allerdings machten auch die Fürsten von Halitsch-Wladimir keine Ausnahme von der obigen Regel. Sie schlossen mit den Lithauerfürsten feierliche Bündnisse und brachen dieselben ohne Bedenken, wenn der Großkhan es verlangte. Auch dem Papst gegenüber handelten sie wenig besser. Wo möglich noch schändlicher handelte einer dieser Fürsten, Leo, derselbe, nach welchem die jetzige galizische Hauptstadt Lemberg ihren Namen trägt, an den Polen. Mit den Polen hatten bisher die besten Beziehungen bestanden. Da starb der Fürst von Krakau (1279). Den Leo gelüstete es nach diesem Erbe. Er hatte nicht den Schatten eines Anspruches darauf. Um so unbedenklicher rief er sogar die Tataren zu Hilfe und



überfiel im Verein mit denselben Krakau. Die Krakauer schickten ihn mitsamt den Tataren zwar mit verdienter Schande heim, aber von diesem heimtückischen Überfall datiert, wie Pelesz hervorhebt, jener unselige Antagonismus zwischen Polen und Ruthenen, der noch bis auf den heutigen Tag alle Beziehungen dieser beiden Nachbarn und leider insbesondere auch die ruthenische Kirchenfrage selbst vergiftet.

Nicht gar lange darnach (1237) starb die Halitsch-Wladimirer Fürstendynastie aus und nach einigen Wechselfällen kamen diese Fürstentümer 1387 an das Königreich Polen, womit für die alten Russen, auch für jene östlich des Dnjepr, eine ganz neue Periode beginnt, eine neue Ära in politischer und kirchlicher Beziehung. In kirchlicher Beziehung wurde dem äußern Anschein nach zunächst wohl nichts geändert: der Metropolit von Kiew, dessen Residenz aber jetzt öfters wechselte, blieb eine zeitlang noch das scheinbare Haupt der ganzen Kirche. Aber aus nicht näher zu erörternden Gründen trat jetzt in Kiew wie auch selbst in Konstantinopel ein unglaublicher Zustand der Unordnung und Verwirrung ein. Es gab zwei und drei Metropoliten und zwei und drei Patriarchen zugleich. Speziell in Polen waren die Bischofssitze manchmal jahrelang von Laien besetzt, das Lemberger Bistum war in der Familie Balaban förmlich erblich geworden, und alle kirchlichen Stellen waren käuflich. Natürlich gedieh dabei das schismatische Unkraut wieder in üppigster Weise. König Stephan Bathory (1576—86) schuf endlich wieder bessere Ordnung und das ermutigte denn auch den besseren Teil des Klerus, sich zusammenzutun, um die trostlos gewordenen Zustände wieder in richtiges Geleise zu bringen. Das damalige höchst verdienstliche Wirken der Jesuiten, namentlich des in diesen Blättern Bd. 150 S. 437 ff. gewürdigten Petrus Skarga, kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden.) Unter dem äußeren Schutz des Königs Sigismund III. kam die schon wiederholt genannte Union von Brest, die neuerliche Bekräftigung der Union mit Rom, zu Stande.

Es wurde versucht, diese Union auch in Moskau zu



verkündigen. Dieser Versuch wurde jedoch vom Großfürsten in brutalster Weise niedergeschlagen, und man kann sagen, daß von nun an die politische Grenze Moskowiens, des neuen Rußland, zugleich auch die nordöstliche Grenze der römischen Kirchengemeinschaft geworden und lange geblieben ist. Und man kann weiter sagen, daß damit oder wenigstens bald darnach auch die östlich wohnenden Altrussen oder Ruthenen definitiv von Rom geschieden sind, die kirchliche Spaltung der Ruthenen also endgiltig geworden ist.

Aber auch in Polen und bei den polnischen Ruthenen selbst begegnete die Union aus verschiedenen Gründen großer Gegnerschaft. Wohl konnte sie hier nicht mehr völlig vernichtet werden, aber nur unter schweren Kämpfen und Leiden vermochte sie sich zu behaupten. Es ist schwer zu sagen, welches Hemmnis hier das größte war: ob die polnische Verfassung, die Polen selbst, der ruthenische Adel, oder die — Kosaken.

In Polen war nur der Adel politisch berechtigt. An diesem Prinzip wurde auch jetzt, wo mit den Kleinrussen oder Ruthenen ein ganz neues Element hinzugekommen war, starr festgehalten. Dem ruthenischen Adel wurde die politische Berechtigung allerdings ohne weiteres zuerkannt. Jedoch trat dieser Adel, soweit er katholisch gesinnt war, jetzt zum lateinischen Ritus über und ging damit einfach in dem polnischen Adel auf, der größere Teil dieses Adels aber hing dem Schisma an und bekämpfte unter Führung des sehr mächtigen Fürsten Konstantin von Ostrog hartnäckig die Union. So hatten die unierten Ruthenen wie mit einem Schlag ihren Adel verloren und waren also jedes politischen Einflusses bar.

Man wird und kann sagen, daß da die Polen nichts dafür konnten. Aber wie stand es mit den Bischöfen? Die Union war mit der ausdrücklichen Bedingung der vollen Gleichstellung des ruthenischen mit dem lateinischen Klerus geschlossen worden; insbesondere war auch bedungen worden, daß die ruthenischen Bischöfe ebenso wie die lateinischen, resp. polnischen ihre Vertretung im Senat haben sollten. Trotz

aller Versprechungen und Zusicherungen der Könige und trotz aller Bemühungen der Päpste, die sich zu diesem Zwecke sogar direkt auch an einzelne einflußreiche polnische Adelige wandten, ist diese Gleichberechtigung nicht gewährt worden; die ruthenischen Bischöfe wurden nicht in den Senat des Königreichs aufgenommen. Man kann sich denken, wie diese Situation von den Schismatikern ausgebeutet wurde.

Noch schlimmer war die Rückwirkung auf die Kosaken. — Der Name Kosak soll (ebenso wie Kreml) tatarischen Ursprungs sein und so viel wie freier Krieger bedeuten. Jedenfalls sind die Kosaken eine Einrichtung, die Rußland den Einfällen der Tataren verdankt. Die immer in gegenseitige Fehden verwickelten russischen Fürsten wollten oft nicht und konnten oft nicht der Bevölkerung, die zunächst den immer sich wiederholenden Raubzügen der Tataren von Osten und Süden ausgesetzt war, den nötigen und gehörigen Schutz angedeihen lassen. Da hat sich diese Grenzbevölkerung — der Name Ukrainer und Ukraine scheint später vorzugsweise auf diese Grenzbevölkerung und diese Grenzgebiete angewendet worden zu sein — auf den Fuß der Selbstverteidigung eingerichtet. Sie bildete sich zu einer Art Landesmiliz oder Kriegergenossenschaft um, für welche der Name Kosaken aufkam. Naturgemäß war jeder waffenfähige Mann auch waffenpflichtig und als solcher zur Teilnahme an der Wahl der Führer, Hetmane genannt, und überhaupt zur Teilnahme an allen gemeinsamen Beratungen berechtigt. Zugleich waren sie überwiegend Bauern. Nur in der Adelsrepublik Polen hatten die Bauern keinerlei politische Berechtigung, da waren sie Leibeigene. Als Leibeigene aber behandelt zu werden, dagegen sträubten sich diese Soldatenbauern natürlich aus allen Kräften. Das war also für die Polen eine sehr bedeutende, eine um so größere Schwierigkeit, als man es mit wohlbewaffneten und kriegsgeübten Leuten zu tun hatte. Und aus der einen Schwierigkeit folgten auch noch andere, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die Polen verstanden oder vermochten nicht, dieser Schwierigkeiten Herr



zu werden. Die hieraus entstandenen Mißhelligkeiten benützten die Schismatiker, um den Kosaken die Union von Brest, die Union mit Rom als die wirkliche und eigentliche Ursache alles Übels darzustellen. Die Kosaken ließen's sich einreden. Eben war der (schismatische) Patriarch Theophanes IV. von Jerusalem um die Wege. Er hatte gerade in Moskau den Vater des Zaren Michael Romanow, Philaret, zum Patriarchen geweiht. Auf dem Rückweg kam er nach Kiew, sah da den Unionsstreit im Gange, beeilte sich, die hier fast schon erloschene schismatische Hierarchie zu restituieren und tat auch sonst das Mögliche, um die gegen die Polen und die Union aufgeregten Gemüter noch mehr zu erhitzen. In Polen zählte damals auch der Protestantismus namentlich unter dem Adel viele Anhänger. Alles nun wirkte gegen die Union zusammen, die von Theophan aufgeregten Kosaken nicht in letzter Linie. Die mit einer Reihe von Bluttaten bezeichnete, ebenso wilde wie konfuse Bewegung artete bis zur schmachvollen Ermordung des hl. Bischofs Josaphat Kuncevic aus.

In der Folge dann sehen wir die Kosaken geradezu an der Spitze der Verfolger der unierten Ruthenen. Aus einem bestimmten Anlaß hatten alle Kosaken, die westlichen und die östlichen, sich vereinigt und traten von da ab in der Regel als eine einheitliche Macht auf. Diese Vereinigung aber führte sie allesamt noch tiefer ins Schisma. Außer autonomischen Zusicherungen erzwangen sie von den polnischen Königen in zwei Kriegen auch das ausdrückliche Versprechen der bedingungslosen und vollständigen Ausrottung der Union. Doch hatten diese Traktate aus anderen Gründen keinen Bestand. Die Kämpfe und Wirren dauerten fort. In denselben spielten die Kosaken-Hetmane Rollen, für welche die Bezeichnung Doppelzüngigkeit noch zu schwach ist. Der von unseren ukrainischen Publizisten als Nationalheld gefeierte Chmelnicki beispielsweise hatte sich gleichzeitig den Polen, Moskowitern und Türken verpflichtet. Und tatsächlich haben die Kosaken in dieser Zeit bald für, bald gegen Polen, Moskowiter und Türken gekämpft. Allerdings hatten



sie dabei immer das Ziel der Erhaltung oder Erringung ihrer relativen Selbständigkeit im Auge. Aber dieser Zweck rechtfertigt doch noch lange nicht alle Mittel und am allerwenigsten die Schändlichkeiten, die sie — in dieser Zeit noch ganz freiwillig, ohne jede äußere Nötigung — sogar gegen ihre katholischen Konnationalen verübt haben.

Der letzte Kosaken-Hetman endlich, Mazepa, verband sich zu demselben Zweck mit Karl XII. von Schweden. Der Sieg Peters des Großen bei Poltawa (1709) machte auch diesem Traum ein Ende. Von da an ging es mit den alten Kosaken und auch mit dem verbliebenen Rest der autonomen Ukraine völlig zu Ende. Schon früher war ein Teil der Kosaken wegen Uneinigkeit nach Osten- in die Gegend von Charkow ausgewandert. Die Zurückgebliebenen wurden jetzt zwangsweise allmählig an die Newa, an die Wolga usw. zerstreut und in ihren alten Sitzen wurden ganz andere Elemente angesiedelt, ein Mischmasch aus verschiedenen Gegenden und von vielfach sehr fragwürdigen Qualitäten, von welchem Mischmasch natürlich keine Sonderbündelei zu besorgen, wohl aber die Bereitwilligkeit zu allen Diensten zu erwarten war. Wie der Russe von heute nicht mit dem alten Russen, so ist also auch der Kosak von heute nicht mit dem alten Kosaken zu identifizieren. (Nur die Kuban-Kosaken, im fernen Kaukasien also, läßt Dr. Rudnickyi noch als ukrainische Kosaken gelten.)

Politisch war nun vom alten Kiewer Staat nichts mehr übrig. Der westliche Teil mit Kiew, der ursprünglichen Residenzstadt der Großfürsten und Metropoliten, war, wie wir gesehen haben, an Polen gekommen. Aber dieses Kiew hatte Polen in einem der erwähnten Kosakenkriege an Moskowien abtreten müssen. (Vertrag von Andrussow 1667.) Mit der Niederwerfung der Kosaken durch Peter den Großen hat auch Kiew das Los der Kosaken teilen müssen und es ist zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Bei der politischen Vernichtung aber haben es die Moskowiter, die neuen Russen, nicht bewenden lassen. Es



sollte und durfte überhaupt nichts übrig bleiben, was an das alte Rußland erinnerte. Wenigstens offiziell also wurde Alles, Kirche, Schule und Amt, russifiziert. Und derselbe Prozeß wurde alsbald nach der Teilung Polens auch an den Ruthenen in jenem Teil Lodomeriens vollführt, der mitsamt der alten Residenzstadt Wladimir bei dieser Teilung nicht an Österreich, sondern zugleich mit dem Großteil von Polen an Rußland gefallen war.

Hiemit war also, soweit das heutige Rußland in Betracht kommt, außer der politischen auch die Kirchengeschichte der Ukrainer zu Ende, denn offiziell gibt es in Rußland schon lange keine ruthenische Kirche mehr. Die Geschichte der Ukrainer hat nur noch in Österreich eine Fortsetzung und die neueste Phase dieser Geschichte ist durch zwei Tatsachen gekennzeichnet. Die eine dieser Tatsachen ist die, von der wir eben handeln, daß nämlich seitens österreichischer Ruthenen öffentlich die Sehnsucht nach Wiedererweckung des alten Kiewer Staates ausgesprochen wird und dieses Verlangen anscheinend auch von russischen Ruthenen unterstützt wird. Die zweite Tatsache, welche der ersten erst die richtige Folie gibt, ist die, daß der russische Ministerpräsident **Goremykim** in seiner Dumarede vom 9. Februar unter anderem gesagt hat: „Die feste Eintracht aller Reußen, die der Krieg hervorgerufen hat, ist durch die Eroberung von **Galizien, der letzten Blüte, die an der lebensvollen Krone des Zaren fehlte,** noch stärker geworden."

Man ersieht aus dieser öffentlichen Erklärung des russischen Ministerpräsidenten, daß die österreichischen Ukrainer mit einem gewissen Recht sagen, der jetzige Krieg werde um sie geführt. Goremykin betrachtete also am 9. Februar die Einverleibung der österreichischen Ruthenen in das moskowitische Rußland schon als vollendete Tatsache. Mit dieser Annahme und dem Ausdruck der Freude darüber ist er allerdings, wie die wenigstens teilweise Wiederbesetzung Galiziens durch österreichische (und deutsche) Truppen beweist, stark voreilig gewesen. Und wenn das Kriegsglück den ver-



bündeten Zentralmächten auch weiterhin treu bleibt, so könnte es ja immerhin geschehen, daß den ukrainischen Wünschen ein wenn auch noch so ferner Hoffnungsstern zu leuchten begänne.

Den glücklichen Fall angenommen: welche Elemente, welche Bausteine wären nun zur Rekonstruktion des alten Kiewer Staates noch vorhanden? Einstweilen eigentlich nur so und soviel Millionen zusammenhängend wohnender Menschen, die jedenfalls im Privatverkehr, im Verkehr unter einander sich der ruthenischen Sprache bedienen, und die gewiß den Wunsch haben, daß diese ihre Nationalsprache auch im öffentlichen Leben die gebührende Geltung erlange. Von da aber bis zum Wunsch nach Wiedervereinigung zu einem besonderen politischen Gemeinwesen ist ein ziemlich weiter Weg, den jedenfalls nur eine beschränkte Zahl in so kurzer Zeit zurücklegen wird, wie unsere mehrerwähnten Publizisten es getan. Die eben beiläufig entwickelte Geschichte des Kiewer Staates bietet wohl eher Anhaltspunkte für die gegenteilige Annahme. Wie soll man glauben, daß die schismatischen Ruthenen, welche in früheren Zeiten die unierten Ruthenen so leidenschaftlich verfolgt haben, jetzt die Sehnsucht hegen sollten, mit den früher Verfolgten gewißermassen in demselben Haushalt zu leben? Unter moskowitischer Herrschaft haben sie nicht einmal Gelegenhett gehabt, sich mit den Unierten vertragen, geschweige sie lieben zu lernen. Von den Moskowitern sind sie in ihren Vorurteilen gegen die Union nicht nur nicht erschüttert, sondern vielmehr nur bestärkt worden. Woher und wie sollten sie über die Unierten eine andere Anschauung gewonnen haben? Viel eher ist zu besorgen, daß die Schismatiker, wenn sie die Gelegenheit und Macht dazu bekämen, das alte Verfahren gegen die Unierten wieder beginnen würden.

Man sehe nur nach Albanien. Auch von den Albanern hat man geglaubt, daß da die konfessionellen Unterschiede keine bedeutende Rolle spielen. Ja so lange es sich nur um die Abwehr gemeinsamer Feinde, um die Bekämpfung Dritter handelte, wird das zweifellos seine Richtigkeit gehabt haben.



Heute aber, wo die Albaner berufen sind, an den Aufbau und die Einrichtung eines gemeinsamen Staatswesens zu schreiten, heute müssen wir wieder ein Mal mehr die Erfahrung machen, daß die Einigkeit darin, was nicht sein soll, noch lange nicht auch die Einigkeit darin bedeutet, was sein soll. Denn die Einheit der Sprache, auf welche die heutige landläufige Anschauung so großen Wert legt, ersetzt nicht entfernt den Mangel der Einheit jener Ideen, welche Einheit — außer verschiedenen anderen Bedingungen — zur Konstituierung und Erhaltung eines Staates unerläßlich ist. Albanien, wenngleich natürlich auch dieser Vergleich hinkt, kann hiefür förmlich als Schulbeispiel dienen. Die Sprache an sich ist eben nur artikulierter Schall, ist nur Mittel zum Ausdruck von Ideen, keineswegs schon die Idee selbst. Die Weltgeschichte beweist auch durchaus nicht, daß die Spracheneinheit etwa im Allgemeinen sich als eine dauernde Garantie der Ideeneinheit bewährt hätte.

Ebenso wenig wie in Betreff der Kirchenfrage sprechen sich unsere ukrainischen Publizisten darüber aus, wie sie sich mit den Polen auseinanderzusetzen gedenken. Namentlich im Westen des von den Ukrainern beanspruchten Gebietes bilden die Polen einen so bedeutenden Faktor, daß da nicht einmal ohne ihn, geschweige gegen ihn an irgendwelche gedeihliche Neubildung gedacht werden kann. Wiederholt mußten wir in unserer historischen Skizze der Konflikte mit den Polen und der denselben zugrunde liegenden tiefgehenden Divergenzen Erwähnung tun, von welchen leider auch die unierten Ruthenen, ja diese sogar vorzugsweise berührt werden. Der Antagonismus ist da sozusagen ein avitischer. Und im Wiener Reichsrat kann man sehen, wie heftig dieser alte Antagonismus manchmal wieder hervorbricht. Auch diese große Schwierigkeit, welche sich dem Ukraineprojekt entgegenstellt, ist bisher kaum gemindert und schon gar nicht etwa überwunden.

Andere Requisiten, die zur Rekonstituierung einer selbständigen Ukraine unbedingt erforderlich wären, liegen außer=



halb des Rahmens unseres heutigen Gegenstandes, der ja hauptsächlich nur die Kirchenfrage betreffen sollte. Es würde übrigens auch eine nähere Erörterung dieser anderen Requisiten zu demselben Resultat führen, wie die hier hervorgehobenen Bedenken. Das Resultat kann nur lauten, daß die Realisierung des Ukraineprojektes, wenn dasselbe überhaupt in absehbarer Zeit aus dem Stadium eines bloßen Projektes heraustreten sollte, nur durch die österreichische Regierung erfolgen könnte, welche ja auch schon bisher, wenn auch in verkleinertem Maßstab, alle jene Elemente zusammenzuhalten und zu dirigieren hat, die bei dem Projekt in Frage kommen. Das scheint auch so die Meinung vieler, vielleicht der meisten ukrainischen Politiker selbst zu sein, denn die von Nikolaj Wassilko geführte Fraktion der Ukrainer der Bukowina beispielsweise hat erst vor kurzem anläßlich der österreichischen Wiederbesetzung der Bukowina öffentlich und nachdrücklich ihre unentwegte Anhänglichkeit an die Monarchie kund getan. J—l.

XXXV.

Ein viertes Stimmungsbild aus Holland.

Wohl niemals hat die Presse auf die Massen einen stärkeren Druck ausgeübt als in dem heutigen Weltkrieg. In besonderem Maße gilt dies von unseren kirchenfeindlichen Blättern. Was uns betrübt, ist die nicht zu leugnende Erscheinung in dieser ernsten Zeit, daß die schlechte Presse viele unserer Glaubensgenossen, leider sogar hohe Würdenträger in ihre Netze zu fangen weiß. Man wird an sich selber irre, wenn man täglich Zeuge ist von dem wegwerfenden Urteil, das sich viele Glaubensbrüder über die katholischen Deutschen erlauben. In ihrer Verblendung sehen sie nicht



die daraus entstehenden Gefahren für Kirche und Staat, die uns nach einem Siege der Ententemächte drohen würden. Das schreckliche Elend der Belgier, die ein Opfer wurden einer schlechtberatenen Regierung, hat in Holland eine Gefühlspolitik erzeugt, die Abbruch tut an der Wahrheit und Gerechtigkeit. Sogar manche unter unserem Klerus haben sich betören lassen durch Blätter, die den Deutschen mißtrauisch gesinnt sind. Man soll ihnen die ernsten Mahnworte der „Histor.-polit. Blätter“ in ihrer letzten Rundschau vom 1. Februar vorhalten. In der Welt hat sich der sog. Zeitgeist gegen den Glauben und die christliche Caritas erhoben. Unter den Feinden gibt es viele, welche nicht so sehr wie andere aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit, Unverstand und Vorurteil handeln. Wenn diese Leute sehen, daß Katholiken anderer Nationalität ohne gerechte Ursache oder auf schwache Begründung hin den Schild gegen Deutschland, das um seine Existenz zu kämpfen genötigt ist, erheben, so könnten sich nur zu leicht ihre Unwissenheit, Unverstand und Feindschaft gegen die katholische Kirche steigern. Eine solche Entwickelung möchte allein den Feinden der Kirche zustatten kommen.

Am Vorabende des Bettages für den Frieden, den der heilige Vater angeordnet hatte, erschien in unserem Hauptorgan der katholischen Presse ein Artikel „Das große Leiden der Kirche.“ — Bei aller Anerkennung der in schöner Form ausgeführten Gedanken und der ergreifenden Schilderung des tiefen Schmerzes, der Gottes Stellvertreter drückt, läßt sich nicht übersehen, daß der Artikel bittere, ungerechte Vorwürfe gegen Deutschland und Österreich enthält. Man verschweigt, daß sie in ruchloser Weise zum Kampfe gezwungen wurden; man verschweigt geflissentlich, daß der deutsche Kaiser in seiner anerkannten Friedensliebe bis zum letzten Momente alles versuchte, um den Ausbruch des Krieges zu verhüten; man verschweigt die bekannte Tatsache, daß der verstorbene Papst Pius X. die Kriegserklärung Österreichs an Serbien gebilligt hat. Diese Nachricht war ja eine Ehrenrettung für

Österreich und seinen Verbündeten. Sie wurde, gebracht durch die Wiener „Reichspost", bestätigt durch die Umgebung des verstorbenen hl. Vaters. Die „Tijd" hielt diese Nachricht noch nicht für authentisch und hat dadurch vielleicht unbewußt die Irreführung ihrer Leser veranlaßt, die nun die deutsche Regierung der Mitschuld am Kriege beschuldigen. Es bleibt eine tief bedauernswerte Tatsache, daß in katholischen Kreisen die erforderliche Aufklärung fehlt. Die Neutralität, die man mit Recht von unserer Regierung verlangt, darf für unsere Presse kein Deckmantel sein, die Wahrheit zu verschleiern, geschweige unsere katholischen Glaubensbrüder in Deutschland, die gleich ihren andersläubigen Volksgenossen um ihre Existenz kämpfen, vor den Kopf zu stoßen.

In dem oben erwähnten Artikel werden die beiden Zentralmächte in folgenden Worten apostrophiert: Das lutherische Preußen, der Verwüster des Mittelalters, und das katholische Österreich, das der letzte Zufluchtsort erschien des katholischen Staatsgedankens „Und man sieht jetzt den Greuel ihrer brüderlichen Eidgenossenschaft in dem falschen Lichte des Halbmondes. Man sieht in ihrem Kriegsrat den Verräter des Christentums, den türkischen Heiligtumsschänder."

Ein solches Bild kann das Urteil vieler Leser nur verwirren. Es ist keine wahrheitsgetreue Schilderung, wenn man an die Stelle von Deutschland mit seinen 30 Millionen Katholiken das protestantische Preußen setzt; und nun die Abfertigung des Donaulandes wegen seines Anschlusses an die Türken!

Wenn man den Türken ein Recht auf Selbsterhaltung nicht versagen will, muß man einräumen, daß sie ganz berechtigt waren, für die Erhaltung ihres Landes zu den Waffen zu greifen. Dadurch ist die Türkei heute tatsächlich ein Bundesgenosse Deutschlands und Österreichs geworden. Indessen haben die Russen ohne vorhergehende Kriegserklärung die Türken zuerst angegriffen. Diese hatten in dem Balkankrieg den gewaltigen Druck der Russen gründlich am eigenen Körper erfahren. Sie waren selbstredend überzeugt, daß



der Sieg der Ententemächte die Räumung Konstantinopels zur Folge haben müßte. Wer die Orientpolitik in den letzten Jahren verfolgt hat, der kann vom katholischen Standpunkt nicht dulden, daß dieser für die Christenheit nach Rom wichtigste Platz in die Hände der Moskowiter fällt. Es ist die Mission des Habsburgischen Hauses, dieses Unglück zu verhüten, und unter den jetzigen Verhältnissen ist das Eingreifen der Türken für das herausgeforderte Österreich ein wahrer Segen. Wir räumen dem Verfasser des obigen Artikels ein, daß es eine höchst traurige Erscheinung ist, wenn es soweit kommen mußte, daß man die Hilfe des Islams ungern entbehren würde. Aber an wem liegt die Schuld? An der ältesten Tochter unserer heiligen Kirche, die durch die Revancheidee sich zum Bunde mit den Moskowitern verleiten ließ. Im ersten Augenblick mag es fremd klingen, von einer deutsch-österreichischen-türkischen Waffengenossenschaft zu hören. Doch im Osten und im heiligen Lande sind nicht mehr die Türken, sondern die Russen die gefährlichsten Erbfeinde unserer Kirche.

Vor einigen Tagen meldete der Telegraph aus Petersburg: Am Tage der Wasserweihe fand in den Gemächern des St. Petersburger Metropoliten Wladimir eine feierliche Versammlung statt, an der viele Bischöfe, hohe Geistliche, Mitglieder des hl. Synods und Universitätsprofessoren sich beteiligten. Der Metropolit vertrat in seiner Rede den Standpunkt, daß es für Rußland nicht wünschenswert sei, auf die Neutralität des hl. Landes hinzuarbeiten, wofür sich ein Teil der öffentlichen Meinung von St. Petersburg ausgesprochen hätte. Das hl. Land müsse vielmehr dem russischen Reiche unterstehen, wobei die übrigen christlichen Völker das Recht haben sollten, die heiligen Orte zu besuchen. Möge diese offene Erklärung des Metropoliten für unsere katholische Presse eine ernste Warnung sein, die Leser aufzuklären über die Gefahren, die dem hl. Lande drohen.

Mit welcher Begeisterung, mit welchem Gottvertrauen zogen die Christen im Mittelalter in den Krieg, um die Stätte, wo unser Erlöser litt und starb, aus der Hand des Is-



lams zu befreien. Sollte es den Deutschen und Österreichern im Waffenbunde mit den Türken gelingen, das hl. Land aus den Klauen Rußlands zu retten, dann geziemt uns in der jetzigen Zeitlage ein gerechteres Urteil über das Verhalten des hart bedrängten Österreichs gegen die Osmanen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wahrheit endlich zum Durchbruch kommen wird. In Holland kann es freilich noch eine gute Weile dauern, solange eben die Mehrzahl unserer Presse aus Furcht vor einem Neutralitätsbruch sich scheut, eine offene Sprache zu reden, oder was noch schlimmer ist, bewußt oder unbewußt den Lockungen der Entente-Mächte folgt.

Wer die wahren Interessen unseres Vaterlandes kennt, ist dem deutschen Reiche zum Danke verpflichtet, daß es den Durchbruch durch Belgien vollzogen hat. Bloß dadurch blieb unser Land verschont vor dem schrecklichen Elend des Weltkrieges; denn in Wirklichkeit hat Deutschland den Einfall der Franzosen, Engländer und Belgier in unsere südlichen Provinzen verhütet, der nach den bekannten Enthüllungen aus dem Brüsseler Archiv vereinbart war.

J. W. B.

XXXVI.

Kürzere Besprechung.

Die Memoiren Francesco Crispi's. Erinnerungen und Dokumente herausgegeben von T. Palamenghi-Crispi. Deutsch von W. Wichmann-Rom. Mit dem Porträt Crispis. Berlin, F. Fontana & Co. 1912. VI und 490 S. 10, geb. 12 Mark.

Die Bezeichnung des Buches als Memoiren Crispis ist vielleicht etwas zu weit gefaßt. Allein infolge der zahlreichen Aktenstücke, Depeschen, Tagebuchaufzeichnungen, Briefe besitzt das



Buch einen dokumentarischen Charakter, der es als wertvollen Beitrag zur Geschichte des Zeitalters Crispis erscheinen läßt, während es als Memoirenwerk unvollständig erscheint. Auch das persönlich-anekdotenhafte Moment fehlt nicht. Der Inhalt des Buches ist vorwiegend historisch-politischer Natur. Die Balkanfragen, die irredentistischen Reibungen zwischen Österreich und Italien, die Zwischenfälle mit Frankreich, die bulgarische Frage, der Anschluß Italiens an den Dreibund, die Mittelmeerpolitik Italiens und viele andere Fragen, sowie zahlreiche Gespräche mit politischen Persönlichkeiten machen den Inhalt und Wert des Buches aus.

Aus dem reichen und interessanten Buche heben wir einige uns wertvoll dünkende Gesichtspunkte und Tatsachen hervor. Im Jahre 1877 hatte Crispi in Gastein mit Bismarck eine Unterredung, bei welcher auch die Frage eines neuen polnischen Reiches erörtert wurde. Da dieses Problem auch durch den Weltkrieg wieder neu aufgerollt ist, so ist es nicht ohne Interesse, aus welchen Gründen sich Bismarck gegen diesen Gedanken stark ablehnend verhielt. Bismarck sagte: „Wenn eine polnische Bewegung ausbräche und Österreich ihr hülfe, müßten wir uns dem entgegenstellen. Wir können an unseren Grenzen nicht die Wiederherstellung eines katholischen Reiches erlauben. Das wäre ein Frankreich im Norden. Heute haben wir ein Frankreich, alsdann würden wir deren zwei haben, die natürlich verbündet sein würden, und wir würden zwischen zwei Feinden stehen." Heute würde Bismarck seine konfessionell interessierte Politik wohl ändern und die gewaltige Bedeutung erkennen, welche ein polnischer Pufferstaat zwischen Deutschland, Österreich und Rußland für die Interessen der Zentralmächte hätte. Als Crispi darauf hinwies, Deutschland müsse noch zur Vollendung seiner Einheit viele deutsche Völkerschaften früher oder später an sich ziehen, Bad Gastein sei die wahre Grenze Deutschlands in den Alpen, schüttelte Bismarck diesen alldeutschen Gedanken im Hinblick auf die guten Beziehungen zu Österreich ab. „Wir haben," sagte Bismarck, „in unserem Lande verschiedene katholische Fürsten, einen unruhigen Klerus, den man durch besondere Ge-

setze in Ruhe halten muß. Wir haben ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens. Böte man uns eine katholische Provinz Österreichs an, wir würden sie zurückweisen." Man sieht, wie bei Bismarck der konfessionelle Gesichtspunkt stets eine Rolle spielt. Auch gegen den Gedanken einer Einverleibung von Holland und Dänemark sträubte sich Bismarck, weil wir „schon genug nichtdeutsche Völkerschaften" hätten. Das Buch enthält ferner zahlreiche Unterredungen Crispis mit großen Männern seiner Zeit, mit Gladstone, Andrassy, wiederholte Besuche bei Bismarck, mit dem ihn ein immer engeres Verhältnis verband. Geschichtlich wertvoll ist die Schilderung der Mission Kardinal Hohenlohes bei Papst Leo XIII. Im Jahre 1889 war die Rede von der Möglichkeit der Entfernung des Papstes aus Rom. Crispi als Ministerpräsident ließ den Papst durch einen Brief Hohenlohes wissen, daß man seiner Abreise nichts in den Weg stellen werde und ihm sogar mit allen Ehren das Geleite geben werde. „Aber der Papst möge bedenken, was er tut! Sein Name, seine Zukunft, die Zukunft des Katholizismus steht auf dem Spiel." Crispi hatte versichert, daß im Falle der Abreise der Papst nie mehr nach Rom zurückkehren könne. Das Schreiben Hohenlohes an den Papst ist im Wortlaut mitgeteilt. Diese Abreise hätte möglicherweise zu einem Kriege mit Frankreich führen und eine große Erschütterung der katholischen Kirche herbeiführen können. Wie ersichtlich, ist das Buch reich an wertvollen Materialien, namentlich für die Außenpolitik Italiens; wünschenswert wäre nur eine größere Übersichtlichkeit in der Darstellung gewesen. R.

XXXVII.

Ein Meisterwerk historischer Romankunst.[1])

Von Dr. Johann Ranftl, Graz.

Der historische Roman und die historische Novelle treten in unserer Literatur ungefähr gleichzeitig mit dem Erwachen des modernen geschichtlichen Denkens auf, mit jenem seit Iselin und Herder deutlicher werdenden Empfinden der kulturellen Differenzen vergangener Zeitalter, das sich bis heute in ständiger Progression steigerte. Es läßt sich allerdings nicht durchwegs ein bestimmter direkter Zusammenhang zwischen den Bewegungen innerhalb der Geschichtsforschung und der historischen Romanliteratur feststellen. Es scheint, daß manchmal die historischen Dichtungen und wissenschaftlichen Forschungen vielmehr aus einer gemeinsamen Wurzel, der allgemeinen Zeitstimmung, erwuchsen. Es wäre jedenfalls eine lohnende Arbeit, einmal in einer wissenschaftlich genügenden Untersuchung zu verfolgen, wie von Tieck und Arnim an — auch W. Scott und Manzoni erschienen fast gleichzeitig — über die Blüte Scheffels, über den archäologischen Professorenroman und die Butzenscheibenpoesie herab zu Riccarda Huch und Handel-Mazzetti die historische Erzählungskunst und ihre

1) Stephana Schwertner. Roman in 3 Bänden. Von Enrika von Handel-Mazzetti. J. Kösel, Kempten-München. 1. Teil: „Unter dem Richter von Steyr." 468 S. Mk. 4.— (5.—). 2. Teil: „Das Geheimnis des Königs." 368 S. Mk. 3.50 (4.50). 3. Teil: „Jungfrau und Märtyrin." 704 S. Mk. 5.— (6.—).



Einschätzung mancherlei Wandlungen durchmachten, wie modemäßige Begeisterung und Überschätzung und kühle, selbst feindselige Ablehnung wechselten. Nicht nur der bekannte heftige Ansturm gegen den historischen Roman von Seite der Naturalisten zwischen 1880 und 1890 käme dabei zur Sprache. Man würde sich auch der skeptischen theoretischen Bedenken erinnern, die längst früher Fr. Th. Vischer gegen die nämliche Gattung äußerte. Auch für Gottschall schien die künstlerische Bedeutung des historischen Romans eine unsichere und er glaubte ihm keine Zukunft versprechen zu dürfen. Allein weder das Mißtrauen dieser und anderer Theoretiker noch die leidenschaftliche Gegnerschaft der Naturalisten waren im Stande, die einmal eingebürgerte Gattung aus der Literaturgeschichte und aus der Gunst der Leser dauernd zu verdrängen. Willibald Alexis, Scheffel, Raabe, C. F. Meyer und eine Reihe anderer älterer und neuerer Erzähler behalten ihre Geltung, ob die Ästhetiker so oder anders sprechen. Gerade in den letzten zwei Jahrzehnten darf man wieder von einem Aufblühen der historischen Erzählungskunst sprechen und diese Erscheinung steht in auffallender Parallele zu dem Erstarken und der Vertiefung unserer historischen Wissenschaften. Eine ungeheure Fülle historischen Materiales vermittelt uns heute eine so gegenständliche, farbenreiche und lebendige Anschauung alter Zeiten und ihrer Kultur wie nie zuvor. Eine immer vollkommnere Forschungsmethode, eine verfeinerte, reich abgestufte wissenschaftliche Sprache, vor allem eine früher unerhörte Empfindungsfähigkeit für vergangene Daseinsformen und ein gesteigertes Einfühlen in seelische Entwicklungen und Stimmungen älterer Epochen ermöglichen uns heute ein Nacherleben entschwundener Kulturen, das sich zuweilen den Wirkungen dichterischer Darstellung nähert. Solche Erfolge der Geschichtswissenschaft, die stets über die Fachkreise hinaus auf alle Gebildeten wirken, konnten allein schon die Wege für eine neue historische Erzählungskunst bereiten. Die früher erwähnten ästhetischen Vorurteile zerstreuen sich immer mehr



und es bricht sich wieder die eigentlich recht selbstverständliche Anschauung Bahn, daß es hier wie auf den anderen Gebieten von Kunst und Dichtung nicht auf das Gegenständliche, sondern auf das Können ankomme, mit dem der Schaffende sein Thema gestaltet. Ein Literarhistoriker, der sich selbst im Genre der historischen Erzählung mit Glück versuchte, Adolf Stern, schrieb schon vor Jahrzehnten über das Wesen historischer Romankunst die klassischen, in allem zutreffenden Worte:

„Der historische Roman soll und darf nichts anderes sein als ein Lebensbild, zu welchem sich der Dichter durch die Fülle der Empfindungen und Anschauungen gedrängt fühlt, er muß eine Handlung oder einen Konflikt, er muß Menschen darstellen, an die sich sowohl der Poet mit seiner eigenen Seele als der Leser mit seiner Teilnahme hinzugeben vermag, er muß mit einem Worte so viel rein Dichterisches aufweisen, daß alles andere nur das Verhältnis des Brennstoffes zum Feuer hat. Die Flamme verzehrt die Scheite und um die Flamme und die von ihr ausstrahlende Wärme handelt es sich. Wer vor einem schlecht lodernden, qualmenden Feuer die Seltsamkeit und Mannigfaltigkeit des Materiales rühmt, gilt für einen Narren, und wer eine schlechte Dichtung mit etwaigen politischen, ethnographischen oder sonstigen Vorzügen rechtfertigt, der hat eben keine Empfindung für die Poesie und ihr eigenstes Wesen. Der historische Roman muß ebenso wie jede andere Schöpfung aus dem innersten Drange des Dichters, aus der Mitempfindung für die dargestellte Handlung, für die geschilderten Menschen hervorgehen. Wem es darum zu tun ist, an einem beliebigen Faden unbeseelte Sittenschilderungen oder politische Maximen aufzureihen, der charakterisiere schlicht Land und Leute oder schreibe Leitartikel, zum historischen Roman ist er so wenig berufen wie zu jeder anderen dichterischen Schöpfung. Eine solche aber ist der historische Roman und soll es bleiben oder werden." —

Man hat bei C. F. Meyer die Voraussetzungen untersucht, die seine Vorliebe für historische Stoffe weckten und bestimmten. Man wird bei jedem Dichter, dessen Phantasie



sich mit Vorliebe in die Vergangenheit versenkt, zunächst eine Art prästabilierter Neigung und Fähigkeit, einen inneren, angeborenen Beruf des dichterischen Talentes annehmen müssen, der dasselbe zum Historischen hindrängt, wie sich sonst geborene Kämpfernaturen in die Streitfragen des Tages stürzen. Die angeborene Neigung wird dann durch äußere Anregungen entwickelt und bestärkt. Handel-Mazzettis vier größere Werke, die bis jetzt erschienen, enthalten ebenso viele glänzende Bilder aus der Barockzeit und Gegenreformation. Ihre Neigung und Liebe gehört also dieser Epoche im besonderen Maße. Die Dichterin verlebte einen Teil ihrer glücklichen Jugend im Erziehungshaus der englischen Fräulein in St. Pölten, wo bereits allerhand freundliche Erinnerungen an die Tage des Barocks den erwachenden dichterischen Sinn umspielten. Und Österreich ist überhaupt ein klassisches Land dieser Kunst und Kultur. Für den Österreicher brauchte der Reiz derselben, dessen Lob jetzt wieder alles singt, gar nicht entdeckt zu werden. In Kirchen, Klöstern, Schlössern, Bürgerhäusern, in Straßenbildern großer und kleiner Städte und Märkte, in allerlei altem Hausrat, in der noch immer lebendigen Kirchen- und Profanmusik jener Periode, sogar in manchem volkstümlichen Kirchenliede und Gebete, ja in den erst jetzt absterbenden Höflichkeitsphrasen lebt noch immer ein Hauch der alten Zeit und der farbenfreudige, halb südländisch empfindende Österreicher fühlt sich davon heimatlich berührt. Diese Eindrücke strömten selbstverständlich auch auf unsere Dichterin von allen Zeiten zu. Altwien, seine Kunst und Musik und mancherlei Lektüre aus der älteren Zeit vermittelten sicher genug an Anregungen und Stimmungen. So erscheinen denn auch bereits unter den Jugendversuchen Handel-Mazzettis verschiedene kleine Motive, die uns in das 17. und 18. Jahrhundert führen.[1]) Und im ersten großen

1) Vergl. „Weihnachts- und Krippenspiele" und „Napoleon II. und andere Dichtungen". Berlin. Konrad W. Mecklenburgs Verlag. 1912. (Über „Enrika von Handel-Mazzettis geistige Werdejahre" siehe diese Blätter Bd. 150, S. 575 ff. Die Red.)

Romane „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ [1]) (1900) entfaltet sich ein Bild aus der Barockzeit voll leuchtender Farbigkeit und überschwänglicher Empfindungsfülle, wie es kein vorausgehender historischer Roman je bot. Es gab jedoch in dem Buche nicht bloß äußeren Aufputz oder tönendes Pathos. Schon dieser Erstling glühte von gesundem dichterischen Leben und dehnte sich voll ursprünglicher Kraft und der innerste Kern des Werkes ist das bekannte tiefste Thema der Weltgeschichte, der Kampf des Unglaubens und des Glaubens, wie er sich zwischen einem prächtig gezeichneten atheistischen Philosophen und einem innigfrommen, einfältigen Mönche entwickelt. Das Ende ist die Bekehrung des Atheisten zum Gottesglauben und die seines Söhnleins zum Katholizismus. Das jugendfrische Hervorstürmen einer herzenswarmen reichen Poesie, die hellseherische Psychologie, die Plastik der Gestalten, die archaistisch gefärbte, tönereiche Sprache und besonders die religiöse Glut und Innigkeit, die sich am großen Thema entzündete, lassen die technischen Mängel am „Meinrad“ übersehen und vergessen. Zur vollen freien Höhe sicheren Schaffens erhob sich die Dichterin bereits in ihrem nächsten Buche „Jesse und Maria“ (1906), wo wir wieder in einer ähnlichen Zeitatmosphäre (Mitte des 17. Jahrhunderts) einen erbitterten, schmerzlichen religiösen Herzenskampf zwischen einer heldenhaften, frommen katholischen Frau und einem jungen, geistvollen, aber knabenhaft fanatischen Vorkämpfer des Protestantismus, der den Marienkult und den katholischen Glauben im Donaulande vernichten möchte, miterleben. Hier sehen wir Handel-Mazzettis eigenartige Kunst zur vollen prächtigen Blüte entfaltet. Wie im ersten Roman, so erscheint der Katholizismus auch hier als die tiefere und innerlich größere Macht, obwohl er von schlichten, unscheinbaren und fehlerhaften Menschen vertreten wird. Ein kleines Intermezzo zwischen den großen Werken

---

1) Erschien wie die übrigen größeren Romane bei J. Kösel, Kempten-München.

bildet „die arme Margaret" (1910), in der mit der ganzen nunmehr gewonnenen souveränen Kunst der Gegensatz der Konfessionen und noch mehr der Gedanke „Frauenehr ist Gottesehr" in origineller Art beleuchtet wird.

Mit diesen drei großen Werken ihrer hinreißenden Erzählungskunst trat Handel-Mazzetti in die Reihe der allerersten deutschen Dichter der Gegenwart. Eine solche Neubelebung des vom Naturalismus totgesagten historischen Romans, in dem sich wieder Charaktere und Geschehnisse zu einer so lebendig wirkenden Einheit verbinden, wo das historische Zeitbild mit dem inneren Leben des poetischen Werkes eins wird und wo uns ein überraschend neuer, urkräftiger Erzählungsstil mit einer überreichen Sprachphantasie entgegentritt, hätte noch vor zwei Jahrzehnten niemand ahnen können. Hier wird die Vergangenheit wieder eine sichtbare Welt, in der sich die tiefsten Konflikte des menschlichen Herzens erheben und austoben. Neu und interessant war die Ideengestaltung und die Verteilung von Licht und Dunkel in diesen epischen Werken. Die Dichterin nennt sich selbst „Volksepikerin". „Als solche habe ich nicht das Recht, mich selbst in meinen Werken zu bespiegeln. Ich muß daraus verschwinden. Taten geschehen, Menschen entstehen, handeln und leiden; die vergeistigende, verklärende Reflexion bleibt des Lesers Sache." Nur an den Gestalten und ihren Schicksalen zeigt sich also die Macht der Ideen. Aus ihrer festen und kindlichen Glaubensüberzeugung und aus der hohen Sicherheit ihrer katholischen Weltbetrachtung stammt die bisher in historischen Romanen schier unerhörte Gerechtigkeit und Liebe, mit der selbst die unversöhnlichsten religiösen Gegensätze behandelt werden. Die Dichterin verherrlicht den Katholizismus, allein sie versteht und schont die Gegner desselben. Eine Gesinnung, die wir ja auch in P. Grisars Geschichtschreibung und in den Werken anderer katholischer Historiker finden. Es soll uns nicht stören, wenn in den Romanen der Österreicherin zuweilen eine getrübte volkstümliche Frömmigkeit erscheint, wenn es das Gesamtbild verlangt oder



gestattet. Die eucharistische Seelenglut Meinrads, Marias Opfermut und Andacht zur Gottesmutter, die Verherrlichung des Skapuliers, Zettls mannhafter Sinn und anderes sagen dem aufmerksamen Leser ganz genau, mit wem das Herz der Dichterin fühlt. Nur in der ungestümen Erregung der Gemüter während des Literaturstreites war es möglich, daß die Dichterin von leidenschaftlichen Vorkämpfern der katholischen Sache ebenso mißverstanden wurde wie von einzelnen oberflächlichen nichtkatholischen Lesern und Kritikern.[1])

* * *

Die Töne und Akkorde, die in den drei genannten Werken schon mächtig anklingen, vereinigen sich zu einer gesteigerten gewaltigen Symphonie voll höchster Kunst und Wirkung im letzten Werk, das vor einem halben Jahre vollendet wurde, in „Stephana Schwertner". Hier hat sich die Dichterin einen Gegenstand gewählt, der mitten in die Reichtümer des katholischen Glaubenslebens, in das Allerheiligste der Kirche hineinführt. Und so wurde das dreibändige Werk naturgemäß zu einem Hochgesang auf die katholische Kirche und ihre innere Herrlichkeit und Größe.

Noch einmal versetzt uns Handel-Mazzetti in die Zeit der Glaubenskämpfe am Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Grundlinien der Handlung sind in der altchristlichen St. Agneslegende vorgebildet, wo erzählt wird, wie die heilige Christenjungfrau die Werbung des vornehmen Sohnes des heidnischen Richters zurückweist, wie dieser Richter gegen Agnes immer mehr ergrimmt, wie jedoch die Heilige Vater und Sohn für den Glauben gewinnt und den Märtyrertod erleidet. Diese Legendenmotive, die die Dichterin schon einmal in einer Jugendarbeit („Die Braut des Lammes") behandelte, werden von ihr jetzt zu einer stürmischbewegten Romanhandlung erweitert und in das Steyr der Gegen-

1) Wie unsere Leser aus früheren Aufsätzen wissen, stimmen wir in diesem Punkte nicht ganz mit dem verehrten Herrn Verfasser überein. Die Red.



reformation verlegt. Einzelnes erscheint bedeutend umgestaltet. Besonders wird mit der ursprünglichen schlichten Erzählung eine reiche Umwelt verbunden, die sich zu einem Kulturgemälde im großen Stil voll Kraft und Farbenpracht entwickelt. Die Menschen, die in der Legende schlicht, wie auf einem alten Holzschnitte erscheinen, werden mit den reichen Mitteln einer unerschöpflichen Erzählungskunst nach ihrem äußeren und inneren Wesen für unsere Phantasie und unser Empfinden sichtbar und lebendig gemacht. Mächtige und ergreifende Bilder ziehen an uns vorüber, wenn die Dichterin Joachim Händels, des allmächtigen Richters von Steyr, glänzende Gemeindepolitik und sein feindliches Vorgehen gegen die Katholiken unter Beihilfe des prächtigen Richtersohnes und weiters den Widerstand der treuen Katholiken und ihr hartes Geschick schildert. Die aussichtslose Werbung des jungen Händel um Stephanas Liebe, der furchtbare Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, alle Stufen seelischer Wandlung in den glutheißen Kämpfen, die stürmisch einem tragischen Ende zudrängen, machen aus der alten Legende einen modernen Roman. Wie bei „Jesse und Maria" eine kaum beachtete Wallfahrtslegende und ein paar Andeutungen über lokale Ereignisse des 17. Jahrhunderts einen Ausgangspunkt für die epische Phantasie bildeten, so dürften auch beim Kulturbilde des neuen Werkes ähnliche Kräfte anregend gewirkt haben. Österreichische Historiker, wie F. von Krones, berichten, wie es vor dem Dreißigjährigen Kriege in den Erblanden immer neuen Streit zwischen Katholiken und Protestanten gab, wie die beiderseitigen Beschwerden beim Kaiser kein Ende nahmen, wie die Protestanten von Ober- und Niederösterreich sich durch Vereinigung gegen Rom zu stärken suchten und wie sich Machtverhältnisse und Intrigen in die geistigen Kämpfe mischten. Diesen Andeutungen entspricht die äußere Situation in „Stephana Schwertner". Kaiser Mathias, der Bischof Klesel, die Jesuiten, Bethlen Gabor, die Türkengefahr erscheinen, wie es die Geschichte nahelegte, vorübergehend im Romane. Die Hauptpersonen



und ihre Schicksale sind hier wie sonst bei Handel-Mazzetti im Wesentlichen freie Erfindung. Man kann es nur als einen besonderen Triumph der starken und überzeugend bildenden Phantasie ansehen, daß sich schon die Sage bildete, die Dichterin nehme ihre Stoffe aus einer alten Chronik der Stadt Steyr, die stets auf ihrem Tische liege. In Wirklichkeit existiert freilich keine solche Chronik. Leider! Im unvergleichlich lebendigen Kulturbild des Romans, dessen Farben allerdings aus fleißig durchforschten Originalquellen der behandelten Zeit und Geschichtswerken stammen, belebt sich wunderbar die Epoche mit der barocken italienischen Baukunst und dem zugehörigen Hausrat, der Sprachmengerei und preziösen Redeweise der Vornehmen. Aberglaube und reine Frömmigkeit, harte Justiz, Festlichkeiten, Kriegerleben, Szenen aus alten Städten usf. werden wie in den früheren Werken mit seherischem Künstlergeschick der Darstellung einverleibt. Nie erscheint das Archäologische etwa als trockenes Referat; es wird nur das Bezeichnende, das sich mit Menschen und Vorgängen ungezwungen von selbst verbindet und uns ihr Denken und Handeln anschaulicher macht, verwertet. Man sehe daraufhin etwa die Reden Händels, des Richters, an. Bekanntlich gelang nicht einmal einem Manzoni und Scott durchwegs eine so vollkommene poetische Beherrschung des kulturhistorischen Materiales. Die Zeit nach 1600 war vielfach rauh, brutal und blutig, wie jedermann aus Grimelshausen und Moscherosch erfahren kann. Dies ließ sich auch im Stephanaroman nicht wegretuschieren. Auf den öfters erhobenen Vorwurf, daß Handel-Mazzettis Phantasie zu gerne im Grausamen und Gewalttätigen schwelge, erwiderte die Dichterin: „Karl Busse hat mir einmal vorgeworfen, meine Romane offenbarten eine Neigung zu Greuelepochen; wenn ich aber in meinen Dichtungen den Haß versunkener Jahrhunderte und seine Zerstörungstaten immer wieder schildere, so geschieht dies niemals aus Lust am Bösen, sondern nur, um im schwebenden Dunkel jener Mordnächte das Licht der katholischen Liebe um so wunderbarer aufstrahlen zu lassen.

— Hätte ich die blutigen Geschichten, die ich geschildert habe, mit meinen leiblichen Augen anschauen müssen, sie hätten mich innerlich zerbrochen und zermalmt . . ." Der Dichter kann natürlich auch eine Idylle wie den „Trompeter von Säckingen" in einen stillen Schwarzwaldwinkel während des Dreißigjährigen Krieges verlegen. Bei der Darstellung großer ernster Tragik wird er sich in der Farbengebung am liebsten des fast gleichzeitigen Shakespeare erinnern.

Die ganze schöpferische Kraft Handel-Mazzettis entfaltet sich in ihren Gestalten und in der eigentlichen Kunst der Erzählung. Welch großartige Dämonie des Katholikenhasses lodert aus Joachim Händels mächtigem Wesen. Die äußere Erscheinung des furchtbaren Richters von Steyr ist der Spiegel seines Inneren. Sein Sinn gleicht seinem Pestgesetze, das „tödlich zugleich und gütig, wahrhaft teuflisch in seiner verborgenen, mit dem Schein des Mitleids und väterlicher Sorge umkleideten Bosheit war". Händel und seinen Mitstreitern treten auf katholischer Seite Stephana mit ihrer demütigen unüberwindlichen Glaubenskraft und ihrem jungfräulichen Heldensinn, der Abt Heller und P. Albert mit ihrem lauteren, aber etwas harten apostolischen Eifer gegenüber. Künstlerisch und ideell steht der prächtige elegante Richtersohn Heinrich, der aus einem grimmen Hasser ein Bekenner des Katholizismus wird, in der Mitte der Parteien. Zwischen diesen den Roman beherrschenden Helden, die hier wie in jeder volkstümlichen Dichtung mehr oder weniger in's Überlebensgroße wachsen, bewegen sich außer manchen trefflichen Nebenfiguren die Schwachen, Unentschiedenen, Alltäglichen, endlich die Volksmenge selbst mit ihren guten Seiten und schlimmen Leidenschaften. Wie viel wäre da nicht über die strammen Steyrer Schützen zu sagen. Alles Lob verdienen die höchstvollendeten Kaiserszenen, die den Blick aus der lokalen Enge ins Weite lenken und Paradigmen schwieriger aber sicherer Charakteristik sind.

Schon beim Erscheinen des ersten Bandes wiesen wir an anderer Stelle darauf hin, daß die überlebensgroßen



Helden des Romanes nicht bloß Individualitäten und interessante Charaktere seien, sondern zugleich immer wiederkehrende Typen und daß der Kampf gegen die Katholiken in Steyr zugleich ein Abbild des großen Kampfes gegen die Kirche überhaupt darstelle, der von den Tagen Tertullians bis zu den Verfolgungen in Frankreich und Portugal sich stets wieder erneuert. Wir erinnern nebenbei an die Antichristbilder bei J. Seeber und Hughes Benson und an Jörgensens bedeutsames Wort, daß es ihn, den noch unentschiedenen Gottsucher, gerade auch deshalb zur katholischen Kirche zog, weil er an ihr die von Christus geweissagte Anfeindung so klar verwirklicht sah. Ein jüngst im „Gral" zitierter Brief Handel-Mazzettis bestätigt diese Auffassung:

„Dieser Joachim Händel ist in seinen Hauptlinien nicht eine begrenzte geschichtliche, sondern eine perennierende Gestalt des Menschentums, von Jahrhundert zu Jahrhundert wiederkehrend, der Widersacher des Reiches Gottes, der Dränger der Kirche, in dessen Geist das non serviam des Engels der Finsternis lebt. Antichrist wird die vollendetste Ausprägung dieses stolzen, großen und verworfenen Typus sein. Der künstlerische Höhepunkt meines Werkes ist diese Gestalt und ich bin mir bewußt, daß ich bei ihrer Zeichnung nie, weder aus Sentimentalität noch aus Berechnung, die Wahrheit verhüllt, ihre strenge Linie gemildert oder gebrochen habe. . . . Ich habe viel gewagt, die Zeit, in die ich diesen Mann stellte, streng wahrhaft, ohne Schönfärberei dokumentenmäßig darzustellen. Viele von denen, die über Jesses und Margarets Leiden Herzenstränen weinen, werden bei Händels teuflischem Urteil über Stephana zögernd fragen: Ist das wahr? Ja, es ist wahr, innerlich wahrer noch als das Martyrium Jesses."

Trotz der düsteren Schilderung von Händels furchtbarem Hasse gegen unsere Kirche wird die Dichterin selbst doch nicht ungerecht gegen die Andersdenkenden. Licht und Dunkel sind auch in diesem Werke mit sorgsamem Abwägen verteilt. Denn der grimmige Katholikenhasser ist nicht nur als Stadtrichter ein großzügiger Vorkämpfer äußerer Kultur, er hängt



mit einer tiefen stolzen Liebe an seinem Sohne und denkt mit zärtlicher Innigkeit seiner verstorbenen ersten Gattin. Selbst in seiner Feindschaft gegen die vermeintlichen Fortschrittsfeinde, die Katholiken, wechseln ehrliche Leidenschaft und bewußte ungerechte Gewalttat. Nur bei aufmerksamem Lesen erschließt sich uns die seltene schöpferische Seelenkunde, die diesen Charakter erschaute und bildete. Der alte Jakob Händel, der gutmütige Berthold, der herzensreine Heldenjüngling Heinrich und noch manche Nebenfiguren erscheinen in freundlicher Beleuchtung. Die Katholiken auf der anderen Seite sind, mit Ausnahme Stephanas, der Heiligen, auch allesamt fehlerhafte Menschen. Die Mutter Stephanas, der Prior Karl, der Mönch, der dem Kloster entspringt und sich beweibt. Selbst dem hohen apostolischen Heldentum P. Alberts und des Abtes Heller haftet eine fast unfreundliche Härte und Rauheit an. Ähnlich gibt es Licht und Schatten in der mitfolgenden Menge des Volkes. Der Sinn für edle Liebe und Güte gegen Freund und Feind wird hier wie in früheren Dichtungen verherrlicht. (Vergl. die Szene, wo Heinrich Stephanas arme Habseligkeiten dem Henker abkauft und der Eigentümerin bringt.) So versteht man schwer die Vorwürfe wegen Tendenz und Unduldsamkeit, die gelegentlich laut wurden, während z. B. der Protestant E. Linde in seiner „Allgem. deutschen Lehrerzeitung" den gerechten Sinn der Dichterin sehr richtig versteht und kennzeichnet. Daß der Protestantismus in „Stephana Schwertner" fast nur als Gegner der katholischen Kirche und nicht mit seinem religiösen Innenleben erscheint, liegt in der Wahl des poetischen Themas begründet, das eben „Stephana Schwertner" und nicht etwa „Paul Gerhart und Stephana Schwertner" oder ähnlich heißt.

Der rein stoffliche Reiz und die fortreißende Erzählungsweise mit ihrer farbigen Kraft und Leidenschaft und ihrem immer frischen Erfindungsreichtum erfassen uns beim ersten Lesen der „Stephana Schwertner" so gewaltig, daß wir kaum auf die vielfältige Kunst im großen und kleinen achten. Erst bei erneuter ruhiger Betrachtung ersieht man die wohlerwo-

gene Gliederung des großen, massigen Baues, bei welchem dem Höhepunkt am Ende des ersten Teiles (Prangerszene) die Turmszene mit dem Pestkranken am Schlusse des zweiten und die gewaltige Sterbe- und Bekehrungsszene als Abschluß des dritten entspricht. Man sieht weiters, wie verschiedene Parallelen und korrespondierende Beziehungen eine eigenartige Symmetrie in das ganze Werk bringen. Der Kaiserszene am Anfang antwortet die großartigere im dritten Band. Albert und Stephana von Heinrichs Waffen überwältigt — am Ende Heinrich überwältigt vom Geist und Glauben der beiden usw. Auch in der Folge der großen Szenen, die sich so natürlich und selbstverständlich vollzieht, ist nichts auffällig, sondern mit innerer Gesetzmäßigkeit folgen sich Einzel- und Massenszenen, bewegte Kämpfe und friedliche Bilder, äußere Dramatik und seelisches Innenleben, nachdem uns eine scheinbar so einfache und doch wohlüberlegte Exposition, in der bereits die wesentlichen Dissonanzen und Harmonien des Kommenden sich ankündigen, in medias res hineindrängte. In manchen psychologischen Romanen der letzten Zeit ist es üblich, die ganze Erzählung in eine freirhythmische unendliche Melodie aufzulösen. Handel-Mazzetti bleibt jedoch der alten und wirksameren epischen Gepflogenheit treu und baut in jedem Kapitel einen geschlossenen Organismus auf, der dann wieder ebenso lebendig dem Ganzen verbunden erscheint. Strenge Beziehung aller Teile auf die Hauptheldin, die überall als die beherrschende Seele sichtbar bleibt, sowie eine gesteigerte Sorgfalt in der Motivierung äußeren und inneren Geschehens, eine überaus geschickte Verbindung von Dialog und Erzählung lassen allenthalben ein neues Wachsen der dichterischen Kraft und Kunst mit dem höheren Zwecke beobachten. Kleine Lockerungen und Undeutlichkeiten in der Motivierung sind allerdings nicht durchwegs vermieden. Es wäre einem lieb, wenn z. B. die Pestwallfahrt nicht bloß als Tat höchsten Gottvertrauens erschiene, sondern auch in der Richtung berechtigter menschlicher Vorsicht einwandfrei hingestellt wäre. Oder die Episode mit der verführerischen Ungarin ist über-



flüssig, weil Heinrich schon längst nicht mehr in solcher Art verführbar erscheint.

Der Geschichte aus der Renaissanceepoche, die den Naturkult, wie er seit der Wertherzeit blüht, noch nicht kannte, entspricht das ganze künstlerische Empfinden in der Darstellung. Der Mittelpunkt aller Renaissancekunst ist der Mensch und sein Geschick. Wie auf den Bildwerken jener Zeit erscheint im Stephanaroman der Mensch, sein Schicksal und seine Seele als das Alleinwichtige und Darstellenswerte. Hier gibt es daher keine breit und duftig gemalten Licht- und Luftstimmungen, in denen der Mensch verschwebt und aufgeht: er allein erfüllt in jeder Szene sozusagen die ganze Bildfläche. Stimmung anderer Art gibt es freilich auch in Handel-Mazzettis Roman. Einmal den Geist und die eigenartige Stimmung des kampfreichen Zeitalters selbst. Auch an den einzelnen Schauplätzen und Bildern hängt jedesmal ihre ganz bestimmte Atmosphäre. So am lieben armen Gärtlein Stephanas, an der Szene in der klösterlichen Paramentenkammer oder am kahlen Sprechzimmer des Kapuzinerklosters. Kein neueres poetisches Werk dürfte sich so leicht finden, in dem die religiösen Seelenklänge unserer kirchlichen Festzeiten so tief und herrlich um die Menschen des Romans und um den Leser schwebten wie in der „Stephana" (Weihnacht, Karwoche, Fronleichnam). Auch das eigentliche Naturbild fehlt nicht gänzlich; es bleibt jedoch wie auf vielen älteren Bildern ein flüchtiger Ausblick in den Hintergrund. Es sind gewöhnlich nur ein paar Worte, die auf einen blutigen Sonnenaufgang, auf ein Gewitter, ein Vogellied hinweisen. Der Gang der Jahreszeiten ist in sicherer Anschaulichkeit festgehalten. Eine eigene Begründung jedes einzelnen Blickes in die Natur ist hier so wenig nötig als bei Goethe und Shakespeare.

Im sprachlichen Stil wird der Leser im allgemeinen die eigenartigen Vorzüge, die er in „Jesse und Maria" oder in der „Armen Margaret" liebgewann, wieder finden, vor allem den altertümlichen Ton der Darstellung, den sich die Dich-



terin selbst für ihre Epik schuf. Bei aller Verwandtschaft ist es kein manieristisches Kopieren der früheren Werke, man findet hier vielmehr immer wieder neue Nüancen für die einzelne Szene und Figur. Altertümlich reden und denken eigentlich nur die auftretenden Menschen. Es zeigt sich nun wieder ein besonderes Kunstgefühl in der Art, wie die Erzählerin ihr eigenes Wort mit dem ihrer Menschen verbindet. Daß man auf Archaismus und Mundart auch ganz gut in historischer Epik verzichten kann, sieht man am Grazer Wilhelm Fischer. Es hat aber keinen Sinn, das von der Literatur längst anerkannte Kunstmittel einem modernen Dichter, der damit umzugehen weiß, verübeln zu wollen. Wir müssen auch zu großen Meistern gehen, um die Kunst wiederzufinden, mit der in „Stephana" Haupt- und Nebenpersonen jedesmal so ganz aus ihrem Wesen und ihrer Situation heraus denken und sprechen, und wie jede Rede bei aller freien Natürlichkeit dem Zwecke des Ganzen dient. Neben dem Innenleben und äußeren Handeln sind es die packend charakteristischen Worte, Vergleiche, Epitheta, die sich dem Leser unauslöschlich einprägen. Von Donner, Blitz, Wetter, Dämonen und Hölle z. B. stammen sie beim zornigen Richter. Stephana dagegen wird mit den unschuldigen Wesen der Natur verglichen oder mit der hl. Agnes, Rosa von Lima, mit Deborah oder Jeanne d'Arc zusammengestellt. Der stürmischen Leidenschaft des Inhaltes entspricht das Heiße, Lodernde, Superlativische der Rede. Symbolischen Sinn gewinnen dazu noch epische Wiederholungen wie diejenige vom Richterschwert „mit Opfern und Flammen, Göttinnen und Larven". Allerdings geht die Sprache zuweilen an die Grenze des Möglichen. Im ganzen jedoch herrscht überall an Haupt- und Nebenpersonen bis zum unscheinbaren Statisten herab ein schöner Reichtum poetischen Lebens, den nur Epigonen der Nikolai und Merkel oder uneingestandene Voreingenommenheit verkennen mögen.

Das holdeste Licht im ganzen Bilde fällt gebührender Weise auf die Heldin Stephana. Mit dem liturgischen Worte

„Jungfrau und Märtyrin“, das den Untertitel des dritten Bandes bildet, ist ihr Wesen, Charakter und Schicksal und die leitende Grundidee des herrlichen Buches selbst angedeutet. Der katholische Leser wird diese großartige Verklärung der freiwilligen Jungfräulichkeit aus Liebe zu Gott mit verstehendem und freudig zustimmendem Gemüte aufnehmen. Er würdigt ja noch heute die Worte des hl. Ambrosius: „Wollte Gott, ihr erzöget mehr Jungfrauen, dann stünde es um die Familien besser. Eine Jungfrau ist die Priesterin der Züchtigkeit im Schoße der Familie, ein Opfer für die Eltern, ein Sühnopfer der Gemeinde, das täglich die Gerechtigkeit Gottes verscheucht. Wo die Jungfräulichkeit nicht in Blüte steht, geht es mit den Völkern abwärts. Die Pflege der Jungfräulichkeit steht im genauen Verhältnis zur gesunden Kraft und Zahl der Bevölkerung.“ Das katholische Jungfräulichkeitsideal, wie es die Schriften der Väterzeit, die duftigzarten Legenden und die christliche Kunst alter und neuer Epochen schildern, wie es J. Müller in seinem lehrreichen Buche über die Keuschheitsideen und Albert Weiß in seiner „Apologie“ neuerdings darstellen und wie es vor allem im besten katholischen Volksbewußtsein noch immer lebt, nimmt in Handel-Mazzettis Heldin eine rührend schöne Gestalt an. Ein Bildwerk der hl. Eufemia in Steyr gab nach der Agneslegende eine weitere Anregung für die helle Lichtgestalt. Zartes und Starkes, Demut und heroischer Opfersinn, rückhaltlose Hingabe an Christus und ein ganz gesunder Blick für irdische Dinge, Verständnis für Mutterwürde und Mutterleid, schwesterliche Sorge und schalkhafte Heiterkeit, heiliger Tatendurst und zwingende Macht des Beispiels vereinen sich lebendig zu einem gnadenreichen stillen Heldentum, das wie bei der hl. Katharina von Siena ungeahnt ins Weite wirkt. Nicht zuletzt muß der heutige Leser die aus dem jungfräulichen Sinn erwachsene gotterfüllte Energie verstehen lernen, die aus dem kindlichen bescheidenen Wesen eine Deborah und Jeanne d'Arc macht, sodaß Stephana die verzagten Menschen zur gefährlichen Wallfahrt aneifert,

mit den Verurteilten auf der schaurigen Richtstätte betet, einem Pestkranken ohne Zaghaftigkeit die letzte Wegzehrung bringt, die Leidenschaft des verführerischsten Werbers zügelt und ihn selbst für die katholische Kirche wirbt. Wer genauer zusieht, merkt auch, wie Stephanas Gotteskindschaft gar kein „angeborenes", müheloses Geschenk ist, sondern wie es alltäglich in Gebet und Pflichttreue neu erkämpft und schließlich mit dem Einsatze von Blut und Leben verteidigt werden muß. Desgleichen zeigt sich klar, wie eine solche Blüte nur auf dem Lebensgrunde der Kirche gedeihen kann. Den edelsten Frauenidealen unserer alten und neuen Literatur gesellt sich nun dieser Typus der Jungfrau und Märtyrin zu. Es wäre hier noch darüber zu sprechen, wie der herzensreine Held Heinrich zur vollen religiösen Wahrheit gelangt und P. Ertelius, der in seinem Weltleben der Minne diente, nicht den Mut aufbringt, zum Pestkranken zu gehen. Wir müssen uns mit der bloßen Erwähnung begnügen. Ob ein solches poetisches Loblied auf die gottgeweihte Jungfräulichkeit für unsere Menschheit zeitgemäß ist, braucht man wohl nicht zu fragen. Daß es viele moderne Leser nicht voll zu verstehen und zu würdigen wissen, lehrt uns bereits mancher Kritiker. Am augenfälligsten jene, die mit der Psychopathia unter dem Arm an den Roman herankommen. —

Die hier gebotenen stark aphoristischen Bemerkungen über Handel-Mazzettis neues Werk erschöpfen selbstredend lange nicht die Kunst und Schönheit desselben. Sie wollen auch nur wegweisende Winke für die Leser des Romans sein. Eine Dichtung, die in einem halben Jahrzehnt ihrer Vollendung entgegenreifte, verlangt geduldiges Lesen und intime Versenkung in ihre Tiefe und Schönheit und in die goldige Verklärung katholischen Glaubenslebens. Da Störungen und Hemmnisse die Entstehung begleiteten und da jedes Kunstwerk stets ein Menschenwerk bleibt, so mag auch hier manche Schönheit auf dem Wege vom Geist in die Hand und Feder verloren gegangen sein. Allein das mächtige Werk, das die Dichterin „lebte wie kein anderes", überschüttet uns trotzdem



mit schaurigem Ernste und inniger Seelenzartheit wie kein zweites seit vielen Jahren. Schade, daß der unlängst verstorbene Berliner Literarhistoriker R. M. Mayer, der mit verständnisvollem Sinne der Entwicklung der österreichischen Dichterin folgte, sich an der eigenwüchsigen Kraft der „Stephana" nicht mehr freuen kann. Er räumte in seiner „Weltliteratur im 20. Jahrhundert" von den gegenwärtigen katholischen Dichtern nur unserer Erzählerin einen ehrenvollen Platz ein. Er würdigte auch ihre Stellung neben den anderen bedeutenden Vertretern der jüngsten deutschen Erzählungskunst. Niemand bezweifelt mehr, daß sie für das katholische Literaturleben im besonderen und für den historischen Roman im allgemeinen bereits ein großes Ereignis wurde. Der Ernst der „Stephana" ist so gewaltig, daß man den Roman auch heute, wo sonst niemand viel nach ästhetischem Genuß verlangt, jedem ernsten Leser empfehlen darf. Die Dichtung mag, wie E. Linde wünscht, den deutschen Waffengefährten ein tieferes Verständnis österreichischen und katholischen Wesens vermitteln helfen. Das Werk ist im übrigen auf einen solchen Ton gestimmt, daß es mit seinem hohen und innigen religiösen Sinn, seiner Seelenstärke, seiner Verherrlichung wahren Opfermutes und Gottvertrauens ein Trostbuch in den ernsten Tagen der Gegenwart werden kann. Mag „Stephana", während die Dichterin in Linz stille Samaritergänge zu verwundeten und sterbenden Kriegern macht, deutsche Seelen und Herzen mit lichten Bildern von Himmelsschöne und Gottesminne erfüllen.

XXXVIII.

John Henry Kardinal Newman.

Von P. Daniel Feuling O. S. B., Beuron.

II.

Dem Zwecke dieses Essays entspricht es, nach dem Überblick über Newmans Lebenslauf auf die Quellen hinzuweisen, aus denen die nähere Kenntnis wie seines Lebens und Wirkens, so seiner denkwürdigen Persönlichkeit zu schöpfen ist. Es sollen ausschließlich englische Werke sein, mit denen wir uns hier zu befassen gedenken. Es ist ja einerseits nicht anders zu erwarten, als daß die ersten und erstklassigen Quellen über unsern Kardinal in der Sprache des Landes zu suchen sind, dem er durch seine Geburt und geistige Art nun einmal angehört; andererseits ermutigt die wachsende Ausbreitung des Englischen unter uns Deutschen dazu, direkt auf das zu verweisen, was Newman selbst und was seine Landsleute uns sagen. Naturgemäß wird man als Quellen einer objektiven Kenntnis und Würdigung Newmans zwei Gruppen von Werken zu Rate zu ziehen haben: einmal seine eigenen Schriften, und dann, was an grundlegenden Veröffentlichungen über sein Leben vorhanden ist.

Wenden wir uns zuerst den Schriften des Kardinals zu. Es kann sich hier nicht darum handeln, eine vollständige Aufzählung alles dessen zu geben, was seine Feder hervorgebracht hat. Vielmehr scheint es das Beste, ein allgemeines Bild seiner literarischen Leistungen zu entwerfen und dabei diejenigen Schriften besonders hervorzuheben, auf die man das Augenmerk vor allem richten muß, wenn man Newman in seiner Eigenart etwas kennen und verstehen lernen will.

Die schriftstellerische Tätigkeit Newmans dehnt sich über einen Zeitraum von etwa 60 Jahren aus, von der Mitte



der zwanziger bis zur Mitte der achtziger Jahre. Was er geschrieben und veröffentlicht hat, ist in seiner Gesamtheit ungemein viel. Umfaßt doch die einheitliche Ausgabe seiner Werke, die er selbst in seinen alten Tagen besorgte, und in die er keineswegs alle seine früheren Veröffentlichungen aufnahm, nicht weniger als 36 Bände von je 300—500 Seiten. Dem Umfange dieser literarischen Leistung entspricht die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes. Neben den Predigten finden wir ernste und tiefgehende theologische Abhandlungen und Werke teils dogmatischen, teils dogmengeschichtlichen Inhalts, Untersuchungen und Aufsätze aus dem Gebiete der Kirchen- und Weltgeschichte, Sammlungen von literarischen Essays, apologetische und polemische Schriften sowohl aus der protestantischen als aus der katholischen Zeit seines Lebens, Übersetzungen von Väterschriften, Vorträge und Forschungen über die Probleme der Erziehung und Bildung, sowie über die Universitäten nach der Seite ihrer Geschichte sowohl als ihrer ideellen Aufgabe im Ganzen des Menschheitslebens, dazu zwei Erzählungen und eine reichhaltige Gedichtesammlung, woran sich noch Andachtsübungen und Betrachtungen anschließen, die nach seinem Tode aus dem Nachlasse herausgegeben worden sind.

Newman war ein so fruchtbarer Schriftsteller keineswegs deshalb, weil es ihm etwa leicht gewesen wäre, zu schreiben. Denn das gerade Gegenteil war der Fall. Fast immer kostete ihn die Niederschrift seiner Werke geradezu unsägliche Mühe und geistige Not. Nur eine Art von literarischer Tätigkeit fiel ihm leicht und brachte ihm Befriedigung: die Abfassung von Gedichten; und eben darauf verzichtete er im Interesse seiner anderen Arbeiten fast während seines ganzen Lebens mit eiserner Konsequenz; nur auf seiner Reise im Mittelmeer ließ er seiner dichterischen Gabe freies Spiel, und in jenen Tagen entstand der größere Teil der Gedichte, die wir heute von ihm besitzen. Andere literarische Arbeit war für ihn, wie gesagt, fast nur unter großer Anstrengung möglich, und daraus erklärt es sich,



daß er kaum einmal schrieb und auch kaum zu schreiben vermochte, es sei denn, daß ein gebieterischer Ruf der Pflicht oder eine sonst an ihn herantretende Nötigung ihn dazu drängte. Hatte er aber einmal die Niederschrift einer Sache begonnen, so ließ er sich keine Anstrengung zu viel sein, um seine Arbeit so gut als möglich zu gestalten. Kaum je war er mit seinem ersten Wurfe zufrieden; regelmäßig arbeitete er das Manuskript aufs Genaueste und bis ins Kleinste durch, und oft schrieb er Sätze, Seiten, ja ganze Bücher wieder und wieder von Neuem. Denn es war ihm eine unumgängliche Notwendigkeit, und er betrachtete es als seine Pflicht, für jeden Gedanken, den er aussprechen wollte, das rechte Wort und für jedes Wort den rechten Platz zu finden. Das eine große Ziel, das ihm bei den frühesten wie bei den spätesten schriftstellerischen Arbeiten unablässig vorschwebte, war, den Ausdruck seiner Gedanken so klar als nur möglich zu gestalten; diesem Ziele opferte er vor allem sein eigenes Behagen und Vergnügen.

Dank solch schonungsloser Strenge in seinem literarischen Schaffen entwickelte sich seine außerordentliche sprachliche Gabe in sicherem Fortgang bis zu einer Höhe, daß ihm unbestrittenermaßen einer der ersten Plätze in der langen Reihe bedeutender englischer Schriftsteller nicht nur seiner Zeit, sondern aller Zeiten zukommt und für immer gesichert bleibt. Indem Newman die sprachliche Fähigkeit nie um ihrer selbst willen, stets nur im Dienste der Sache und als Mittel der Verständigung gebrauchte und kein Wort duldete, das nicht einzig der Wahrheit und Klarheit diente, mußte sein Stil fast notwendig ein vorzüglicher werden; denn wie sollte es möglich sein, daß ein reicher und mächtiger Geist, daß eine harmonische Seele um die angemessene Äußerung des innen Geschauten sich ernst bemühte, ohne daß das darstellende Wort an der inneren Fülle, Schönheit und Macht der Gedanken und der Gefühle einen großen, einen vollen Anteil gewänne? So sagt denn mit Recht R. H. Hutton, daß man von Newmans literarischem Stil kaum zu hoch



denken und sprechen könne; und er versichert: sein Englisch war einfach, anmutig, geschmeidig, natürlich und wahrhaft; und oft entfaltete es alle diese großen Eigenschaften zugleich; es zeugte von Leidenschaft, und doch offenbarte sich in ihm jener leise besänftigende Ton, der die Leidenschaft in Zucht hält und mäßigt und sie den innigsten Anliegen dienstbar macht.

Kommen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf einzelne Werke Newmans zu sprechen und nehmen wir dabei als Gesichtspunkt für die Auswahl die Bedeutung, die seinen verschiedenen Veröffentlichungen für das nähere Verständnis des Mannes zukommt, so ist es sicher nicht unangebracht, an erster Stelle von den Predigten zu reden. Sie nehmen unter den gesammelten Werken schon äußerlich eine hervorragende Stellung ein, da sie die stärkste Gruppe darin bilden. Zehn dieser Bände — die Parochial and Plain Sermons (8 Bde.), University Sermons und Sermons on the subjects of the day — enthalten die Kanzelvorträge aus der protestantischen Periode, zwei weitere bringen solche aus der katholischen Zeit (Discourses before mixed Congregations und Sermons on various occasions). Dazu kommt neuestens ein Band Predigtskizzen, die aus nachgelassenen Papieren von den Oratorianern herausgegeben worden sind. In den Predigten spricht sich die Eigenart Newmans mit besonderer Deutlichkeit aus. Eine selten lebendige Einsicht in das Leben des menschlichen Herzens, in seine Freuden und Leiden, Hoffnungen und Gefahren zeigt sich in ihnen verbunden mit einem wahrhaft heiligen Ernst der religiös-sittlichen Überzeugung; und der Prediger weiß, was er in den hl. Schriften, in der eigenen Seele und im Leben anderer Menschen gelesen, so einfach, so klar und wahr, so entschieden darzulegen und nahezubringen, daß er leicht den gewinnt, der ihm ein williges Ohr leiht. Die Beziehung der Seele zu Gott, die Bedeutung und Größe des religiösen Lebens, die Stellung des Christen zur Welt sind die Grundthemata, die alles beherrschen und überall



durchklingen. In der Wahl der einzelnen Gegenstände offenbart sich ein eigenartiger Blick für das Praktisch-Konkrete, in der Anlage der Predigten gewahrt man lichte Ordnung bei völliger Freiheit von irgendwelcher Schablone, in der Ausführung sind es durchweg Meisterstücke edelster Prosa. Viele, ja die meisten der protestantischen Predigten sind, da sie sich hauptsächlich auf ethischem Gebiete bewegen, vom katholischen Standpunkte aus einwandsfrei. Der Unterschied der protestantischen Predigten von den katholischen liegt hauptsächlich darin, daß jene durch eine fast ängstlich zurückhaltende Mäßigung des Affektes, diese hingegen durch ein freudig-warmes Ausströmen tiefer innerer Bewegung sich charakterisieren. — Wie es sich bei klassischen Predigten — und solche sind viele der Newmanschen — fast von selbst versteht, muß man sich in sie etwas einlesen und einleben, um sie in ihrer Kraft und Tiefe zu verstehen und in ihrer praktischen Bedeutung zu würdigen. Uns, die wir Newman nicht selbst auf der Kanzel gehört und gesehen, fehlt natürlich jene Einführung und Einfühlung, welche den einstigen Hörern mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch in dem geheimnisvollen Zauber seiner lebendigen Persönlichkeit von selbst gegeben war; wir müssen zuerst dem geschriebenen Worte der Predigt die Eigenart des Predigers ablauschen, um von ihr aus den vollen Sinn und die ganze Macht der Predigt selbst zu erfassen und zu empfinden. Am leichtesten ist dies für uns bei den Predigten der katholischen Jahre; und wem es nicht möglich ist, von allen Kanzelvorträgen Newmans Kenntnis zu nehmen, der möge es nicht versäumen, wenigstens einen Teil der katholischen Predigten, etwa die Occasional Sermons, aufmerksam zu studieren. Daß solche Empfehlung nicht auf Theologen und Priester beschränkt sein will, bedarf keiner näheren Begründung.

In noch intimerem Lichte als in den Predigten erscheint Newman in den Meditations and Devotions, die, weil erst nach seinem Tode veröffentlicht, nicht in der einheitlichen Ausgabe seiner Werke enthalten sind und infolgedessen leicht



übersehen werden. Das herrliche Buch verdankt seinen Ursprung großenteils der Gewohnheit des Kardinals, die Gedanken, die ihn bei der Betrachtung beschäftigten, aufzuschreiben und gelegentlich noch weiter auszuführen. Wir sehen ihn darin, wie er in Gottes Gegenwart war, dachte und fühlte, und die Einfachheit und Innigkeit der Gedanken wie der Sprache gibt vielen Seiten des Buches etwas Rührendes und Überwältigendes. Wer sich mit leichter Mühe in Newmans Sprache und Stil hineinfinden will, kann am besten mit diesem Betrachtungsbuch beginnen.

Von den unmittelbar religiösen und ethischen Veröffentlichungen Newmans auf andere seiner Werke übergehend, möchten wir vor allem auf die Historical Sketches aufmerksam machen, die in drei Bänden eine große Anzahl von Aufsätzen verschiedensten Inhaltes bringen. Es sind dies nicht immer eindringliche Studien, und manches, was in diesen Bänden enthalten ist, gibt Anlaß zur Kritik; aber in ihrer Gesamtheit bieten diese Aufsätze nicht nur ein lebhaftes Bild von der Weite des Interesses und von der psychologischen Feinheit des Kardinals, sondern auch in schöner Sprache reiche sachliche Belehrung und vielfache Anregung. Namentlich sei auf die patristischen Essays im zweiten Bande hingewiesen, die viel Feinsinniges enthalten. Dieselben sind als Church of the Fathers auch getrennt erschienen. Sie stammen aus jenen patristischen Studien in der anglikanischen Zeit, die als Wegweiser zur katholischen Kirche so große Bedeutung für ihn gewannen.

Der dritte Band der Historical Sketches enthält an erster Stelle eine einläßliche Studie zu der Geschichte des Universitätswesens — The Rise and Progress of Universities. Man hat diese Seiten wohl mit Recht zum Besten gezählt, das Newman geschrieben hat. Hier seien sie besonders erwähnt, weil sie uns eine neue Seite dieses reichen Geistes zeigen. Sein Leben lang hat Newman den Fragen der höheren Bildung und des Bildungswesens eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit und viel Studium und Nachdenken gewidmet.



Naturgemäß steigerte sich dieses Interesse in den Jahren, da er als Rektor und Organisator der Universität in Dublin weilte. Damals schrieb er die Reihe zusammenhängender Studien, die wir soeben erwähnt haben. Doch hatte die praktische Beschäftigung mit dem Versuche einer katholischen Universität nicht nur diese literarische Frucht. Daneben und vielleicht darüber stehen die Vorträge und Aufsätze, die er in jenen nämlichen Jahren in zwei getrennten Büchern der Öffentlichkeit übergab, und die er später als Idea of a University defined and illustrated in einem Bande vereinigte. Hier sind die großen Fragen der Bildung und Erziehung im Geiste einer wahrhaft tiefen Philosophie und mit erstaunlichem philosophischen Scharfblick behandelt. Die Betrachtungen über Wissen und Wissenserwerb, über die Beziehungen der Wissenschaft und des Studiums zum allgemein menschlichen, zum religiösen, zum praktischen Leben und Streben, die Darlegungen über das Wesen der Literatur und so manches andere, was dieser Band enthält, sind so ernst, so großzügig und so wahr, daß nur wenige Werke ähnlichen Inhaltes einen Vergleich damit aushalten können. Es wäre wirklich sehr zu wünschen, daß man die großen Gedanken und Prinzipien Newmans, wie sie sich dort finden, auch bei uns und in unseren Tagen lebhaft gegenwärtig hätte und sich daraus Licht und Wegweisung holte. Die Idea of a University hebt Dr. Barry an erster Stelle hervor, wo er in seinem Buche über Newman sagt, diese schönen und lichtvollen Seiten zu lesen — die Universitätsvorträge, die historischen Skizzen, Callista und die Gelegenheitspredigten — sei für sich selbst eine höhere Erziehung und Bildung.

Mit der Erwähnung der Callista sind wir bei der letzten Klasse von Werken Newmans angelangt, auf die wir hier noch hinweisen können: seine Beiträge zur schönen Literatur — denn die theologischen Werke, unter denen die Versuche über die Entwicklung der christlichen Lehre und über die Grundlagen des Glaubens von außerordentlicher Tragweite sind, glauben wir hier bei Seite lassen zu sollen.

Newmans eigentliche literarische Gaben sind die Gedichte, die beiden Erzählungen Loss and Gain und Callista und der Dream of Gerontius, der später der Gedichtesammlung angeschlossen wurde. Die Verses on various Occasions enthalten Poesien von 1818 bis 1870. Viele Stücke gewannen die Liebe von ganz England, und mehr als eines der Lieder wird in protestantischen wie in katholischen Kirchen bis zu diesem Tage beim Gottesdienste gesungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Newman auch und gerade hier seinen innersten und tiefsten Gesinnungen und Gefühlen einen offenen Ausdruck gab, so daß die Gedichte als Quelle für die Kenntnis seiner geistigen Art von bleibendem Werte sind. — Von den beiden Erzählungen ist Callista, a Tale of the third Century, die bei weitem überlegene. Auf dem Hintergrund einer lebendigen Anschauung der klassischen und patristischen Welt ist es Newman in diesem Buche gelungen, die Hauptcharaktere mit einer Feinheit und Wärme zu zeichnen, die viel bewundert worden ist. Zwar ist Callista nie sehr populär geworden; aber viele urteilsfähige Stimmen geben der Erzählung Newmans entschieden den Vorzug vor der weitverbreiteten „Fabiola" Kardinal Wisemans.

Und nun ein Wort über den „Traum des Gerontius". Er ist Newmans größte und tiefste Dichtung. Als dieser nach der Abfassung der Apologia längere Zeit hindurch mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit den Gedanken an den Tod mit sich getragen hatte, schrieb er Anfang 1865 unter dem Zwange einer plötzlichen Inspiration diese Vergegenwärtigung der Erlebnisse einer vom Leibe scheidenden und zur anderen Welt erwachenden christlichen Seele, eine Vergegenwärtigung geistiger Dinge, die ihresgleichen wohl in keiner Literatur alter oder neuer Zeit findet. Die sichere Kraft und bewunderungswürdige Leichtigkeit, womit Newman in dieser Schöpfung seiner Phantasie eine rein geistige Welt uns fühlbar, greifbar nahe bringt, ist von der großartigsten Wirkung; das Ganze spricht zum Gemüte wie eine unsagbar eindringliche, tiefempfundene Allerseelenpredigt; und so einzigartig innig und



edel ist diese Entfaltung der unsichtbaren Wirklichkeit jenseits des Grabes, daß, wer sie einmal mit Verständnis gelesen, schwerlich dem Bedürfnis wird widerstehen können, sie wieder und wieder zur Hand zu nehmen, um sich daran zu erfreuen und zu erbauen. Im „Traum des Gerontius" äußerte sich im vollsten Maße und wie mit der Helligkeit des Blitzes das, was Newmans Größe und das Geheimnis seines Einflusses von jeher ausgemacht hatte: die wunderbare Klarheit und Unmittelbarkeit, mit der die übersinnliche Wirklichkeit seiner Seele gegenwärtig war, und die geniale Kraft seines Geistes, diese höhere Welt, in der er lebte und aus der er wirkte, durch sein Wort, durch seine Schrift, durch seine ganze Persönlichkeit zum Ausdruck und, mehr als dies, zur Geltung zu bringen.

Ein Buch haben wir in diesem Überblick über die Werke Newmans noch nicht erwähnt, gerade jenes, das seinem Inhalte nach stets an erster Stelle in Betracht kommt, wenn man die Schriften Newmans als Mittel für das Verständnis seiner Persönlichkeit im Auge hat. Wir meinen die Apologia pro vita sua, deren Entstehung vor nunmehr gerade fünfzig Jahren wir oben erzählt haben. Aber mit Absicht haben wir sie so weit zurückgestellt; sie findet am schicklichsten hier eine Stelle, als Übergangsglied zwischen den Werken, die Newman selbst zum Urheber, und jenen, die ihn zum Gegenstand der Darstellung haben. Denn bei der Apologia trifft beides zu: aus Newmans Feder stammend, handelt sie ganz von ihm.

Die Apologia ist ein unvergleichliches Buch. Das war allen denen, die Sinn für literarische Größe haben, unmittelbar beim Erscheinen völlig klar; das wurde sofort allenthalben von Protestanten nicht weniger als von Katholiken deutlich ausgesprochen; das hat die Würdigung der nachfolgenden Zeiten nicht zurückgenommen. Man stellt sie als klassisches Beispiel der religiösen Autobiographie auf eine Stufe mit den Bekenntnissen des hl. Augustin. Als psychologische Analyse des inneren Entwicklungsganges eines großen



Mannes mit Aufweisung der mannigfaltigen Einflüsse, unter denen das geistige Wachstum und mit ihm so großer Wechsel erfolgte, dürfte sie in der ganzen Literatur unvergleichlich dastehen. Die unbedingte Geradheit und Offenheit des Berichtes gibt dem Buche ein tief sittliches Gepräge. Literarisch bedeutet es ein hervorragendes Meisterwerk im englischen Schrifttum. Schon die Anlage des Ganzen erweist sich als ein Vorbild kunstvoller Berechnung, und mit jedem neuen Abschnitt nimmt man das Buch mit verdoppeltem Interesse auf: so dramatisch ist seine Wirkung. Die ersten zwei Teile, die die Aufgabe hatten, die Sympathie oder doch die Aufmerksamkeit des protestantischen England zu wecken, sind mit einer Fülle und Kraft der Ironie geschrieben, die ihresgleichen sucht. Und die abschließende Seite, auf der er das vollendete Werk an St. Philipps Tag St. Philipps Söhnen, seinen lieben Brüdern im Oratorium von Birmingham, widmet und sie alle mit Namen nennt, ist ein Erguß von einfach überwältigendem Pathos. Wer Newman gründlich kennen lernen will, muß vor allem dieses Buch oftmals lesen; und je öfter man es liest, um so mehr lernt man es lieben und bewundern.

Die Apologia schließt mit der Aufnahme Newmans in die katholische Kirche ab und erstreckt sich somit nur über den ersten Teil seines Lebens. Für diese nämliche Zeit haben wir noch eine zweite wichtige Quelle, die zur Ergänzung und Beleuchtung des in der Apologia Berichteten dient. Es die von Anne Mozley bald nach dem Tode des Kardinals herausgegebene Briefsammlung: Letters and Correspondence of J. H. Newman during his Life in the English Church. Anne Mozley stand Newman durch verwandtschaftliche Beziehungen nahe. Ihr, der gläubigen Anglikanerin, hatte der Kardinal selbst die Materialien übergeben. Er hätte für die offenbarsten Tatsachen blind sein müssen, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß die Nachwelt sein Leben verlangen würde. Da stand es ihm nun fest, daß sein protestantisches Leben von einem Mitgliede der

englischen Staatskirche geschrieben werden müsse, während die katholische Periode katholischen Händen anvertraut werden sollte. Seine Wahl für den ersteren Teil der Aufgabe fiel auf Anne Mozley, die als Mitglied der Familie Zutritt zu wichtigen Dokumenten hatte, und die durch die Herausgabe der Briefe von J. B. Mozley bereits bekundet hatte, daß sie der literarisch-technischen Seite der Aufgabe gewachsen war. Sie löste diese Aufgabe, in deren nähere Ausführung sich der Kardinal in keiner Weise einmischte, mit unleugbarem Geschick, und sie rechtfertigte das Vertrauen, das er auf sie gesetzt hatte, durch ebenso große Diskretion als Pietät. Aus den Briefen und Tagebüchern Newmans fügte sie unter Verwendung anderer Nachrichten ein getreues Bild des Lebens und der Persönlichkeit zusammen, das man um so mehr mit Teilnahme liest, als die Herausgeberin einen Entwicklungsgang, den sie selbst beklagte, ohne die Äußerung ihrer eigenen Kritik, aber mit unverkennbarer, wenn auch stiller Wehmut schildert.

Die Anlage des Buches ist folgende: Nach kurzer Darlegung der Gesichtspunkte und Grundsätze, die bei der Bearbeitung maßgebend waren, bietet die Herausgeberin zunächst die autobiographische Skizze, die Newman für die Briefsammlung über die früheste Zeit seines Lebens bis 1830 verfaßt hatte. Diese Skizze, in der einfachsten Weise gehalten, sollte der Möglichkeit vorbeugen, daß Unberufene nach seinem Tode ohne hinreichende Dokumente die Jugendgeschichte zu konstruieren unternähmen. Während in der Apologia ausschließlich die religiöse Entwicklung dargestellt wird, ist der Rahmen hier weiter und allgemeiner gefaßt. Der Leser findet namentlich die Erinnerungen, die Newmans treues Gedächtnis über den Studienlauf und die ersten Jahre der Tätigkeit aufbewahrt hatte. Jedem Abschnitte des Autobiografical Memoir hat A. Mozley eine Auswahl von Briefen und sonstigen Nachrichten beigegeben, die Newmans eigenen Bericht erweitern und beleuchten. Dann erst folgt der Abdruck der Korrespondenz, angefangen vom Jahre 1827. Es



werden nicht nur Newmans eigene Briefe, sondern auch sorgfältig ausgewählte Schreiben anderer an ihn mitgeteilt, und durch Einschaltung von Tagebuchnotizen, durch Beziehung der Herausgeberin auf den Bericht der Apologia, sowie durch eigene sachliche Erläuterungen wird der weitere Zusammenhang der Briefe und der Ereignisse hervorgehoben und schwerer Verständliches aufgeklärt. Oft sind in Klammern kurze erklärende oder ergänzende Bemerkungen Newmans aus der späteren Lebenszeit beigefügt. Denn Newman hatte das Material, das er A. Mozley übergab, persönlich gesichtet und eigenhändig abgeschrieben und dabei durch Zusätze, die als solche kenntlich gemacht waren, manches Licht gegeben, das nur seine Erinnerung noch spenden konnte.

So folgt man an der Hand der beiden Bände dem Jünglinge durch seine Lernjahre, dem Manne durch die Perioden des Schaffens, Kämpfens und Hoffens, dann durch die bangen Zeiten des Zagens und Zweifelns bis zu dem Tage, an dem er in stillem Frieden und Glück den großen Schritt tat, der ihn zum Mitgliede der katholischen Kirche machte. Der Bericht, den man liest, ist fast ausschließlich aus Dokumenten zusammengesetzt, die nicht bloß von den Ereignissen, Arbeiten und Gedanken der Vergangenheit erzählen, sondern selbst zu jenen Ereignissen, Arbeiten und Gedanken gehören, die Newmans Leben gestalteten. Dabei hat man die Genugtung, zu wissen, daß Newman eine so geartete Lebensgeschichte selbst gewünscht und möglich gemacht hatte, weil es seine Überzeugung war, daß das echte, wahre Leben einer Persönlichkeit in den Briefen liege — was bei ihm sicher zutreffend ist, da ihm die Briefe zeitlebens das wichtigste Mittel des Gedankenaustausches und ein mächtiges Werkzeug des Einflusses auf andere gewesen sind.

Für den katholischen Teil des Lebens entbehren wir noch einer ähnlichen Sammlung. Es kann eben an eine Veröffentlichung der ungemein reichen Materialien erst gedacht werden, wenn einmal ein größerer Abstand vom Tode des



Kardinals gewonnen sein wird; denn viele Ereignisse liegen noch zu nahe, viele Beteiligte sind noch am Leben. So müssen wir uns einstweilen mit der Hoffnung auf später begnügen, die aber, wie wir aus zuständiger Quelle wissen, eine wohlbegründete ist.

Immerhin aber haben wir jetzt ein Werk zur Verfügung, das die bezeichnete Lücke in etwa ausfüllt und ein überaus reiches Bild der zweiten Lebenshälfte bietet, ein Werk, das auch nach der Veröffentlichung der gesamten katholischen Korrespondenz unentbehrlich zu bleiben verspricht: wir meinen das eingangs erwähnte Leben aus der Feder Wilfrid Wards — The Life of John Henry Cardinal Newman. Based on his Private Journals and Correspondence. Einige Bemerkungen darüber sind hier unumgänglich.

Zunächst ein Wort über die Anlage des Buches. An der Spitze steht ein einleitendes Kapitel, das die Zusammenhänge in dem langen und bewegten Leben Newmans herauszustellen sucht und auch ein Gesamtbild seiner Eigenart zu geben sucht. W. Ward selbst betont, daß es wichtig sei, den Inhalt dieses Kapitels immer gegenwärtig zu haben, damit man nicht durch die wechselnden Eindrücke dessen, was nachfolgt, verwirrt und irregeführt werde. Und in der Tat glauben wir hier schon sagen zu sollen, daß der Leser des Werkes gut tut, wenn er die Einleitung mit großer Aufmerksamkeit und mehr als einmal liest, bevor er zu dem übergeht, worauf sie vorbereiten will. Es wird sich später ergeben, warum.

Das erste Kapitel, das ziemlich lange ist, bringt auf Grund der Apologia und der oben besprochenen Briefsammlung ein gedrängtes und doch anschauliches Bild des Lebens in der anglikanischen Kirche und führt bis kurz vor die Konversion. Hier beginnt dann die eigentliche und selbständige Aufgabe Wards. Er schildert zunächst die letzten Tage in Littlemore und führt dann den Faden des Berichtes durch die Gründung des Oratoriums, die Bemühungen um



die Universität in Dublin und die nachfolgenden Schwierigkeiten bis zu jenen „traurigen Tagen", wie er sie nennt, die der Abfassung der Apologia vorangingen. Damit schließt der erste Band, sodaß der zweite Teil mit dem spannenden Berichte über die Abfassung der Apologia pro vita sua beginnen kann, welch letztere nicht nur zeitlich fast in die Mitte der katholischen Periode des Lebens fällt, sondern auch durch ihre tatsächlichen Wirkungen einen tiefen Einschnitt in Newmans privates Leben und seine Stellung in der Öffentlichkeit machte. Darauf folgen die Pläne für ein Oratorium in Oxford, die Abfassung der Grammar of Assent, das Vatikanum, endlich das Kardinalat und der Lebensabend. Eingeflochten sind zwei schöne, ja rührende Kapitel über das Leben Newmans im Oratorium während der mittleren Jahre und während der letzten Lebensspanne des verehrungswürdigen Greises. Den Kern des Berichtes bilden durchweg die Briefe und Tagebücher, doch ist auch vieles andere teils aus den Werken Newmans, teils aus verschiedenen Mitteilungen über ihn, seine Lebensweise und Persönlichkeit, mit in das Ganze verarbeitet. Insofern schließt sich Wards Buch an Mozleys Briefsammlung an. Doch ist die Behandlungsweise eine sehr verschiedene. Ward ist ernst und erfolgreich bemüht, eine ebenmäßig fließende Erzählung zu geben, während Mozley nur den Stoff für eine solche geliefert hat; zudem gewährt Ward dem eigenen Urteile über Personen und Vorgänge ungleich mehr Raum, als Mozley es getan hatte. Wards Art der Darstellung ermöglicht naturgemäß größere Einheit der Anlage und Ausführung, und er hat sich diese Möglichkeiten mit unleugbarem Geschicke zu Nutzen gemacht: literarisch betrachtet ist sein Werk eine vorzügliche Leistung. Der Stil ist klar und gewandt, vielseitig und reich. Und der Grundton ist immer eine aufrichtige Sympathie, ja freudige Bewunderung für Newman in seinem langen und oft schweren Lebenskampf.

Wards Leben des unvergeßlichen Oratorianers war seit langem mit Ungeduld erwartet worden. Bei seinem Er-



scheinen wurde es mit wahrhaft außerordentlichem Interesse aufgenommen. Es ist schwer, einen Begriff davon zu geben, wie lebhaft und nachhaltig es die Zeitungen und Zeitschriften, die literarischen, philosophischen und religiösen Zirkel, die ganze öffentliche Meinung in den Ländern englischer Zunge beschäftigte. In Welt und Kloster, beim Klerus und bei den Laien, in außerkirchlichen und ungläubigen ebenso sehr wie in katholischen Kreisen, überall las man es, überall mußte man der Frage gewärtig sein, ob man es schon kenne und was man davon denke. Und das setzte sich Monate lang mit ungeminderter Lebhaftigkeit fort, auch jetzt nach mehr als zwei Jahren hat sich die mächtige Wirkung des Buches noch keineswegs erschöpft. Außer der Apologia Newmans dürfte es in neuerer Zeit in England nicht viele Bücher gegeben haben, die die Nation als solche in dem Maße gefesselt hätten, wie es die Wardsche Newman-Biographie getan hat. Ein Beweis, wie gründlich die Apologia vor fünfzig Jahren gewirkt hat; denn ohne sie hätte das „Leben" wohl nur geringe Beachtung gewonnen, wenn es überhaupt geschrieben worden wäre.

Die Aufnahme des Buches durch die literarische Kritik war eine fast durchweg günstige. Man war einig, daß es einen unveräußerlichen Platz unter den großen Biographien verdiene und daß es ein Werk sei, das auch bei der Nachwelt seine Bedeutnng bewahren werde. Mit wenigen Ausnahmen waren die Beurteilungen Newmans, die durch die Lebensbeschreibung veranlaßt wurden, voll Bewunderung und Verehrung für den einstigen Führer der Oxforder Bewegung und späteren Kardinal der römischen Kirche. Ganz ähnlich war auch der Eindruck, den das Buch auf unzählige private Leser machte.

Und doch konnte man gerade bei privaten Lesern dann und wann Äußerungen von sehr verschiedener Art vernehmen. Es fehlte nicht an solchen, die sich für enttäuscht und ihre Erwartungen für betrogen erklärten; die sagten, daß sie ihre frühere Bewunderung und Verehrung verloren

hätten, und daß Newman in ihrer Schätzung bedeutend gesunken sei. Woher kam das?

Sicherlich zum Teil daher, daß viele sich von einem großen Manne — und für einen solchen hatten sie Newman gehalten — eine unrichtige Vorstellung gemacht hatten, fast wie von einem Wesen, das ohne Fleisch und Blut und ohne menschliche Empfindung ist. Nun fanden sie, daß Newman ähnlich wie sie selber menschlichen Bedürfnissen unterworfen war, daß er für Unrecht, Verkennung, Mißverständnisse, Verdächtigungen und Verläumdungen nicht gefühllos war, daß Mutlosigkeit und Traurigkeit über ihn kamen, als jene, denen er untergeordnet war und denen er in allem auf das Wort gehorchte, wieder und wieder seine edelsten Unternehmungen hemmten und unterdrückten. Wo blieb da die menschliche, die christliche Größe des Mannes? Als ob nicht wahre Größe vornehmster Art dazu gehört hätte, ein Leben voll so schwerer Enttäuschungen, wie es Newman beschieden war, ohne volle und endgültige Verbitterung zu durchkosten!

Allein der falsche Begriff echter Größe erklärt nicht alles. Wer jenen Eindruck, von dem wir reden, öfters beobachtet hat, wird eine andere Ursache dafür suchen müssen, daß das Bild Newmans, wie es Ward gezeichnet, gewissen Erwartungen nicht entsprach. Wir finden diese Ursache darin, daß Ward eine gefährliche Klippe nicht vermieden hat. Er folgt in seinem Buche dem Ablaufe der Ereignisse in Newmans Leben, und sein Hauptbemühen geht darauf, diese Ereignisse nach ihrer Natur und ihrem Einflusse auf Newman aus dessen gleichzeitigen Briefen zu beleuchten. Daher kommt es, daß fast beständig die augenblicklichen Eindrücke in den Vordergrund treten, und diese waren allerdings nur zu oft über die Maßen niederschlagend und entmutigend. Da nun Newmann in seinen Briefen vor einer Anzahl intimer Freunde und zeitweise in einer Art Tagebuch vor Gott seine innersten Gefühle auszuschütten pflegte, und da Ward gerade diesen Äußerungen mit einer unverkennbaren Vorliebe nachgegangen

ist und sie in seiner Schilderung stark hervortreten läßt, so kann der Gesamteindruck auf einen unachtsamen oder für Newman irgend unsympathisch disponierten Leser nur zu leicht ein völlig verfehlter werden. Es läßt sich nun und nimmer leugnen, daß das Bild Newmans, wie es uns von Ward gezeichnet worden, durch den erwähnten Mißgriff einen Eindruck hinterläßt, der nach dem Zeugnis solcher, die mit Newman jahrzehntelang in täglichem intimen Verkehre standen, ein wesentlich unrichtiger ist. Ward hat dies offenbar selbst gefühlt, manche Stellen des Werkes (vgl. I 200) lassen es erkennen. Er ist auch bemüht gewesen, die Lichtseiten, die freudigen Momente, das stille Glück des einsamen und lange vergessenen Mannes im Oratorium hervorzuheben. Allein die richtige Proportion, auf die hier alles ankommt, hat er nicht erreicht und konnte er auf diese Weise nicht erreichen. Sie kann kaum anders als durch eine vollständige Veröffentlichung des Briefwechsels wieder hergestellt werden.

Wer freilich in seinem eigenen inneren Bilde von Newman das rechte Verhältnis von Licht und Schatten herzustellen vermag, wird für sich im Stillen gerade jene Mitteilungen aus seinen Briefen und Aufzeichnungen, die anderen zum Anstoß geworden sind, doppelt zu schätzen wissen. Denn eine eigenartige Größe Newmans tritt dadurch in ein helles Licht: die Größe, die darin liegt, daß ein Mann von ausgesprochener Empfindsamkeit für Verkennung, Zurücksetzung und Unrecht trotz fortgesetzter schmerzlicher Enttäuschung doch keinen Augenblick sich weigert, mit Freude und Frische alles einzusetzen, wenn es gilt, der erwählten guten Sache unter Verzicht auf persönliche Neigung und Befriedigung zu dienen. Unsere Absicht bei der gegebenen Kritik ist es daher auch keineswegs gewesen, den Wert des Buches herabzusetzen und von seiner Lesung abzumahnen. Nur daran ist es uns gelegen, und zwar in hohem Maße gelegen, den Leser zu der nötigen Wachsamkeit und Kritik zu ermahnen, zu einer Wachsamkeit und Kritik, die vielleicht auch gegenüber Wards

Beurteilung einzelner Auffassungen Newmans am Platze ist. Dem, der solche Wachsamkeit und Kritik zu üben weiß, ist das „Leben" eine überaus reiche und geradezu unerschöpfliche Fundgrube für die verschiedensten Nachrichten über Newmans Leben und Charakter. Wer sich irgend mit dem großen englischen Oratorianer befassen will, wird es sicher nicht entbehren können.[1])

---

1) Die im Vorausgehenden erwähnten Werke sind alle von Longmans, Green & Co. in London verlegt. Die Werke Newmans, die in die gleichförmige Ausgabe aufgenommen sind, können einzeln bezogen werden (Preis gebunden je 3/6). Über die Apologia pro vita sua ist zu bemerken, daß kürzlich von Dent in London ein unveränderter Abdruck der ursprünglichen Ausgabe zum geringen Preis von 1/— herausgegeben worden ist, leider mit einer sehr unsachlichen Einleitung von Sareola. Jeder Freund Newmans wird froh sein, den Urtext, der sonst schwer zu finden ist, in Händen zu haben. Letters and Correspondence liegt in zwei verschiedenen Ausgaben vor. Die erste und bessere, nach der gewöhnlich zitiert wird, ist nur mehr antiquarisch erhältlich. Die zweite in kleinerem Format ist inhaltlich ein unveränderter Abdruck der ersten. Ihr Preis beträgt 7/—. Von Wards Life bestehen gleichfalls zwei Ausgaben; die ursprüngliche, nun vergriffene, zeichnete sich durch reichen Bilderschmuck aus, kostete aber 36/—. Der Preis der neueren Ausgabe, die der ersten nur in der Illustrierung nachsteht, ist auf 12/— herabgesetzt.

XXXIX.

Die Politik des „Reinwirtschaftlichen“.

Die Ursachen des heutigen Völkerkrieges und die zum Kriege drängenden Kräfte waren, soweit der führende Staat des Dreiverbandes in Betracht kommt, rein wirtchaftliche. Der weltwirtschaftliche Egoismus, die Gewinnsucht Englands drängte seit dem Aufsehen erregenden Artikel der „Saturday Review“ vom Herbste 1897[1]) zum Kampfe mit Deutschland. So trifft auch beim gegenwärtigen Kriege das Wort zu, das Generalfeldmarschall Graf von Moltke in der Vorrede der Volksausgabe des deutsch-französischen Krieges geschrieben: „Die großen Kämpfe der neueren Zeit sind gegen Wunsch und Willen der Regierenden entbrannt. Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag.“

Die enge verbundenen Börsen- und Handels-, die großen wirtschaftlichen Interessen sind, neben sekundären Faktoren, die treibenden Kräfte der modernen Konflikte und Kriege, und die modernen Staatsmänner zum Teil die Leitenden und Schiebenden, zum Teil die Geschobenen dieser unter der Oberfläche wirkenden Kräfte und Mächte. Die modernen wirtschaftlichen Kriege bilden die umfassende Anwendung und Verwirklichung des Prinzipes des „Reinwirtschaftlichen“, sie sind das folgenschwere Ergebnis der heutigen, von der Moral losgelösten Wirtschaftslehre und Wirtschaftspolitik.

Das furchtbar ernste Bild dieses vor uns liegenden Ergebnisses legt es uns zwingend nahe, auch dessen intelektuelle Ursache: die Theorie vom „Reinwirtschaftlichen“ kurz zu zeichnen, selbst auf die Gefahr hin, in diesem oder jenem

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter“ Bd. 154, S. 652.

Kreise unangenehme Erinnerungen und Stimmungen zu wecken.

I.

Die spezifisch moderne Nationalökonomie ist, wie die gesamte moderne Wissenschaft, „voraussetzunglos“ und damit zugleich fundamentlos. Fundamentlos vor allem in Beziehung auf Religion und Moral. Angesehene akademische Vertreter der Volkswirtschaftslehre, wie Werner Sombart, ergießen die Lauge ihres Spottes über jene „unwissenschaftlichen“ Nationalökonomen, welche das christliche Sittengesetz, die Prinzipien der Gerechtigkeit und der Liebe als notwendigen ethischen Boden der Ökonomie bezeichnen. Die wissenschaftliche Nationalökonomie hat ihre Gesetze „in sich selbst“, sie ist unabhängig von der Theologie und ihren autoritativen geistlichen Vertretern.[1])

Wenn die wissenschaftlich sich nennende Nationalökonomie voraussetzungslos und unabhängig ist, dann muß es auch die praktische sein oder bald werden. Dann müssen auch alle die Lehren dieser Ökonomie durch Wort oder Schrift aufnehmenden Leiter der großen Unternehmungen, die Führer der wirtschaftlichen und sozialen Verbände von dieser voraussetzungslosen Lehre, von der Theorie des „Reinwirtschaftlichen“ infiziert werden. Dann ist es nicht verwunderlich, wenn auch tief bedauerlich, wenn oberste Leiter der „christlich-nationalen“ Arbeiterbewegung erklären: „Mit Moralgründen darf man im Wirtschaftsleben nicht kommen; wer die Moral auf das Wirtschaftsleben anwendet, der arbeitet für die Sozialdemokratie.“ [2])

---

1) In einer Studie „Der ‚Modernismus‘ in der heutigen katholischen Nationalökonomie“ („Deutsche Agrarzeitung“ 11. Jahrg., 39. Heft) bezeichnet der Protestant Dr. G. Ruhland als fünftes Merkmal dieses „Modernismus“: „Trennung der Kirche von der Politik. Trennung der Kirchenlehre von der Nationalökonomie. Die kirchliche Auffassung hat sich der herrschenden politischen Auffassung anzupassen.“

2) Vgl. Hugo Holzamer, Turm und Block. Trier 1912, S. 170 f.

Wie die private moderne Wirtschaftspraxis und die Praxis der wirtschaftlichen Vereinigungen, so die Praxis der staatlichen Wirtschaftspolitik und der vom Staate konzessionierten und privilegierten großen Gesellschaften. Kennt die Staatenpolitik im engeren Wortsinne seit Nicolo Machiavelli und seinen Anhängern keine moralischen Rücksichten mehr, so auch nicht die Handelspolitik der großen Reiche bezw. ihrer Regierungen. Um einen Handels-, einen materiellen Vorteil zu erreichen ist jedes Mittel erlaubt und hat jedes Recht und Gefühl zu schweigen. Zur Zeit des Verzweiflungskampfes des Burenvolkes gab die „Berliner Finanz- und Handelszeitung“ dieser Anschauung mit herzloser Offenheit Ausdruck: „Alle Welt hatte es vom ersten Tage an satt, der lieben Buren wegen in Handel und Wandel gestört zu sein, Geld teurer werden zu sehen, weil Bauern gerade dort ihr Strohdach aufgeschlagen haben, wo die Welt, die Arbeit der Nationen, ihren Puls, ihren Nerv, ihr Blut, ihr Gold hat. Man lasse uns ungeschoren mit den billigen Phrasen von Recht und Bildung, wenn die Konsequenz der Sachlage dahin führt, daß die Welt in ihren Grundfesten erschüttert wird, weil wenige Bauern den Platz nicht einer kaufmännischen Verwaltung überlassen wollen, den sie im Schutze der heimatlichen Strohdächer und Viehherden besser verwalten zu können vermeinen.“ Mit anderen Worten, sagt der „Reichsbote“, heißt dies: „Wo der vollgestopfte Geldsack redet, da hat jedes Recht zu schweigen, da ist auch Raub und Diebstahl eine Tugend, und nicht nur das, es versteht sich von selbst, daß die Regierungen durchaus verpflichtet sind, ihre Landeskinder auf die Schlachtbank zu führen, wenn die Interessen der Hautefinance dies fordern.“

Die Kriege der letzten vierzig Jahre waren fast ausnahmslos wirtschaftliche Interessenkämpfe; ihre mächtigste Triebfeder war der Egoismus des Geldes.

„Die spanisch-kubanischen Kämpfe, welche etwa 1868 begonnen haben und ihren Abschluß 1898 im spanisch-amerikanischen Kriege fanden, wurden von den kubanischen Speku-



lanten und von dem nordamerikanischen Zuckersyndikat geführt. Angesehene nordamerikanische Blätter haben inzwischen verkündet, daß kubanische Revolutionäre einen Teil des Senats in Washington mit 157 Millionen baar für den Krieg gegen Spanien geneigt gemacht hatten. . . . Der Salpeterkrieg zwischen Chile und Peru (1877/78) wurde um die reichen Salpeterfelder geführt. Europäische Bankiers hatten Garantien für die chilenischen Anleihen übernommen, welche diese Kriegsführung gestatteten. Und diese Bankiers hatten wieder besondere Vorrechte in der Ausbeutung der chilenischen Salpeterfelder erhalten. Der Krieg Englands gegen die Buren (1899/1902), welcher England 4 300 Millionen Mark kostete, soll ein Entwicklungskrieg für die englischen Besitzungen in Südafrika gewesen sein. Jedenfalls hat seinerzeit die „Kölnische Zeitung" den Einfluß des baren Geldes jenes Goldminensyndikates unter Cecil Rhodes bei Ausbruch und Fortführung dieses Krieges genügend klar gelegt. Es war ferner auffallend, daß die Partei der „Geldmänner" damals in Paris wie in Petersburg, in Berlin wie in London gleich energisch uud gleich wirksam für die Fortführung des Krieges gegen die Buren eingetreten ist. Aus den Entwicklungsbedürfnissen der englischen Besitzungen in Südafrika läßt sich diese Tatsache kaum erklären. . . . Die sogenannten Wirren in China mit dem Boxeraufstande (1900/1901) waren hervorgerufen worden durch die Reaktion des chinesischen Volkes auf das Eindringen des beutegierigen Kapitals von Europa und Nordamerika. Es drohte die allgemeine Einführung von Eisenbahnen und Dampfschiffen durch fremde Kapitalisten, denen außerdem die Schätze der chinesischen Bergwerke ausgeliefert wurden. . . . Zu dem Kriege Deutschlands gegen Venezuela (1903) schreibt ein deutscher Kaufmann aus Mexiko in der „Deutschen Tageszeitung" vom 18. Februar 1903, daß es sich hier um wilde Kapitalsanlagen, um ein paar Gründermillionen der Berliner Diskontogesellschaft gehandelt habe. Der blutige russisch-japanische Krieg (1904/1905) ist hervorgerufen worden durch die Beutezüge des russischen Kapitals in der Mandschurei und Korea. Dieses Gebiet aber



braucht der aufstrebende Industriestaat Japan als nächstliegenden und deshalb wichtigsten Absatz für seine industriellen Produkte. Dazu kommen seit 1870/71 die fast unzähligen Kolonialkriege der Italiener in Abessinien, der Engländer in Egypten, in Zentral- und Südafrika, in Nordindien und in Australien, der Franzosen in Madagaskar, in Indochina und Nordafrika, der Holländer gegen die Atschinesen, der Deutschen auf ihren verschiedenen kolonialen Gebieten." [1])

Große wirtschaftliche Interessenkämpfe zeigt uns bereits das Altertum und verzeichnen uns alle folgenden Perioden der Geschichte; Börsenkriege sind eine Frucht unseres kulturell hochentwickelten und hochkapitalistischen Zeitalters. Sie sind das Ergebnis der von allen sittlichen und ängstlichen Bedenken freien „Realpolitik" unserer Staaten, jener rücksichtslosen, reinwirtschaftlichen Politik, welcher einst der vierte Kanzler des Deutschen Reiches (Reichstagssitzung vom 12. Dezember 1900) ein Verlegenheit und Verblüffung erregendes Loblied sang, das aber die englische „Pall Mall Gazette" so entzückte, daß sie schrieb: „Der pommersche Grenadier muß vor Vergnügen mit den Knochen geklappert haben bei den gestrigen Ausführungen des Deutschen Reichskanzlers über Realpolitik. Die Darlegung der deutschen Politik seitens des Grafen von Bülow klingt für unsere Empfindung außerordentlich brutal. Sie ist aber nüchterne Wahrheit und gesunder Menschenverstand . . . Wir müssen für die freimütige Versicherung dankbar sein, daß die deutsche Politik sich von keinen anderen Erwägungen leiten läßt, als sie in Bismarcks egoistischem, historischem ‚Do ut des' so bündig verkörpert sind."

II.

Wie fast alle Kriege der letzten vierzig Jahre ist auch der gegenwärtige Riesenkampf der Völker ein Produkt des wirtschaftlichen Egoismus. Der nordamerikanische Schatz-

1) Dr. G. Ruhland, System der politischen Ökonomie. Berlin 1908. Bd. III, S. 201 f.



sekretär Lesly Shaw hat bereits vor mehreren Jahren einen derartigen Völkerkrieg angekündigt, indem er in einer Rede an die Havardstudenten sagte: „Das neue Jahrhundert wird Zeuge sein eines erbitterten und riesenhaften internationalen Handelskrieges zwischen England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten um die Märkte der Welt. Gebe Gott, daß der Krieg unblutig bleibe. Aber er wird genau so heftig und unerbittlich geführt werden, wie nur irgendein Krieg in früheren Zeiten."

Den von Shaw angekündigten Kampf hat uns, wenn auch in etwas anderer Form, das Jahr 1914 gebracht. Und es ist kein Ergebnis der politischen Situation, sondern ein Ergebnis unserer modernen weltwirtschaftlichen Entwicklung, daß jenes europäische Land und Volk, welches seit den Anfängen seiner Geschichte ein „seltsam erdenhafter Instinkt" [1]) auszeichnete, das zur Heimat der den Kampf ums soziale Dasein proklamierenden Manchesterschule und der sie begleitenden oder ihr folgenden liberal-kapitalistischen Wirtschaftsauffassung wurde, den Krieg um das wirtschaftliche Dasein der Völker skrupellos bis zu dem heutigen Weltbrande steigerte.

Die Volkswirtschaftslehre ist nach dem englischen Vater der „klassischen Nationalökonomie", Adam Smith, die Lehre vom Reichtum der Völker; und die Konsequenz dieser Lehre ist eine Politik, ein Ringen nach dem größten Nationalreichtum. Diese Politik ist nach Smith, im Kleinen wie im Großen, diktiert von der Selbstliebe und der Selbstsucht, denn nur „die Selbstsucht (!) bringt das soziale Leben zustande".

Schon bevor die englische Nationalökonomie, die Ökonomie des „Reinwirtschaftlichen", die Notwendigkeit des egoistischen Wirtschaftskampfes wissenschaftlich begründete, bestand dieser Kampf in der Praxis. Seine Organisation kann zurückdatiert werden auf das Jahr 1571, in welchem Jahr die Londoner Börse gegründet und durch ein glänzendes

1) Ausspruch John Ruskins. (Vergl. „Petrus-Blätter" Heft 15 vom 5. Januar 1915.)



Fest, an dem sich auch die Königin Elisabeth beteiligte, eingeweiht wurde. Der geldwirtschaftliche Verkehr der Londoner Zentralstelle steigerte sich bald ins Ungemessene, und der Satyriker Crowley sagt von London und dieser egoistischen Zeit:

> „Man nennt's eine Stadt, ein Pack wohnt drin
> Von Leuten, die gierig nach schnödem Gewinn.
> Beamte und Bürger, Gewinn suchen sie,
> Für's Wohl der Gesamtheit gibt keiner sich Müh'.
> Eine tobende Hölle dünkt es mich,
> Es sorgt keiner für's Ganze, nur jeder für sich.“ [1])

Mit der Börse entwickelte sich Englands Handel rasch. „Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestand die englische Ausfuhr zu $^2/_3$ bereits aus Wollstoffen. Seit 1564 wurde der Handelskrieg und der privilegierte Seeraub gegen Spanien eröffnet. Die Königin selbst war an Drakes Seeräubereien finanziell beteiligt.“ [2]) Die nächste große politisch-wirtschaftliche Aufgabe war die Unterdrückung der von den gleichen morallosen Zielen geleiteten See- und Handelsherrschaft Hollands. Sie wurde eingeleitet durch die sogenannten Navigationsakte. Dann kam als wirtschaftliche Unternehmung größten Stiles die Kolonialpolitik. „Holländer, Engländer und Franzosen . .,“ sagt Dr. G. Ruhland,[3]) „traten in ihrer Kolonialpolitik sofort ungeschminkt als staatlich privilegierte Seeräuber auf, für die schon damals der Grundsatz Geltung hatte: ‚Recht oder Unrecht, wenn es nur Gewinn bringt!‘“ Verlor im Laufe der Zeit die englische weltwirtschaftliche Politik auch ihre rohesten Formen: sie blieb skrupellos bis auf die heutige Stunde, und nicht ganz mit Unrecht sagte Lord Byron von seinem Heimatlande, daß es die eine Hälfte der Welt geschlachtet, die andere geprellt habe.

Skrupellosigkeit ist englisches Wesen geworden, und skrupellos arbeitete England seit mehr als einem Jahrhundert

---

1) Zitiert nach Dr. G. Ruhland a. O., Bd. II, S. 311.

2) Ebenda S. 313 f.

3) Ausgewählte Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge. Berlin 1910. S. 220.



auf die Alleinherrschaft im Welthandel hin. Skrupellos bereitete es auch seit Jahren den heutigen europäischen Krieg vor. Adolf von Harnack hat anfangs Februar in der „Täglichen Rundschau" die Übersetzung eines langen Artikels vom 3. August 1912 aus der in einer Million Exemplaren verbreiteten englischen Zeitschrift „John Bull" veröffentlicht. In diesem Artikel wird nachzuweisen versucht, daß der Krieg mit Deutschland unvermeidlich sei und je eher desto besser begonnen werden müsse. Der Artikel gipfelt in folgenden sechs Sätzen: 1. Sollen wir warten, bis die Einkommensteuer 1 Schilling 6 P. auf das Pfund beträgt? 2. Sollen wir warten, bis die schwellende industrielle Revolution, die alle unsere Streiks warnend ankündigen, in Flammen ausgebrochen ist? 3. Man binde die Kriegshunde los! 4. Die Herrschaft über die Meere gehört immer uns. Keine andere Nation soll sich erdreisten, unsere Oberherrschaft herauszufordern. 5. Der Mensch ist ein wildes Tier und unter den gegenwärtigen Umständen ist für Zahme kein Platz. 6. Der Kampf mit Deutschland ist viel wichtiger als der Krieg zwischen dem gelben und weißen Mann sein wird.

„Alles was Gerechtigkeit, Kultur und Zivilisation heißt," bemerkt zu diesen Sätzen A. Harnack, „ist hier wie ein dummes Geschwätz beiseite geschoben, aber eine Tugend ist dabei — und das ist das Schlimmste — nicht verletzt worden: die Wahrhaftigkeit. Der Verfasser hat wirklich nur das gesagt und gefordert, was aus der Gesinnung seines Volkes uns zwei Jahre später zur furchtbaren Tat geworden ist."

Ebenso frei von moralischen Bedenken wie das englische ist das amerikanische Wirtschaftswesen. Nordamerika kann vielleicht als das korrumpierteste Land[1]) in Beziehung auf

1) Am größten ist die Korruption an der Börse und in der Staatsverwaltung. „Man hat berechnet, daß Joseph Gould mit einem Schlage auf der Börse 10 Millionen Fr., Harisman in acht Minuten 20 Millionen und Thomas Price in einer halben Stnnde 40 Millionen Franken gewannen." „Der Staatssekretär für die

privaten und öffentlichen Erwerb, in Beziehung auf innere und äußere Politik bezeichnet werden. Man fühlt die Korruption nicht mehr als Sünde oder Schande, und der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann hat im Jahre 1913, bei seiner Reise in den Vereinigten Staaten, einem amerikanischen Berichterstatter seine „Empörung" darüber ausgesprochen, daß man die politische Korruption so nachsichtig beurteile.

Nordamerika ist vor allem das Land des extremsten, des herzlosesten Kapitalismus. Es hat die kapitalistische Auffassung des ganzen Lebens von England überkommen und mit der der angelsächsischen Rasse eigenen Rücksichtslosigkeit weiter gebildet. Diesem Kapitalismus ohne Sittengesetz muß selbst die Gelehrtenwelt dienen. Die amerikanische akademische Nationalökonomie ist beeinflußt von den Geldkönigen, die eigene Universitäten gegründet oder große Stiftungen an Universitäten gemacht haben, damit dort die Theorien des kapitalistischen Erwerbs als Wissenschaft vorgetragen werden.[1])

Die ganze Politik der amerikanischen Staatsmänner ist von diesen kapitalistischen Theorien getragen. Der gefüllte Geldsack ist der erste orientierende Leuchtturm des politischen Kurses. Diese Politik duldet und fördert die Unterstützung aller kriegführenden Mächte, aller Rebellen, aller Revolutionen und Revolutionäre, wenn diese Unterstützung nur den amerikanischen Unternehmern und dem unternehmenden Staate selbst klingenden Erfolg bringt. Das Prinzip des „Reinwirtschaftlichen" nimmt nur Rücksicht auf den Dollar, sonst auf nichts in der Welt.

Das nordamerikanische Unternehmertum hat, unter Duldung oder mit Erlaubnis der Regierung, jahrelang die kuba-

Finanzen, Lesly Shaw, hat berechnet, daß die Staatskasse um 500 Millionen Franken zu Gunsten des Zuckertrusts ist bestohlen worden, indem die Zollbeamten das Bruttogewicht des eingeführten Zuckers gefälscht." Usw., usw. („Monatsschrift für christliche Sozialreform", Jahrg. 1910, S. 440.)

1) Vergl. „Histor.-polit. Blätter", Bd. 135, S. 703 f.



nischen Rebellen mit Waffen und Munition unterstützt; es hat ebenso seine materielle und technische Unterstützung den revolutionären Heeren in Mexiko angedeihen lassen und so die Fortdauer der Revolution ermöglicht. Es hat, ohne direkte Kriegsursache, im Interesse der amerikanischen und kubanischen Spekulanten, den oben bereits erwähnten Krieg gegen Spanien geführt, einen Krieg, welcher ein zum Himmel rufendes Unrecht in seinem ganzen Verlaufe darstellte. Amerika hat im gegenwärtigen Kriege die Mächte des Dreiverbandes, insbesondere Frankreich, mit Kriegsmaterial im Werte von Milliarden Francs versorgt und ist damit mitverantwortlich geworden für die blutige Weiterdauer und das maßlose Elend des europäischen Völkerkampfes. Aber Amerika findet darin keine Verletzung der Neutralität, sondern nur eine berechtigte Förderung seines Handels und seiner Industrie. Die Staatsmänner der Vereinigten Staaten kennen im besten Falle eine formale Neutralität und ein formales Recht, richtiger: eine gesetzliche Vorschrift, ein protokolliertes Abkommen usw.; für das Recht als solches scheint den sorgsamen Hütern der Dollarinteressen jedes Empfinden und jedes Verständnis zu mangeln, Handel und Industrie sind ihnen „reinwirtschaftliche“ Dinge; Recht und Sitte, Ehre und Menschlichkeit haben mit ihnen nichts zu tun. Die reinwirtschaftliche Auffassung der Arbeit und der Güterwelt ist einer der ersten Gründe der abstoßenden Nüchternheit des ganzen amerikanischen Lebens.

Das Leben der Völker, soll es nicht wie in England und in den nordamerikanischen Staaten in roh-egoistischen Kapitalismus oder in sinnlichen Materialismus versinken und zur steten Gefahr für andere Nationen werden, muß von großen Gedanken, von hohen Idealen und edlen Zielen: von unwandelbaren Grundsätzen getragen sein. Wie das Leben und Verhalten des Einzelnen, so ist auch die Tätigkeit und Politik der Staaten und Staatsmänner ein Auswirken von Prinzipien. Schlagworte, Lehren und Grundsätze setzen sich in Entschlüsse und Taten um, und falsche Prinzipien



erzeugen darum folgenschwere Irrungen, Sünden der Völker und ihrer Führer. Das prinzipienlose »Libro del Principe« des Niccolo Machiavelli mußte eine gewissenlose Staatenpolitik, die bahnbrechende Volkswirtschaftslehre eines Adam Smith, die H. A. Zachariä „eine Methodenlehre der Habsucht und des Geizes“ nennt, eine moralwidrige Wirtschaftspolitik erzeugen. Das diabolische Riesenunternehmen, die aus diesen verwerflichen Grundsätzen herausgeborene Weltsünde steht heute in den abschreckendsten Formen und blutigsten Farben vor unseren Augen.

Wird man endlich aus den Wirkungen die Ursachen erkennen? Wird man erfassen, daß die Nationalökonomie der Schule und des Lebens seit hundert Jahren auf Irrpfaden wandelte, daß diese Nationalökonomie ein Ausfluß des englischen „erdenhaften Instinktes“ und Mammonismus war, daß ihre auch auf deutschen Kathedern und auf christlichen Lehrstühlen vorgetragenen Theorien unhaltbar sind und auf sie das scharfe Wort des geistvollen Engländers *John Ruskin* zutrifft: *„In der Geschichte ist nichts so demütigend für den menschlichen Verstand gewesen als unsere Anerkennung der allgemeinen Dogmen der Nationalökonomie als Wissenschaft.“* [1]

Möge das Begräbnis der Nationalökonomie des Reichwerdens und die Auferstehung einer christlichen Ökonomie eine der segensreichsten Früchte des blutigen Völkerringens, die zwischen Ruinen und gestürzten falschen Göttern aufwachsende bessere Erkenntnis sein! Möge es sein die für jeden denkenden Christen klare Erkenntnis, daß wie alles und alle, so auch die Nationalökonomie und die Nationalökonomen vor Gott verantwortlich sind, daß es keine vom göttlichen Gesetze losgelöste, keine „reinwirtschaftliche“ Ökonomie geben kann und geben darf.

R. F. X. H.

1) Zitiert nach der „Deutschen Agrarzeitung“, 12. Jahrg., 39. Heft.

XL.

Notwendigkeit besserer gegenseitiger Fühlungnahme von Justiz und Presse.

Die Erfahrung zeigt, wie notwendig es ist, daß Justiz und Presse sich einander besser kennen lernen und daß beide gemeinsam zur Abhilfe der bestehenden Mißstände miteinander arbeiten müssen. Der Richter, der über die Tätigkeit der Presse Recht zu sprechen hat, muß nicht nur das besondere Recht, unter dem die Presse steht, kennen, sondern auch die Verhältnisse, unter denen ihre Tätigkeit vor sich geht, die Zufälle, denen sie unterworfen ist. Der Redakteur, der über die Tätigkeit der Gerichte berichtet und kritisiert, muß mit den einschlägigen Rechtsverhältnissen, dem Gang der Verhandlung wie dem materiellen Recht, vertraut sein. Der eine Teil muß, kurz gesagt, auch auf dem Gebiete des andern zu Hause sein. Das läßt sich auf beiden Seiten nur durch Studium und durch praktische Inaugenscheinnahme der Tätigkeit und Verhältnisse des anderen Teiles lernen.

„An Stelle einseitiger Nurjuristen", schreibt Oberlandesgerichtspräsident Dr. V. Börngen in seiner Schrift „Reformbestrebungen im Rechtsleben und der Verein Recht und Wirtschaft" (Berlin 1911, Karl Heymann) „müssen Gegenwartsjuristen treten, die mit offenem Blick für das Leben Grundlagen und Aufgaben der Zeit erkennen, ihnen gerecht werden wollen und können und neue Werte schaffen." Und in Erläuterung dieser dem Aufruf des Vereins „Recht und Wirtschaft" entnommenen Worte betont er, daß das Recht die Lebensverhältnisse der Menschen ordnet, und daß deshalb der Jurist diese Lebensverhältnisse kennen muß. „Der junge Mann", führt er aus, „muß eintreten in die Werkstätte des Handwerks und in die Schreibstube des Kaufmanns, in den Fabriksaal, in das Gehöft des Landwirts, in die Sprechstube



des Arztes" — ich darf wohl hinzufügen: in die Redaktionsstube des Journalisten, in die Säle des Zeitungsbetriebes — „hier erwirbt er Kenntnis des praktischen Lebens, ohne die er später sein Amt nicht ausfüllen kann". Und ebenso richtig ist es, wenn Dr. Börngen von dem auf Anstellung im Richteramt wartenden Assessor verlangt: „es heißt vor allem: hinein in das praktische Leben". „Wir haben kaufmännische Geschäfte, industrielle, landwirtschaftliche Betriebe, Stadtverwaltungen und Rechtsanwaltsbureaus" — auch hier möchte ich wieder hinzufügen: wir haben Redaktionen und Zeitungsbetriebe — „in denen die juristische Jugend reiche Schätze der Erfahrung für das spätere Leben sammeln kann."

Es heißt wohl nur, aus diesen Werten die praktische Nutzanwendung auf das Verhältnis des Juristen zur Presse ziehen, wenn ich sage, daß die Erwerbung des offenen Blickes für das Wesen und die Aufgaben der Presse für den zukünftigen Richter bereits auf der Universität beginnen muß. Es ist unbedingt notwendig, daß in dem Studienplan des Juristen auch das Zeitungswesen einen ihm gebührenden Platz erhält. Der junge Jurist soll Vorlesungen über Einführung in das Zeitungswesen, über Presserecht, über die Bedeutung der Presse im öffentlichen Leben, über die Technik des Pressewesens 2c. hören. Selbstverständlich brauchen hier die einschlägigen Materien nicht so eingehend behandelt zu werden, wie die Materien, die später das ständige Tätigkeitsgebiet des Juristen bilden werden, wie das Bürgerliche Gesetzbuch, Strafrecht, Zivil- und Strafprozeß 2c. Es dürfte sich vielmehr wohl ermöglichen lassen, die einzelnen Sparten in einem übersichtlichen, etwa vierstündigen Kolleg in den Grundzügen zu behandeln. Damit die jungen Juristen aber, worauf es schließlich doch allein ankommt, auch diese Kollegien besuchen, wird es nötig sein, sie im Gegensatz zu der bisherigen Gepflogenheit, daß Presserecht publice gelesen wird, zu Privatkollegs, zu offiziellen Vorlesungen zu machen und festzulegen, daß die Zeitungskunde ein offizielles Prüfungsfach



für das Referendarexamen ist. Diese Forderung ist auch bereits im Herbste 1912 auf der Generalversammlung des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse in Hagen in einer einstimmig angenommenen Resolution gestellt worden. Der betreffende Passus hatte folgenden Wortlaut:

Die in Juristenkreisen vielfach herrschende Unkenntnis der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse der Presse, wie sie sich vor allem auf dem Gebiete der Judikatur kund gibt, hat ihre Ursache zum weitaus größten Teile in der mangelhaften Vorbildung der Juristen auf diesem Gebiete sowohl während ihrer Studienzeit, wie während ihrer Vorbereitung auf den höheren Justiz- bezw. Verwaltungsdienst. Die Generalversammlung des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse spricht daher den Wunsch aus:

a) daß dem Presserecht auf den Universitäten eine der Bedeutung der Presse entsprechende Stellung eingeräumt wird. Es darf nicht mehr, wie bisher, in das Belieben der studierenden Juristen gestellt werden, ob sie Vorlesungen über das Presserecht hören wollen oder nicht. Es ist vielmehr der Besuch von Vorlesungen über Presserecht und von presserechtlichen Seminaren obligatorisch zu gestalten und das Presserecht zu einem obligatorischen Prüfungsgegenstand der juristischen Examina zu machen.

Das Kolleg wird durch seminaristische Übungen zu ergänzen sein nach Art unserer staatswissenschaftlichen Seminare. Ein solches Seminar besteht z. B. in Heidelberg unter Prof. Koch; ein anderes besteht bereits seit zehn Jahren an der Universität Zürich unter Leitung des Chefredakteurs und Privatdozenten Dr. Wettstein. Auch anderswo sind solche inzwischen ins Leben gerufen worden. Diese Seminare sind natürlich nicht nur für den jungen Juristen, sondern auch für den künftigen Journalisten eine willkommene Gelegenheit zur Einführung in die Anfangsgründe der Journalistik, soweit deren rechtliche und technische Seite in Betracht kommt. Im Rahmen des Seminars werden auch Besichtigungen größerer Zeitungsbetriebe zu veranstalten sein, wie es ja auch bisher schon vereinzelt von den Leitern unserer staats-

wissenschaftlichen Seminare geschah. Ich selbst erinnere mich noch des Besuches eines größeren Zeitungsbetriebes aus meiner Studienzeit vor ca. 20 Jahren, sowie des lebhaften Interesses, das von allen Teilnehmern an der Besichtigung den uns gezeigten Einzelheiten entgegengebracht wurde.

Solche Besichtigungen, die, zumal wenn sie mit erläuternden Erklärungen verbunden sind, einen guten allgemein orientierenden Einblick in den Zeitungsbetrieb geben können, dürfen natürlich dem Juristen nicht genügen. Er soll auch Gelegenheit nehmen, das Zeitungswesen im Betriebe selbst durch eigene Anteilnahme an der Arbeit kennen zu lernen. Und das führt mich auf die in letzter Zeit in der Öffentlichkeit lebhaft ventilierte Frage der Beschäftigung von Referendaren bei der Presse. Die erwähnte Generalversammlung des Verbandes der rheinisch-westfälischen Presse zu Hagen verlangte in der Beziehung in der einstimmig angenommenen Resolution: „daß die Referendare während ihrer Vorbereitungszeit auf das Assessorexamen, ähnlich wie bei der Staatsanwaltschaft, bei Notaren und Rechtsanwälten, für einige Zeit bei Redaktionen größerer Blätter, die sich hierzu bereit erklären, zu ihrer Information zu beschäftigen sind."

Ich komme auf diesen Punkt im weiteren Verlauf dieser Ausführungen noch eingehend zurück.

Die Verwirklichung der hier gemachten Vorschläge würde aber erst der Zukunft unserer Juristenwelt und damit indirekt also auch erst jenen Angehörigen der Presse zugute kommen, die in der Zukunft mit der Justiz zu tun haben. Zunächst ist es aber notwendig, daß der mangelhaften Information unserer heute tätigen Juristen über das Zeitungswesen und sein Recht abgeholfen werde. Zweifellos wird auch für unsere Richter die Besichtigung eines großen Zeitungsbetriebes in allen seinen Einzelheiten recht empfehlenswert und geeignet sein, ihnen in großen Zügen ein Bild über das technische Zustandekommen einer Zeitung zu geben. Aber das kann natürlich keineswegs genügen. Da hat nun der bayerische Justizminister Dr. v. Thelemann einen Fingerzeig



gegeben, wie hier vorgegangen werden kann. Im Monat Mai v. Js. (1913) fanden in München Fortbildungskurse für höhere Justizbeamte statt. Bei diesen Fortbildungskursen wurde auch das Zeitungswesen entsprechend berücksichtigt. Auf Einladung des Herrn Justizministers sprach der Chefredakteur der „Münch. Neuesten Nachrichten", Dr. Mohr, über die Technik des Zeitungswesens, und Professor Dr. Röthlisberger-Bern über deutsches und internationales vergleichendes Presserecht. Diesen Schritt des bayerischen Justizministers möchte ich geradezu als vorbildlich bezeichnen. Möge man anderwärts ebenso handeln. An Zuhörern und Vortragenden bei solchen Kursen dürfte es nicht fehlen, und der Nutzen davon für Justiz und Presse wird sicher nicht ausbleiben. Auch die jetzt bei den Gerichten bestehenden Kurse zur Unterweisung und Fortbildung der Referendare würden zur Behandlung des Zeitungswesens eine passende Gelegenheit bieten, vor allem wenn bei dem Assessorexamen auch Wert auf den Nachweis gelegt würde, daß der Referendar sich die notwendigen Kenntnisse im Zeitungsrecht erworben hat.

Ein erfreuliches Zeichen für das steigende Interesse unserer Juristenwelt an der Presse ist auch die Tatsache, daß die Behandlung von Pressefragen in der juristischen Literatur immer häufiger wird, und daß diese Behandlung, was vor allem bemerkenswert ist, fast immer von Verständnis und Wohlwollen für die Presse zeugt und dem ernsten Streben, den berechtigten Forderungen der Presse gerecht zu werden. Aber auch hier könnte noch bedeutend mehr geschehen, und es wäre besonders wünschenswert, wenn unsere juristischen Zeitschriften für eine solche Mitarbeit auch bewährte Kräfte aus der Presse selbst gewinnen könnten, deren Aufgabe es wäre, besonders akute rechtliche Fragen aus dem Zeitungswesen zu behandeln. Zweifellos wären die großen Organisationen der Presse, der Redakteure und Verleger, gern bereit, hier mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Weiter würde sich die Herausgabe kurzer Kompendien empfehlen, die das für den Juristen unbedingt Wissenswerte

über Zeitungswesen und Zeitungsrecht in knapper Form enthielten. Ansätze hierzu sind ja schon gemacht.

Was sodann die Angehörigen der Presse, die Journalisten anbetrifft, so ist auch hier zwischen der Sorge für den Nachwuchs, für die künftigen Journalisten, und der für die heutigen zu unterscheiden. Es ist zunächst unbedingt notwendig, daß die Angehörigen der Presse über bessere rechtliche Kenntnisse verfügen, als sie heute die übergroße Mehrzahl der Journalisten besitzt. Und da komme ich denn zunächst auf die bereits erwähnten und als notwendig bezeichneten Vorlesungen und Seminare über Zeitungswesen an unsern Universitäten zu sprechen, die ja, wie schon betont, nicht nur den zukünftigen Justiz- (und Verwaltungs-)Beamten, sondern auch den zukünftigen Journalisten zugute kommen sollen. Der Reichsverband der deutschen Presse hat sich sowohl auf seiner 1912 in München abgehaltenen Delegiertenversammlung wie auch auf der vorjährigen Delegiertenversammlung zu Düsseldorf (31. Mai — 3. Juni 1913) eingehend mit der Frage der Vorbildung der Journalisten befaßt. Schon auf der Münchener Tagung sprach sich der Referent Dr. Contzen für die Abhaltung solcher von mir verlangter Vorlesungen und Seminare aus. Zwar wurde der Passus einer vorgeschlagenen Resolution, in der gesagt wurde:

„Insbesondere erklärt es der Delegiertentag für wünschenswert, daß an den Hochschulen Vorlesungen und Seminare eingerichtet werden, um unter Berufung von Männern der Praxis die Fragen des Zeitungswesens zu behandeln",

mit Stimmengleichheit abgelehnt, da ein Teil der Delegierten darin eine Gefahr für den freien Beruf des Journalisten erblicken zu müssen glaubte. Auch bei der Delegiertenversammlung in Düsseldorf platzten die Meinungen noch heftig aufeinander. Nach längerer Debatte wurde aber schließlich mit allen gegen zwei Stimmen folgende Resolution angenommen:

Als theoretische Vorbildung für den Journalisten ist eine umfassende allgemeine Bildung außer der Kenntnis der Wissen-

schaften seines Spezialgebietes erforderlich. Diese Vorbildung ist ein gemeinsames Interesse des deutschen Zeitungswesens und der Öffentlichkeit und ist durch die Pflege der Zeitungskunde zu fördern. Bei Errichtung von Lehrstühlen für Zeitungskunde an deutschen Hochschulen wird die Berufung von Persönlichkeiten, denen Erfahrungen aus der Praxis zur Verfügung stehen, als selbstverständlich gefordert.

Den Landesverbänden wird zur Beratung Leitsatz IIIb überwiesen, daß im Anschluß an diese wissenschaftliche Behandlung des Zeitungswesens und der Vorlesungen darüber auch noch praktische Kurse eingerichtet werden, in denen nach Art der Seminarien und wissenschaftlich-technischen Institute unter ständiger Fühlung mit der Praxis und unter persönlicher Anleitung von Männern der Praxis der sich dem journalistischen Beruf widmende Nachwuchs in die publizistische, rechtliche, technische und geschäftliche Seite der künftigen Berufstätigkeit eingeführt wird.

Man ersieht daraus, daß auch die Presse sich der Notwendigkeit bewußt ist, für eine bessere rechtliche Ausbildung ihrer Angehörigen Sorge zu tragen. Ich halte es aber unbedingt für notwendig, hier noch einen Schritt weiter zu gehen. Diese Vorlesungen und Seminare können den zukünftigen Journalisten ebenso wie den zukünftigen Juristen zwar in die „publizistische, rechtliche, technische und geschäftliche Seite" des Zeitungswesens *einführen*, aber der Journalist braucht mehr. Wie diese Vorlesungen und Seminare für den jungen Juristen eine notwendige Ergänzung seines juristischen Fachstudiums sind, so muß umgekehrt der zukünftige Journalist sich daneben die notwendigen Kenntnisse auf dem Gebiete des allgemeinen Rechtslebens erwerben. Er muß unbedingt die Grundzüge des bürgerlichen und Strafrechts, der Zivil- und Strafprozeßordnung, des Staats- und Verwaltungsrechts, Völker- und Seerechts kennen. Er braucht sich natürlich mit all diesen Materien nicht so eingehend zu befassen wie der Berufsjurist. Aber das Gerippe, das Wesentliche von allem muß ihm jedenfalls vertraut sein. Was nun die praktische Aneignung dieser Kenntnisse an unsern Hoch-



schulen betrifft, so wäre es am idealsten für den zukünftigen Journalisten, wenn über alle diese Materien kurze einführende Kollegien gelesen würden, die nur das speziell für den Journalisten Wesentliche enthielten, die aber auch mit Nutzen von Angehörigen anderer Fakultäten zwecks Ausdehnung ihrer allgemeinen Bildung angehört werden könnten. Herrscht doch vielfach unter Nichtjuristen über die allerelementarsten unser Staats- und Rechtsleben betreffenden Fragen eine geradezu unglaubliche Unkenntnis. Bis wir es aber zu solchen besonderen Vorlesungen — vielleicht auch im Anschluß an die erwünschten über Zeitungswesen — bringen, wird dem zukünftigen Journalisten wohl nichts anderes übrig bleiben als sich an den für die Berufsjuristen bestimmten wichtigsten Vorlesungen zu beteiligen.

Erwünscht wäre sodann die Herausgabe kurzer, direkt für Nichtjuristen bestimmter Grundrisse über die einzelnen Rechtsdisziplinen, an Hand deren sich der Journalist auch eventuell ohne den Besuch von Vorlesungen, falls ihm dies unmöglich sein sollte, die für seinen Beruf notwendigen juristischen Kenntnisse erwerben könnte.

Sodann möchte ich für die bereits in der Presse tätigen Journalisten, die entweder ihre juristischen Kenntnisse ergänzen oder sich überhaupt erst solche erwerben wollten, die Abhaltung von besonderen Vorlesungen während der Universitätsferien empfehlen, bezw. die alljährliche Veranstaltung eines Zyklus von Vorträgen während der Gerichtsferien in den einzelnen Landgerichtsbezirken durch richterliche Beamte. Unsere Landgerichtspräsidenten würden sich durch solche zeitgemäße Einrichtung zweifellos den Dank der Presse im weitesten Maße erwerben. Zwecks näherer Bestimmung des Zeitpunktes müßte natürlich erst Fühlung mit den in Betracht kommenden Presseorganisationen genommen werden.

Endlich möchte ich empfehlen die Herausgabe von Sammlungen höchstrichterlicher Entscheidungen zu schneller Orientierung, die weiter nichts wie den kurzen Tatbestand und einen Auszug der Begründung in kurzer, leichtfaßlicher Form



enthielten. Für unsere Juristen hat man die Herausgabe solcher Sammlungen ja ebenfalls längst als eine Notwendigkeit empfunden und, soviel ich weiß, auch bereits begonnen, dieselbe in die Tat umzusetzen. Unsere bisherigen Sammlungen höchstrichterlicher Entscheidungen sind ja für den gewöhnlichen Gebrauch längst viel zu umfangreich und ausführlich geworden, wenn man sie auch zum eingehenden Studium einer Rechtsfrage natürlich nicht entbehren kann. Vielleicht könnte man nun bei der Herausgabe dieser kürzeren Sammlung insofern in gleicher Weise dem verschiedenen Interesse der Juristen und Journalisten gerecht werden, daß man die einzelnen Bände in zwei Abteilungen gliedert, deren erste die mehr für die große Allgemeinheit wichtigen Entscheidungen enthalten würde, während die zweite die weiteren, mehr für die Berufsjuristen bestimmten brächte.

Die Journalisten sollen aber auch nicht unterlassen, durch eigene Anschauung die Tätigkeit der Gerichte kennen zu lernen. Es sollte keinen Redakteur geben, der, auch wenn er mit der Gerichtsberichterstattung selbst direkt nichts zu tun hat, nicht den Verhandlungen der einzelnen Gerichte beigewohnt und so durch eigene Anschauung ein Bild von dem Gang der Verhandlungen gewonnen hat. Erwünscht wäre auch die vereinzelte Hinzuziehung der Journalisten zu den Ämtern als Schöffe oder Geschworener, die ja auch an manchen Gerichten üblich ist. Das ist für das richtige Verständnis der richterlichen Tätigkeit recht wertvoll.

Was nun die Sanierung der Gerichtsberichterstattung anbetrifft, so ist wohl die dringendste Frage, welche Mittel sofort anzuwenden sind, um die sich leider noch immer bei derselben breit machende ungesunde Sensation daraus zu entfernen. Hier muß die Presse sich selbst zunächst helfen durch ihre bestehenden Organisationen. Weiter muß aber auch die Justiz ihrerseits bereitwilligst hilfreich zur Hand gehen. Was zunächst die Presse selbst anbetrifft, so hat sie ja in ihren berufenen Organisationen wiederholt ihrer Meinung über die Sensationsberichterstattung in nicht mißzu-

verstehender Weise Ausdruck verliehen. Ihre Sache ist es, dafür Sorge zu tragen, daß die von ihr aufgestellten Grundsätze auch von den Mitgliedern ihrer Organisationen befolgt werden, eventuell muß sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen Zuwiderhandelnde einschreiten. Sie muß aber auch bestrebt sein, daß diese Grundsätze nicht nur in den ihren Organisationen angeschlossenen Blättern, die ja die weit überwiegende Majorität der deutschen Presse bilden, sondern auch in allen andern zur Anerkennung und Durchführung gelangen. Dazu ist vor allem nötig der weitere Ausbau der Organisation. Ist diese erst einmal so weit erstarkt, daß sie alle einigermaßen in Betracht kommenden Blätter umschließt, dann ist damit auch die Gewähr gegeben, daß ihre Beschlüsse — wie auf anderen Gebieten — so auch auf dem der Gerichtsberichterstattung voll zur Durchführung gelangen.

(Schluß folgt.)

XLI.

Gedanken zur Kriegslage.

—, 11. Februar.

In den politischen Zeitungen ist seit Wochen sehr viel und sehr oft vom Völkerrecht die Rede. Namentlich die Zeitungen des Landes der Bibelgesellschaften sind, soweit man von ihrer Tätigkeit Kunde erhält, über das völkerrechtliche Verderbnis, das besonders in der deutschen Welt grassieren soll, sehr betrübt und sehr aufgeregt. An dieser sittlichen Entrüstung nehmen selbstverständlich auch die Regierer des so bibelreichen aber nicht gleich bibelfesten Landes teil, und in seiner Rede vom 2. März hat der verantwortliche Hauptregierer Englands, Asquith, eine förmliche Eruption von solcher sittlicher Entrüstung zur Darstellung gebracht. —



Man hat es, wenigstens früher, auch in England selbst gesagt, daß Asquith recht gut Komödie zu spielen versteht, aber es ist eben doch nur Komödie, was er spielt.

Es handelt sich bekanntlich gegenwärtig um verschiedene Fragen des Seekriegsrechtes. Einstmals, nicht in der guten, sondern in der heidnischen alten Zeit galt Leben und Eigentum aller Bewohner des bekriegten Landes als dem Sieger verfallen. Ganze Volksstämme wurden ausgerottet oder als Sklaven verkauft, und alles Eigentum der Besiegten wurde unter den Siegern verteilt. Allmählich unter dem Einfluß des Christentums haben sich wie die anderen so auch die Kriegssitten gemildert. Nur das Plünderungsrecht, also die Wegnahme des beweglichen Privateigentums, hat noch lange, sehr lange sich behauptet. Auch dieses ist zuletzt auf die übrigens eng begrenzten Requisitionen und die Kontributionen beschränkt worden. Doch leider nur für den Landkrieg.[1]) Für den Seekrieg besteht das Plünderungsrecht in der Form des Kaperrechts, gewöhnlich Prisenrecht genannt, auch heute noch fort. Alle die vielen Versuche, auch das Prisenrecht einzuschränken, sind bisher vergeblich gewesen. Und die vielfachen und vielseitigen Erörterungen, welche in den letzten Wochen von berufenen Theoretikern und Praktikern, Professoren und Diplomaten über den Gegenstand in den Zeitschriften erschienen sind, haben alle dahin konkludiert, daß das Haupthindernis einer entsprechenden Weiterbildung des Seekriegsrechtes immer England gewesen ist; das meerbeherrschende England wollte in den Mitteln zur Aufrechterhaltung seiner dominierenden Stellung in den Weltmeeren sich weder selber beschränken, noch weniger aber von andern sich beschränken lassen. Seekriegsrecht ist also geworden und geblieben, was England als solches zuzulassen befunden hat. Und in diesem jetzigen Krieg haben die Engländer auch dem

1) Die Balkanvölker haben sich bekanntlich allerdings auch im Landkrieg nicht viel an diese Regel gekehrt und die Russen haben es in Ostpreußen, Galizien und Bukowina anscheinend noch weniger getan.



geltenden Prisenrecht eine Auslegung und Ausdehnung gegeben, die sogar als eine sehr gefährliche Rückbildung des Seekriegsrechtes bezeichnet werden muß. Wenn England auch die der Zivilbevölkerung ganzer Länder notwendigen Lebensmittel als Konterbande erklärt, so ist von da bis zur schonungslosen Niedermetzelung der ganzen Bevölkerung — wenigstens in der Theorie — nur mehr ein Schritt.

Die Engländer betrachten sich eben als die geborenen Herren aller Meere, und sie halten den Zweifel an diesem vermeintlichen Geburtsrecht mindestens für eine Auflehnung gegen das Völkerrecht, wenn nicht gar für den Beweis von ebenfalls angeborener Geistesschwäche. Daher offenbar das mitleidige Achselzucken über jede andere Seerechtsauffassung und das Geschrei über Raub und Mord, wenn Jemand auf rücksichtsloses Herschießen nicht so zaghaft zurückschießt, wie sie erwartet haben. Es ist der — um uns dieses vulgären Ausdrucks zu bedienen — Feudalismus im Völkerrecht. Nur mit einem sehr wesentlichen Unterschied. Wenigstens der alte Feudalismus hat für seine Vorrechte auch etwas, ja manchmal sogar sehr viel zu leisten gehabt; er hat die Militärlasten fast allein getragen und einen großen Teil der Funktionen der heutigen Bureaukratie besorgt. England aber leistet für seine beanspruchten Vorrechte eigentlich gar nichts, es streicht nur den Profit ein. Das Vorrecht hat also nicht die geringste Begründung, es ist ungerecht, schädlich. Wir können nur wünschen, daß die deutschen Tauchboote diesem schädlichen Vorrecht ein definitives Ende machen; sie werden damit auch der Gefahr einer noch weiteren Rückbildung des Seekriegsrechtes einen Riegel vorschieben.

In Zusammenhang mit diesen Fragen ist naturgemäß auch von der Stellung der Neutralen sehr viel und oft die Rede. In wirtschaftlicher Beziehung leiden ja die Neutralen unter der Unsicherheit und Unbestimmtheit des Seekriegsrechtes kaum viel weniger wie die Kriegführenden selber. Die Neutralen, wenn sie einig wären, könnten jetzt mit Erfolg ein bestimmtes Seekriegsrecht diktieren; ihren einhelligen



und entschlossenen Forderungen würden alle Kriegführenden sich fügen müssen. Aber augenscheinlich sind diese Neutralen untereinander selber nichts weniger als einig. Und diese Uneinigkeit kommt von der Politik, nämlich von ihren politischen Aspirationen. Sie sind zwar fast ausnahmslos höchst demokratisch, aber den englischen Seerechtsfeudalismus zu brechen, fällt ihnen so wenig ein, daß mehrere von ihnen vielmehr große Neigung bekunden, diesem Feudalismus Söldnerdienste zu leisten.

Das scheint vor Allen auch von Italien gelten zu sollen. Zwar die derzeitigen Regierungskreise Italiens sind offenbar gar nicht sehr kriegslustig, man darf eher glauben, daß diese Kreise den aufrichtigen Wunsch haben, mit den Zentralmächten auch fernerhin im guten Einvernehmen zu bleiben. Aber in der Bevölkerung und insbesondere in einem großen Teil der Presse des Landes scheinen die vermutlich auch mit klang- und wertvollen Gründen unterstützten Lockungen des Dreiverbandes eine auffallend willige Aufnahme zu finden; da wird die Kriegslust gegen die Zentralmächte wirklich methodisch gehegt und gepflegt. Das sichtlich von außen suggerierte Leitmotiv dieser bis zu öffentlichen Tumulten gesteigerten Tätigkeit besteht allem Anschein nach in der Vorspiegelung und Vorstellung, daß Österreich mit seiner Kriegserklärung an Serbien zweifellos eine neuerliche Ausdehnung seines Machtbereichs am Balkan beabsichtigte, was Italien notwendig zur Erhebung von Kompensationsansprüchen berechtige und verpflichte. In den gewissen Blättern, und sie sind leider die große Mehrzahl, wird also die Bevölkerung angeleitet, zu verlangen, daß Österreich Italien für diese neue Erwerbungen schon jetzt, noch bevor sie erworben sind und obwohl Österreich den Feind noch im eigenen Lande stehen hat, Kompensationen zusichere, und zwar müßten diese Kompensationen allermindestens in der Abtretung des (noch nie definierten und auch völlig undefinierbaren) Trentino bestehen, widrigenfalls Italien nicht länger neutral bleiben könnte, sich also die Kompensationen selber holen müßte.



Andere Kundgebungen verlangen die Zusicherung der Cession des Trentino auch schon bloß für die weitere Aufrechterhaltung der Neutralität überhaupt, und vielleicht kommt in diesen Kundgebungen die Stimme des verborgenen Souffleurs sogar noch richtiger zum Ausdruck. Die Absicht ist wohl in beiden Fällen dieselbe, wie ja auch das angewandte Mittel dasselbe ist. In beiden Fällen wird die Irredenta in lärmende Bewegung gesetzt, um Österreich zum Mißtrauen, zur Wachsamkeit zu veranlassen und seine italienische Grenze ja nicht von Militär zu entblößen, eher wohl vom Kriegsschauplatz Militär nach der italienischen Grenze zu werfen, worüber Russen und Serben natürlich nicht böse sein würden. Käme es in Folge dieser irredentistischen Demonstrationen und der österreichischen Gegenmaßnahmen auch noch zu einer ernsteren Spannung zwischen den beiderseitigen Regierungen selber dann um so besser — für den Dreiverband nämlich. Doch ist nicht anzunehmen, daß die ernsteren, geschweige die leitenden Kreise der italienischen Bevölkerung sich in so unvorsichtiger Weise in die Dienste des Auslandes einspannen lassen. Rätselhaft in der ganzen Angelegeuheit, wie in diesen Blättern schon bemerkt worden, bleibt allein die Sprache gewisser großer Blätter Deutschlands.

Auch dem mit großem Lärm inszenierten englisch-französischen Flottenangriff auf die Dardanellen wird man zunächst nur eine taktische Bedeutung zuerkennen dürfen. Wenn es mit diesem Angriff gelingt, die türkische Heeresleitung zu veranlassen, größere Truppenteile vom Kaukasus, von der persischen Grenze und vom Suezkanal abzuziehen und zum Schutze Konstantinopels an die Dardanellen zu dirigieren, so ist der nächste Zweck der Flottenaktion wohl schon erreicht. Denn auf diese Weise würden einerseits die Situation der Russen im Kaukasus und in Persien erleichtert, andererseits aber auch die türkische Invasion des Suezkanals und Egyptens vereitelt, — Erfolge, die mit dem Verlust von ein paar Kreuzern und Torpedobooten gewiß nicht zu teuer erkauft wären. Es fehlen der angreifenden Flotte einstweilen auch



die notwendigen Landungstruppen zur Besetzung Konstantinopels. Man kann ja mit Dreadnoughts wohl alle Dardanellenforts zusammenschießen, aber nicht auch Konstantinopel, um das sich doch alles dreht, im Gegenteil, Konstantinopel will man besetzen, um es zu besitzen. Ohne solche Truppen entbehrt also die ganze Aktion noch einigermaßen des Ernstes. Auf dem Papiere zwar werden die fehlenden Landungstruppen von den griechischen und italienischen Zeitungen bereitwilligst beigestellt, die Tag für Tag zu melden wissen, daß bald in Marseille, bald in Algier, bald in Egypten solche Landungstruppen mobil gemacht werden. Nur werden alle diese Truppen erst dann wirklich mobil und verfügbar sein, wenn einmal die Zentralmächte und die Türkei endgiltig geschlagen sind. Dann aber wird man sie auch gar nicht mehr brauchen, sondern dann werden, wenn überhaupt fremde Truppen, sicher nicht Hindus und Zuaven, sondern Russen vom Kaukasus in Konstantinopel einziehen. J—l.

XLII.

Rundschau.

Eine etwas vertrauensvollere Stimmung herrscht nach der vorhergegangenen Spannung wieder hinsichtlich des Notenwechsels zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Die leitenden Kreise in Washington haben sich dem Eindrucke nicht entzogen, daß Deutschland bis an die äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit gegangen ist und den guten Beziehungen zwischen den Ländern den größten Wert beimißt. Alle Schwierigkeiten sind damit noch nicht beseitigt und die nächste Schwenkung hängt von dem Ergebnis der Unterhandlungen zwischen Washington und London ab, wo die amerikanische Regierung wohl den Versuch macht, die Zustimmung Englands zu dem Vorschlage zu erlangen, die amerikanische Aus-



fuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen nach Deutschland gewähren zu lassen, wenn Deutschland, wozu dasselbe bereit ist, sich verpflichtet, nichts davon zu Heereszwecken zu verwenden. Obgleich bei diesem Versuch die amerikanische Regierung auf die Unterstützung der anderen neutralen Länder rechnen kann, so sind wir nicht geneigt, die Aussichten des Erfolgs sehr hoch zu bewerten, zumal man in Washington nicht gesonnen scheint, im Fall eine ablehnende Haltung aus London kommt, das einzige wirksame Mittel, das Verbot der Lieferung von Kriegsmaterial an England, Frankreich und Rußland, anzuwenden. Bis jetzt ist der sichtbare Erfolg der deutschen Haltung in einer Besserung der Stimmung in den Vereinigten Staaten zu Gunsten Deutschlands zu erblicken. Hoffen wir in diesem Punkt auf Beständigkeit; vergessen wir aber nicht die engen Beziehungen zwischen den drüben den Ton angebenden Anglo-Amerikanern und den Engländern, zwischen der amerikanischen und der englischen, ja auch der französischen Presse. Das Gebiet der Möglichkeiten, abgesehen von solcher kriegerischer Art, die zwischen den Vereinigten Staaten und uns ausgeschlossen sind, bleibt nach allen Seiten hin einstweilen unbegrenzt. Möglich wäre es freilich, daß die Politik, welche Japan in China verfolgt, die amerikanischen Interessen in Asien herausfordert und daß man in Washington auf Anlehnung an Deutschland rechnet. So lange der Krieg in Europa dauert, stellt dies eine spes longa dar; immerhin kann eine solche Eventualität das Gewicht der Vereinigten Staaten zu Gunsten des Friedens und Deutschlands stärken.

Nähere Mitteilungen über die Aktion Japans in China liegen noch nicht vor. Im allgemeinen stellen sie sich dar als ein Versuch Japans, sich als die Schutzmacht Chinas gegen die übrige Welt einzurichten und gleichzeitig unschätzbare Vorteile wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Art zu erhalten. Erwähnen wir nur, daß Japan auch das Recht begehrt, überall in China buddhistische Schulen einzurichten. Gelänge der Plan im Angesichte des zerfahrenen Europa



und der Zurückhaltung Amerikas, so könnte das hohe Piedestal, auf dem die europäische Zivilisation sich zeigt, eines Tages einer Erschütterung ausgesetzt sein ähnlich jener in den Tagen von Dschingis-Khan, Tamerlan und der Osmanenmacht.

Die Gefahr hat man ohne Zweifel dort ins Auge gefaßt, wo Menschenklugheit das Licht des Geistes beständig erfleht; des Geistes, der in Wahrheit und höheren Regionen weht. Die Methapher ist oft angewendet worden; hier ist sie an ihrem Platze. Die Welt kann erkennen, daß Benedikt XV. und seine Ratgeber beständig nach den Wegen ausschauen, auf denen die Welt zum Frieden gelangen kann. Die Rückkehr eines nicht kleinen Teils der in fremde Gefangenschaft geratenen Krieger der verschiedenen Nationen in die Heimat ist aus dem Herzen des Papstes erflossen; andere Anregungen karitativer Art treten hinzu. Größeres wird Gott dem Papst und der Welt gewähren, der Menschheit zum Heil. Das Schicksal Polens, sowohl der schwer heimgesuchten Gebiete in Rußland als Galiziens, suchte die Hand des Papstes zu lindern, wovon der Brief an den vorzeitig verschiedenen Hirten in Gnesen-Posen ein Beweis unter vielen anderen ist. Mit welchen Empfindungen wird der erste Hirte der Christenheit auf das ernste Schicksal des Hirten in Lemberg blicken, den die Faust des voreilig handelnden Eroberers aus der Mitte seiner Kinder geholt und nach Rußland verbannt hat. Der hohe Sinn beider Hirten mag den eigenen Schmerz leichter tragen als das geängstigte Mitgefühl mit den unglücklichen Polen, welchen der Russe, nachdem er ihre Habe zerstört, den Glauben entreißen will. Wer glaubt sich nicht in die Jahrhunderte der wirklichen Barbarei zurückversetzt, welcher jene Berichte liest, welche die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Religion und die gewaltsame Einführung der russischen Popenwirtschaft in Galizien schildern?

Deutschland und Österreich-Ungarn sind hier wie dort die Schildknappen am Fuß des Kreuzes; ihren Waffen werden die Polen Religion und Freiheit verdanken. Für den Augen-



blick finden sie die Andeutung, daß Gott ihrer nicht vergißt, in der sorgenden Liebe des Oberhauptes der Kirche und, möge der Hinweis erlaubt sein, in der Berufung eines Sohnes der polnischen Erde zur Führung der Gesellschaft Jesu, der in unserer Zeit neue schwere Aufgaben warten.

„De la Pologne apaisons les larmes . . .“ sang man einstmals in Frankreich; einstmals als der Geist Chateaubriands, Lamartines, Montalemberts wachte. Heute scheint das Schicksal Polens, das Schicksal des katholischen Glaubens der Polen dort kein Atom von Teilnahme zu erwecken. Welche Bemerkung möchte Frankreichs Königin, Maria Laczinska, dazu machen? Tout comprendre est tout pardonner, und so machen wir hier nicht viel Wesen aus den Erscheinungen, welche das Gebet um den Frieden in den französischen Kirchen begleitet haben, so daß es weniger als eine Bitte um den Frieden denn als ein Begehr nach dem Sieg à tout prix erschien. Mag es sich um ein Aufwallen des Gallikanismus, mag es sich um Politik handeln. Dagegen ist es angebracht, ein Wort zu sagen über das Vorhaben der Leitung des Institut Catholique de Paris, eine Denkschrift in allen modernen Sprachen an die (neutrale) katholische Welt zu richten, um Deutschland der Störung des Weltfriedens und der Kriegsgreuel zu zeihen. Das Institut ist die aus Privatmitteln der französischen Katholiken geschaffene Pariser katholische Universität; sie steht unter der Leitung des gelehrten Priesters Msgr. Baudrillart und unter der Oberaufsicht des Erzbischofs von Paris. Wie kamen diese ausgezeichneten Männer und die Sterne des französischen Episkopats, die sich dem Vorhaben anschließen, zu diesem Schritt? Die Antwort lautet: zweifellos aus Vaterlandsliebe. Doch auch der edelste Beweggrund kann ungiltig sein, wenn er auf ungeprüfter Prämisse ruht oder ein unvollkommenes Ziel ins Auge faßt. Wer die französische Hierarchie in unseren Tagen kennt, weiß, daß es darunter kaum einen Kirchenfürsten gibt, der

zu dem reinen Gold echten Glaubens und zu der Perle tiefer Menschenliebe jene wohl geringere Gabe fügt, welche man „den scharfen kalten Blick für die Händel der Welt" nennen kann. Ein unerschlossenes Buch ist den Kardinälen in Paris, Lyon, Montpellier, Bordeaux, den Erzbischöfen und Bischöfen in Meaux, Soissons, Amiens usw. die diplomatische Geschichte des Jahrzehnts. Wer hat dem fragenden Blick dieser Hirten die Antwort gegeben, daß Deutschland Frankreich bedrohe, daß deutsche Soldaten Belgien verheeren? Die erste Antwort dieser Art kam aus dem Munde Poincarés, der erklärt hat, „daß Frankreich den Papst nicht kennt". Die zweite Antwort derselben Art kommt aus dem Munde Vivianis, den jedermann in Frankreich als einen „Todfeind der katholischen Kirche" kennt.

Ex oriente lux. Wieder einmal, im Laufe der Weltgeschichte, soll sich von Alexandrien und Byzanz aus eine neue Ordnung über die Welt ergießen. Die englisch-französische Flotte will Konstantinopel erobern und auch von der Landseite her soll, so wird angekündigt, der Angriff französischer, englischer und gar russischer Truppen erfolgen. Auf türkischer Seite wird betont, daß die Meerenge nicht überwältigt, Konstantinopel nicht erobert werden kann. Wir hoffen es; würden aber die Feinde das Unternehmen versuchen, wenn es ganz aussichtslos wäre? An dem Schicksal Konstantinopels hängt unendlich viel. Rußland will es erobern und zu seiner Hauptstadt machen; es könnte so scheinen, als ob in den russischen Zielen eine Veränderung eintritt, als sei nicht so sehr die Besiegung Deutschlands als die Eroberung Konstantinopels das Ziel. Der Leiter der englischen Politik, Lord Grey, hat erklärt, daß England das Vorhaben Rußlands „mit seinen Sympathien" begleite. Das ist viel, aber es ist noch nicht die englische Zustimmung zur russischen Eroberung Konstantinopels. Das Vorgehen der englischen Flotte kann die Absicht des Prävenire enthalten. Jedenfalls will man zunächst die Dardanellen öffnen, um das russische Getreide durchzulassen. In zweiter Reihe spricht



man in Paris und London von der Neutralisierung der Dardanellen. Ob in all diesen Projekten nicht eine Differenz mit Rußland schlummert? — Andererseits würde der Sieg der Engländer in den Dardanellen ihnen dort ein neues Gibraltar in die Hand geben; mancher Engländer erblickt sogar ein drittes Gibraltar in Calais. Die Waffen bringen die Entscheidung.

Es ist wahrscheinlich nicht zum geringsten Teil das Verdienst der Könige von Griechenland, Rumänien, Bulgarien und Italien, daß diese Länder noch nicht in den Krieg hineingezogen sind. Darum reißen sich die Mächte des Dreiverbandes „wie um die Leiche des Patroklos". Das Einschwenken Griechenlands an die Seite Englands ist in letzter Stunde durch die Weisheit und den Mut des Königs verhindert worden. Die Mehrheit der Athener denkt wie in den Tagen Philipps von Mazedonien; sie hat den englischen Gesandten, Sir Eliot, im Triumph auf den Schultern durch die Straßen getragen. Niemand kann wissen, wie sich die Anhänger des zurückgetretenen Ministeriums Venizelos verhalten werden; möglich, daß dieser einflußreiche Führer den Anschauungen des Königs nicht so ferne steht, als es scheint.

Blicken aller Augen gespannt auf die Entscheidungen in Athen, Sofia und Bukarest, so herrscht eine fast nervöse Spannung hinsichtlich dessen, was Italien tun wird. Seit dem Kriegsausbruch hat Italien militärisch und finanziell eifrig gerüstet; es soll über anderthalb Millionen Soldaten ins Feld schicken können und hat in den letzten Monaten nicht nur das Eisenbahn- und Wegenetz in Venetien und der Lombardei verbessert, sondern starke Artillerie- und Truppen-Stellungen an der österreichischen Grenze eingenommen. Über die Volksstimmung, aus den Zeitungen bekannt, soll hier nichts gesagt werden. Neues ist in die Situation durch die Vorgänge in den Dardanellen gekommen: wie würde sich Rußland im Besitz von Konstantinopel zu Italien verhalten? Und wenn Paris und London diese Stadt beherrschen, wird dann Italien noch ein Wort auf dem Mittelmeer sagen

können? Vorstehendes zeichnet den Kernpunkt der neuen Kontroverse. Sie hat jedoch die alte nicht beseitigt, welche von Trient, der Isonzolandschaft und gar Triest handelte. Es gibt kaum ein Thema, das man mit größerem Widerstreben behandeln würde. Und angesichts der gegenwärtigen Situation erscheint es uns erst recht angezeigt, die dringend gebotene Reserve zu beobachten.

XLIII.

Kürzere Besprechungen.

1. Roloffs Lexikon der Pädagogik erfährt zur lebhaften Genugtuung seiner vielen Freunde durch die Ungunst der Zeit keine wesentliche Unterbrechung in der Weiterführung. Wohl ist der jetzt vorliegende dritte Band einige Monate später der Öffentlichkeit übergeben worden, als man erwarten durfte. Doch dies verschlägt wenig angesichts der jetzt herrschenden mehr oder weniger fühlbaren Stockung in allen Betrieben des öffentlichen Lebens und man kann dem Verleger wie dem Herausgeber nur Dank wissen, daß sie trotz der stürmischen Zeitverhältnisse rührig und zielbewußt weiterarbeiten an der Vollendung des einmal begonnenen, für die Wissenschaft so hochbedeutsamen Werkes.

Von den fünf in Aussicht genommenen Bänden liegen nun drei vor, nach Inhalt und Form gleich ausgezeichnet und den Zwecken eines Lexikons vollkommen entsprechend. Der dritte Band umfaßt zwischen den Stichworten „Kommentar“ und „Pragmatismus“ eine staatliche Artikelreihe, ungefähr 350 größere oder kleinere Abhandlungen, in denen wieder ein reiches Wissensmaterial aus dem weitschichtigen Gebiete des menschlichen Bildungs- und Erziehungswesens in gedrängter Kürze und seltener Klarheit unter Vermeidung alles Überflüssigen verarbeitet ist,



verarbeitet von Männern, die in der literarischen Welt keine Neulinge sind und als Fachleute auf dem Gebiete der Pädagogik volle Beachtung verdienen. Wir nennen nur den Hofrat Dr. Willmann, der in seinen Abhandlungen: Logik als Hilfswissenschaft der Dialektik, Methode, Nationale Schule, Naturalismus der Pädagogik, Neuhumanismus, Organisation des Bildungsinhaltes, Philosophische Pädagogik sich wiederum als einen Meister in der Behandlung und Klarlegung orientierender Grundprinzipien bewährt, wie wir ihn aus seinen klassischen Werken: Dialektik als Bildungslehre und Geschichte des Idealismus kennen. Durch Willmann hat im Roloff'schen Lexikon auch der alte Plutarch die ihm auf dem Gebiete der Pädagogik gebührende Würdigung gefunden. „In der Erziehungsgeschichte", so urteilt Willmann mit Recht, „hat Plutarch einen Ehrenplatz zu beanspruchen: als Verfasser der vergleichenden Biographien großer Männer, wodurch er in die Entwicklung vieler Persönlichkeiten eingriff, ferner durch seine Beiträge zu dem hellenistischen (spätgriechischen) Ideal, weiterhin durch seine religiös-sittlichen Studien, die auf die christliche Erziehungslehre einwirkten, endlich durch eine Abhandlung über Kindererziehung, die zwar nicht in der Fassung, aber dem Gedankengehalt nach von ihm herrührt."

Auch einem Schüler und Geistesgenossen Willmanns, dem früheren Saazer Gymnasialdirektor und jetzigen Prager Hochschullehrer Dr. Toischer verdankt das Lexikon manch schätzbaren Beitrag; so im vorliegenden Bande: Das Mittelalterliche Bildungswesen und die Pfarrschulen. Was das vielfach so sehr mißkannte Bildungswesen des Mittelalters betrifft, so kommt Toischer zu dem Schlusse: „Das mittelalterliche Bildungswesen ist reich entwickelt; die Universitäten und Lateinschulen (Gymnasien) haben dort ihren Anfang, auch die Volksschulen, wennschon nicht in der Ausdehnung der Gegenwart; die bischöflichen Priester- und Knabenseminare haben ihre Vorgänger in den Domschulen des Mittelalters und manche Klöster, die heute noch Schulen unterhalten, können deren Geschichte bis in's frühe Mittelalter verfolgen." Über das mittelalterliche Bildungswesen wäre ja vieles zu sagen; Toischer aber nimmt nur 5 Kolumnen



in Anspruch. Er bietet nichts mehr als eine kurzgefaßte historische Skizze und am Schlusse einen Hinweis auf die „pädagogische Theorie des mittelalterlichen Bildungswesen", wie er kürzer nicht sein kann. Aber das Gebotene genügt für den denkenden Leser vollkommen, um zu verstehen, daß Toischers Urteil über das Bildungswesen des Mittelalters wohl begründet ist. Wir möchten hier wiederum betonen, daß es für ein fünfbändiges pädagogisches Lexikon, wie es eben das Roloff'sche ist, nicht die Aufgabe sein kann, über jeden das pädagogische Gebiet berührenden Gegenstand eine lange und erschöpfende Abhandlung zu bringen. Bei Roloff heißt es vor allem: mit dem zur Verfügung gestellten Raum vorsichtig haushalten, sich auf das Notwendigste beschränken, das Notwendigste aber wirklich zur Sprache bringen, klar und bestimmt, und für eingehenderes Studium die erforderliche Literatur angeben. Das tut Roloff in ausgiebiger, mustergültiger Weise, die aller Anerkennung wert ist.

Selbstverständlich dürfen in einem pädagogischen Lexikon, und zwar in einem solchen, das der Kulturarbeit der katholischen Kirche vollauf gerecht werden will, die auf dem Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens tätigen Orden und religiösen Genossenschaften nicht übergangen werden. Im vorliegenden dritten Bande begegnen wir denn auch einer ganzen Reihe solcher Genossenschaften, so jenen, die nach dem hl. Kreuze, nach der christlichen Lehre, der christlichen Liebe, der Muttergottes genannt werden; ebenso findet der hochverdiente Piaristenorden und die in Frankreich entstandene und jetzt in allen Teilen der Welt segensreich wirkende Picpus-Kongregation ihre sachgemäße Besprechung. Die betreffenden Artikel stammen alle von dem verdienstvollen Verfasser des bekannten Werkes: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Lyzealprofessor Dr. Heimbucher; ihre Herkunft bietet die Gewähr vollkommenster Zuverlässigkeit der historischen und statistischen Notizen.

Der Artikel „Österreichs Schulwesen" von Seminardirektor Giese entrollt uns unter Beibringung eines reichen statistischen Materials ein interessantes Bild von dem gesamten höheren



und niederen Schulwesen im zisleithanischen Teile der Habsburgischen Monarchie, seiner historischen Entwickelung und seinem heutigen Stande nach.[1]) Es zeigt, daß auch in Österreich das Bildungsstreben mächtige Wellen schlägt nnd daß insbesondere in den letzten Dezennien für die Errichtung und Ausgestaltung zweckentsprechender Bildungsstätten in Stadt und Land Großes geleistet wurde. Von einer Kritik des bestehenden Volksschulgesetzes und von einer Beurteilung des Geistes, in dem das Gesetz von den Schulbehörden und der Lehrerschaft in der Praxis zur Ausführung gebracht wird, ist Umgang genommen, Ob mit Recht, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hätten einige orientierende Bemerkungen nichts geschadet.

Daß auch der greise Weihbischof Dr. Knecht von Freiburg noch in der Reihe der Mitarbeiter steht, ist sehr zu begrüßen. Seine beiden Artikel: Johann de La Salle und Apostel Paulus sind wahre Perlen in Roloffs Lexikon. Im hl. Paulus sieht der Verfasser nicht nur den Völkerlehrer, sondern insbesondere den Lehrer aller christlichen Lehrer und Erzieher, dem wir die herrlichsten Aufschlüsse über die göttliche Pädagogie in Führung 1. des Menschengeschlechtes, 2. der einzelnen Menschen, und insbesondere 3. der christlichen Jugend zu verdanken haben. Den Artikel über den hl. Stifter der Schulbrüder schließt Knecht mit dem Satze: „Es war ein Unglück für die deutsche Jugend und das deutsche Volk, daß im 18. Jahrhundert die Deutschen zwar die Sprache, den Luxus, die höfischen Sitten und Unsitten von Frankreich angenommen, den großen La Salle und sein epochemachendes, vorbildliches Wirken dagegen ignoriert haben."

Vielleicht werden die Deutschen nach dem Kriege Versäumtes nachholen. Petry.

1) Merkwürdigerweise hat gerade bei diesem Artikel der Druckfehler-Kobold wahre Triumphe gefeiert; so hat er Fiechtl statt Fiecht, Strohow statt Strahow, subdionisch statt subsidiär in den Text eingeschmuggelt, und aus dem Leopold von Hasner, dem Schöpfer des Volksschulgesetzes, einen Leopold von Hamer gemacht!



2. **Helden der Bibel.** Zehn Meisterwerke mit Begleitworten von Dr. Oskar Doering. 1915, Verlag „Glaube und Kunst" in München. — Die gewaltigen Kriegsereignisse der Gegenwart gaben Anlaß aus den reichen Schatzkammern der christlichen Malerei zehn Blätter auszuwählen, auf denen Heldengestalten der Bibel und der Kirche Darstellung und Verherrlichung gefunden haben. Es sind prächtig reproduzierte Blätter verschiedener Zeiten und Schulen, mit dem Rubensschen Bilde „Abraham und Melchisedech" beginnend, mit dem van Dyckschen „Gekreuzigten", dem opfernden Hohenpriester, „der Held bleibt über alle Helden", abschließend. Unter den sonstigen Darbietungen sei das eigenartige Gemälde eines alten Niederländers: „Moses und Gedeon", die „Judith" Alloris und das der neueren Zeit angehörige, effektvoll komponierte Altarbild „die Makkabäer" in der Kirche der hl. Felizitas zu Florenz von Antonio Ciseri hervorgehoben. Daß unter den Schlußbildern Raffaels „St. Michael" gezeigt ist, erfreut sicherlich jedes deutsche Auge; solch machtvollen jugendlichen Kämpfer und Patron ängstigen alle Höllenmächte nicht! Die von Dr. Doering gegebenen kurzen, klaren Geleitworte verbinden die Bilderserie geschickt zur geistigen Einheit und ermutigen wohl jeden Beschauer und Leser auch in schicksalsschweren Tagen gottvertrauend — nach dem Vorbilde aller christlichen Helden — in die Zukunft zu schauen. In ihrer fesselnden Verbindung von Kunst, Religion und Zeitgeschichte, düukt uns die angezeigte Publikation sicherlich auch als charakteristisches Merkzeichen unserer Tage, dem Kunstfreunde wie Patrioten freundliche Beachtung nicht vorenthalten werden.

M. F.

XLIV.

Ein römischer Dichter in Afrika zur Zeit der Vandalenherrschaft.

Von Carl Weyman.

‚Infolge einer argen Ironie der Literaturgeschichte werden die besten und am treuesten die antiken Traditionen wahrenden Dichter des christlichen Afrika die arianischen Vandalenkönige und die theologisierenden byzantinischen Kaiser feiern.' Mit diesem Hinweis auf eine künftige Entwicklung beschließt der französische Philologe Paul Monceaux den dritten Band seiner ‚Histoire littéraire de l'Afrique chrétienne, (Paris 1905 p. 524). Ich will es versuchen, den bedeutendsten und anziehendsten dieser Dichter, dessen sämtliche Werke kürzlich in einer verlässigen und bequemen Ausgabe erschienen sind,[1]) den Lesern der gelben Hefte etwas näher zu bringen.

---

1) Poetae Latini minores. Post Aemilium Baehrens iterum recensuit Fridericus Vollmer. Vol. V. Dracontii De laudibus Dei, Satisfactio, Romulea, Orestis tragoedia, fragmenta; Incerti Aegritudo Perdicae. Leipzig, Teubner 1914. Die nämlichen Texte (mit Ausnahme der Aegritudo Perdicae) hatte Vollmer bereits vor zehn Jahren für die Monumenta Germaniae historica bearbeitet, in denen sie als Bd. XIV der Abteilung Auctores antiquissimi, Berlin 1905, erschienen sind. — Literatur über Dracontius: A. Ebert, Allgem. Gesch. d. Lit. des Mittelalters 1² (Leipz. 1889) S. 383 ff.; M. Manitius, Gesch. d. christl.-lat. Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts (Stuttgart 1891) S. 326 ff.; G. Boissier, L'Afrique Romaine

Blossius Aemilius Dracontius wurde — wir wissen nicht in welchem Jahre des fünften Jahrhunderts — als Sohn einer vornehmen karthagischen Familie italischer Abkunft geboren. Von Jugend auf Christ und zwar Katholik, machte er seine grammatisch-rhetorischen Studien unter der Leitung des Felicianus, eines angesehenen Lehrers, und schlug die einträgliche Laufbahn eines Advokaten ein. Aus dem handschriftlichen Schlußvermerk (subscriptio) hinter einem seiner Gedichte erfahren wir, daß er als Anwalt beim Gericht des Prokonsuls in Karthago, also des höchsten Verwaltungsbeamten der seit Diokletian als proconsularis oder Zeugitana abgegrenzten Provinz, tätig war und (wohl als Abkömmling eines senatorischen Geschlechtes) den etwa mit unserem Prädikat Exzellenz vergleichbaren Titel eines ‚vir clarissimus' führte.[1]) Von entscheidender Bedeutung für seine ganze menschliche und dichterische Entwicklung war ein (verlorenes) Gedicht, das er zu Ehren eines fremden Herrschers, doch wohl des byzantinischen Kaisers Zeno (474—491) verfaßte. Er fiel dadurch bei seinem eigenen Monarchen, dem Vandalenkönig Gunthamund (484—496),[2]) der zwar die

(Paris 1895) p. 261 ff. (zum Teil auch abgedruckt bei H. Leclercq, L'Afrique chrétienne II [Paris 1904] p. 207 ff.); Vollmer, Artikel ‚Dracontius' in Pauly-Wissowas Realencyklopädie V (Stuttgart 1905) Sp. 1635 ff.; W. Kroll in Teuffels Gesch. d. röm. Lit. III⁶ (Leipz. 1913) S. 466 ff.

1) Dracontius heißt in der Subscriptio ‚vir clarissimus et togatus fori proconsulis almae Karthaginis' (hinter Rom. V). Als ‚togati' werden gewöhnlich die zur Praxis bei einem bestimmten Bureau berechtigten Advokaten bezeichnet (Th. Mommsen bei F. Blume usw., Die Schriften der röm. Feldmesser II [Berlin 1852] S. 175 = Gesammelte Schriften V [Berlin 1908] S. 169 Anm. 1). Über den Titel ‚vir clarissimus' s. besonders O. Hirschfeld, Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1901 S. 579 ff. = Kleine Schriften (Berlin 1913) S. 646 ff. Daß ihn Dracontius auf Grund seiner Herkunft, nicht seines Amtes führte, ist, wie mir Hirschfeld freundlich mitteilt, wegen des zwischen ‚vir clarissimus' und ‚togatus' gesetzten ‚et' wahrscheinlich.

2) Vgl. über ihn L. Schmidt, Geschichte der Wandalen (Leipzig 1901) S. 112 ff.



Katholiken viel wohlwollender behandelte als seine Vorgänger Geiserich und Hunerich (ein scharfer Ausfall gegen Arius im Hauptwerke des Dracontius II, 98 ff.), aber ein Liebäugeln mit Ostrom ebenso übel nahm, wie der Ostgothe Theoderich, in schwere Ungnade, wurde eingekerkert und mußte Hunger und Schläge erdulden. Dieses herbe Schicksal, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des Boetius hat, nur daß der afrikanische Poet, wenn auch erst nach langem schmerzlichen Harren, auf die Fürsprache einflußreicher Freunde (eines gewissen Victor und seiner Söhne) wieder die Freiheit erlangte, hat den Dracontius zum wirklichen Dichter gemacht. Wohl hatte er sich schon früher in Versen versucht — von der später zu besprechenden Sammlung kleinerer und größerer Gedichte sind einige (1—4) sicher in seiner Jugend- und Studienzeit entstanden —, aber Poesien, die dieses Namens würdig sind und sich über das Niveau versifizierter Deklamationen erheben, hat erst die Kerkerhaft gezeitigt. In der ‚Genugtuung' (Satisfactio), die aus 158 elegischen Distichen besteht und mit einem Gebete im relativischen Prädikationsstil[1]) anhebt, gesteht der Dichter offen seine Verfehlung gegen seinen König und Herrn und gegen Gott (41 ‚peccando regi dominoque deoque' mit beachtenswertem Anklang an den bekannten Vers der Evangelienharmonie des Juvencus I 250 ‚tus, aurum, murram regique hominique deoque dona dabant'). Seine Schuld ist schwer, aber er glaubt doch auf Verzeihung rechnen zu dürfen, denn — so argumentiert er — ohne Sünde ist niemand. Gott selbst hat bei der Schöpfung Gutes und Böses innig gesellt, die nämlichen Wesen und Dinge können nützen und schaden, so daß nicht einmal die Sterne des Himmels alle gut oder alle schlecht sind. Er, dessen Hand die Herzen der Könige lenkt (Prov. 21, 1), möge auch den König Gunthamund zur Milde stimmen. Dieser wird dann direkt apostrophiert (117), an

1) Vgl. E. Norden, Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede (Berlin und Leipzig 1913) S. 168 ff. Gemeint ist der bekannte Gebetstypus ‚O Gott, der du usw.'



seine sonstige Güte, an das Beispiel verschiedener biblischer (David, Salomon, Stephanus) und profangeschichtlicher (Cäsar, Augustus, Titus, Kommodus)[1]) Personen, an die ihm von Gott geschenkten unblutigen Siege, an die Macht der Zeit über alles Irdische erinnert und flehentlich gebeten, dem Dichter, der ja seines Zornes nicht wert sei, nach der Vorschrift des Evangeliums (Matth. 18, 21 f.) zu verzeihen und es bei den bisherigen Strafen bewenden zu lassen.[2]) Da die ‚Genugtuung' nicht den gewünschten Erfolg hatte, unternahm Dracontius einen neuen Versuch, des Königs Herz zu rühren, und so entstand das hexametrische Dichtwerk ‚Vom Lobe Gottes' (De laudibus dei), seine umfangreichste (drei Bücher von zusammen 2327 Versen) und beste Leistung. In der für die Textgestaltung in erster Linie maßgebenden Brüsseler Handschrift aus dem zwölften Jahrhundert wird am Schlusse des Werkes irriger, aber nicht unverständlicher Weise als Verfasser der hl. Augustinus bezeichnet. Man kann es verstehen, daß ein Lobgesang auf die göttliche Gnade — und das sind die Laudes dei im wesentlichen — dem großen doctor gratiae zugeschrieben wurde, und man darf auch wohl darauf hinweisen, daß Augustins berühmteste Schrift, die Konfessionen, einen ähnlichen Doppelcharakter aufweist, wie das Gedicht des Dracontius. Wenn die Konfessionen ‚dem Doppelsinn des lateinischen Wortes entsprechend, die Irrgänge des eigenen Lebens und Strebens bekennen und Gott für seine gnadenvolle Führung danken',[3]) so verbinden

1) Die Nennung des Kommodus beruht augenscheinlich auf Verwechslung mit Mark Aurel.

2) Eine ausführliche Übersicht des Inhaltes der Satisfactio gibt K. Reinwald, Die Ausgabe des ersten Buches der Laudes dei und der Satisfactio des Dracontius durch Eugenius von Toledo, Speyer 1913 (Gymnasialprogr.) S. 17 ff. Zu der Einteilung des menschlichen Lebens in sechs Altersstufen (v. 221 ff.) vgl. F. Boll, Neue Jahrbb. f. d. klass. Altert. XXXI (1913) S. 107 f.

3) J. Mausbach, Die Ethik des hl. Augustinus I (Freiburg i. B. 1909) S. 8 f. Man beachte auch, daß die drei letzten Bücher der Confessiones Betrachtungen über den Schöpfungsbericht enthalten.

die Laudes dei mit dem Preise der göttlichen Gnade, die sich hauptsächlich in der Schöpfung der Welt (Buch I),[1]) in ihrer Erhaltung und in der Sendung des Gottessohnes auf die Erde (Buch II) offenbart und die Menschen Gott über Alles zu lieben verpflichtet (Buch III), das abermalige reumütige Schuldbekenntnis des Verfassers und die Bitte um zeitliches und ewiges Wohl (III 566 ff.) Es ist echte und trotz aller Zerknirschung keineswegs weltflüchtige Poesie, die dem wunden Herzen des Gefangenen entquillt. Durch die lange Leidenszeit geläutert und innerlich bereichert hat er sein Talent an einem würdigen und lohnenden Stoffe zu voller Entfaltung gebracht und festeren Fuß auf dem Boden der christlichen Weltanschauung gefaßt, die bei ihm ihr eigenes Gepräge erhält durch seinen unverwüstlichen Optimismus. Wohl bezeichnet er gleich im ersten Verse Gottes Zorn und Sanftmut als sein Thema, aber Gott ist für ihn in viel höherem Maße der gütige Erbarmer als der strenge Strafrichter (III 20 ‚iustitia emonitor, sed plus pietatis amator') und schon der Gedanke, daß dieser menschenfreundliche Gott einen Menschen ‚versucht' habe, erscheint ihm so unannehmbar, daß er anläßlich des Befehles Gottes, Abraham solle seinen Sohn Isaak opfern, im Widerspruch mit dem Wortlaut der Bibel (Gen. 22, 1 ‚tentavit deus Abraham') erklärt: ‚Man darf ihn nicht für einen Versucher halten' (‚non est temptator habendus' III 131). Eine Glanzpartie der Laudes dei ist die Schilderung der Weltschöpfung und des Sündenfalles (I 118 ff.). Dracontius ist allerdings weder der einzige noch der erste, der den schon an sich poetischen Bericht der Genesis in lateinische Verse gekleidet hat. Aber der sogenannte gallische Cyprian (Anfang des 5. Jahrhunderts) hat nur eine dürre, geschmacklose Versifizierung geliefert, der Rhetor Claudius Marius Viktor von Marseille († nach 425) hat sich in seiner dichterisch viel höher stehenden und im einzelnen von Dracontius benützten ‚Wahrheit' (Alethia)

1) Inhaltsübersicht bei Reinwald a. a. O. S. 13 ff.



hauptsächlich von pädagogischen Rücksichten leiten lassen und nur Alcimus Avitus, Bischof von Vienne (c. 490—518), ist mit seinem ‚verlorenen Paradiese' d. h. mit den drei Gesängen über den Anfang der Welt, die Erbsünde und den Richterspruch Gottes ein würdiger Vorgänger Miltons geworden.[1]) Anschaulicher und liebevoller als die übrigen Genesisdichter weiß Dracontius das junge Leben zu schildern, das allenthalben in der neugeborenen Welt pulsiert. Mit einer Fülle von Epitheta begrüßt er das erste Licht (119 ff.),[2]) die Vögel, die in dem mit grünem Laube sich bedeckenden Walde ihre ‚geschwätzigen Nester' (257) bauen, scheinen ihm durch ihren lieblichen Gesang Gott den Dank für ihre Erschaffung ausdrücken zu wollen (245), und mit unbefangener Freude verweilt er bei den unverhüllten Reizen unserer Stammmutter, die ja, als von des ‚Donnerers' Fingern geformt, von tadelloser Schönheit sein mußte (393 ff.). Klingt hier auch ein Vers an eine der bedenklichsten Liebeselegien Ovids an (am. I 6, 17 von Korinna ‚ut stetit ante oculos posito velamine nostros'; Drac. 393 ‚constitit ante oculos nullo velamine tecta'), so ist doch von der lüsternen Sinnlichkeit, die das Gedicht des augusteischen Poeten (bezw. seine griechische Vorlage Anthol. Palat. V 132 = Philodemi Gadarensis epigr. XV p. XVII ed. Kaibel, Greifswalder Lektionsverzeichnis für Sommer 1885) beherrscht, bei Dracontius nichts zu verspüren. Hymnen-

1) Vgl. über diese Dichter außer den bekannten literargeschichtlichen Werken das Buch von St. Gamber, Le livre de la ‚Genèse, dans la poésie latine au Vme siècle, Paris 1899.

2) Zehn aufeinanderfolgende Verse beginnen mit dem Worte ‚lux'. Vgl. das (von K. Roßberg dem Dracontius zugeschriebene) Gedicht In laudem solis (Anthol. Lat. 389 Riese) v. 38 ff. und das bekannte Luciliusfragment über die virtus bei Lactant. instit. div. VI 5, 3 (deutsch bei O. Ribbeck, Gesch. d. röm. Dichtung I[1] [Stuttgart 1887] S. 234). Zur Häufung der Epitheta vgl. den Preis des Meeres bei Ambrosius Exameron III 5, 22 p. 74, 2 ff. Schenkl und Berliner philol. Wochenschr. 1908 Sp. 1000 Anm. 1.

artige Gebete mit einzelnen liturgischen Reminiscenzen (z. B. II 208 ff. an das Te Deum bezw. an die Präfation; vgl. II 73)[1]) und zum Teil breit ausgeführte Beispiele aus Bibel, Sage und Geschichte, bei deren Auswahl auch das ‚schwache Geschlecht' gebührend bedacht wird (III 468 ff.),[2]) lassen die leitende Idee der Laudes dei mitunter stark in den Hintergrund treten, sorgen aber zugleich für Abwechselung und verhindern die Ermüdung des Lesers. Nie wird ein so trockener, lehrhafter Ton angeschlagen, wie bei Prosper von Aquitanien, der die Gnadenlehre seines Meisters Augustinus in Verse gebracht hat, dafür macht sich die Rhetorik, dieses Erbübel fast der gesamten Poesie der Kaiserzeit, bisweilen etwas zu aufdringlich geltend, so z. B. III 568 ff., wo der Dichter mit nicht ganz ästhetischer Variierung eines uralten poetischen Gemeinplatzes[3]) erklärt, er vermöge die Zahl seiner Sünden nicht anzugeben, selbst wenn er eine eherne Stimme, statt des einen Mundes ihrer soviele als Zähne und soviele Zähne im Munde als Haare auf dem Haupte hätte. Ob neben der oben erwähnten Fürsprache mächtiger Gönner auch die Dichtung ‚Vom Lobe Gottes' die Umstimmung des Königs Gunthamund und die Befreiung des Dracontius herbeiführte, ist uns nicht bekannt. Wohl aber wissen wir, daß die Laudes dei großen Anklang bei der Nachwelt fanden, und daß ihrem ersten Buche in Verbindung mit der ‚Genugtuung' ein seltsames Schicksal in

1) Vgl. A. E. Burn, Niceta of Remesiana (Cambridge 1905) p. CVI f. — Laudes III 21—23 berührt sich so nahe mit dem Prosahymnus bei Novatianus de trinit. cap. 2 (Migne, Patrol. Lat. III 890 C) ‚qui (deus) est sublimitate omni sublimior etc.', daß sich der Gedanke an eine gemeinsame alte Vorlage aufdrängt. Vgl. auch Archiv f. lat Lexikogr. XI (1900) S. 564.

2) Vielleicht stand dem Dracontius bereits eine Sammlung derartiger exempla zur Verfügung. Die Episode vom armen Lazarus und dem Prasser (Laudes III 54 ff.) in ausführlicherer Darstellung bei Alcimus Avitus carm. III 220 ff. Vgl. Philol. LV (1896) S. 470.

3) Vgl. E. Wölfflin, Archiv f. Lexikogr. IX (1896) S. 185 f.



Spanien beschieden wurde. In diesem Lande, das ebenso wie Afrika in der Geschichte der späteren lateinischen Literatur eine sehr bedeutende Rolle spielt, muß sich zu Beginn des siebenten Jahrhunderts ein verstümmeltes Exemplar der Dichtungen des Dracontius befunden haben, das nur Laudes dei I 118—754 und Satisfactio 1—251 enthielt. Diese Texte erregten das Interesse des Westgothenkönigs Chindasvinth (642—653) und in seinem Auftrag unterzog sie der Metropolit Eugenius II. (bezw. III.) von Toledo (646—657), der angesehenste Dichter des damaligen Spanien,[1]) einer nach seiner eigenen Angabe gelinden, tatsächlich aber tief einschneidenden Umarbeitung. In völliger Unklarheit über die Person des Dracontius, den er wohl für einen Arianer hielt (daher eine Reihe dogmatischer Korrekturen) und über die Entstehungsverhältnisse seiner Dichtungen — er konstruierte einen ganz falschen Zusammenhang zwischen dem ‚Sechstagewerk' (Hexaemeron) d. h. dem ihm vorliegenden Stücke der Laudes und der Satisfactio, als deren Adressaten er den oströmischen Kaiser Theodosius II. (408—450) betrachtete — verballhornte er beide Gedichte, besonders aber die Satisfactio, durch sein von ihm selbst als ‚Wegnahme von Überflüssigem, Ergänzung von Unvollständigem, Wiederherstellung von Beschädigtem und Änderung von allzuhäufig Wiederholtem' charakterisiertes Verfahren auf das Gründlichste, erzielte damit aber einen ebenso bedeutenden, als unverdienten Erfolg. Nicht nur, daß ihm sein Amtsnachfolger Ildephonsus das Kompliment machte, die ‚Büchlein' des Dracontius über die Weltschöpfung seien aus seiner Hand in schönerer Gestalt hervorgegangen, als aus der ihres Verfassers, seine Bearbeitung verdrängte sogar auf Jahrhunderte hinaus die Originalfassung so völlig, daß diese am Ende des achtzehnten

1) Vgl. über ihn Manitius, Gesch. d. christl.-lat. Poesie S. 424 ff.; Gesch. d. lat. Lit. des Mittelalters I (München 1911) S. 194 ff.; A. Baumgartner S. J., Gesch. der Weltlit. IV, 3. u. 4. Aufl., (Freiburg i. B. 1905) S. 245 f.



Jahrhunderts durch den gelehrten spanischen Jesuiten Faustinus Arevalo (1747—1824) förmlich wieder ausgegraben werden mußte. In der großen Ausgabe von Friedrich Vollmer (1905) sind Original und Bearbeitung nebeneinander abgedruckt und auf Vollmers Anregung hat einer seiner Schüler, der leider inzwischen auf dem Schlachtfelde gefallene Gymnasiallehrer Karl Reinwald, in einer sorgfältigen Abhandlung [1]) die sämtlichen (c. 380) Abweichungen des Eugenius vom echten Dracontius, sowohl die in bestimmter Absicht vorgenommenen, als die aus der Beschaffenheit seiner Vorlage (Textverderbnis oder Unleserlichkeit) zu erklärenden, gruppenweise zusammengestellt und besprochen.

Den Laudes dei und der Satisfactio steht eine Sammlung von Gedichten zum Teil ziemlich erheblichen Umfangs gegenüber, die schon durch den Titel ‚Romulea' = ‚Romana' (zu ergänzen ‚carmina') [2]) ihren im wesentlichen paganen Charakter andeutet, uns aber nicht in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit erhalten geblieben ist. Eine junge Neapolitaner Handschrift hat uns zehn Stücke aufbewahrt, die wir seit 1873 in einer handlichen, von dem jetzigen Heidelberger Archäologen Friedrich von Duhn besorgten Ausgabe lesen können. Zwei bezw. vier von ihnen (Nr. 2 und 4 mit metrischen, Nr. 1 und 3 bildenden Vorreden d. h. Widmungen an des Dichters Lehrers Felicianus) sind sicher vor, eines (Nr. 7) während, eines (Nr. 6) nach der Gefangenschaft entstanden, bei den übrigen fehlen feste Anhaltspunkte für die zeitliche Fixierung. Inhaltlich gehören Nr. 2, 8 und 10 (kleine Epen oder Epyllien), Nr. 6 und 7 (Epithalamien) und Nr. 4, 5 und 9 (rein rhetorische Exerzitien) zusammen. Das Versmaß ist mit Ausnahme von Nr. 1, das in trochaeischen Tetra-

1) Vgl. oben S. 444 Anm. 2.

2) In Nachahmung des Dracontius hat Benvenuto Rambaldi da Imola seine 1362/63 verfaßte Kompilation der römischen Geschichte ‚Romuleon' betitelt. Vgl. E. Hohl, Berliner philol. Wochenschr. 1915 Nr. 7 Sp. 222 f.



metern abgefaßt ist,[1]) durchweg der Hexameter. Das in die Zeit der Kerkerhaft fallende Gedicht ist bezeichnender Weise zugleich das einzige, in dem sich das christliche Bekenntnis des Dichters offenbart (VIII 132 ff.; vgl. Satisf. 103 f. Nicht beweisend X 600 f.). Von den drei übrigen gilt das Gleiche, wie von der Mehrzahl der Dichtungen des Ausonius und des Apollinaris Sidonius in seiner vorbischöflichen Periode: sie könnten ebensogut von einem überzeugten Anhänger der alten Religion herrühren. Die drei Epyllien behandeln die anmutige, besonders bei den hellenistischen Dichtern beliebte Sage vom schönen Hylas, den die Nymphen rauben,[2]) die Entführung der Helena, die auch ein zeitlich mit Dracontius sich berührender griechischer Dichter, der unter Kaiser Anastasius I. (491—518) lebende Kolluthos aus Lykopolis in Ägypten, besungen hat, und die Schicksale und Greueltaten der Medea, also Stoffe mit starkem erotischen Einschlag, für die in der hellenistisch-römischen Poesie (neben der Elegie) gerne das Epyllion als literarische Form verwendet wurde.[3]) Der Raptus Helenae weist eine Reihe von Übereinstimmungen mit dem unter den Namen des Phrygiers Dares gestellten schwindelhaften Berichte über die Zerstörung Trojas auf, die man auf Benützung des Dracontius durch den lateinischen Bearbeiter des Daresbuches zurückführen darf.[4]) Die Medeasage erscheint bei Dracontius, soweit es sich um die Ereignisse

1) Über die poetischen (zumeist in Jamben, Distichen oder lyrischen Versmaßen abgefaßten) ‚Vorsprüche' hexametrischer Dichtungen vgl. die Darlegungen von P. Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius (Leipzig u. Berlin 1912) S. 119 ff.

2) Vgl. Sittig bei Pauly-Wissowa IX (1914) Sp. 111 ff.

3) Vgl. C. N. Jackson in den Harvard Studies in classical Philology XXIV (1913) p. 37 ff. Benützung von Pantomimentexten (fabulae salticae) in den drei Epyllien des Dracontius haben C. Dilthey, v. Duhn und E. Bethe angenommen. Vgl. den letzteren im Genethliacon Gottingense (Halle 1888) p. 39 ff.

4) O. Schissel von Fleschenberg, Dares-Studien (Halle 1908) S. 143 ff.



in Kolchis handelt, in einer vollständigen Umdichtung, für die die Orestes-Iphigeneiasage das Vorbild geliefert hat.[1])

Die dritte Gruppe der Romulea, um zunächst ein Wort von dieser zu sagen, führt uns mitten in den rhetorischen Schulbetrieb hinein. Nr. 4 ist eine sogenannte Prosopopoeie oder Ethopoeie, bei der es sich darum handelt, irgend einer Persönlichkeit eine Rede (Prosa oder Verse) in den Mund zu legen, die zu ihrem Charakter und zu der angegebenen Situation paßt. Wie der arme, nur etwas über elf Jahre alt gewordene Wunderknabe Quintus Sulpicius Maximus beim kapitolinischen Dichterwettkampf des Jahres 94 n. Chr. 43 griechische Hexameter improvisierte über das Thema ‚Wie wohl Zeus sprach, als er dem Helios Vorwürfe machte, weil dieser dem Phaethon seinen Sonnenwagen anvertraut hatte‘ (G. Kaibel, Epigr. graeca ex lapidibus conl. [Berlin 1878] Nr. 618), wie ein unbekannter, etwa dem vierten Jahrhundert angehörender Dichter der lateinischen Anthologie (198 Riese) den Achilleus im Jungfrauengemach (unter den Töchtern des Lykomedes auf Skyros) in 89 Hexametern die Empfindungen darlegen ließ, die ihn beim Klang der Trompete des Diomedes erfaßten, wie endlich noch im 12. Jahrhundert Nikephoros Basilakes, Professor der Evangelienexegese an der Sophienkirche zu Konstantinopel, auf Grund einer verbreiteten Wundergeschichte eine ‚mit allen Kunstmitteln der damaligen Zeit aufgeputzte Deklamation‘ verfaßte, in der das von dem Gothen (d. h. einem gothischen Söldner im römischen Heere) betrogene Mädchen von Edessa (Euphemia) auf ‚Rache sinnt, indem‘ es sein ‚bisheriges Geschick an sich vorüberziehen läßt‘,[2]) so gestattet uns Dracontius einer 53 Verse um-

1) Jessen bei Pauly-Wissowa II (1896) Sp. 767. Über Spuren einer vorkorinthischen oder doch von der korinthischen unabhängigen Form der Argonautensage bei Dracontius v. 366 ff. Vermutungen bei O. Gruppe, Griechische Mythol. u. Religionsgesch. I (München 1906) S. 558 f.

2) E. v. Dobschütz, Texte u. Untersuch. zur Gesch. der altchristl. Lit. XXXVII 2 (Leipz. 1911) S. LV f.



fassenden Expektoration zu lauschen, zu der sich der mit der lernäischen Hydra kämpfende Herkules veranlaßt fühlt, als er die abgeschlagenen Köpfe des Untiers nachwachsen sieht. Dem Gedichte Nr. 5 liegt der folgende erdichtete Rechtsfall (controversia) zu Grunde: Ein ‚Reicher‘, der sich dreimal im Felde ausgezeichnet hat, beansprucht als Belohnung für seine Tapferkeit zuerst die Errichtung einer Statue (eine in der Kaiserzeit außerordentlich häufige Ehrenbezeugung),[1]) dann das Asylrecht für diese Statue und schließlich das Haupt eines mit ihm verfeindeten ‚Armen‘. Die beiden ersten Forderungen werden erfüllt, der dritten sucht sich der Arme durch die Flucht zu der mit Asylrecht ausgestatteten Statue zu entziehen, wogegen der Reiche Einspruch erhebt. Sowohl der Arme und der Reiche als der eine Belohnung beanspruchende Held sind typische Deklamationsfiguren, wofür es auf die von dem älteren Seneca aufgezeichneten Kontroversien (II, 1; X, 2; Excerpte aus V 2; VIII, 5), auf die 7. und 13. der größeren und auf die 304. der kleineren unter dem Namen des berühmten Rhetors Quintilianus überlieferten Schuldeklamationen zu verweisen genüge.[2]) Das genau nach den für die Gerichtsrede geltenden rhetorischen Vorschriften disponierte Gedicht des Dracontius, in dem der Arme gegen seinen blutdürstigen Gegner in Schutz genommen wird, wurde in den Gargilianischen Thermen zu Karthago in Gegenwart des Prokonsuls Pacideius vorgetragen. In Nr. 9 haben wir eine in Verse gebrachte Deliberativa oder Suasoria vor uns, d. h. eine Deklamation, in der einer vor einer wichtigen Entscheidung stehenden Persönlichkeit ein Rat nach der positiven oder negativen Seite erteilt wird. Wie z. B. Juvenal als Zögling der Rhetorenschule in einer derartigen Übungsrede dem Sulla den Rat gegeben hatte,

1) W. Liebenam, Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche (Leipzig 1900) S. 123 ff.

2) Aus der griechischen Literatur sind die Deklamationen XXXIII und XXXV—XXXVIII des Libanios (vol. VII [Leipzig 1913] p. 73 ff.; 180 ff. ed. Förster) zu vergleichen.



seine Diktatur niederzulegen und als Privatmann behaglich auszuschlafen (sat. I 15 ff.), so sucht Dracontius den Achilleus zu bewegen, dem Priamos gegen das gebotene Lösegeld den Leichnam des Hektor auszuliefern, und widerlegt die Einwendungen, die etwa von Seiten des Helden gegen diesen Schritt vorgebracht werden könnten. Wenn in seinem Gedichte, dessen Thema natürlich durch das letzte Buch der Ilias gegeben war, Polyxena in der Begleitung ihres Vaters Priamos erscheint und angedeutet wird, daß sie dem Achilleus nicht gleichgiltig ist, so ist dies ein Zug der nachhomerischen Sagenbildung, den wir zuerst bei einem griechischen Autor des dritten Jahrhunderts n. Chr. (Philostratos), der sich seinerseits dafür auf die Dichter beruft, nachweisen können.[1])

Die beiden Epithalamien — Nr. 6 für die Söhne des Victor, Victorianus (oder Victorinianus) und Rufinianus, die zwei Schwestern heirateten,[2]) Nr. 7 für Johannes und Vitula — bewegen sich in den konventionellen mythologisch-erotischen Geleisen (anders Paulinus von Nola in seinem Hochzeitsgedicht für Julianus und Ja carm. XXV), erhalten aber dadurch, daß sie auf des Dichters eigenes Schicksal Bezug nehmen (s. oben S. 445), eine mehr persönliche Note. Als ein Bestandteil der Sammlung Romulea darf mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch die anonym überlieferte, aber in Sprache, Stil, Metrik und Vorbildern fast Vers für Vers die Hand des Dracontius verratende ‚Tragödie des Orestes‘[3])

1) Eine ausführliche Besprechung der Deliberativa mit Scheidung ihrer homerischen und nichthomerischen Elemente bei J. Tolkiehn, Homer und die römische Poesie (Leipzig 1900) S. 149 ff., der aber mit Unrecht Priamos für den Sprecher hält Als Quelle des Philostrateischen Berichtes über Achilleus und Polyxena (Heroikos XIX 11 in Kaysers Philostr.-Ausg. II [Leipzig 1871] p. 204, 24 ff.) betrachtet Tolkiehn die Tragiker (S. 154 Anm. 6), H. Grentrup, De Heroici Philostratei fabularum fontibus (Münster 1914 Dissert.) p. 48 ff. das griechische Diktysbuch.

2) Vgl. C. Morelli in den Studi italiani di Filologia classica XXI (1914) p. 85 ff.

3) ‚Orestis tragoedia‘ lautet der Titel in der Berner Handschrift aus dem neunten Jahrhundert, wobei ‚tragoedia‘ wohl schon im



betrachtet werden, ein Epos von gegen tausend Versen, das mit der Heimfahrt des Agamemnon nach der Zerstörung Trojas anhebt und mit der Freisprechung des wegen zweifachen Mordes (an seiner Mutter Klytaimestra und an Pyrrhos, dem Sohne des Achilleus) angeklagten Orestes in Athen endet. Das hohle Pathos, besonders in den zahlreichen direkten Reden,[1]) die auch in den übrigen mythologischen Epen des Dracontius einen breiten Raum einnehmen,[2]) eine gewisse Derbheit in der Zeichnung der Hauptfiguren und die detaillierte Schilderung der Mordszenen gemahnen an die Art und Weise, wie in Senecas Tragödien die griechischen Vorlagen behandelt oder mißhandelt werden. Bei den Versen über die zwölf Monate (je zwei Hexameter) und dem aus sieben Disticha bestehenden hübschen Gedichtchen über die Entstehung der Rosen (aus dem Blute der durch einen Dorn am Fuße verletzten Venus)[3]) wird zwar nicht

weiteren Sinne = Dichtung mit traurigem Inhalt zu fassen ist. Im Mittelalter hat man auch die Pharsalia des Lucanus und die Thebais des Statius zur Tragödie gerechnet. Vgl. z. B. W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I² (Halle 1911) S. 11 f.

1) Zur Verteidigungsrede des Orestes (v. 911 ff.) vgl. die sechste Deklamation des Libanios (vol. VI [Leipzig 1909] p. 362 ff. Förster).

2) Der Preis des Hirtenlebens, der Rom. VIII 402 ff. dem durch einen Seesturm in Gefahr geratenen Paris in den Mund gelegt wird (beginnend mit dem ‚Makarismos' ‚felici sorte creati pastores, quos terra capit'; vgl. Norden, Agnostos Theos S. 100 f.), ist in die von A. Reinert, De Tibulli elegia prima cum aliorum poetarum laudationibus vitae comparanda (Weida in Thüringen 1914; Jenenser Diss.) behandelten Zusammenhänge einzuordnen. Über die Reden bei den späteren römischen Epikern im allgemeinen s. A. Lipscomb, Aspects on the speech in the later Roman epic, Baltimore 1909.

3) De mensibus und De origine rosarum jetzt auch in der zweiten Auflage von A. Rieses Anthologia Latina II (Leipzig 1906) p. 323 ff. Monatsverse auch Anth. Lat. Nr. 394 f.; 665. Vgl. A. Ratti im Giornale storico della Letteratura Italiana XL (1902) p. 184 ff. Für das entsprechende griechische Material kann auf K. Krumbacher, Gesch. d. byzant. Lit. (München 1897²) S. 753 f. verwiesen werden.



an der Autorschaft des Dracontius, wohl aber an der Zugehörigkeit zu den Romulea gezweifelt werden können. Dagegen hat das Gedicht über die Leiden des jungen Perdicas (wie man den Titel frei nach Goethe übersetzen könnte) mit seiner schwülen, echt alexandrinischen Erotik (Perdicas vernachläßigt wie Hippolytos die Liebesgöttin, wird zur Strafe von unerlaubter Liebe zu seiner eigenen Mutter entflammt und endet nach langem Siechtum, dem auch der Meister Hippokrates, obwohl oder vielmehr weil er seine wahre Ursache erkennt, nicht steuern kann, durch Selbstmord) schwerlich den Dracontius zum Verfasser,[1]) wenn es auch aller Wahrscheinlichkeit nach örtlich und zeitlich nicht weit von ihm abgerückt werden darf.

Im Vorstehenden habe ich bereits Gelegenheit gehabt, auf einzelne Berührungen des Dracontius mit früheren Dichtern hinzuweisen. Obwohl er ohne Zweifel zu den begabteren und selbständigeren Poeten der spätrömischen Zeit zählt, so spielt doch auch bei ihm die Nachahmung älterer Muster eine nach den heutigen Anschauungen über poetische Originalität befremdliche Rolle und die moderne philologische Forschung hat sich der Mühe nicht entzogen, Art und Ausdehnung dieser Imitationen im einzelnen festzustellen.[2]) Reiche Belesenheit, zu der er in der Schule des Felicianus den Grund gelegt haben wird, und gutes Gedächtnis ließen ihm eine Fülle von Reminiszenzen an Stellen heidnischer und christlicher Dichter zuströmen, die er mit wechselndem Glücke seinen augenblicklichen Zwecken dienstbar zu machen und bisweilen in einen von dem des Originals weit abliegenden Zusammenhang einzuordnen verstand. Mit ausdrücklicher Nennung des Namens wird nur Statius (Thebais X 756 ff.) als Gewährsmann für den freiwilligen Opfertod des theba-

1) Es fehlen z. B. in dem Gedichte die asyndetischen Worthäufungen, die allerdings in der Spätzeit überhaupt zu den Schönheitsmitteln gezählt zu haben scheinen, in denen aber Dracontius geradezu schwelgt (Laudes I 6—9 und 13—16 je 21 Substantiva!)

2) S. jetzt die Nachweisungen in der großen Ausgabe von Vollmer.



nischen Königsohns Menoikeus zitiert (Laudes III 261 ff.). Von Vergil ist im Eingang des Raptus Helenae (Rom. VIII 19 ff.) mit durchsichtiger Umschreibung als von dem Dichter der nächtlichen Zerstörung Trojas durch das hölzerne Pferd und der Ermordung des Priamos durch Pyrrhos (Aen. II) die Rede. Aus Juvenal wird der ganze Vers sat. VIII 83 ‚Für den größten Frevel erachte es, das Leben über die Ehre zu stellen' (‚summum crede nefas, animam praeferre pudori') als ‚alter Spruch' (‚sententia prisca') angeführt (Laudes III 86 f.). Von den zahllosen stillschweigenden Entlehnungen seien, um die Arbeitsweise des Dracontius zu veranschaulichen, wenigstens einige erwähnt. Das Epitheton, das Lucretius im ersten Verse seines philosophischen Lehrgedichtes der Allmutter Venus beilegt ‚Wonne der Menschen und Götter' (‚hominum divumque voluptas'), wird Rom. II 74 auf ihren Sohn, den Liebesgott, übertragen. Der Elephant hat ‚eines Berges Größe' (‚instar montis' Laudes I 286), wie das hölzerne Pferd bei Vergil Aen. II 15. Der brennende Dornbusch (Exod. 3, 2) erhält Laudes II 788 das Beiwort ‚stachelig' nach Vergil Eclog. III 89 (‚rubus asper'). Auf der Schwelle des Armen (Rom. V 88 f.) sitzt die ‚häßliche Not' (‚turpis egestas'), wie am Eingang des Orkus bei Verg. Aen. VI 276. Dem Epiker Lucanus (VI 507 ff.) ist die furchtbare Gestalt der gegen Lebendige und Tote wütenden Hexe Erichtho entnommen (Rom. V 130 ff.), die noch in Goethes Faust erscheint.[1]) Wenn es von Verginius, der seine Tochter getötet, um sie vor der Schande zu retten, heißt, daß er unbekümmert um sein Geschlecht d. h. seine Nachkommenschaft, aber nicht um Rom gewesen sei (Laudes III 350 ‚inmemor hinc generis factus, non inmemor Urbis'), so ist dem Dracontius wohl die Charakteristik Julians des Abtrünnigen bei dem christlichen Dichter Prudentius: ‚treulos gegen Gott, aber nicht gegen Rom' (Apotheosis 454 ‚perfidus ille Deo, quamvis non perfidus Urbi')

1) Dem Verfasser des Artikels Erichtho bei Pauly-Wissowa VI (1907) Sp. 439 ist die Stelle des Dracontius entgangen.



vorgeschwebt. In dem Verse der Laudes, der vom Schrecken der Mutter über eine Mißgeburt handelt (I 47 ,et pavet infelix enixa puerpera natum') lehnt sich die zweite Hälfte an einen der bekanntesten Verse des ,Ostergedichtes' (Paschale carmen) des Sedulius (II 63 ,salve sancta parens, enixa puerpera regem') an, der noch heute unzähligemale im Introitus verschiedener Marienmessen rezitiert wird. Dagegen beruht es vielleicht nur auf einem drolligen Zufall, wenn Laudes III 265 ,Wenn es ein Verbrechen ist, die Blutsverwandten umzubringen' (,si consanguineos scelus est iugulare propinquos') stark an den scherzhaften Vers des Epigrammatikers Martial I 18, 5 ,Um uns ists nicht schade, aber ein Verbrechen ist's, den (guten) Falernerwein (durch Mischung mit einer schlechten Sorte) umzubringen' ,de nobis facile est, scelus est iugulare Falernum') anklingt (vgl. übrigens Vollmer zu III 399). Neben den Stellen, an denen mit Sicherheit oder doch mit Wahrscheinlichkeit die Einwirkung eines bestimmten älteren Vorbildes behauptet werden kann, stehen natürlich solche, an denen der Dichter Gedanken, Bilder, Vergleiche verwendet, die schon vor ihm in der Literatur nachweisbar sind, ohne daß eine direkte Verbindungslinie zwischen ihm und einem einzelnen früheren Autor gezogen werden kann. Hieher gehören die sprichwörtlich gewordenen Sentenzen, daß der Schaden des einen den Gewinn des andern bedeutet (Laudes I 613 ,damna aliena solent aliorum lucra parare') oder, daß derjenige, der von vielen gefürchtet wird, selbst viele fürchten muß (Rom. V 178 ,sollicitus multos metuit, quem turba veretur'),[1]) das schon oben erwähnte Bild von den vielen Munden und Zungen u. dgl. m. Für ein Gedicht wie die Laudes Dei war selbstverständlich auch ein gewisses Maß von biblischen und theologischen Studien notwendige Voraussetzung. Dracontius zeigt sich in den Schriften des alten und neuen Testamentes belesen, er kennt die apokryphe Überlieferung

1) Vgl. A. Otto, Die Sprichwörter u. sprichwörtl. Redensarten der Römer (Leipzig 1890) S. 197 und 349.



über den durch Petrus vereitelten Flug des Zauberers Simon, der sich für den Sohn Gottes ausgab,[1]) und stellt dazu als Parallele die Sage vom Untergange des Zeusnachahmers Salmoneus (Laudes III 234 ff.), er deutet in der üblichen Weise die bekannte Psalmstelle ,eructavit cor meum verbum bonum' (44, 2) auf die Zeugung des göttlichen Logos (II 66),[2]) er läßt gleich mehreren Kirchenschriftstellern die seligste Jungfrau durch das Ohr empfangen (II 89 f.), ,eine Anschauung, die wohl auf gnostischem Boden erwachsen, später weite Verbreitung gefunden hat und selbst in zahlreichen Liedern des Mittelalters noch nachklingt',[3]) er betont mit anderen Verteidigern der kirchlichen Christologie energisch, daß Christus damit, daß er Mensch geworden und auf die Erde herabgestiegen sei, nicht die himmlische Glorie verlassen habe (II 101 ff.),[4]) und er sucht die Lehre von der Auferstehung der Toten durch den traditionellen Hinweis auf die Analogien in der Natur und auf den Vogel Phönix zu stützen und mundgerecht zu machen (I 623 ff.).[5]) Ob und

1) Vgl. über die Simonsage den Exkurs von H. Grauert in den Abhandl. d. bayer. Akad. Philos.-philol. u. hist. Cl. XXVII 1. u. 2. Abh. (München 1912) S. 167 ff. — Laudes I 76 f. ,solisque tenebras quis neget et stellas alieno tempore visas' erinnert an apokryphe Berichte über die Naturerscheinungen beim Tode des Erlösers. Vgl. z. B. Berliner philol. Wochenschrift 1897 Sp. 16 Anm. 4.

2) Vgl. z. B. R. Ehwald zu Aldhelm de virginitate 33 f. (Monum. Germ. auct. antiquiss. X [Berlin 1914] p. 354).

3) A. Bigelmair, Zeno von Verona (Münster 1904) S. 117.

4) Vgl. außer den in der Revue d'histoire et de littérature religieuses IV (1899) p. 95 angeführten Stellen Aug. serm. CCXII 1 (Migne, P. L. XXXVIII 1059); Leo M. epist. XXVIII 4 (P. L. LIV 765 B.); serm. XXII 2 (P. L. LIV 195 A) und die alte Sequenz für den ersten Adventsonntag 4, 1 f. bei Cl. Blume, Anal. hymn. LIII (Leipzig 1911) S. 3 ,non linquens excelsa adisti ima'.

5) Vgl. z. B. J. P. Waltzing in seiner Ausgabe des Minucius Felix (Leipzig 1912) zu 34, 11 und (über die Verwendung des Phönix) F. Zimmermann in den Studien zur Gesch. u. Kultur des Altertums V 5 und 6 (Paderborn 1912) S. 123 ff. und in Theol. u. Glaube IV (1912) S. 214 ff.



wieweit er sich an einen bestimmten theologischen Gewährsmann angeschlossen hat — man hat an Augustinus gedacht —, kann erst auf Grund einer speziellen Untersuchung festgestellt werden.

Auf die sprachliche Seite der Dichtungen des Dracontius soll hier nicht näher eingegangen werden. Sein Latein ist, trotz aller Anlehnung an klassische Vorbilder, in Silbenmessung und Grammatik mit zahlreichen und schweren Verfallssymptomen behaftet. Wenn der Gedanke, daß Gott für Alles, was er geschaffen hat, Sorge trägt, in die Worte gekleidet wird: ‚est tibi cura, deus, de quicquid ubique creasti' (Laudes II 186), so glaubt man in der Tat, wie Gaston Boissier bemerkt, ‚beinahe einen französischen Satz' (‚Tu as soin de tout ce que tu as créé') vor sich zu haben.

* * *

Dracontius hat den König Gunthamund überlebt, denn wir wissen, daß er ein Gedicht auf dessen Nachfolger Thrasamund (496—523) verfaßt hat. Es ist verloren gegangen, ebenso wie das Gedicht auf den fremden Herrscher, durch das er den Zorn Gunthamunds erregt hat. Aber das Erhaltene erhebt den Dracontius nicht nur hoch über die sonstigen Dichter der Vandalenzeit und des Vandalenhofes mit ihren Tändeleien und Schmeicheleien,[1]) sondern sichert ihm auch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der gesamten spätrömischen und christlichen Poesie und läßt den m Vorstehenden gemachten Versuch, auch weiteren gebildeten Kreisen einiges Interesse für seine Person und seine Werke einzuflößen, nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen.

---

1) Erhalten durch den nach dem berühmten französischen Philologen Claude de Saumaise (1588—1653) benannten codex Salmasianus in Paris (7.—8. Jahrhundert). Vgl. Kroll in Teuffels Gesch. d. röm. Lit. III⁶ S. 469 ff.; Manitius, Geschichte d. christl.-lat. Poesie S. 340 ff.

XLV.

Von der Entstehung des neuen Welthandels.

Eine historische Skizze.

Innerlich wie äußerlich bezeichnet eine gewaltige Verschiebung den Anbruch des neuen Welthandels.

Er bietet geographisch, ethnographisch, philosophisch im Vergleich zum Handelsverkehr des Altertums und Mittelalters ein durchaus Neuartiges, wenn er auch an die Traditionen knüpft. Fortdauernd in Steigerung und Verwandlung begriffen, gibt er der Menschheit immer neue Rätsel auf, stellt sie vor immer neue Fragen, Entschlüsse und Gefahren. Denn seine Rätsel sind grausame Sphinxrätsel, er lächelt wie ein verführerisches Weib und hat blutgierige Raubtierkrallen.

Ohne Geschichte des Handels gäbe es keine Geschichte der Menschheit.

Aber es ist hart, sich mit ihr befassen zu müssen, um ihre Wichtigkeit voll und ganz zu vergegenwärtigen. Die Geschichte des Handels erlaubt keine Illusionen über die Menschheit. Sie enthält zugleich eine Geschichte der niedersten Instinkte, der Habgier, Eitelkeit und nicht zum wenigsten der Dummheit. Bei dieser Betrachtung können wir uns nicht blenden lassen durch schönen Schein. Wenn wir einen Helden bewundern, der seine Heimat verteidigt, so ist dagegen schwer zu jenem aufzublicken, der darum stirbt, um seinen Kaffee höher zu verkaufen, obwohl er mittelbar seinem Vaterland auch einen Dienst geleistet hat.

Der alte orientalische Handel, von dem Europas Kaufleute lernten, war charakteristisch langsam und bedächtig. Er nahm sich Zeit und mußte sich Zeit nehmen. Es gehört zur Weltanschauung des Orientalen, mit einer Überlegung und Zeremonie zu kaufen und verkaufen, die modernem

Europäertum unerträglich ist. Der mittelalterliche Kaufmann kannte jedoch ähnliche Bedächtigkeit. Langsam bewegten sich die Warenzüge auf Karawanenstraßen oder in geduldiger Küstenfahrt. Bei der Überwinterung auf den Stapelplätzen wurde alles langsam abgewickelt.

Mit einem Sprung kommt ein anderes Tempo in die Sache, sobald der westliche Handelsgeist den Osten überflügelt, sobald der Welthandel nach Westen drängt, nach den neuentdeckten Ländern, und das Weltmeer zum Schauplatz seiner Tätigkeit wird.

Seit Konstantinopels Fall sinkt die Bedeutung des Mittelmeers und damit der italienischen Städte. Die Häfen am Ozean ringen um die Vormacht. Der neue Welthandel bewegt sich von Lissabon und Amsterdam nach London, während Mitteleuropa wegen Kriegs- und Religionswirren zurückbleibt. Italien wird überflügelt, Deutschlands mittelalterliche Handelsmacht verschwindet. Im Jahre 1699 löst sich die Hansa, innerlich zerrüttet, auf. Flandern und Brabant geben ihren alten Handelsstolz, von Spanien unterdrückt, an das nachbarliche Holland ab.

Neue Produkte und Industrien werden für die große Masse zur Notwendigkeit und neue Bedürfnisse gelten bald für selbstverständlich. Ihr Import und Export wird weltbewegend, entzündet Kriege, läßt Völker auf- und abwärts steigen. Der Drang, rasch reich zu werden, erfaßt die seefahrenden Nationen so mächtig, daß ihr ganzes Wesen, ihre ganze Seelenstruktur tiefe Veränderung erfährt.

Es beginnt das moderne Europäertum, die unbedingte Herrschaft des Geldes und der große Hader aller Nationen untereinander in diesem Wettbewerb.

Wie bezeichnend ist, daß um diese Zeit der idealgesinnte Kirchenbau schwindet, der Profanbau und jegliche Profankunst die Kirchenkunst ablöst!

Der neue Welthandel bewirkt vor allem das Profanwerden der Welt. Man hat lange mit entrüstetem Lächeln über die Auffassung der Kirche gesprochen und philosophiert,



die von kühnen Entdeckungen und Forschungen zurückhalten wollte, lange jede Veränderung durch das Verbot des Geldhandels unmöglich machte und durch den Satz, daß jedes Zinsgeschäft sündhaft sei, den Handel in den Bahnen des reinen Austauschs erhielt.

Ist es nicht, bei näherer Betrachtung, als sei die Philosophie der Kirchenweisen von ihrem eigentümlichen Standpunkt aus gerechtfertigt, als habe die Kirche einer alten Mutter gleich die Gefahren des Temperaments der Söhne nur zu gut erkannt. Denn kaum ihrem Gängelband entronnen, kaum im Vollbesitz der runden Erde, verlachen sie die alten Regeln des Geldhandels und erfahren eine vollständige Umwälzung in der ganzen Orientierung ihrer Seele.

Nicht mehr nach Osten, nach Jerusalem, nicht mehr nach oben nach dem himmlischen Jerusalem ist der Blick gerichtet, sondern nach Westen, über das Weltmeer, nach dem Dorado.

So viel Trauriges und Schlimmes im Mittelalter vorkam, es hatte sich doch einem Ideal ergeben und die herrschende Kaste der Ritter verfügte über edle Begriffe, Anstandsregeln für Geist und Gemüt.

Von nun an bildet materieller Wohlstand — wie auch immer errungen — für die Meisten das erstrebenswerteste oder einzig erstrebenswerte Ziel und dasjenige Volk, das solches mit der größten Energie, Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit bekennt und verficht, wird das mächtigste und reichste.

Darum vermag England, wo seit Cromwells Tagen nüchtern praktischer Geist das romantisch-unpraktische Rittertum zurückdrängt, einen Preis nach dem anderen im Wettlauf um die Herrschaft auf dem Weltmeer zu erringen und dadurch den Welthandel an sich zu reißen. Das internationale Rittertum mit dem ersten weltbürgerlichen Ideal versinkt, die von Religionskämpfen zerrissene Kirche verliert mit der umfassenden, selbstverständlichen Einigkeit den politischen Wert einer entscheidenden Macht und es bilden sich in geographisch oft ziemlich willkürlich gezogenen Grenzen Nationen, die

ungefähr dieselbe Sprache sprechen und dadurch zusammengehalten werden, obwohl ihre Beherrscher das Kommende noch lange nicht begreifen und dynastische Interessen für die wichtigsten halten.

In zweiter Linie sehen sie auch auf Handel und Wandel und suchen den Geschäftsverkehr (meist allerdings durch ungeschickte Maßregeln) zu fördern, weil sie einsehen, daß sich ein gedeihendes Land besser besteuern läßt als ein verarmtes. Schon demokratisiert das Geld und erreicht eine Gleichstellung des Interesses, wie sie das Mittelalter niemals gekannt hat, schon bereitet es die Herrschaft der Massen vor.

Die Städteindividualitäten, die bedächtig Handel getrieben, verlieren sich. Der verhältnismäßig friedliche internationale Verkehr, den sie lange in Geschäften gepflogen, wird unmöglich, da sich jede Nation für berufen hält, die erste zu sein, und nur für die eigene Größe sorgt. Ihre Gesinnung zeigt sich nicht nur dem Konkurrenten gegenüber, sondern jedes Mutterland wird eine wahre Rabenmutter für die Tochterländer. Kolonien werden durch harte Systeme ausgebeutet, sie dürfen nur von dem Mutterlande kaufen und nur an dasselbe verkaufen. Dies System muß zu schweren Bedrückungen führen, denn die Kolonie ist gezwungen, billig zu verkaufen, was sie erzeugt, und teuer einzukaufen, was sie braucht. Dabei wird ihr möglichst schlechtes Zeug aufgedrungen. Sie sucht sich zu retten durch Schleich- und Schmuggelhandel, der, in großartigem Maßstab getrieben, charakteristisch ist für den Handelsverkehr des 17. und 18. Jahrhunderts.

Der Handel hatte also durchaus nicht dadurch an ethischem Ideal gewonnen, daß er nicht mehr von Städten und Stadtverbänden ausging wie im Mittelalter, sondern Nationalangelegenheit wurde.

Man hat die Bildung großer einheitlicher Staaten immer als Fortschritt gepriesen, gegenüber dem internationalen und feudalen Mittelalter, man hat sie als Befreiung angesehen, im Vergleich mit früherem Druck. In der Geschichte

des Welthandels bemerkt Scherer dazu: „Es bleibt aber die Frage, ob nicht diese Bildung allzusehr auf Kosten der unveräußerlichen Rechte der Persönlichkeit geschah, ob, wo die Einheit gewann, nicht die Freiheit verlor.“

Als der Eigenhandel der Nationen den kosmopolitischen Zwischenhandel ersetzte, steigerte sich ihr Eigennutz auf das Höchste. Aber nicht Habgier allein, auch Eitelkeit, Sensations- und Sportsraserei bemächtigte sich ihrer im Wettlauf mit den Nachbarn. Die Äußerungen dieses wahnwitzigen Eigennutzes der handeltreibenden Völker und ihres Neides sind ebenso interessant wie traurig und lassen sich in der Geschichte der Zollkriege verfolgen. Es entstand das sogenannte Douanensystem. Der Wunsch, dem Konkurrenten zu schaden, schädigte oft beide Teile, denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß absoluter Egoismus bei einer Nation oder einem Individuum absolut Vorteil bringen muß. Die Bereicherung des einen bereichert auch andere, die Verarmung des anderen zieht Verarmung von anderen nach sich. Aber die Freude augenblicklichen Gewinns, augenblicklichen Überflügelns eines Konkurrenten ließ und läßt diese selbstverständliche Betrachtung nicht zu. Das Douanensystem war ein kurzsichtiges System, „mit dem die bürgerliche Gesellschaft einen permanenten Belagerungs- und Kriegszustand gegeneinander verkündet“ (Scherer). Seine kleinliche Neidhammelei, der ungeheure Betrug, den es groß zog, sind jedoch nur geringe moralische Schäden, die der Handel erfuhr, im Vergleich zu dem unberechenbar großen Frevel, den die Eroberung und Ausnutzung der Kolonien mit sich brachte.

Unsere Genugtuung, unsere Bewunderung, wenn wir von den kühnen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten lesen, würde weniger freudig sein, wenn wir uns genauer Rechenschaft geben wollten über den Fluch, den neuer Reichtum in der Welt entfesselte. Wir sind gewohnt das Zeitalter der Entdeckungen Renaissance zu nennen und dieser schöne Name weckt den Wahn, als handle es sich um eine gewaltige geistige Wiedergeburt aus finsterem Aberglauben heraus.

Aber jene Wiedergeburt der Antike, die dem Zeitalter den Namen gab, jener schöne Humanismus, der einstigen Bildungsstoff zärtlich wieder aufgriff, dies alles war nichts weiter als der Protest eines kleinen allerdings glänzenden Kreises gegen den ersten, allgemein um sich greifenden Materialismus. Es war die Flucht einzelner, edel denkender und fühlender Menschen nach einem Ideal, hinweg von grenzenloser Gemeinheit, von schamlosester Geld- und Machtgier, von dem Emporsteigen und Reichwerden niedrig Gesinnter.

Nicht umsonst galt der Handel lange Zeit für unvereinbar mit dem Adel. Die Voraussetzungen, durch Handel zu gewinnen, waren skrupellos, rücksichtslos und verlangten nichts weniger als redlich zu sein. Die Schlauheit der Venezianer, die Gewaltpolitik der Hansa im vorhergegangenen Zeitraum, das alles war Kinderspiel im Vergleich zu dem ungeheuren Raubsystem, zu der grundsätzlichen Plünderung und Übervorteilung, zu den geheimen und offene Freveln, mit denen die Geschichte des moderuen Handels beginnt.

So waren ja auch die reichsten Ladungen der Karawanen, die in uralten Stapelplätzen ankamen und zu vorsichtiger Küstenschiffahrt verladen wurden; Kinderspiel gegen die Ladung eines einzigen Schiffes, das in Lissabon oder Amsterdam und später in London einlief. Auch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen übertraf die reichste Auswahl früherer Zeit bei den Tauschgütern der Menschheit. Der große Markt in Brügge bot im Mittelalter keine ausgiebigere Wahl von Rohprodukten und Industrieerzeugnissen, als das Emporium antiken Handels in Alexandria geboten hatte. Wenig aber teuer zu verkaufen, lautete ungefähr die Devise des langsam und überlegt handelnden Kaufherrn von einst, jetzt galt es möglichst viel und billig zu verkaufen, eine Forderung, die sich mit der Zeit immer eindringlicher, fieberhafter, lärmender geltend machte, Schritt haltend mit der steigenden Konsumkraft stets breiter werdender Massen.

Hier zeigt sich aber auch der oft gerühmte Segen des modernen Handels am besten. Nicht nur Luxuswaren für



wenige werden jetzt vorzugsweise umgesetzt, sondern Gebrauchs-artikel und Nährmittel für den kleinen und kleinsten Mann. Der Mittelstand kann mehr Bequemlichkeit, Abwechslung und Luxus in Kleidung und Nahrung zu immer billigerem Preis erhalten. Zu diesem Endzweck scheint die unermeßliche leidenschaftliche Bewegung vor sich zu gehen, zu diesem Zweck werden immer neue Länder entdeckt und dem Handel dienstbar gemacht.

Das Weltmeer, auf dem sich nun die Seefahrer begegnen, wird zum Schauplatz erbitterter Kämpfe. Spanien raubt Portugal die Gold und Silber beladenen Gallionen, Holland raubt sie Spanien und England hetzt diese Mächte gegeneinander, um eine durch die andere zu schwächen. Dann vernichtet es die Seemacht Spaniens und Hollands, läuft Frankreich, seinem ernstesten Nebenbuhler, endgültig den Rang ab und führt triumphierend alle Schätze der Welt auf seine sichere Insel.

Aber es ist eine große Wandlung eingetreten.

Silber und Gold wandern jetzt aus dem Westen nach Osten, um vor allem den Stoff der neuen Zeit, die Baumwolle, einzuführen. Alle Völker, alle Länder müssen sie von England kaufen. Ihre Wichtigkeit überflügelt die einstige Wichtigkeit von Seide und Wolle und spielt den Erzeugern eine ungeahnte Macht in die Hände. Der behäbig grinsende moderne Götze des Komfort wird siegreich aufgestellt. Zu seiner Pflege gehören jene mannigfaltigen Erzeugnisse aus Ost- und Westindien, aus Nord- und Südamerika und sie müssen billig, massenhaft herbeigeschafft werden. Um den Anbau der begehrten Kolonialprodukte in großer Menge zu ermöglichen, wird ein ganzer Weltteil gebrandschatzt, eine ganze Menschenrasse für immer zu Grunde gerichtet. Für die Plantagen sind Neger erforderlich und hier enthüllt sich der böse Kern des gesamten Geschäftsbetriebs, die häßliche Wunde, die der neuzeitliche Großhandel bei seinem Entstehen an sich trug.

Im Jahre 1440 brachten die Portugiesen in ihre Ko-



lonien die ersten Neger. So gut sie können, beschäftigen sich bald darauf alle seefahrenden Völker mit diesem Handelsartikel, Franzosen, Holländer, selbst Dänen und Schweden. Doch England übertraf die Vorgänger, seit im Jahre 1661 die afrikanische Gesellschaft unter Karl II. gegründet war und weitgehende Privilegien erhielt. Unter Beteiligung vieler großer Herrn und manchen Königs blüht sein Sklavenhandel etwa zweihundert Jahre lang Jährlich werden ungefähr dreißigtausend Schwarze verfrachtet. Man bezahlt sie hauptsächlich mit Branntweinladungen, die von Liverpool und Bristol ausgehen. Diesen Städten, die zur Zeit Elisabeths noch elende Flecken waren, verhilft solches Geschäft zu ungeheurem Wachstum, Afrika verliert durch die Kämpfe, die Sklavenbeute einbringen sollen, jede Entwicklungsmöglichkeit. Indessen gedeihen in den Plantagen die vielbegehrten Kolonialprodukte und Europas Markt wird damit gesättigt, seine Kultur gewaltsam modernisiert. Damit behaglicher Kaffeedampf die gute Stube des Bürgers erfüllt, damit zarte Hände Schokoladetäßchen zum Munde führen und das Tee-Aroma witziges Gespräch anregt, damit die heimgesponnenen Gewebe durch bunten Baumwollstoff ersetzt werden, der in Masse auf den Markt geworfen wird, damit der Alte sein Pfeifchen schmaucht und der Elegant aus schöner Dose schnupft, darum werden im Jahrhundert der Aufklärung Millionen von Negern ausgerottet und Europa scheut sich nicht vor der Schmach des Sklavenhandels. Er wurde nicht einmal rationell, sondern als wahrer Raubbau betrieben.

Um Sklaven zu bekommen, zündete man ewige Fehde zwischen den Negerstämmen an, verführte deren Fürsten mit Glasperlen und Branntwein. Auf dem Landtransport starben unzählige Opfer, noch mehr auf der Seereise, da die Sklaven qualvoll eng verpackt wurden, um die Spesen zu vermindern. Die Spekulation war verfehlt, da sie, massenhaft von Seuchen hingerafft, mit sehr gelichteten Reihen ankamen. Um die Schwachen und Kranken dennoch zu verkaufen, herrschte ein merkwürdiger Gebrauch. Gemischt mit den Besseren werden



die Minderwertigen sozusagen im Ramsch verhandelt. Man nannte es „in a scramble“. Der Käufer fing sich, soviel er konnte, aus dem enggedrängten Haufen mit einem Netz oder soviel er strecken konnte, mit den Armen.

Der Art des Verkaufs und Ankaufs entsprach die Art der Behandlung bei der Arbeit. Das Altertum scheint im großen ganzen niemals im Benehmen Sklaven gegenüber eine so prinzipiell und absolut durchgeführte Roheit an den Tag gelegt zu haben.

Die Zustände der europäischen Fabrikbevölkerung im 19. Jahrhundert können allerdings zum Vergleich herangezogen werden. Sie entsprangen namentlich in England genau denselben Grundmotiven grenzenloser Gier nach glänzendem, schnellerledigtem Geschäft.

Bekanntlich ist es der Ruhm einer edlen Engländerin durch den Roman „Onkel Toms Hütte“ endlich Abscheu vor dem Sklavenhandel erregt zu haben, wie denn auch englische Philanthropen sich bemüßigt sahen, dem ärgsten Unwesen bei der Ausbeutung weißen Menschentums zu steuern. Schon im Jahr 1771 erhielt England das Gesetz, daß ein Unfreier, der englischen Boden betritt, dadurch frei sei. Die Vorliebe der Engländer für das Alte Testament erklärt sich vielleicht dadurch, daß sie sich, um zu ihrer Handelsgröße aufzusteigen, wie das Volk des Alten Bundes an zweierlei Moral halten mußten. Im eigenen Stamm Anstand und Gesetz, Moral und Würde; außerhalb rücksichtsloses Vorgehen, das weder Gewalt noch List scheut, um das Ziel — Reichtum und Macht des eigenen Stammes um jeden Preis — zu erringen.

Bei der Geschichte des Handels zeigt sich der geistige Habitus der verschiedenen Völker scharf beleuchtet und merkwürdig gegen einander abgewogen.

Ähnlich den Engländern sind die Portugiesen für den Handel begabt und ihre Kaufleute geben dem „merchant adventuras“ an Kühnheit und Größe nichts nach. Die portugiesischen Könige legen sich den Titel bei: „Herr der

Schiffahrt, der Eroberungen und des Handels von Afrika, Arabien, Persien und Indien".

Allerdings hat Portugal den indischen Handel der Zwischenhand Italiens entrissen und seit Beginn des 16. Jahrhunderts direkt nach Lissabon geleitet.

Aber auf derselben Halbinsel befindet sich auch ein Volk, dem das Handelwesen so verächtlich dünkt, daß sich kein Edelgeborener im entferntesten damit befassen darf. „Eher soll er Bedienter werden, denn" — so meint der stolze Spanier — „in der Dienerschaft schlummert der Adel, aber im Handel geht er unter." Dieser Ausspruch scheint heute, da der Kaufmannsstand aus angesehenen und gebildeten Menschen besteht, töricht und beleidigend. Halten wir uns dennoch einen Augenblick dabei auf. Durch verderbliche Bestimmungen hatte der Staat den Handel in Spanien bedrückt, auf die Bahn der Bestechung, des Betrugs und Schwindels geschoben, so daß bei seiner Ausübung jeder Adel der Gesinnung untergehen mußte. Eigentlich besagte also der Ausspruch, es sei besser arm und redlich zu sein, ein treuer Diener seines Herrn und durch anständige Pflichterfüllung gehoben, als reich zu werden durch listige Kniffe oder gemeine Spekulation oder grausamen Goldraub. Natürlich suchte mancher edler Spanier naiv vom Handel zu profitieren, obwohl er sich selbst die Hände nicht damit beschmutzen wollte.

Es läßt sich aber behaupten, daß den Spaniern Unrecht geschieht, wenn man Ruin und Untergang ihrer Macht, die den Reichtum der neuen Welt an sich gerissen, nur den Fehlern und Lastern des Einzelnen zuschreibt. Spanien verarmte zum Teil wegen der Tugend seiner herrschenden Klasse, wegen einer romantischen, schwerfälligen Anständigkeit. Der Handelsgeist der geschmeidigen Portugiesen war dem Spanier in der Seele zuwider, sodaß er Portugals wirtschaftlichen Aufschwung, als sich dies Land mit Spanien vereinigt hatte, voll Abscheu unterdrückte und dadurch selbst unermeßlichen Schaden erlitt.

Die Herrschaft auf dem indischen Markt, mit den Taten eines Almeida und Albuquerque glorreich erkauft, konnten die von den Spaniern geknechteten Portugiesen nicht halten. Als sich Portugal nach 60 Jahren befreite, war der Vorsprung von Holland, Frankreich und England zu groß geworden. Die Marine dieser seefahrenden Länder hatte bewegliche Schiffe neuen Typs, die leicht der schwerfälligen, altertümlichen Caravellen und Gallionen Herr wurden. Sie hatte auch merkwürdige Verbündete auf den Inseln Westindiens, die sich bald dem einen, bald dem andern zugesellten, vorzüglich den Engländern, um in deren Dienst Seeräuberei großen Stils zu treiben. Es waren die Flibustier, Abenteurer, Diebe und Räuber, die Einfluß auf den Handel nahmen durch verwegene Kaperei und bald die Schiffahrt zu einem atemraubenden Hazardspiel machten. Mit Geschick bediente sich England ihrer Hilfe, um sich nach und nach der ärgsten Konkurrenten zu entledigen.

Alles kam Englands Klugheit zu statten, der für den Handel unbegabte Starrsinn des Spaniers, dessen blinder Haß gegen Portugal, der Mangel an Geduld und Ernst bei den Franzosen, die ihre Kolonien nach glänzendem Anfang zumeist wieder verloren, weil sie das Mutterland nicht unterstützte und sogar der gefährlichste Nebenbuhler, der vor England einen Vorsprung maritimer Entwicklung hatte, Holland, wurde bei seinen Schwächen gepackt und mußte der Inselmacht weichen.

Lange galt Holland als der „Fuhrmann Europas", weil seine Schiffe, die es schnell und gut zu bauen verstand, billigste Fracht boten. Dies gute Geschäft brach England entzwei durch Cromwells Navigationsakte, die zwangsweise das Frachtgeschäft den Engländern übertrug, indem kein Produkt Englands oder englischer Kolonien auf einem nicht englischen Schiff verladen werden durfte.

Die zweite Maßnahme, die Englands Handelsherrschaft sicherte, war eine finanzielle Operation, die mit der Zeit alle Staaten nachahmten. Sie wurde in der Politik von aller-



größter Tragweite. Wie einzelne Leute oft von ihren Schulden leben, ersannen englische Staatsmänner den Plan, von der Staatsschuld zu leben, um die Kosten der kolossalen kaufmännischen Unternehmungen zu decken. England borgte in Holland, wo sehr viel Kapital zusammengeflossen war und wegen Unterbindung des holländischen Geschäftes keine Anlagemöglichkeit fand. So schlug es seinen Gegner auf doppelte Weise.

Mit einer anderen oftgeübten Finanzoperation beutete England die ewige Unverträglichkeit der Kontinentalstaaten aus. Wie es auch Frankreich vielfach tat, unterstützte England kriegführende Staaten mit Subsidien, namentlich deutsche Höfe. Aber während Frankreich sozusagen „à fond perdu“ wirtschaftete, schlug England großen Gewinn daraus, da seine Subsidien zwangen teuer bei ihm einzukaufen, wenn sie nicht an sich schon in Waren bestanden.

Solchergestalt gewöhnte sich England daran, im Unfrieden Europas ein günstiges Geschäftsfeld zu sehen. Die stete Kriegsbereitschaft und die Reibungen der Kontinentalstaaten untereinander kamen dem Vorteil der Insel weit entgegen und förderten die Richtung dieser Politik, bis sie zur Selbstverständlichkeit, zu einem traditionellen Institut für den englischen Patrioten wurde.

Andere Vorteile errang die britische Handelsmacht durch Ausnützung verschiedener Entdeckungen. Durch die Eröffnung des nördlichen Seewegs nach Rußland und die Gründung von Archangelsk bemächtigte sie sich der russischen Waren, wie es die Hansa im Mittelalter getan. Zwar wies Zar Feodor das Ansinnen der Königin Elisabeth zurück, die Engländer ausschließlich zu privilegieren, aber sie erreichten dennoch eine Alleinherrschaft über die wichtigste Ein- und Ausfuhr des Nordreichs.

Von größter Bedeutung für den Sieg englischer Industrie war die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls und der „spinning Jenny“, die fabrikmäßige Weberei erlaubte. Es einten sich die guten und schlechten Eigenschaften des



Inselvolkes, um seine Herrschaft über das Weltmeer und den neuen Welthandel zu gründen, stets führte England auch inmitten größter Schwierigkeit eine für sein eigenes Wohl praktische, für den Konkurrenten verderbliche Lösung herbei.

Indessen der Westen also ungeahnten materiellen Aufschwung nahm, blieb der früher bedeutende Handel Mittel-Europas zurück. Deutschland und Italien, von unentwirrbaren Kriegen heimgesucht, konnten keine Kolonien gründen und sich nicht auf dem Weltmeer behaupten. Sie gewannen nicht die Herrschaft über Baumwolle, Rohrzucker und Kaffee, für ihren Reichtum arbeiteten nicht ungezählte Schwarze, und keine fernen Städte sammelten Schätze für sie. In Tändelei und Traum versank Venedigs Ehrgeiz, die oberdeutschen Städte behielten wohl noch ihre Tätigkeit, aber sie wurden von den Niederlanden abhängig, in Hamburg setzten sich emsig Engländer fest und waren nicht auszutreiben. Der Diplomat Gilpin machte ein Dekret rückgängig, das sie entfernen sollte.

Aber Italiens Energie setzte sich in Kunstwerke um, die nach Westen und Norden bedeutenden Einfluß übten. Als Frankreich durch Colbert günstige Industrie- und Handelsbedingungen erhielt, erblühte sein Kunstgewerbe und manche Luxusmanufaktur. Das Edikt von Nantes vertrieb jedoch viele fleißige Werkleute und ließ sie nach Deutschland wandern, wo sie wohl aufgenommen wurden. Ihr Können hob und vervollständigte die alten Nationalindustrien. Der ehrwürdigen deutschen Weberei und Waffenschmiede gesellte sich nun die Kunst Glas und Porzellan zu machen, sowie manche andere neuzeitliche Industrie. In der Stille eines träumenden Jahrhunderts bereitete sich Deutschlands künftige Größe vor, fest eingewurzelt auf allen Gebieten. Die geschichtliche Entwicklung schien hier eine höhere, schönere Einheit zu wollen, vieles aufzusparen für eine spätere Zeit.

Es wäre pharisäisch anzunehmen, daß Deutschland und Italien ethisch zu hoch standen, um sich mit Sklavenhandel zu befassen. Es ist vielmehr eine Art Gnade und Gunst,



daß sie keinen Anteil an diesem schlimmen Anfang des modernen Welthandels nehmen konnten und mit reinen Händen in die Reihe der großen Handelsmächte traten, sobald sie nach vielen Wechselfällen ihre Einheit vollendet hatten und dadurch ihrem Handel starken Schutz gewähren konnten.

Wie andere Potentaten seiner Zeit wollte sich wohl schon der große Kurfürst am Welthandel beteiligen und genehmigte zu diesem Zweck eine „afrikanische Gesellschaft", aber das Unternehmen, sich in Afrika festzusetzen, mißlang, wie der Versuch Kaiser Karls VI. mißlungen war, in Sumatra eine Geschäftsniederlage zu gründen. Solche Wünsche scheiterten am Handelsneid der westlichen Völker.

Man soll heute diesen Enttäuschungen nicht mehr nachtrauern und der Schmerz um Deutschlands langandauernde bescheidene Stellung im Welthandel scheint mir nicht so sehr am Platz, wie ältere Geschichtsforscher meinen. Es bedurfte dieser verhältnismäßigen Armut, um manches Ideal zu retten.

Ist es ein tief gesunkenes Volk, das den schönen Namen der Dichter und Denker und damit viel Liebe, viel Ehrfurcht gewann?

Vertiefung und Verinnerlichung, wie sie in großer Stunde allein ein Volk zu stützen vermögen, alle in stiller Sammlung gewonnenen ethischen Schätze wiegen den Glanz der Nachbarn reichlich auf. Deutschland ist dadurch innerlich so reich, daß der Januskopf des Kaufmanns ihm ohne Gefahr die kriegerische wie die friedliche Seite zeigen kann. Es ist jetzt reif genug den Wert der Dinge zu erkennen und läuft nicht mehr Gefahr, die Errungenschaften seiner Armut preiszugeben, auch nicht in Reichtum und Sieg.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.



XLVI.

John Henry Kardinal Newman.

Von P. Daniel Feuling O. S. B., Beuron.

III.

Eine Verweisung auf Newman, wie sie uns am Herzen liegt, wäre unvollständig, wenn sie nicht einiges über die Persönlichkeit des Kardinals enthielte. Denn mehr als bei anderen ist bei ihm die Persönlichkeit eine Einführung in das Werk, und nur wer den Mann in seinem Wesen erfaßt hat, wird auch seine Leistung verstehen und würdigen können. Ohne ein vollständiges Charakterbild anzustreben, wollen wir versuchen, etwas zum Verständnis seiner eigentümlichen Art und Individualität beizutragen.

Wer sich mit Newmans Leben auch nur ein wenig vertraut macht, wird bald einer merkwürdigen Tatsache gewahr. Während die einen, sobald sie ihm näher kamen, sich in Bewunderung und Verehrung zu ihm hingezogen fanden, fühlten sich andere in seiner Gegenwart oder beim bloßen Gedanken an ihn nicht nur nicht heimlich und wohl, sondern einfach zurückgestoßen. Jene empfanden den Umgang mit ihm als einen goldenen Segen, diese hingegen geradezu als eine Gefahr. Die einen erfüllte schon der erste Anblick mit Ehrfurcht und Liebe, während andere Anstoß nahmen und bleibende Abneigung mit sich forttrugen. Manche fanden bei einer Begegnung mit ihm die höchsten Erwartungen weit übertroffen, andere wiederum erklärten sich völlig enttäuscht. Dieser glaubte in ihm einen Mann von seltener Tugend und Heiligkeit zu erkennen, jener vermeinte selbstisches Wesen, wenn auch vergeistigtster Art, mit Händen zu greifen. Schon während des anglikanischen Lebens war es so, mehr noch vielleicht in der katholischen Zeit.

Unwillkürlich frägt sich da jeder Betrachter, woher es wohl eigentlich kam, daß Newman bei seinen Zeitgenossen



so grundverschiedene Eindrücke hervorrief und zu solch entgegengesetzter Beurteilung Anlaß gab. Gewann Newman die Herzen so vieler bloß durch den Zauber eines natürlich gewinnenden Wesens oder gar durch eine verführerische Kunst blendender Worte? Und waren diejenigen, die von ihm nicht gewonnen wurden, die Klügeren und tiefer Schauenden? Oder aber beruhte die Abneigung, deren Gegenstand er nicht selten war, auf scharfen Gegensätzen in Auffassung und Temperament, sowie auf der Unfähigkeit mancher, eine so eigenartige Persönlichkeit, wie Newman sie war, recht zu verstehen und in ihren Zielen und Wegen zu würdigen? So daß also das verehrende Urteil der Freunde uns den wahren Mann enthüllte, wie er in naturgemäßen Umständen vorurteilsfreien Gemütern sich kundtat?

Daß wir die letztere Auffassuug für die richtige halten, hat der Ton unserer bisherigen Ausführungen schon offenbar gemacht. Wie immer man auch von einigen theologisch-apologetischen Anschauungen und Versuchen des Kardinals, über die das letzte Wort noch lange nicht gesprochen ist, denken mag — das eine steht uns fest und sicher, daß nur gründliches Mißverständnis (um von Leidenschaft nicht zu reden) dazu führen konnte, den tiefen sittlichen Reiz eines Charakters nicht zu empfinden, der in ganz seltener Weise Bewunderung und Verehrung verdient. Aber wir fügen gleich hinzu, daß uns jene Mißverständnisse immerhin begreiflich erscheinen, und wir werden Gelegenheit haben, zu sagen, weshalb.

Newman war von einer außergewöhnlichen Komplexität der inneren Organisation. Wie seine körperlichen Sinne ungemein scharf und offen waren, so waren es auch seine geistigen Kräfte. Mit erstaunlich klarem Blicke schaute er in die geistige und religiöse Umwelt, in der er lebte, und wie kaum ein zweiter Mann seiner Zeit durchdrang er den Schleier der Zukunft, deren Bedürfnisse und Gefahren er nicht weniger bestimmt als die seiner eigenen Zeit zu erfassen schien. Mit diesem auf das Äußere gerichteten Wahr-

nehmungsvermögen verband sich sodann in eigentümlicher Weise die Fähigkeit, die innere Welt seiner eigenen Seele mit all ihren Bewegungen zu erkennen, wie solche Fähigkeit wohl nur Männer gleich Plato und Augustin je besessen haben. Was nun den Grund seiner Größe und Eigenart bildet, ist dies, daß der Blick nach außen und der Blick nach innen (jeder für sich allein geeignet, den Besitzer zum bedeutenden Manne zu machen) nicht etwa bloß nebeneinander vorhanden, sondern auf das innigste miteinander verflochten waren und aufeinander ergänzend und anregend zurückwirkten; so jedoch, daß das nach innen und außen Geschaute keineswegs in eins zusammenfloß, sondern vielmehr das eine Gesichtsfeld dem anderen gerade die höchste Klarheit und Treue verlieh. Aus dieser geistigen Konstitution erwuchs eine seltene Vielseitigkeit im Erkennen und Streben, ohne daß aber die verschiedenen Betätigungen des Geistes chaotisch auseinander gefallen wären. Vielmehr durchwaltete Newmans geistiges Leben trotz solchen Reichtums und trotz der dadurch bedingten scharfen Kontraste eine überraschende Einheit und Schlichtheit, dank welcher er, der so viele Dinge sah und umfaßte, dennoch im Stande war, all sein Denken und Tun ohne Schwanken und Abirren einer großen und umfassenden Arbeit, einem erhabenen Ziele zu widmen, und dies nicht nur dann und wann in vorübergehender Weise, sondern beständig während eines ungemein langen Lebens und unter den allerverschiedensten Umständen und oft sehr schweren Verhältnissen.

Newmans Geist, von Natur aus schon sehr regsam, war durch den Einfluß seiner Lehrer entschieden auf ernst anhaltendes Denken und selbständiges Nachsinnen gerichtet worden. Es entwickelte sich dabei ein ausgesprochener Sinn für die Bedeutung von ersten Prinzipien sowohl auf dem Gebiete der abstrakten Erkenntnis als auch des konkreten Lebens. Zugleich reifte Newmans hervorragende Fähigkeit, aus den einmal angenommenen Prinzipien die logischen Folgerungen abzuleiten und die praktischen Anwendungen zu

finden. Diese Prinzipien, unter denen die Forderung einer streng dogmatischen Grundlage für die Religion besonders hervortrat, gaben seinem ganzen Sinnen und Tun die feste Richtung und den nie versagenden Halt von jungen Jahren bis zum spätesten Alter; sie gaben ihm Bestimmtheit und Sicherheit in allen Lagen und befähigten ihn, in wahrhaft großzügiger und folgerichtiger Weise auf andere einzuwirken. Ohne sie wäre er nie zu solchem Einfluß auf die Geschicke der Kirche in England gelangt. Freilich auch nicht mit ihnen allein.

Denn sein tiefstes Wirken auf die Geister war mitbedingt durch eine andere Seite seiner intellektuellen Anlage: durch eine fast unvergleichliche Einsicht in die konkreten Bedingungen und Wege des individuellen Seelenlebens beim Menschen und durch die damit verbundene Fähigkeit, diese Einsicht in ebenso einfacher als deutlicher Sprache zum Ausdrucke zu bringen. Bewurzelt war diese eigenartige Gabe in der oben erwähnten introspektiven Tendenz seines Geistes. In seinem eigenen Innern las Newman die Regungen der menschlichen Natur, Regungen, die ihn stark in Anspruch nahmen, aber auch Regungen, die sich nur in verschwindenden Anfängen offenbarten; und in den Regungen, ob leise oder laut, erfaßte oder ahnte er das Gute und das Schlimme, das sich aus ihnen je nach Art und Grad ihrer Entwicklung und Herrschaft ergeben konnte oder mußte. Was er dann einmal bei sich selbst irgend wahrgenommen hatte, das vermochte er auch bei anderen zu sehen und selbst in Äußerungen und Folgen zu verstehen, die er an sich selber nie hätte beobachten können. Weil er kraft jener Fähigkeit der Selbstanalyse den eigenen Geist so klar erkannte und in den feinsten Bewegungen verstand, wurde er der außergewöhnliche Kenner der Seelen, den wir in den Predigten bewundern, und fand er die Mittel und Wege, so eindringlich und machtvoll, so lebendig und überzeugend zu mahnen, zu warnen, zu belehren, zu erwärmen, wie es nicht oft einem Manne gegeben ist. Und immer ist es die Verknüpfung des Allge-



meinen mit dem Besonderen, des Abstrakten mit dem Konkreten, des Prinzipiellen mit dem unmittelbar Praktischen, was nicht nur seinen Predigten, sondern überhaupt seinen Werken Kraft und Bedeutung verleiht. Vielleicht nirgends äußert sich dies so stark, wie gerade in den beiden für die theologische Wissenschaft wichtigsten Schriften Newmans: in dem Versuch über die Entwicklung der christlichen Lehre und in dem Werke über die Grundlagen des menschlichen und göttlichen Glaubens (Grammar of Assent).

Der feine Sinn für die inneren Wege der menschlichen Seelen befruchtete sodann bei Newman eine Eigenschaft, die schon von Natur aus reich und tief war, und die viel mit seinem Einflusse zu tun hatte: das zarte Mitgefühl mit allen denen, die von Leiden und Schwierigkeiten aller Art bedrängt waren. Die veröffentlichten Briefe lassen manchen Blick in die Tiefen seiner Sympathie mit den äußerlich und namentlich innerlich Heimgesuchten tun und sie zeigen, wie freudig bereit er stets war, mit allen nur möglichen Mitteln und auch unter beträchtlichen Opfern zu helfen. Es betrübte ihn tief, wenn er sich außer Stande sah, wirksame Hilfe zu leisten, und zu seinen schwersten Prüfungen im Leben hat es gehört, daß er lange Jahre hindurch nichts Ernstes für die in religiösen Schwierigkeiten Befindlichen tun konnte, weil die Mißverständnisse maßgebender kirchlicher Persönlichkeiten es ihm verwehrten, sich über brennende Zeitfragen auszusprechen.

Weil Newman aus eigenster Erfahrung wußte, wie schwer es dem menschlichen Geiste unter Umständen ist, den Weg vom Irrtum zur Wahrheit zu finden, deshalb hatte er für jene, die in vollem oder teilweisem Irrtume lebten, so große und stille Geduld, es war vor allem sein Bemühen, die Hindernisse, die der Wahrheitserkenntnis im Wege standen, nach Möglichkeit zu beseitigen. Und da er mit so seltener Klarheit sah, daß namentlich die religiösen und sittlichen Wahrheiten nicht aus jeder Seelenverfassung heraus und nicht von jedem Standpunkte her verstanden und gewürdigt



werden können, und da er ferner sah, daß manche Wahrheiten eine größere Vorbereitung des Herzens und des Geistes erfordern, falls sie nicht völlig unverständlich und abstoßend erscheinen sollen, deshalb betonte er so sehr und so nachhaltig, wie nötig für den Prediger und Verteidiger der christlichen Wahrheit die Klugheit und Maßhaltung sei, und deshalb war er auch so abgeneigt gegen schroffe und extreme Urteile und Auffassungen; denn er konnte sich der Besorgnis nicht entschlagen, daß mancher dadurch von der Erkenntnis und Annahme der Wahrheit für immer abgehalten werde, während er sonst immerhin hätte gewonnen werden können. Aber gerade dieses Verhalten brachte ihm selber gar manche Verdächtigung ein, da es nicht an jenen fehlte, die ihm die Zurückhaltung als Lauheit und Halbheit auslegten und die selbst schwere Verleumdungen über ihn ausbreiteten, unter denen er lange Jahre hindurch nicht wenig litt. Ähnlich erging es ihm, wenn er gewissen modernen, besonders französischen und italienischen Frömmigkeitsformen gegenüber wenig Begeisterung und Förderung zeigte, weil er dafür hielt, daß sie dem englischen Gefühle fremd erscheinen und bei nicht wenigen seiner Landsleute abstoßend wirken müßten. Nicht allen seiner Zeitgenossen war solche Rücksichtnahme auf die schwächeren Brüder verständlich.

So ergab es sich, daß die besondere Anlage Newmans, in der die selbstbeobachtende Wendung des Geistes eine so große Rolle spielte, zwar einerseits die Bedingung seines tiefsten Einflusses, andererseits aber auch die Quelle mancher Schwierigkeiten und Mißverständnisse war. Auch war Newman von den Schwächen der introspektiven Anlage nicht völlig frei. Es zeigte sich bei ihm nicht selten jene Schüchternheit, ja Verlegenheit, die man leicht an jenen beobachtet, die sich ihres Tuns und Verhaltens vor allen anderen deutlich bewußt sind. Newman empfand dies sein Leben lang sehr und er schreckte deshalb nicht selten von öffentlichen Anlässen oder vom Besuche angesehener Persönlichkeiten zurück. Gelegentlich konnte diese Verlegenheit besonders stark über ihn



kommen, und dann war Gefahr vorhanden, daß seinem fast scheu zurückhaltenden Benehmen eine völlig verkehrte Auslegung gegeben wurde. So hat man uns erzählt, daß einst der bekannte Abt Guéranger, der sich beim Achilliprozeß der Geldnot Newmans bedeutend angenommen hatte, bei einem Zusammentreffen mit dem berühmten Oratorianer im höchsten Maße enttäuscht war und in dem Verhalten desselben nichts anderes als Kälte und Undank glaubte erkennen zu können. Auch eine eigentümliche Empfindsamkeit für Undank und Verkennung hängt enge mit dem besprochenen Zuge seiner geistigen Anlage zusammen. Er war sich eben infolge seiner besonderen Geistesart der Wirkungen unangenehmer Ereignisse in hohem Maße und bleibend bewußt, und im Vereine mit der erwähnten Schüchternheit konnte sich diese »sensitiveness« manchmal in einer Weise geltend machen, die wie verletzter Stolz und wie Selbstsucht aussah, ohne es doch auch nur im geringsten zu sein. Aber die Eindrücke, die manche bei solchen Anlässen gewannen, blieben oft unverwischt, und sie bedingten zusammen mit anderen zum Teil schon erwähnten Momenten jene unfreundliche Auffassung seines Charakters, von der wir oben gesprochen haben, und die durch Wards Newman-Biographie da und dort gegen alle Erwartung des Verfassers bestärkt worden ist.

Wir haben von der großen Komplexität der Anlage Newmans gesprochen. Auch abgesehen von dem selbstbeobachtenden Zuge erschwert diese Komplexität das Verständnis des Verhaltens unseres Kardinals. Viele Schwierigkeiten hätten sich ihm nicht entgegenstellen können, wenn seine Natur weniger komplex, wenn sie „einseitiger“ gewesen wäre. Vor allem hätte dann Newman viel leichter mit Männern gleich Manning zusammengehen und zusammenarbeiten können. Aber das ruhige Zuwarten und Überlegen, die Mäßigung und Zurückhaltung, die in der intellektuellen Art Newmans begründet waren, blieben gar manchen rätselhaft und verdächtig. Und doch war solches Verhalten seinem Charakter und seinen Fähigkeiten einzig entsprechend. Newman ist nie



ein Mann der Politik oder des praktischen Wirkens im engeren Sinne gewesen. Seine Kraft lag in dem durch die Persönlichkeit getragenen intellektuell-moralischen Einfluß. Dafür war und blieb Voraussetzung das ruhige Denken und Forschen, und der Weg war die geduldige Vorbereitung der Geister und Gemüter auf Wahrheiten, die ihnen fremd und unverständlich waren. Das gab viele Rücksichten ein, die einem Mann der Kirchenpolitik und sonstiger öffentlicher Tätigkeit ferne liegen mußten, ja als unnötig und schädlich erscheinen mochten. — So hatte also Newman einen schweren Stand. Und doch hat man, wenn man das ganze Leben überschaut, den Eindruck, als ob das nötig gewesen sei, nicht nur zu seiner eigenen inneren Läuterung, sondern auch zum Besten der großen Sache, der er sich aufgeopfert hatte und für die er anscheinend so wenig tun konnte. Hätte er wohl die Apologia geschrieben, wenn er blos von Anglikanern gescheut und verdächtigt, von katholischer Seite aber allgemein anerkannt, gefördert, geehrt worden wäre? Man darf mit einem glatten Nein auf diese Frage antworten. Und wiederum, hätte die Ehrung durch das Kardinalat am späten Lebensabend einen solchen Eindruck machen, hätte sein ehrwürdiges Alter durch den Glanz des Purpurs so verklärt werden können, wenn sein Lebensweg ein leichterer, lichterer gewesen wäre? Hing aber nicht an beiden, an Apologia und Kardinalat, sein größtes und bestes Wirken für die katholische Kirche im Großen und für ungezählte Seelen im Einzelnen? Und muß nicht solche Betrachtung Newmans Art und Geschick in ein höheres Licht setzen, aber auch mit dem schweren, oft bitteren und ungerechten Widerstand, den er samt seinen Bestrebungen erfahren hat, aussöhnen? Uns wenigstens will es so scheinen.

Noch eine Bemerkung drängt sich hier auf, die dem Verständnis dieses ungewöhnlichen Charakters dienlich sein wird. Newman war von lebhafter, ja heftiger Anlage. Es mag dies vielen entgangen sein und entgehen, denn über das ganze Leben breitet sich eine wahrhaft erstaunliche Selbst-

beherrschung und Zucht aus. Aber er selber sprach zurückblickend vom Feuer, das unter der täuschenden Asche glühte: ignes suppositi cineri dolosi. Am deutlichsten trat dieser Charakterzug wohl während der Jahre der Oxforder Bewegung hervor. Auch die Ironie, die in den Vorträgen über die Stellung der Katholiken in England und in den zwei ersten Abschnitten der Apologia sprüht, läßt erkennen, wie sein Charakter sich hätte entwickeln können, wenn er sich nicht dauernd in solch eiserne Zucht genommen hätte. Die bemerkenswerteste Äußerung dieser angeborenen Heftigkeit aber haben wir in der Stärke der Gefühle zu erkennen, die erfahrene Unbill und Enttäuschung in ihm auslösten, und die sich oft in der Trauer seiner gleichzeitigen Briefe Ausdruck verschafften. Doch brachte hierin wie in anderem der Fortgang des Lebens immer größere Milde und tiefere Ruhe.

Unsere bisherigen Ausführungen galten in erster Linie der intellektuellen Seite in Newmans Persönlichkeit. Freilich ergab sich die Beziehung auf Herz und Gemüt auch dabei schon von selbst und mit Notwendigkeit. Doch dürfen wir kaum abbrechen, ohne noch eigens etwas bei dieser anderen Seite im Charakter und Leben unseres Kardinals verweilt zu haben. Ihr wenden wir uns daher noch im Folgenden zu.

Vor allem müssen wir da dem Leser sagen, was Newman denen war, die ihm näher kamen, wir müssen von der Rolle sprechen, die in seinem Leben die Freundschaft spielte. Und damit kommen wir zu einem Anblicke seines Charakters, der gewiß jedermann mit Teilnahme und Freude erfüllt, zu einem Anblicke, dem man sich kaum länger hingeben kann, ohne diejenigen ein wenig zu beneiden, denen es im Leben gegeben war, mit ihm in inniger persönlicher Beziehung zu stehen. Freilich werden wir auch hiervon nur weniges sagen können. Wir müssen uns auf einige Andeutungen beschränken, die aber recht viele dazu bestimmen möchten, innigeren Kontakt mit Newman gerade nach der Seite hin zu suchen und zu pflegen. Wo dieser Kontakt gesucht werden muß, ergibt sich aus der Natur der Sache: vor allem die fortgesetzte

Lektüre der Briefe, wie sie uns A. Mozley und W. Ward mitgeteilt haben, wird dem empfänglichen Geiste jene Beziehung zum intimeren Newman erschließen, die schon so mancher als eine Quelle seelischer Erfrischung und Freude erfahren und als solche mit Eifer bewahrt hat.

Newmans Leben war an tiefen und bleibenden Freundschaften in ganz seltenem Maße gesegnet. Nicht als ob er einem jeden, der ihm begegnete, sein Inneres leicht erschlossen hätte. Im Gegenteil, er war auch in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend. Er fühlte, daß er nicht für die Vielen gemacht war; paucorum hominum sum, hat er schon frühe gesagt und in späteren Jahren manchmal wiederholt. Obgleich er deshalb, wie er selbst in der Apologia versichert, niemals nach Freunden suchte, so hat es ihm doch nie an solchen gefehlt, denen er sich und die sich ihm aus ganzer Seele hingaben. In dankbarer Gesinnung bekannte er, nie habe ein Mann gütigere und nachsichtigere Freunde gehabt als er.

Es ist herzerquickend, sich Newman im Kreise seiner Freunde vorzustellen. In erster Linie denkt man da an jene Glieder seiner Familie, mit denen er durch die Beziehungen innigsten gegenseitigen Verständnisses und voll erwiderten Wohlwollens verbunden war. Vor allem gilt dies von seiner Mutter, dann auch von seinen drei Schwestern. An allen ihren Anliegen, ob freudvoll, ob leidvoll, nahm er den wärmsten Anteil, und in dem Maße, als er zum jungen Manne heranreifte, wurde er der treue Ratgeber der Mutter und der besorgte Bildner der Schwestern. Diese waren ihm denn auch bis zum Tode für all die fördernde Anregung dankbar, die er ihnen in unermüdlicher Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse geschenkt hatte. Rührend ist namentlich seine Beziehung zur Jüngsten der Schwestern, zur reichbegabten, hoffnungsvollen Mary, die 1828 durch einen plötzlichen Tod dahingerafft ward. Nichts zeigt besser die Tiefe und Unzerstörbarkeit seiner hingebenden Liebe als die Tatsache, daß noch nach mehr als fünfzig Jahren, als schon



der Purpur des Kirchenfürsten ihn schmückte, der Gedanke an sie ihm beständig gegenwärtig war und er sagen konnte, sie sei so frisch in seinem Gedächtnisse und seinem Herzen so teuer, als ob sie erst eben gestorben wäre, sowie die Tatsache, daß er auch nach so langer Zeit ihren Namen oftmals nicht nennen konnte, ohne daß Tränen in seine Augen gekommen wären.

Dann denkt man an die Freundschaften, die während des Oxforder Lebens entstanden und die Newman so lange Zeit hindurch und unter oft schweren Verhältnissen eine unschätzbare Ermutigung und ein erfrischender Trost waren. Wir hatten in unserm Überblicke über das Leben des Kardinals schon Gelegenheit, ein Wort von den Männern zu sagen, die ihm damals so nahe standen. Hier drängt sich der Gedanke auf, wie wichtig und folgenreich es für Newman, für seine ganze Entwicklung und sein Lebenswerk sein mußte, daß er mit so ausgezeichneten Männern in solch inniger Gemeinschaft der Liebe, des Vertrauens und des geistigen Austausches lebte. Wohl hätte ein Mann von seiner Individualität und geistigen Kraft sich einen Weg gebahnt und ein Werk vollbracht, auch wenn er all der Anregung und Ermutigung entbehrt hätte, die eine gütige Vorsehung ihm tatsächlich geschenkt hat; aber ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß er ohne die Freunde das geworden wäre, was er in der Geschichte seines Volkes und seiner Kirche nun wirklich ist? Vielleicht gibt es wenige Lebensgeschichten, in denen die Tugend der christlichen Freundschaft in solcher Bedeutung erscheint, wie in dem Leben, das uns hier beschäftigt.

Groß wie die Wirkung der Freunde auf Newman, ja größer noch, war sein Einfluß auf sie. Wie vielen Leben er durch sein Freundeswort und sein Beispiel die Richtung gegeben hat, läßt sich schwerlich ermessen. Namentlich gilt dies von jenen jüngeren Freunden, die sich auf der Höhe der Oxforder Bewegung so zahlreich um ihn scharten. Jahre hindurch versammelte er sie allwöchentlich bei sich, um in zwanglosem Zusammensein beim Tee mit ihnen über die



Dinge zu reden, die für ihren Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten göttlichen und menschlichen Wissens von Bedeutung sein mußten. Da teilte er dann in freigebigster Weise aus seinen reichen Schätzen des Wissens und der Erfahrung mit. Was ihn dabei so anziehend machte, war neben seinem geistvollen Wesen vor allem die völlige Ungezwungenheit und Schlichtheit, womit er seine Anregungen ausstreute; er vermied allen Schein schulmeisterlicher Überlegenheit und allen lehrhaften Ton und erwartete von Seiten der Gegenwärtigen nicht so sehr Lernen und Aufnehmen nach Schülerart, als vielmehr selbständiges Mitdenken und Raten wie von ebenbürtigen Genossen der Arbeit. Und er spornte diese jüngeren Freunde namentlich dadurch zu rastlosem Streben an, daß er sie bei Gelegenheit deutlich erkennen ließ, wie er im Ernste große Dinge von ihnen erhoffte. So erweckte seine Gegenwart in diesen Freunden und Schülern ein Gefühl der Größe, ein Gefühl der Größe des Meisters und der Größe des Umganges mit ihm. Man ahnte, daß in der Beziehung zu ihm bedeutende Möglichkeiten sich eröffneten, und was konnte den Mut, sie zu verwirklichen, mehr erwecken als das Vertrauen, das Newman mit Bezug darauf auf seine Freunde setzte?

Erwägt man die Innigkeit, mit der Newman seinen Angehörigen und Freunden verbunden war, dann wird man in etwa verstehen, wenn auch niemals voll ermessen können, wie herb für ihn die Trennung sein mußte, die ihm auf halbem Lebenswege durch sein Gewissen unumgänglich gemacht wurde. Die Briefe, die uns aus jener Zeit vorliegen, lassen uns fast in jedem Satze fühlen, was Newman mit denjenigen litt, die ihm so teuer waren. Wenn je für ihn die Gefahr bestanden hätte, die Stimme des Gewissens zu überhören, so wäre es die gewesen, sich der Erkenntnis der Wahrheit zu entziehen, um nicht von den geliebten Freunden getrennt zu werden. Es ist charakteristisch für ihn, daß, wie schon erwähnt, die letzte Predigt, die er in der anglikanischen Kirche hielt, von der Trennung der Freunde handelte, und daß der



Anlaß ihm jene einzigartigen Abschiedsworte eingab, die zum Vergleiche höchstens die Seiten zulassen, mit denen er nach seiner Konversion das unvollendete Buch über die Entwickelung der christlichen Lehre und später dann die Apologia pro vita sua zum Abschluß brachte.

Aber er sollte auch weiterhin nicht ohne Freunde sein. Neue schlossen sich ihm an, und auch nicht wenige von den alten folgten seinem Schritte — ein unsagbarer Trost für ihn, der nie die alten Tage vergessen konnte, und der mit solchem Pathos das Wort gesprochen hat: es gibt keine Freunde, wie alte Freunde — there are no friends like old friends. Unter diesen alten Freunden war Ambrose St. John, der ihm im Oratorium immer nahe blieb, unter ihnen auch Hope-Scott, dem er nach dreißig Jahren die Grabrede hielt, die in Occasional Sermons Aufnahme fand. Man muß diesen Nachruf auf einen der teuersten Freunde lesen, um ein Bild von der Freundschaft zu haben, deren Newman fähig war, und die ihm damals Akzente entlockte, die diese Predigt zu einer der kostbarsten Perlen der gesamten englischen Literatur machen.

Mit Ambrose St. John haben wir soeben das Oratorium genannt. Dorthin müssen wir unsere Blicke richten, wenn wir gewahr werden wollen, was das Glück und den Segen seines katholischen Lebens bis zum friedlichen Tode ausgemacht hat. Dort lebte er inmitten früherer Freunde und nunmehriger Mitbrüder, lebte mit ihnen in der stillen und fruchtbaren Gemeinschaft des Gebetes, der Arbeit, des täglichen Verkehrs. Dort erreichte die Gabe der Freundschaft, die ihm so reichlich beschieden war, ihre schönste und vollste Blüte. Je weiter das Leben voranschritt, je mehr sich der Abend nahte, um so zarter wurden die Bande, die ihn an seine Oratorianer knüpften. Freilich sank im Laufe der Jahre manch einer von ihnen vor dem greisen Obern ins Grab, wie denn überhaupt die Tage kamen, in denen ein Freund nach dem andern das Zeitliche segnete, und Newman sich wieder und wieder sagen mußte, daß er aber-

mals für vieles, das ihm teuer war, als einziger und letzter Träger alter Erinnerungen zurückblieb. Doch gerade das Leben im Oratorium linderte den Schmerz und die Wehmut, die durch die sich häufenden Todesfälle in seine Seele kamen. Denn während die älteren Freunde nacheinander ins Grab sanken, konnte er sich dort neue Jünger und Mitbrüder heranbilden, die ihm mit herzlichster Verehrung und Liebe zugetan waren, an deren Geschicken und Anliegen er den lebendigsten Anteil nahm, und die zum Danke alles für den taten, der das Glück und die Sonne ihres Lebens war.

Ein Vierteljahrhundert ist bald vergangen, seit Kardinal Newman aus diesem Leben geschieden ist. Aber wenn man diejenigen hört, die noch längere Zeit mit ihm als Oratorianer gelebt haben, welch treue Erinnerung, welch innige Verehrung, welch unvergängliche Dankbarkeit klingt einem aus ihren Worten entgegen, welch wehmütige Freude über unvergeßliche und unwiederbringliche Stunden leuchtet aus ihrem Blicke! Wie fühlen sie sich für immer reich in dem Gedanken an den, der ihnen alles gewesen, der für sie gesorgt hat als väterlicher Freund, den sie auch nach der Erhebung zu hoher Würde einfach den „Vater" nannten, von dem sie auch nach seinem Tode noch als von dem „Vater" denken und reden. Wie gerne gehen sie in ihren Gedanken zurück zu den Tagen, da er noch bei ihnen weilte und sie täglich zur frohen, trauten Erholung um sich vereinigte, zur Rekreation, die den Jungen und Alten so teuer war, die keiner um keinen Preis je hätte versäumen wollen, in der er ganz wie einer aus ihnen war, ganz ihnen sich widmete und oft mit den Genossen vergangener Kämpfe sich erinnerte an das, was früher gewesen war und was seine und ihre Geschicke bestimmt hatte. Und wenn man sie hört, die alten Mitbrüder des ehrwürdigen Greises, wenn man ihren Erzählungen über ihn lauscht, dann glaubt man in Wahrheit zu fühlen, daß es nie einen Vater und Freund geben konnte noch kann, der dem gleich käme, den sie einst besessen ...



Nachdem wir Newman als Freund betrachtet haben, will sich die Feder nur noch einem Gegenstande leihen, einer Beziehung, die über alle irdischen Dinge hinausgeht: der Beziehung seiner Seele zur überirdischen Welt, seinem Verhältnisse zu Gott. Wir haben das eine und das andere, was hierher gehört, bereits angeklungen; hier sei nur ganz wenig beigefügt, ehe wir diese Seiten beschließen.

Für Newman war die unsichtbare Welt, die uns oft so ferne und unfaßbar scheint, in Wahrheit eine lebendige Gegenwart und eine unvergeßliche Realität. Seit dem Fünfzehnjährigen in seiner „Bekehrung" die alles überragende Bedeutung Gottes und der Seele aufgeleuchtet war, bildete die übersinnliche, übernatürliche Welt seine wahre Heimat, sein Licht, das ihm leuchtender war als die sichtbare Sonne. Mit einer Klarheit, die ihm wie ein Schauen war, und die nichts je verdunkeln konnte, stand es vor seiner Seele, daß sein eigenes Dasein ohne den Glauben an Gott wirklich ein Widerspruch, daß also Gott ebenso evident wie sein eigenes Dasein, Denken und Leben sei. Vor der geheimnisvollen Realität Gottes und der unsterblichen Seele verblaßten ihm die irdischen, sinnlichen Dinge, deren Bedeutung ihm mehr eine symbolische als eine unmittelbar wirkliche zu sein schien, wenn er auch keineswegs daran dachte, ihre Realität in Frage zu stellen. Keine Erfahrung im Leben, kein Studium der irdischen Dinge, auch nicht die unaufhörliche Sprache außerordentlich scharfer Sinne konnte hierin einen Wechsel bewirken; dem greisen Kardinale bewahrte das Übersinnliche die gleiche, wenn nicht eine noch größere Unmittelbarkeit wie dem Jünglinge.

Und dieses Verhältnis zur übersinnlichen Wirklichkeit beherrschte in Wahrheit sein ganzes Leben. Sie für sich und für andere zur Geltung zu bringen, war sein stets deutlich erkanntes Ziel. Konnte er dafür arbeiten, so fühlte er sich glücklich; wurde er daran gehindert, so kam Wehmut und Trauer über ihn. Wer nicht in diesem Verhältnisse zur geistigen Welt die Kraft und den Sinn seines Lebens sucht,



wird Newman niemals verstehen. Auch die Trauer und Wehmut, die in späteren Jahren so manchesmal über ihn kamen, hatten dort ihren eigentlichen, tieferen Grund: er sah, daß die vielfache Verkennung, unter der er so lange zu leiden hatte, ihn hinderte, seinem Lebensziele zu dienen, und das lastete auf ihm als ein schwerer Druck, nicht verletzte Eigenliebe, wie der oberflächliche Beobachter leicht annahm. Daher dann auch die verklärende Freude, als ihm die Erhebung zum Kardinalate offenbar machte, daß trotz allem entgegenstehenden Scheine sein Leben kein verlorenes, daß es vielmehr ein reich gesegnetes war auch in seinem späteren Teile. Kurz, die Lebendigkeit seiner Überzeugung von der alles überragenden Wirklichkeit und Bedeutung des Reiches Gottes, bildet den Schlüssel für sein Verständnis.

Mit dem Glauben an Gott und die Seele war für Newman der Glaube an die göttliche Offenbarung in Christo und an die übernatürliche Autorität der Kirche auf das engste verwoben. Ohne Offenbarung und Kirche, so urteilte er, ist die Sache Gottes und der Seele in der Menschheit aussichtslos. Wie er die Dinge sah, gibt es bei dem tatsächlichen Stande unseres Geschlechtes und bei den wirklichen Tendenzen des menschlichen Geistes nur eine logische Alternative: entweder Atheismus oder katholischer Glaube. Das war ihm ein Hauptergebnis seiner Geschichts- und Lebensphilosophie und ein wuchtiger Grundgedanke seiner Apologetik. In dem Maße, als diese Erkenntnis in seinem Geiste reifte, kam er der katholischen Kirche näher, und einmal gewonnen, blieb ihm die Überzeugung davon eine unerschütterliche, praktische Norm.

Die Kirche war für ihn die von Gott bestellte äußere Hüterin der geoffenbarten Wahrheit und Religion. Von innen her aber offenbarte sich ihm Gott in jenem geheimnisvollen Lichte der Seele, das den Menschen auf allen seinen Wegen begleitet, im sittlichen Gewissen. Dieses erschien ihm als der klarste und unverkennbarste Zeuge Gottes im Menschen, die Stimme des Gewissens war ihm wie unmittelbare

Gottesstimme, im Gewissen ging ihm jene Gewißheit des Daseins Gottes auf, die ihm keine Schwierigkeit und kein Einwand je verdunkeln konnte. Für das Gewissen im Menschen hatte er eine Achtung und Ehrfurcht, die sich in Worten nicht ausdrücken läßt. Darin lag auch der letzte Grund, weshalb er sich scheute, in die Überzeugungen anderer einzugreifen: es war die Furcht, die unerforschlichen Wege Gottes in der Lenkung der Gewissen zu durchkreuzen.

Das im Gewissen verankerte Gottesbewußtsein fand seine naturgemäße Entfaltung in einem intensiven Leben des Gebetes und in der religiösen Übung überhaupt. Um Newman zu durchdringen, wäre es nötig, ihn nach dieser Seite völlig zu kennen. Doch hier stehen wir vor einem verschlossenen Heiligtume, aus dem nur sparsame Strahlen zu uns dringen. Wohl erlauben die Predigten gar manchen Schluß auf Newmans geistliches Leben; wohl verraten uns die gedruckten Andachtsübungen und Betrachtungen etwas von seinem Denken und Fühlen vor Gott; auch einige Ergüsse seiner Seele, wie er sie auf den Knieen liegend dem Papiere anvertraute, offenbaren ein wenig sein Verhältnis zu Gott und den Heiligen; aber weiter kommen wir nicht. Wir ahnen, daß sein geistliches Leben von großer Schlichtheit war und alles Stürmische fast ängstlich vermied, so daß selbst hier der Vorwurf der Kälte hat aufkommen können. Von den Oratorianern wird uns berichtet, welche Liebe und Treue er in den Dingen des göttlichen Dienstes und in den Übungen der Frömmigkeit zeigte, und welch ergreifende Ehrfurcht er bei den heiligen Handlungen in jeder Weise kundtat. So groß war diese Ehrfurcht und Sammlung, daß viele, die ihn beim Gebete oder beim hl. Opfer sahen, den Eindruck, nein die Überzeugung mit sich nahmen, daß sie einen Heiligen im vollen Sinne des Wortes beobachtet hatten; und zwar beschränkte sich dieser Eindruck keineswegs auf einfache und unerfahrene Gemüter, auch feinsinnige Beobachter und gründliche Kenner geistlicher Dinge urteilten so, namentlich wenn sie öfters mit Newman zusammen kamen. Allein es bleibt dabei, daß wir



hier, wo der Kardinal selbst keinen näheren Aufschluß hinterlassen hat, uns mit Eindrücken, Vermutungen und Schlüssen begnügen müssen, deren Art und Inhalt teilweise wenigstens davon abhängen wird, wie man sich sonst zu Newmans Persönlichkeit stellt.

Der irische Dichter und Konvertit Aubrey de Vere, der Newman lange und gut gekannt hatte, sagt in seinen Recollections (S. 275), daß es in dem Charakter des großen Oratorianers nicht an Zügen gefehlt habe, die leicht Anlaß zu falschen Eindrücken und Urteilen geben konnten, wenn sie solchen bekannt wurden, die ohne tieferes Verständnis und Wohlwollen für ihn waren. Das ist ein wahres und treffliches Wort über den Kardinal, dessen charakteristisches Motto lautete: Cor ad cor loquitur, das Herz spricht zum Herzen. Nur wer ihm mit teilnehmendem Herzen entgegenkommt, wird ihn verstehen und schätzen lernen und die erhebende Wirkung des geistigen Umgangs mit ihm in eigener Seele erfahren. Aber wer einmal dieses Verhältnis vom Herzen zum Herzen gefunden hat, dem wird Newman vieles sagen zum Troste und zur Erquickung auf dem oft dunkeln und steilen Wege des irdischen Lebens; dem wird er gewiß etwas von jenem geistigen Sehnen vermitteln, das sein ganzes Leben beherrscht und seine Seele geläutert hat und das die Erinnerungstafel im Oratorium zu Birmingham mit seinen eigenen sinnigen Worten ausdrückt: Aus Schatten und Bildern zur Wahrheit. — Ex umbris et imaginibus in veritatem.

XLVII.

Notwendigkeit besserer gegenseitiger Fühlungnahme von Justiz und Presse.

(Schluß.)

Allerdings ist eine gute Berichterstattung nicht so leicht, wie es dem Uneingeweihten auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die Presse, wenigstens die überwiegende Majorität derselben, ist nämlich bei der Berichterstattung über die sogen. großen Prozesse, die eigentlichen Sensationsprozesse, die bei den Klagen über ungesunde Sensation vor allem in Betracht kommen, auf dritte Personen angewiesen, auf die sogen. Korrespondenzbureaux, die ihre Vertreter Woche für Woche in alle Gegenden des Deutschen Reiches und mitunter selbst darüber hinaus senden, wo immer ein großer Prozeß zur Verhandlung steht. Diese Korrespondenzbureaux liefern nicht nur die eigentlichen Berichte, sondern auch die Vorberichte und Stimmungsbilder, die mit Recht oft so großen Anstoß erregen. Den einzelnen Blättern ist es, mit verschwindenden Ausnahmen, gar nicht möglich, mit diesen Bureaux in eine Konkurrenz einzutreten, sie sind vielmehr auf die ihnen von diesen gelieferten Berichte angewiesen. Nun wird man vielleicht die Einwendung erheben, das schade ja nichts, den einzelnen Redaktionen stehe es ja frei, aus den ihnen von den Korrespondenzbureaux zugehenden Berichten nur das zu verwenden, was sie wollen, vor allem aber alles „Sensationelle“ herauszustreichen. Theoretisch ist das zweifellos richtig, praktisch aber zumeist unmöglich. Die in Frage stehenden druckfertigen Berichte des Bureaux pflegen ja nicht aus zusammenfassenden Darlegungen über die Aussagen der einzelnen Zeugen und Sachverständigen, das Geplänkel zwischen Verteidiger, Richter und Staatsanwalt rc. zu bestehen, sondern sie bestehen zumeist aus einer mehr oder minder ausführ-



lichen Wiedergabe der Zeugenaussagen ꝛc., wie sie der Reihe nach vor Gericht gemacht werden, so daß man erst ein übersichtliches Bild über den Gang der Verhandlung aus der Gesamtlektüre erhält und es gar nicht möglich ist — von unwesentlichen Streichungen abgesehen — einen Teil des Berichtes wegzulassen, ohne Gefahr zu laufen, das ganze Bild zu zerstören. Dies um so mehr, als die einzelnen Teile des Berichts nicht auf einmal, sondern nach einander einlaufen und der Redakteur bei Schluß des einen Blattes, in das er einen Teil, den gerade vorliegenden, des Berichtes nimmt, gar nicht weiß, was der nächste Teil bringen wird, und welchen Wert ein Teil für das Verständnis des Ganzen hat. Nun stände es ja den Redaktionen frei, zu warten, bis der gesamte Bericht vorliegt, diesen umzuarbeiten und aus ihm eine übersichtliche Zusammenstellung, aus der alles Sensationelle wegbleiben könnte, herzustellen. Aber auch das geht in der Praxis schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil den Redaktionen dazu die Zeit mangelt. Eine solche Umarbeitung eines derartigen Berichts würde so viel Zeit beanspruchen, daß die Veröffentlichung meist um einen, wenn nicht gar um mehrere Tage zurückgestellt werden müßte. Die so arbeitende gewissenhafte Zeitung würde somit bedeutend hinter ihrer weniger gewissenhaften Konkurrenz nachhinken und am Ruf ihrer Aktualität und prompten Berichterstattung Schaden leiden. Aus diesem Grunde drucken viele Zeitungen die ihnen zugehenden Berichte — vielleicht nach Streichung der ärgsten Sensationsblüten — der Not gehorchend einfach so ab, wie sie ihnen vorliegen, trotzdem sie selbst keineswegs damit einverstanden sind. Will man daher mit der Sensationsberichterstattung aufräumen, so muß die Axt zunächst an die Wurzel der Korrespondenzbureaux gelegt werden. Entweder muß die Presse sich die Korrespondenzbureaux ihren Wünschen gefügig machen oder aber sie muß auf Mittel und Wege sinnen, wie diese Bureaux gänzlich eliminiert werden können. Zunächst wird es Sache der Presse sein, an die Korrespondenzbureaux heranzutreten und ihnen klar zu machen, daß

mit der bisherigen Art der Gerichtsberichterstattung völlig gebrochen werden muß. Geht die Presse hier solidarisch vor, und ihre immer mehr erstarkenden Organisationen sind für eine solche Solidarität die beste Grundlage, so müssen die Korrespondenzbureaux nachgeben, denn sie sind ja im letzten Grunde auf die einzelnen Blätter, als die Abnehmer ihrer Berichte, angewiesen. In erster Linie müßten hier die Blätter der Reichshauptstadt, wo ja verhältnismäßig die meisten großen Prozesse sich abspielen, und wo auch die einzelnen Korrespondenzbureaux fast alle ihren Sitz haben, gemeinsam vorgehen. Erklären diese den Inhabern der betreffenden Korrespondenzen, daß sie letztere fernerhin nur unter der Bedingung beziehen werden, daß mit der ungesunden Sensationsberichterstattung ein für allemal ein Ende gemacht wird, dann ist die Sache erledigt. Dann bleibt der Provinzpresse, die natürlich denselben Standpunkt einzunehmen hat, nicht mehr viel zu tun übrig. Das ist umsomehr deshalb der Fall, weil die Korrespondenzbureaux vor allem von der Hauptstadtpresse finanziell abhängig sind, nicht nur, weil diese die meisten Berichte bezieht, sondern vor allem, weil diese auch am meisten für diese Berichte zahlt. Hier heißt es vor allem Hand ans Werk legen.

Sollte sich dieser Weg aber als ungangbar erweisen, weil immer noch einzelne, nur von der Sensation lebende Blätter mit den alten Gepflogenheiten auf dem Gebiete der Gerichtsberichterstattung nicht brechen wollen und den Korrespondenzbureaux weiterhin den Rücken finanziell stärken, so bliebe der Presse schließlich nichts anderes übrig, als die Organisation der Gerichtsberichterstattung selbst in die Hand zu nehmen und eine eigene Zentralstelle für dieselbe zu schaffen, eine Anregung, die bereits der frühere, inzwischen verstorbene Vorsitzende des Vereins deutscher Zeitungsverleger, Dr. Max Jänecke, 1911 auf der Generalversammlung deutscher Zeitungsverleger in München gegeben hat, und die durch ein Zusammengehen der Organisationen der Verleger und Journalisten zu verwirklichen wäre.

Die Justiz soll aber auch ihrerseits der Presse in der Sorge für eine sach- und sachgemäße Berichterstattung zur Seite stehen, indem sie ihr hilft, die Auswüchse in der Berichterstattung zu beseitigen, und indem sie, soweit es an ihr liegt, der Presse ermöglicht, alles zu tun, was für eine gute Berichterstattung notwendig ist. Die Justiz verfügt in dieser Hinsicht über eine ganze Reihe von Mitteln, die sie nur gut anzuwenden braucht. Sie kann den Berichterstattern nicht nur die äußere Ausübung ihres Berufes erleichtern, z. B. durch Sorge für ausreichende und gut plazierte Berichterstattertische, durch Erlaubnis der Mitbenützung des Telephons — eventuell gegen eine besondere Gebühr —, durch Zulassung die Gewähr für eine gute Berichterstattung bietender Berichterstatter bei den Verhandlungen, in denen wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung, der Sittlichkeit rc. die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden kann (§ 173 ff. G.V.G.). Indem das Gericht aber diese letztere Begünstigung unter allen Umständen solchen Pressevertretern versagt, die erwiesenermaßen Sensationsberichterstattung treiben — und das dürfte vor allem von Vertretern einzelner Korrespondenzbureaux gelten — hat es gleichzeitig eine negative Handhabe, solche Berichterstattung zu verhindern. Dann wird es auch nicht mehr vorkommen, daß der Zweck, den das Gesetz mit der Möglichkeit der Ausschlusses der Öffentlichkeit für gewisse Verhandlungen erreichen will, dadurch direkt illusorisch gemacht wird, daß eine auf Sensationswirkung ausgehende Presse gerade über diese Verhandlungen am nächsten Tage besonders ausführliche Berichte bringt.

Vor allem aber kann die Justiz der Presse dadurch in wirksamer Weise bei der Ausübung der Berichterstattung zu Hilfe kommen, daß sie ihr in weitherziger Weise die von der Presse gewünschten und für sie notwendigen Auskünfte erteilt. Das gilt vor allem, insoweit es sich um die Berichterstattung über Strafsachen handelt. Hier gibt uns die englische Justiz ein überaus nachahmenswertes Beispiel. In England spielt sich, wie Staatsanwalt Dr. Wulffen-Dresden in einem be-



merkenswerten Artikel im „Zeitungs-Verlag“ unter der Überschrift „Die Mitarbeit der Öffentlichkeit und der Presse bei der Strafverfolgung“ (Nr. 20 vom 21. 5. 09) ausführt, das Strafverfahren von Anfang an, wo wir noch eine geheime aktenmäßige Prozedur haben, in voller Öffentlichkeit ab. Auf diesem Wege gelangen ohne Schaden für den Strafprozeß in den wichtigeren Fällen die Beweisergebnisse, wie sie nach und nach — also schon vor der Gerichtsverhandlung! — von den Behörden gewonnen werden, in die Presse. Hierdurch kommt diese in die Lage, wirkliche strafprozessuale Mitarbeit zu leisten; nicht selten melden sich Zeugen, Vermißte werden gefunden usw. Vor allen Dingen aber wird der Öffentlichkeit sofort objektiv berichtet; die bekannte Verbreitung aller möglichen phantastischen Gerüchte, welche die Gemüter erregen und die Wirkung des Strafprozesses schädigen, wird vermieden. Auch die Kritik der Presse kann sofort einsetzen, der englische Richter äußert sich in öffentlicher Sitzung sehr frei über die Fehler und Verstöße, welche die Polizei im Ermittlungsverfahren gemacht hat. Die Presse gibt diese Kritik sofort wieder. Das wirkt erzieherisch für Behörden und Öffentlichkeit. So ist also die englische Presse zufolge des von Anfang an sich in der Öffentlichkeit abwickelnden englischen Strafprozesses zu der wirksamsten Mitarbeit bei der Verbrechensverfolgung imstande.

Ein solches weitherziges Entgegenkommen ist ja bei uns heutzutage noch nicht möglich. Aber weshalb sollte es nicht wenigstens möglich sein, bei unseren Gerichten eine offizielle Auskunftstelle für die Presse — vielleicht in Verbindung mit der Gerichtsschreiberei — zu errichten, wo der Presse auf ihre Anfrage hin über alles, soweit es sich irgendwie mit dem Gang der Justiz vereinbaren läßt, Auskunft erteilt würde. Ein dahin gehender Vorschlag wurde auch in einem der „Köln. Ztg.“ (Nr. 1020 vom 13. 9. 12) aus juristischen Kreisen zugegangenen Artikel „Staatsanwalt und Presse“ gemacht. In den recht bemerkenswerten Ausführungen heißt es u. a.:



Wer nun in unsern großen Zeitungen diesen besondern Nachrichtenteil verfolgt, wird beobachten, daß die Telegramme, welche von schweren Unfällen und aufsehenerregenden Straftaten berichten, einen verhältnismäßig sehr großen Raum einnehmen. Oft ist es geradezu erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Sorgfalt der Berichterstatter in solchen Fällen gearbeitet hat. Und doch wird nicht selten derjenige, der amtlich mit dem Geschehnis zu tun hatte, Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten, selbst Unrichtigkeiten feststellen müssen. Für den Berichterstatter sind sie unvermeidlich, da ihm das authentische Material nicht zu Gebote stand, und dem Leser der Zeitung werden sie, wenn überhaupt, erst durch nachträgliche Berichtigungen und Ergänzungen bekannt, die oft den Eindruck, den die erste unzutreffende Mitteilung auf ihn machte, nicht mehr richtigzustellen vermögen. Das ist wenig wünschenswert und läßt sich vielfach dadurch vermeiden, daß der Berichterstatter sich Auskunft möglichst von der mit der Angelegenheit amtlich befaßten Behörde holt. Und das ist in den erwähnten Fällen in erster Linie die Staatsanwaltschaft. Die Staatsanwaltschaft ist bekanntlich die Staatsbehörde, der es obliegt, bei allen vom Strafrecht berührten Ereignissen die Interessen des Staates zur Geltung zu bringen und zu wahren. Damit fällt ihr von selbst die Aufgabe zu, bei Unfällen und Verbrechen den Sachverhalt klarstellen zu lassen und die Untersuchung zu leiten. Sie ist deshalb am schnellsten und zuverlässigsten über den Hergang unterrichtet, hat in der Regel das Material weit vollständiger als irgendeine andere Behörde, die Polizeiverwaltungen nicht ausgenommen, in Händen und vermag allein zu beurteilen, wieweit das Interesse der Öffentlichkeit, Aufschluß zu erhalten, mit den Interessen der strafrechtlichen Untersuchung des Falles zu vereinbaren ist. Auch könnte sie als Organ der zentralen Staatsverwaltung nach dieser Richtung hin gelegentlich mit Anweisungen versehen werden. Daß sie nicht gehalten ist, grundsätzlich — wie es gegenwärtig zu geschehen pflegt — jede Auskunft zu verweigern, dürfte aus den schon jetzt bestehenden preußischen Anordnungen ohne weiteres zu entnehmen sein. Es hat sich



nämlich der preußische Justizminister in Anknüpfung an einen Einzelfall dahin ausgesprochen, daß er eine Verpflichtung der Staatsanwaltschaft zu der erbetenen Auskunftserteilung zwar nicht anzuerkennen vermöge, daß er jedoch die Berechtigung derselben nicht für zweifelhaft erachte. „Ob aber von dieser Berechtigung," setzt er hinzu, „Gebrauch zu machen sei, wird die Staatsanwaltschaft nach Lage jedes einzelnen Falles zu ermessen haben." Man sollte allgemein das den Behörden immer noch eigene, historisch überkommene Mißtrauen gegen die Presse fallen lassen, und die Staatsanwaltschaft sollte das berechtigte Interesse der Öffentlichkeit, von den Zeitungen nicht nur schnelle, sondern auch zuverlässige Berichte zu erhalten, möglichst unterstützen. Gewiß: Keine Flucht in die Öffentlichkeit. Aber auch keine Flucht vor der Öffentlichkeit!

Praktisch ließe sich die Sache bei der Staatsanwaltschaft einfach so gestalten, daß auf einem Sekretariate die für die Presse bestimmten Mitteilungen ausgehändigt oder ausgelegt würden. Dort könnten sie von den damit beauftragten Vertretern der Zeitungen eingesehen werden. Besondere Wünsche nach einer andern Art der Bekanntgabe ließen sich gewiß auch leicht berücksichtigen. Natürlich hat diese Übermittlung authentischer Nachrichten nur Wert, wenn sie schnell genug geschieht, um den Bedürfnissen der Zeitungen zu genügen. Das läßt sich bei dem schnellen Arbeitsbetrieb der Staatsanwaltschaft unschwer erreichen. Dann aber unterliegt es keinem Zweifel, daß die Öffentlichkeit in zahlreichen Fällen, wenn auch nicht schneller, so doch zuverlässiger über sie interessierende Ereignisse unterrichtet werden könnte und würde. Sollte sich das nicht verwirklichen lassen?

Die „Köln. Zeitung" beantwortete ihrerseits diese letztere Frage „entschieden mit ja". Ich kann mich dem nur voll anschließen.

Leider gibt es heutzutage bei Gericht überhaupt keine Stelle, an der die Presse regelmäßig Informationen einholen könnte, Informationen nicht nur über Vorgänge und Details im einzelnen Verfahren, soweit deren Bekanntgabe den Inter-



essen der Justiz nicht zuwider ist, sondern vor allem auch rechtzeitige Informationen über die tagtäglich vor unseren Gerichten zur Verhandlung gelangenden Sachen. In dieser mangelnden Information liegt ein Hauptgrund der vielen Mängel in der Gerichtsberichtserstattung der Presse. Gewiß ist auch die vielfach recht mangelhafte fachmännische Vorbildung mancher Berichterstatter dafür verantwortlich zu machen. Das ist aber keineswegs der primäre, sondern nur ein äußerer Grund, dem unschwer abzuhelfen wäre, wenn die Justiz dem Wunsch der Presse nach rechtzeitiger Information nachkommen wollte. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Presse — von Ausnahmen abgesehen — gar nicht in der Lage, fachmännisch, d. h. juristisch vorgebildete Herren mit der Berichterstattung zu beauftragen. Sie muß sich vielmehr zu ihrem eigenen Leidwesen an die oft durchaus unzulänglichen Berichterstatter halten, will sie nicht überhaupt darauf verzichten, Gerichtsberichte zu veröffentlichen. Niemand empfindet das schmerzlicher, und niemand böte lieber die Hand zur Abhilfe solcher Übelstäude, unter denen die ganze Öffentlichkeit schwer leidet, als die Presse selbst. Aber sie allein ist machtlos hiergegen; sie kann nichts dagegen tun ohne ein weites und weitherziges Entgegenkommen der Justiz selbst.

Die Anzahl der täglich vor unseren Gerichten zur Verhandlung kommenden Zivil- und Strafsachen ist überaus groß. Die große Mehrzahl derselben hat für die Öffentlichkeit, und damit auch für die Presse, sowohl was die faktischen wie die juristischen Tatbestandsmerkmale betrifft, absolut kein Interesse. So kann es vorkommen — und es kommt verhältnismäßig sehr oft vor —, daß ein Gerichtsberichterstatter einer ganzen Sitzung von Anfang bis zu Ende beiwohnt, ohne daß ihm die gepflogenen Verhandlungen einen nennenswerten Stoff zu einem Gerichtsberichte für die Presse geliefert hätten. Es hat sich eben fast nur oder ausschließlich um Bagatellsachen gehandelt, über die zu berichten die Presse, d. i. die Redaktion des einzelnen Blattes, für überflüssig



hält. Das liegt aber nicht im Interesse des Berichterstatters, der ja für gewöhnlich bei der einzelnen Zeitung nicht gegen festes Gehalt oder gegen feste Bezüge — wie es das Ideal wäre — angestellt ist, sondern vielmehr für den einzelnen Bericht nach der Zeilenzahl honoriert wird. Die Folge davon ist vielfach, daß der Berichterstatter den Bericht aus eigenem interessant gestaltet — ich kenne Fälle, wo jemand sogar ganze Berichte erfunden hat — oder aber, daß er nach kurzer Zeit die Berichterstattung einstellt, wenn es sich nicht um eine Persönlichkeit handelt, die eben infolge ihrer ganzen finanziellen usw. Lage gezwungen ist, sich unter allen Umständen mit dem zufrieden zu geben, was sie auf diese Weise erwerben kann. Es handelt sich da oft um gescheiterte Existenzen, die dann aber mitunter auch nicht abgeneigt sind, durch gelegentliche Bestechungen sich verleiten zu lassen, wirklich Wichtiges für die Presse und die Öffentlichkeit zu unterschlagen. Die einzelne Zeitung ist hiergegen machtlos, sie erfährt meist gar nichts davon, oder nur, wenn ein dem betreffenden Berichterstatter unglücklicher Zufall eintritt. Wollte die Presse unter den heutigen Verhältnissen wirklich zufriedenstellend und erschöpfend über die Gerichtsverhandlungen berichten, so müßte sie eine ganze Reihe entsprechend besoldeter fachkundiger Gerichtsberichterstatter engagieren, die Tag für Tag den Verhandlungen der verschiedenen Gerichte beizuwohnen und aus ihnen das Wissenswerte für die Zeitung mitzuteilen hätten. Mit ganz wenigen Ausnahmen gibt es aber kaum ein Blatt, das eine solche Ausgabe seinem Etat zumuten könnte, sicherlich würde aber eine solche Ausgabe in keinem Verhältnis zu dem Nutzen stehen, der aus einem derartigen Vorgehen für das Blatt und seinen Leserkreis erwachsen würde. So bleibt die Presse nach wie vor im großen und ganzen auf die Tätigkeit der Herren angewiesen, die die Berichterstattung über die Gerichtsverhandlungen an den einzelnen Orten berufsmäßig ausüben.

Selbstverständlich gibt es auch unter diesen höchst ehrenwerte und tüchtige Leute, die sowohl über gute Fachkenntnisse



verfügen, wie auch ihrem Berufe mit allem Eifer und aller Gewissenhaftigkeit nachgehen. Aber auch sie sind vielfach vom Zufall abhängig. Amtsgericht und Landgericht, Zivil- und Strafkammer, Schöffen- und Schwurgericht tagen häufig neben einander, der Berichterstatter kann aber natürlich nur der Verhandlung in einem Gerichtssaale beiwohnen, bezw. für einige Zeit den Verhandlungen in dem einen Saale und dann in dem anderen, oder in einem der anderen folgen. Er wird natürlich bestrebt sein, unter der Hand zu erfahren, wo gerade an dem betreffenden Tage das für die Presse Wichtigere zur Verhandlung gelangt, und sich darnach richten. Das geschieht erfahrungsgemäß mit wechselndem Glücke und je nach den Beziehungen, die der einzelne Berichterstatter im Laufe der Jahre anzuknüpfen in der Lage war. Aber auch hier waltet öfter das Unglück, so daß gerade wichtigere Verhandlungen zu spät zur Kenntnis des Berichterstatters gelangen und er dann ausgerechnet Unwesentliches verfolgt und darüber seinem Blatte berichtet. Um diesem Übelstand nach Kräften entgegen zu treten, haben sich in größeren Städten vereinzelt schon verschiedene Gerichtsberichterstatter kartelliert, indem sie unter einander eine Arbeitsteilung vornehmen und dann ihre Berichte gegenseitig austauschen. Damit ist zwar das Übel gemindert, aber noch nicht behoben.

Eine wirklich zuverlässige und zulängliche Gerichtsberichterstattung wird der Presse erst dann möglich sein, wenn sie regelmäßig und rechtzeitig vor den einzelnen Gerichtssitzungen über die in denselben zur Verhandlung gelangenden Fälle informiert wird. Gelegentlich geschieht das ja auch jetzt, aber doch in höchst unvollkommener Weise, und fast nur auf Grund der persönlichen Beziehungen zu einzelnen Rechtsanwälten usw. Notwendig wäre demgegenüber eine ständige Information durch die Gerichte selbst. Es müßten an den einzelnen Gerichten regelmäßig Verzeichnisse der zur Verhandlung gelangenden Sachen angefertigt werden, die aber nicht etwa bloß lauten dürften „in Sachen Schulze“ oder „Schulze gegen Müller“, sondern in denen der juristische

Tatbestand bei jeder einzelnen Sache in ein paar Worten, eventuell einem Satze anzugeben wäre, ähnlich wie das heute bereits bezüglich der Schwurgerichtssachen vor den einzelnen Schwurgerichtsperioden geschieht. Diese Verzeichnisse müßten allen Blättern, die sich darum bewürben und die bereit wären, eine bestimmte Abgabe zu zahlen, durch welche die Kosten für die Herstellung der Verzeichnisse gedeckt werden könnten, ein paar Tage vor den stattfindenden Sitzungen ausgehändigt werden. Allenfallsige gewünschte Garantien, daß mit diesen Verzeichnissen kein Mißbrauch getrieben würde, würden die einzelnen Redaktionen gerne übernehmen. Die Redaktionen hätten damit einen genauen Überblick über alle zur Verhandlung gelangenden Sachen und sie wären damit in die Lage versetzt, so zu disponieren, daß über jede, öffentliches Interesse beanspruchende Verhandlung ein fach- und sachgemäßes Referat in der Presse erschiene, sei es, daß sie in die einzelnen Verhandlungen ihre Berichterstatter schickten, sei es, daß sie die Verhandlungen von einem rechtskundigen Mitgliede der Redaktion selbst besuchen ließen. Vor allem wäre damit jede Zersplitterung in der Tätigkeit der Gerichtsberichterstattung ausgeschlossen; diese könnte auch von wirklich juristisch vor- und durchgebildeten Personen zu einem dankbaren und gut bezahlten Lebensberuf erkoren werden. Solchen Herren müßte dann entweder von einem einzelnen (kapitalkräftigen) Blatte, oder aber von einer Reihe von Blättern gemeinsam, je nach der Verbreitung und Leistungsfähigkeit dieser Blätter, ein angemessenes Fixum ausgeworfen und daneben eine Honorierung nach Zeilenzahl gewährt werden. Auf diese Weise könnten auch kleinere Blätter, ohne ihr Budget allzusehr zu belasten, ihren Lesern eine allen billigen Anforderungen genügende Gerichtsberichterstattung bieten. Der bisherige, von allen Faktoren so schmerzlich empfundene Übelstand in der Gerichtsberichterstattung der Presse könnte definitiv behoben werden.

Dr. Krueckemeyer.

XLVIII.

Was soll aus dem Balkan werden?

Die von einer großen französisch-englischen Flotte versuchte Bezwingung der Dardanellen ist wohl die bedeutungsvollste neue Episode des jetzigen gewaltigen Krieges. Das Unternehmen ist bis jetzt allerdings noch nicht geglückt, aber auch schon die bisherigen Versuche mußten der politischen Welt ernstlich die Frage aufdrängen: was wird, was soll aus Konstantinopel werden? Es wäre zwar im Falle des Gelingens dieses Flottenangriffs keineswegs das erste Mal gewesen, daß eine Flotte vor Konstantinopel erschien; auch zu Lande ist Konstantinopel schon unmittelbar bedroht worden. Diese Fälle haben sich aber alle unter Umständen ereignet, welche die eventuelle Besetzung der Stadt nur als vorübergehendes Pressionsmittel gegen die Pforte erscheinen ließen, wo also von einem politischen Besitzwechsel nicht die Rede sein konnte. Diesmal jedoch, wenn die Bezwingung der Dardanellen gelang, wäre es um den Rest der türkischen Herrschaft in Europa, den Konstantinopel repräsentiert, wohl geschehen gewesen, und um so unabweislicher hätte sich die Frage gestellt, wer fortan in Konstantinopel befehlen und über die Meerengen gebieten werde und solle.

Die Zeitungen der verschiedenen interessierten Länder haben auch nicht gezögert, den Fall in Betracht zu ziehen. Und in diesem Zeitungschaos hat es sich vielleicht das erste Mal deutlich gezeigt, daß die Zahl der Prätendenten und Interessenten für Konstantinopel sich vermehrt hat. Bisher haben auf den Besitz von Konstantinopel offen nur Rußland und Griechenland Anspruch erhoben. Diese Mächte haben allerdings auch jetzt ihren Anspruch erneuert. Jetzt aber hat sich auch Bulgarien gemeldet mit der Erklärung, da wolle es auch sein Wort mitzureden haben. Und zu den zahlreichen Interessenten hat sich noch Rumänien gesellt mit



dem Votum, seinerseits müsse es die Neutralisierung der Meerengen verlangen. Das Ergebnis dieser Art Probeabstimmung ist also gewesen: Rußland ist fest entschlossen, die Meerengen in seinen ausschließlichen Besitz zu bringen, aber es hat dabei seitens der Balkanstaaten höchstens auf die Stimme des nur sehr indirekt interessierten Serbien zu rechnen, alle anderen Mächte sind gegen Rußland, Frankreich und England nicht ausgenommen, denn wir können uns noch immer nicht zu dem Glauben bequemen, daß diese Mächte sich deshalb so heiß um Konstantinopel bemühen, um damit den Russen ein schönes Angebinde machen zu können. An eine dauernde Besitznahme Konstantinopels können aber auch die beiden Westmächte derzeit nicht denken, denn das wäre ja eine tötliche Beleidigung des östlichen Verbündeten. Gegen die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft in Konstantinopel kehrt sich natürlich in erster Linie Bulgarien, aber ebenso entschieden gewiß auch Rußland, das — selbst abgesehen von allen politischen Erwägungen — niemals eine Kräftigung des alten byzantinischen Patriarchats, es stände denn unter seiner (Rußlands) eigenen und ausschließlichen Ägyde, gestatten wird, und Unterstützung hätte Griechenland nicht einmal bei Rumänien zu erwarten. Der bulgarische Anspruch wird in erster Linie von Rußland abgewiesen, hätte aber auch die anderen Balkanstaaten gegen sich und kaum eine andere, näher in Betracht kommende Macht für sich.

Eine förmliche Besitznahme von Konstantinopel scheint also derzeit für keine Macht günstige Aussichten zu bieten. Bliebe demnach noch das von Rumänien patronisierte Projekt der Neutralisierung der Meerengen als Vermittlungsprojekt übrig. Bekanntlich aber geschieht in der politischen Welt nichts von selber. Es müßte Jemand da sein, der dieses Projekt zur Durchführung brächte. Und es könnte nur gegen den Willen der erwähnten Prätendenten durchgesetzt, die Prätendenten müßten also zurückgedrängt werden. Und bloß mit guten Worten würden namentlich die so bestimmten Ansprüche Rußlands wohl nicht abzuweisen sein. Welche Macht

oder Mächtegruppe hätte die Macht und den Willen, den Prätendenten diesen ihren Willen aufzuerlegen? Außerdem wäre eine so erzwungene Neutralisierung auch kaum eine wirkliche Neutralisierung, denn sowohl Art wie Maß der Neutralität wären dann doch wieder von dem Machtfaktor abhängig, der sie geschaffen. Folglich würde die Neutralisierung, wie sich das Projekt heute darstellt, wenig mehr als ein Phantom sein können. Doch wollten wir an dieser Probeabstimmung, wie wir es genannt haben, zunächst nur konstatieren, daß bezüglich der weiteren oder endgiltigen Lösung der sogenannten orientalischen Frage jeder der Balkanstaaten seine eigene Meinung hat, jeder der Feind der anderen ist. Folglich können diese Balkanstaaten so, wie sie jetzt sich disponiert zeigen, auch keineswegs als zur Lösung dieser Frage geeignet und berufen erscheinen; sie würden dabei, wenn ihnen die Entscheidung überlassen bliebe, nur das mörderische Schauspiel eines bellum omnium contra omnes bieten können.

Leider ist dieselbe Uneinigkeit, ja Feindseligkeit auch bezüglich der Fragen im Balkaninnern zu konstatieren. Momentan ist es insbesondere Mazedonien, worüber die Meinungen und Ansprüche bis zu blutiger Leidenschaftlichkeit auseinander gehen. Die einzelnen Interessenten geben wohl zu, daß kein Teil das ganze Mazedonien beanspruchen könne. Aber in Betreff der Art der Teilung, des Teilungsschlüssels hört man von den Serben und Griechen gegen die Bulgaren auch heute noch dieselben bitteren und drohenden Worte wie vor drei Jahren. Der Balkanbundvertrag hatte allerdings einen Teilungsschlüssel vorgesehen; darnach sollte das eroberte Land in der Hauptsache nach dem im Orient üblichen nationalen Schlüssel aufgeteilt werden. Weil aber die Kriegsaktion den in jenem Vertrag vorausgesetzten Umfang überschritten hatte, wechselten Serbien und Griechenland ihren Standpunkt dahin ab: der alte Vertrag sei hinfällig geworden, die Teilung müsse jetzt ungefähr in der Proportion der von den Teilhabern aufgewendeten Kosten erfolgen.



Und als Bulgarien auf dem alten Vertrag beharrte, trat Rumänien wieder mit einem anderen Standpunkt hervor, nemlich mit dem Prinzip, daß unter den Balkanstaaten ein gewisses Gleichgewicht bestehen müsse. Da dieses Prinzip im Effekt sich mit jenem der Griechen und Serben ungefähr deckte, sahen sich die Bulgaren mit dem nationalen Prinzip isoliert und mußten zum Bukarester Frieden sich bequemen. Dieser Bukarester Friede, der jetzt die Grundlage der politischen Besitzverhältnisse am Balkan bildet, hat also in das nationale Prinzip Bresche gelegt und damit den an sich ganz sympathischen Gedanken „Der Balkan den Balkanvölkern" ad absurdum geführt oder wenigstens — man verzeihe den Ausdruck — arg verhunzt. Als neues Prinzip, das an die Stelle des alten zu treten hätte, ist das des Balkangleichgewichts angewendet worden. Aber ausdrücklich anerkannt ist dieses neue Prinzip doch wieder nur von Rumänien; Serbien und Griechenland haben sich ihm nur angeschlossen, weil es ihnen in diesem Fall von Nutzen war. Der praktische Sinn aber der Theorie vom politischen Gleichgewicht ist bekanntlich der, daß kein Staat eine Übermacht über die anderen erlangen dürfe. Und damit will auch die Idee eines führenden Balkanstaates ausgeschlossen sein.

So entbehren also die Beziehungen der Balkanstaaten untereinander heute jedes einheitlichen Gedankens, jeder sicheren Basis; in keinerlei Weise, nicht einmal andeutungsweise ist irgend eine Norm vorgesehen, nach welcher bestehende oder auftauchende Differenzen geregelt werden könnten. Dieser Mangel wird umso empfindlicher, je reicher an Aspirationen die betreffenden Staaten sind. Und wir wissen und haben teilweise soeben davon gesprochen, daß alle diese Staaten verhältnismäßig weitgehende Aspirationen hegen und pflegen. Wir wissen aber auch aus alter Erfahrung, daß kleine Staaten mit großen Aspirationen immer die Neigung haben, sich die Protektion einer oder mehrerer Großmächte zu erwerben, daß diese Protektionen auch gerne gewährt werden und daß auf diese Weise nicht selten ganz geringe

Angelegenheiten zu großen Affären sich auszuwachsen pflegen. So ist der Balkan heute nach vollzogener Befreiung der Christen mehr wie je der Wetterwinkel Europas geworden. Und wenn wir auf die Balkangeschichte der letzten etwa hundert Jahre zurückblicken, so können wir uns des Eindrucks nicht erwehreu, daß nur eine sehr methodische Hand die Dinge zu diesem Zustand bringen konnte, der eben dieser selben Hand jederzeit die Möglichkeit der Einmischung und der Herbeiführung von etwa zweckdienlichen „Zwischenfällen" bietet. Der lange Arm Rußlands ist in allen diesen Vorgängen und Zuständen unverkennbar. Es steckt viel, sogar sehr viel Methode in diesem scheinbaren Chaos. Sollten aber die Balkanvölker wirklich kein besseres Schicksal verdienen, als bloß fortwährend dem Moskowitismus Kettenhundedienste zu leisten? Beinahe scheint es so; wenigstens sind die Aussichten auf eine günstige Änderung dieser unerquicklichen Zustände zurzeit noch sehr unbestimmt. Es gäbe zu diesem Ziele nur zwei Wege: den Weg der Selbsthilfe der Balkanstaaten, der aber mit dem Bukarester Frieden ungangbarer geworden scheint als je, und den Weg der Ausgleichung der Balkaninteressen durch Österreich, welche Macht sowohl durch ihre geographische Lage wie durch ihre ethnographische Zusammensetzung zu dieser Aufgabe geradezu prädestiniert erscheint, und von diesem Weg wollen wir nun sprechen.

Daß Österreich zu dieser Aufgabe sich berufen fühlen könnte, ersieht man unter anderem auch daraus, daß seine gewissen guten Freunde schon lange vor dem Krieg nicht müde wurden, ihm Ländergier am Balkan vorzuwerfen. Diese Anschuldigung geht auf die Okkupation Bosniens zurück. Die Dinge verhalten sich aber wesentlich anders. Schon der oberflächlichste Blick auf die Landkarte belehrt Jedermann, daß Österreich an der Adria einen ebenso langen wie auffallend schmalen Küstenstrich, Dalmatien genannt, zu seinen Besitzungen zählt. Dieser so lange und so schmale Küstenstrich wäre schon zur Zeit, wo noch die Türken in

Bosnien herrschten, unmöglich, fast kaum im Frieden, zu behaupten gewesen, wenn die Türkei auch nur über eine bedeutende Handelsflotte in der Adria, geschweige über eine ernste Kriegsflotte verfügt hätte. Mit dem von Rußland vor den Mauern von Konstantinopel erzwungenen Frieden von San Stefano wurden Serbien und Montenegro in der Weise vergrößert, daß die Türkei mit Bosnien nur mehr durch einen dünnen, strategisch durchweg von Serbien und Montenegro beherrschten Landstrich, eigentlich nur eine Art Hohlweg verbunden verblieb, Bosnien also sozusagen in die Luft gehängt war. Die Türkei konnte unter diesen Umständen Bosnien unmöglich länger behaupten. In dem Momente aber, wo die türkische Herrschaft aus Bosnien wich, hatte Österreich nur die Wahl, entweder sich auf den Verlust von Dalmatien vorzubereiten oder zu verhindern, daß in Bosnien eine andere Macht sich festsetze. Natürlich hat Österreich die letztere Alternative gewählt und also — im Einverständnis übrigens mit den anderen Mächten — Bosnien okkupiert. Als dann die serbischen Aspirationen auf Bosnien immer unverhüllter hervortraten, hat Österreich an die Stelle der Okkupation die Annexion gesetzt und so seine Entschlossenheit kund getan, Dalmatien und damit diesen Teil der Ostküste des adriatischen Meeres um jeden Preis festzuhalten. Um es kurz zu sagen: es handelt sich für Österreich bei Bosnien hauptsächlich um Dalmatien, und bei Dalmatien wieder handelt es sich für Österreich um seinen einzigen wirklich bedeutenden Küstenbesitz, auf den es nach dem Verluste Venedigs umso größeren Wert legen muß, als Triest selbst als Handelshafen mit vielen natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, zum großen Kriegshafen aber noch viel weniger geeignet ist, also ohne den Besitz von Dalmatien ebenfalls nur schwer oder gar nicht behauptet werden kann. Ohne Bosnien kein Dalmatien, ohne Dalmatien keine Küste, so ungefähr stellt sich für Österreich das Problem.

Doch gestehen wir zu, daß die Fabel von der Ländergier Österreichs am Balkan immerhin einen Schein von Be-



rechtigung haben konnte, so lange Österreich außer der Verwaltung Bosniens auch noch die ihm vertragsmäßig zukommenden Besatzungsrechte im Sandschak Novibazar wenigstens teilweise ausübte. Diese Rechte gestatteten die Haltung von Garnisonen und Militärstraßen bis über Mitrowitza hinaus. Da konnte sich Österreich, wenn es wollte, allerdings wichtige Stützpunkte schaffen, von denen aus die militärische Situation am Balkan vielleicht sehr stark zu beeinflussen und außerdem direkte Fühlung mit den Albanesen zu unterhalten möglich war. Aber erstens hat Österreich den wichtigsten Teil dieser Rechte überhaupt nie ausgeübt, und zweitens hat es bei der Annexion Bosniens leider auf diese Rechte sogar freiwillig, ausdrücklich, zur Gänze und rückhaltlos verzichtet, also einen wirklich sinnfälligen Beweis für das Nichtvorhandensein weiterer Balkanpläne geliefert.

Es trifft auch die oft wiederholte Behauptung nicht zu, daß Österreich vertragsmäßig zur dereinstigen Zurückgabe Bosniens verpflichtet gewesen wäre. Im Berliner Vertrag steht davon keine Silbe; die Besetzung und Verwaltung Bosniens ist ihm da ohne jede Zeitbegränzung, überhaupt ohne jede Bedingung und Beschränkung zugesprochen. Aber selbst angenommen, diese Rückgabepflicht sei in den Verträgen mindestens, sagen wir: offen gelassen, so ist dazu dreierlei zu bemerken: Erstens hätte diese Rückgabe jedenfalls nur an die Türkei zu erfolgen gehabt und auch an diese selbstverständlich niemals zu dem Zweck, um dann Bosnien etwa an eine dritte Macht abzutreten. Zweitens hätte diese Rückgabe nur dann erfolgen dürfen, wenn die volle Garantie geschaffen war, daß die Türkei Bosnien nach jenen europäischen Grundsätzen regieren werde, welche Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung im Lande verbürgten; für den Eintritt dieser Garantie gab es ein ganz zuverlässiges Kennzeichen: den Moment, wo alle europäischen Mächte freiwillig auf die sogenannten Kapitulationen verzichteten. Drittens hätten bei der Rückgabe alle von Österreich für Bosnien aufgewendeten Kosten und Investitionen vollwertig rückerstattet werden müssen. — Wer



kann verständiger Weise glauben, daß diese Bedingungen je Aussicht auf Erfüllung hatten?

Wer trotz all dem selbst im bosnischen Falle durchaus nur die nackte Ländergier Österreichs wahrzunehmen vermeint, der wird natürlich jetzt, wo Österreich an Serbien den Krieg erklärt hat, erst recht an diese Ländersucht glauben, und es wird ganz vergeblich sein, auseinanderzusetzen, daß und warum Serbien für Österreich, weder was das Land noch was die Leute betrifft, ein sehr begehrenswerter Besitz sein könnte. Serbien — so wird das Land geographisch charakterisiert — ist ein von zahlreichen Flußtälern und Schluchten durchschnittenes Hochland. Gewiß könnte es äußerst fruchtbar gemacht werden, doch erst nach vielen Jahrzehnten. Die Bevölkerung ist in grimmigster Feindschaft gegen Österreich erzogen. Frühestens von der dritten Generation könnte da der Beginn einer Änderung erwartet werden. Nach Süden hin hat das Land nirgends natürliche, weder oro-, noch hydro-, noch ethnographische Grenzen. Im Besitze Serbiens oder auch nur eines größeren Teiles desselben würde Österreich wirklich genötigt sein, nach Salonichi zu streben. Das aber wäre mit unübersehbaren Verwicklungen mit Bulgaren und Griechen und mehreren Großmächten, namentlich wohl auch mit Italien verbunden. Wer kann Österreich zumuten, daß es sich absichtlich in so endlose Schwierigkeiten stürzen wollte? Das Unternehmen müßte fast als heller Wahnsinn erscheinen. Wir brauchen das gewiß nicht noch weiter auszuführen und können uns demnach auf die Konklusion beschränken: nach der Annexion Bosniens und der damit verbundenen Preisgabe des Sandschaks Novibazar kann Österreich am ganzen übrigen Balkan nur mehr das eine politische Interesse haben, daß sich nirgends ein Herd zur Bedrohung und Untergrabung seines Besitzstandes etabliere, wie es in Serbien durch eine Reihe von Jahren notorisch der Fall gewesen. Die loyale Achtung dieses Standpunktes muß auch jeder andere Staat, ob groß oder klein, ob am Balkan oder in Skandinavien, in Europa oder

Amerika, von den Nachbarstaaten als das Minimum einer erträglichen Nachbarschaft in Anspruch nehmen.

Vielleicht hat mancher Leser aus diesen Auseinandersetzungen den Eindruck gewonnen, daß man Österreich eher das Gegenteil von Ländergier vorzuwerfen Grund hätte. Aber die nackten Tatsachen, soweit wir sie zu beurteilen vermögen, liegen einmal so, und aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß wenn die russische Führung am Balkan als ein Unheil zu betrachten ist, die allenfalls erwünschte österreichische Führung fast gar keine Stützpunkte zur Erfüllung dieser Aufgabe besitzt.

Die weiteren Erörterungen über diesen Gegenstand haben die Kanonen auf den ausgebreiteten Schlachtfeldern übernommen und das Mitsprechen von Zeitschriften lehnen die Kanonen sehr unhöflich ab. Aber vielleicht dürfen wir in diesem Zusammenhang nochmals darauf zurückkommen, daß das eigentliche Unglück der Balkanstaaten das Schisma ist, dem sie allesamt anhängen. Konflikte und Kriege kommen ja leider auch unter den katholischen Völkern nur zu oft vor. Aber bei den Balkanstaaten pflegt sich jeder solche Konflikt sofort auch auf die Kirchen-, und mit der Kirchen- auch auf die Sprachenfrage zu übertragen, nimmt also die doppelte und dreifache Heftigkeit an. Daher der oft bis zur himmelschreienden Grausamkeit gesteigerte Barbarismus dieser Kriege. Es liegt dies so im orthodoxen System, das diese Völker und Staaten zwar gegen Rom einigt, von einander aber aus den eben erwähnten Gründen um so schärfer trennt. In der Orthodoxie — das wird ja gerade als ihr stärkster Vorzug gerühmt — bildet eben jeder Staat eine selbstständige Kirche mit eigener Verfassung und eigener Sprache; folglich bedeutet jeder Übergang vom Untertanenverband des einen in den eines anderen Staates zugleich den Übergang zur anderen Kirche und zur anderen Sprache. Wenn dies, wie eben gesagt, als der größte Vorzug der Orthodoxie betrachtet wird, so werden an diesem System auch die feierlichsten Friedenstraktate und die heiligsten

Versicherungen von und über Toleranz usw. dauernd nichts ändern, denn es gehört dies eben zum Wesen der Orthodoxie, und der orthodoxe Klerus des betreffenden Staates wird immer wieder die Durchführung dieses einem heiligen Dogma gleich geachteten Grundsatzes begehren und — auch erreichen. Darum scheint es, als ob die katholische Lehre kaum anderswo in demselben Maße den Frieden und mit dem Frieden die dauernde Wohlfahrt der Völker bedeuten könnte, wie gerade am Balkan. J—l.

XLIX.

Rundschau.

Die letzten Tage waren reich an Vorgängen, denen für den Fortgang der Ereignisse die größte Bedeutung anhaftet. In Polen wie auf französischer Erde nehmen die Kämpfe an Heftigkeit zu, da das deutsche Heer an der russischen Basis steht und die französisch-englische Heeresleitung den Versuch eines Durchbruchs der deutschen Linie vor Augen hat. Begleiten wir mit starkem frommen Herzen unsere Tapfern in diese Kämpfe. Von nahezu dramatischer Wirkung war die Darstellung des Kampfes in den Dardanellen, wo die mächtige Artillerie moderner Flotten es unternimmt, starke Landbefestigungen mit schwerster Artillerie niederzuzwingen. Unter den Militärs ist das Interesse an diesem Gang auch aus fachwissenschaftlichen Gründen besonders groß; sie erinnern uns, so weit sie das Wort nehmen, an die kühne Durchfahrt des Admirals Farragut im Mississippi und bei Mobilu; Episoden im amerikanischen Bürgerkrieg, der heute in unseren Vorstellungen schon so weit in der Zeit zurückliegt. Andere Militärkritiker ziehen zum Vergleich die Taten der genuesischen Seehelden heran, ja bis zur griechischen Geschichte vor Syrakus geht die Erinnerung der Fachleute.

Stärker jedoch als das Interesse der Militärs ist jenes der politischen Welt. Handelt es sich doch um Konstantinopel, „den Schlüssel zu Orient und Okzident". Als einmal in einer Sitzung des Reichstags der unvergeßliche Windthorst im Lauf einer Rede gelegentlich die Bemerkung hinwarf: „Wer Konstantinopel beherrscht, beherrscht die Welt", richtete Bismarck, gegen den die Rede polemisierte, die Frage an Windthorst: „Darnach hätte der Sultan seither die Welt beherrscht?" Windthorst griff die Frage nicht auf, weil keine Veranlassung für ihn dazu vorlag. Die Antwort ergab sich ja von selbst: Wenn heute ein mächtiger Staat in Konstantinopel herrscht, so herrscht er auch — nicht über, jedoch — in Europa. Das weiß man in Paris und London und deshalb hat man in Petersburg, als man dort Anzeichen von Kriegsmüdigkeit wahrnahm, Konstantinopel als Lockung dargeboten. Alle geistigen Potenzen in Rußland knüpfen an die Zeit, da Kiew die Hauptstadt Rußlands war, und Kiew erhielt alle seine Eingebungen aus Konstantinopel. Das Testament Peter des Großen mag als eine Fälschung gelten, aber das Streben der Russen nach Konstantinopel ist authentisch. „Zarigrad" heißt es im russischen Volksmund und das russische Ideal wird erst mit dem Besitz desselben erreicht sein, immer vorausgesetzt, daß die russische Macht wächst, wie sie seit Peter gewachsen ist. Es fällt schwer zu glauben, daß Frankreich und namentlich England aufrichtig wünschen, Konstantinopel im Besitz der Russen, die Hagia Sofia im Besitz der russischen Kirche zu sehen. Man nimmt an, daß es zu Erörterungen zwischen den Verbündeten kommen würde, falls sie ihr nächstes Ziel erreichen sollten.

Wir beabsichtigen nicht an dieser Stelle auf den „gordischen Knoten" hinzuweisen, den die Fragen darstellen, die sich an Konstantinopel knüpfen; es würde des Raumes einer Studie bedürfen. Auch sind in unseren Tagen der Publizistik Schranken gezogen, die sich am deutlichsten durch das russische Sprichwort ausdrücken: „Der Anfang aller Laster ist

die Meinung". Italien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland blicken mit Spannung auf die Entwicklung. Die Besonnenheit des Königs Konstantin hat die griechische Politik vor einer Übereilung bewahrt, indem der Ministerpräsident Venizelos verhindert wurde, seiner Politik der Aktion gegen die Türkei an der Seite der Entente Folge zu geben. Gleiche Weisheit zeigen die Könige in Bulgarien, Rumänien und Italien, denn nach unterrichteten Quellen sind es diese Monarchen, welche das Banner des Friedens hochhalten, die Größe und Wohlfahrt ihrer Völker durch den Frieden wollen. Joseph de Maistre würde vielleicht die beredten Worte finden, die der Monarchie dafür gebührt. Überall sind es die links gerichteten Elemente in der Politik, welche gemeinsam mit dem indifferenten Industrialismus den Krieg schüren wollen, so daß man oft den Eindruck haben kann: die Monarchie ist der beste Hort des Völkerfriedens.

Unmöglich, selbst im Rahmen kurzer Worte, ist es an dem heldenhaften Ringen der Österreicher und Ungarn in der Festung Przemisl, dem der Hunger Halt geboten hat, vorbeizugehen. Diese Soldaten und ihr General Kumanek haben sich ein dauerndes Denkmal in der Geschichte gesetzt. Vor der gefallenen Festung erhebt sich die gespannte Frage: wird Galizien bald von seinen Bedrängern befreit sein? Es wird mehr und mehr offenbar, daß die Russen, die sich jetzt wohl gegen Krakau wenden, Galizien als eine Provinz behandeln. Möge diese Vorstellung bald zerstört werden.

Mit besonderer Fürsorge blickt der Heilige Stuhl nach Krakau, Lemberg und auf die diese Städte umschließenden, weithin zerstörten Gefilde. Inmitten aller Sorgen hat Benedikt XV., von dem die Welt in nächster Zeit ein Porträt von der Hand des Meisters Besnard erhalten wird, immer und noch in den letzten Tagen ein tröstendes Wort, mehr noch, Gebete für Polen gehabt. Der Papst hat in der jüngsten Zeit den belgischen Gesandten, M. van den Heuvel empfangen und, wie verlautet, sich nach der Besserung der Dinge in Belgien erkundigt. Der seitherige belgische Gesandte beim Vatikan, Baron Dr. Erp, hat Rom verlassen. Ein Schatten fiel vor

kurzem in den Vatikan: Kardinal Agliardi ist aus dem Zeitlichen geschieden. In Deutschland und Österreich-Ungarn hat der Verstorbene viele Sympathien hinterlassen.

L.

Kürzere Besprechung.

Die Kunst dem Volke.[1]) In den bereits erschienenen Heften genannter Sammlung dürfte die im 16. Hefte erledigte Vorführung: **Peter Paul Rubens** von Dr. Walter Rothes wohl die bisher schwierigste Aufgabe geboten haben, die aber — setzen wir dies gleich obenan — die denkbar glücklichste Lösung erhalten hat Den pädagogischen Zwecken dieser Hefte entsprechend ist hier eine gar prächtige, erfreuende Bekanntmachung mit den Werken des großen flämischen Malers gegeben, die, frei von ängstlicher Zimperlichkeit und übelangebrachter Prüderie, dennoch beachtet, was ausgeschieden werden kann, ohne dem Künstler irgend eine Schmälerung seiner Bedeutung und seines Ruhmes einzutragen. Wir meinen darunter jene Werke, in denen sich eine allzu üppige Darbietung schwellenden Fleisches gewichtig breit macht, worüber in manchem Beschauer das ästhetische Empfinden verletzt sein dürfte. Derartige Extravaganzen fehlen im vorliegenden Rubenshefte und wir können sagen, daß ob solch weiser Handlung der geniale Künstler uns nur noch sympathischer ist und seine wahrhaft unvergänglichen Werke uns noch leuchtender vor Augen treten. In den ausgewählten, technisch unübertrefflichen 53 Abbildungen ist wohl alles vereinigt, was Rubens als religiösen und profanen Geschichtsmaler, als Porträt- und Landschaftskünstler groß erscheinen läßt. Kraftvolles Leben durchpulst alle die mannigfachen Gestalten, die mit seltenem Kompositionsvermögen aneinandergereiht sich zeigen, die in ihrer grandiosen Licht- und Schattenwirkung selbst die Zauber des Kolorits andeuten, über welche Rubens mühelos tätiger Pinsel allzeit verfügte. Gemälde wie „der hl. Ignatius heilt Kranke“, ebenso das Triptychon „der hl. Ildefons von Toledo“ (beide in Wien), die „Kreuzabnahme“ (Antwerpen) zählen zu den wertvollsten Perlen der Malerei; Sicherheit und Kühnheit in der Zeichnung, Klarheit in allen Vorführungen sichern Rubens einen der ersten Ehrenplätze unter den Meistern aller Zeiten. Diese Erkenntnis wird jedem werden,

---

1) Frühere Besprechungen in den Bänden 146, 149, 150, 151 u. 152.

der das vorliegende Heft eingehender Besichtigung unterstellt. Der erläuternde, fesselnd geschriebene Text W. Rothes schafft außerdem noch die rechte Basis, um auch allen Laien in der Kunst den großen Meister und seine Zeit des näheren verständlich zu machen. Es ist ja immer nötig, der Gegenwart sich zu entheben, will man eine frühere Zeit und ihre Erscheinungen im Gebiete des kulturellen Lebens möglichst gerecht beurteilen. Dr. Rothes versteht es solches zu tun; gleichwohl will uns scheinen, es seien in einem Punkte (S. 8) die allenfallsigen Beziehungen zwischen Gegenreformation und Barockkunst etwas zu stark unterstrichen. Auch ohne Reformation, Spaltung und Gegenreformation dürfte sich damals der Barockstil in den katholischen Kirchen, deren Vorstände immer kunstfördernd gewirkt, geltend gemacht haben. Die Kirche hat die Barockkunst nicht erzeugt; naturgemäß ging diese gleich dem folgenden Rokoko aus dem Schoße der Renaissance hervor. Wie die Kirche gegen die wandelbaren Kunstformen nie ablehnend sich verhielt, so tat sie es auch dem allgemein sieghaften Barock gegenüber nicht, ebensowenig als sie sich beim späteren Eintreten des sogenannten Klassizismus nicht weigerte, die Kirchengebäude wieder glanzlos, nüchtern nnd kahl zu gestalten. Wir erlaubten uns diese Bemerkung hier einzuschalten, um einer etwaigen mißbräuchlichen Deutung oder Ausschlachtung der berührten Textstelle entgegenzutreten, wobei wir sichtlich im Sinne Dr. Rothes handeln. Haben doch schon akatholische Kunstgelehrte festzustellen versucht, daß die Verwertung der Barockkunst im Dienste der Kirche zunächst ein mit Raffinement gebrauchtes päpstliches und jesuitisches Agitations- und Betäubungsmittel gewesen sei, um das harmlose Volk zu ködern. So lag die Sache sicherlich nicht! Die Äußerungen des Barocks in Welt und Kirche sind eben einfach der Ausdruck einer lebensfreudigen, schaffensfrohen Kunstrichtung, die freilich nicht immer von grotesken Auswüchsen gefeit blieb. Rubens gilt uns als der vieltätigste und begabteste Vertreter dieser Kunstperiode, welche besonders auf dem Gebiete der Malerei die größte Bewegungsfreiheit zuließ. Durch letztere war es Rubens ermöglicht, im Rahmen seiner Kunst die höchsten Triumphe zu erzielen. Aber auch sein sonstiger Lebensweg ist sonnig und ehrenvoll gewesen: ein treuer Sohn seiner Kirche, das würdige Haupt einer glücklichen Familie, ein in seinen Beziehungen zu den höchsten Gesellschaftsständen tadelloser Kavalier steht er vor uns, wohl wert, auch in weiten Volkskreisen gekannt und geschätzt zu sein.

Max Fürst.



LI.

Ein Beitrag zur Geschichte des Schwäbischen Kreises.

Von Karl Freiherr von Hertling.

Vorwort.

Bei dem Beginn der Nachforschungen, die zu der hier vorliegenden Arbeit führten, war es nicht meine Absicht, einen Beitrag zur politischen Geschichte zu liefern. Nur im Interesse der Familiengeschichte suchte ich nach ergänzenden Nachrichten über den Lebenslauf meines vor fast hundert Jahren kinderlos verstorbenen Großonkels Wilhelm Hubert Freiherrn von Hertling. Die in der Familie erhaltenen Nachrichten genügten kaum, um sein Lebensbild in den allerdürftigsten Umrissen zu entwerfen, und wo ich ihn zuerst in der historischen Literatur erwähnt fand, traf ich auf Unklarheiten, die zu Widersprüchen führten. Er sollte als bayerischer Diplomat in ernster kritischer Zeit einen wichtigen Schritt ohne oder gar gegen den Willen seiner Regierung getan haben und doch wurde ihm gleich darauf eine hohe Auszeichnung zuteil, die nur als Anerkennung seiner Tätigkeit betrachtet werden kann. Als ich nun im königlichen geheimen Staatsarchiv zu München Aufschlüsse suchte, wurden mir in entgegenkommendster Weise nicht nur Hertlings Personalakten sondern auch seine ganze umfangreiche politische Korrespondenz zur Verfügung gestellt. Diese umfaßt den Zeitraum von 1792 bis 1813, demnach eine so ereignisreiche

und für die Geschicke des europäischen Kontinents wichtige und entscheidende Zeit, daß ich hoffen durfte, durch auszugsweise Mitteilungen aus derselben einen bescheidenen Beitrag zur Beurteilung jener Zeit liefern zu können. Der weitaus größte Teil von Hertlings Berichten enthält nur Mitteilungen über gesammelte Nachrichten, ferner Beobachtungen und daran geknüpfte Folgerungen, dagegen treten die Nachrichten über des Verfassers eigenes Leben sehr in den Hintergrund, und so dürften ein paar kurze Angaben über dasselbe hier eine Stelle finden.

Wilhelm Hubert Freiherr von Hertling wurde am 30. Oktober 1758 zu Simmern im Hunsrück geboren. Schon sein Großvater Johann Friedrich hatte als Regierungs-Vize-Kanzler im kurpfälzischen Staatsdienste gestanden. Sein Vater, der zur Zeit der Geburt des Sohnes als kurpfälzischer Regierungsrat und Landschreiber in Simmern lebte, kam bald darauf als Regierungs- und Appellationsgerichtsrat nach Mannheim, war, als der Sohn in den Staatsdienst eintrat, geheimer Staatsrat und wurde 1790 als Konferenzminister und Kanzler nach München berufen. Wilhelm Huberts Mutter Eleonore war die Tochter des kurpfälzischen Staatsrates Theodor von Weiler, eines Mannes, der großen Einfluß bei seinem Kurfürsten gehabt haben soll.

Sein elterliches Haus verließ Wilhelm Hubert im Jahre 1774, um an dem Collège royal de St. Louis in Metz Philosophie zu studieren, und ein Jahr später bezog er die Universität Heidelberg zu seiner juristischen Ausbildung. Nach Beendigung derselben trat er in Mannheim in den Staatsdienst und übersiedelte 1783 nach München, um sich unter der Leitung des Ministers von Vieregg für den diplomatischen Dienst auszubilden. Aber noch bevor er in diesem Zweige des Staatsdienstes eine Anstellung hätte finden können, vermählte er sich im März 1785 mit Walburga Gräfin Minucci und mußte zur sicheren Begründung des eigenen Haushaltes eine Stelle annehmen, die ihn für lange Zeit aus der erwählten Laufbahn hinausführte. Anfangs an



das Salzmeieramt nach Traunstein versetzt, wurde er bald darauf zum Pfleger und Kastner der Reichsherrschaft Mindelheim ernannt. Ihres reichen Ertrages wegen war diese Stelle wohl außerordentlich günstig, aber die damit verbundene Verwaltungstätigkeit konnte einen Mann, der sich dem politischen Leben hatte widmen wollen, nicht vollständig befriedigen. Auch die fast gleichzeitig erfolgte Ernennung zum beigeordneten Gesandten am schwäbischen Kreistage konnte keine erwünschte Abwechselung in die Berufsgeschäfte bringen, solange der eigentliche Gesandte den Dienst versah. Im Jahre 1790 ergab sich aber die Gelegenheit, wenigstens vorübergehend dem politischen Leben wieder näher zu kommen. Als nämlich sein Vater zum Botschafter für die Kaiserwahl im Jahre 1790 ernannt worden war, folgte er diesem als Botschaftssekretär nach Frankfurt a. M., und als nach dreimonatelangem Aufenthalt daselbst die Wahl vollzogen war, wurde er von dem neugekrönten Kaiser im Dom zu Frankfurt zum Ritter geschlagen.

Ungefähr ein Jahr darauf trat der kurbayerische wirkliche Kreisgesandte am schwäbischen Kreise von seiner Stelle zurück und Hertling rückte in dieselbe ein. Von seiner ersten Teilnahme an den Sitzungen des Kreistages an beginnt die politische Korrespondenz, die in den nachfolgenden Blättern auszugsweise mitgeteilt wird.

In seinem Familienleben wurde Hertling wiederholt von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Sein im Jahre 1786 geborener Sohn Clemens war musikalisch begabt und wirkte mit bei dem im häuslichen Kreise gepflegten Spiele von Streichquartetten. Als er dann im Jahre 1802 seiner Studien halber das elterliche Haus verließ und die Musik verstummte, klagte sein Vater, daß die einsamen Abende in Mindelheim nun viel stiller geworden seien. Die Hoffnung aber, daß mit der einstigen Heimkehr des Sohnes die edle Unterhaltung wieder aufleben könne, wurde jäh enttäuscht, denn Clemens starb als Student in Landshut am 30. Oktober 1805.

Inzwischen war Hertling als Gesandter nach Stuttgart versetzt worden, aber auch dort scheint die Stille im eigenen Hause drückend auf ihm gelastet zu haben und so nahm er ein Töchterchen seines älteren Bruders, die im Jahre 1800 geborene Walburg, zu sich. Briefe aus den folgenden Jahren erwähnen öfter, welche Freude die fortschreitende geistige und körperliche Entwickelung des Kindes den verlassenen Eltern bereite. Neun Jahre währte diese Freude, da fing Walberl an zu kränkeln und am 26. Juli 1815 wurde sie ihnen durch den Tod entrissen.

Der Tod des Kindes, das er wie ein eigenes betrauerte, mag ihn umso härter getroffen haben, weil seine eigene Gesundheit schon schwer erschüttert war. Wohl stand er erst im 57ten Lebensjahre, allein während des mehrjährigen Aufenthaltes in Holland, wo das Klima seiner Natur nicht zusagte, war er schwer erkrankt und auch die für ihn günstige Versetzung nach Berlin führte nicht zur vollständigen Herstellung seiner Gesundheit.

Die Umstände, unter denen er das Hoflager des Königs von Preußen in Breslau im Jahre 1813 verließ, sind in seinen Depeschen aus jenen Tagen[1]) ausführlich dargelegt. Es geht daraus deutlich hervor, daß er nicht, wie anderwärts behauptet wurde, die diplomatischen Beziehungen zwischen Bayern und Preußen in unberechtigter Weise abbrach. Er begab sich von Breslau nach Wien, wo er mit dem dortigen Gesandten Grafen Rechberg bei dem Fürsten Metternich speiste, kehrte wenige Tage darauf nach München zurück und erhielt bald darauf das Großkreuz des Ordens der bayerischen Krone. Während der nun folgenden Kriegsjahre sollte Hertling nicht auf seinen Posten am preußischen Hofe zurückkehren. Als dann endlich wieder Frieden war und es wünschenswert schien, daß wieder ein bayerischer Gesandter sich in Berlin befinde, war Hertlings Gesundheit so sehr geschwächt, daß er den Posten nicht mehr dauernd bekleiden

1) Histor.-polit. Blätter CXLVII (1911) 1. S. 32 ff.

konnte. Er sollte sich daher nur noch einmal dorthin begeben, um sein Abberufungsschreiben zu überreichen. Am 16. Februar wurde dasselbe ausgefertigt, bevor es aber in seine Hände gelangen konnte, war er am 19. Februar 1816 seinen Leiden erlegen.

* * *

Im Juli 1791 war der seitherige bayerische Gesandte bei dem schwäbischen Kreise, von Zelling, von seiner Stelle zurückgetreten und Wilhelm Hubert Frhr. von Hertling war sein Nachfolger geworden. Die Sitzungen des Kreistages fanden der Regel nach in Ulm statt, wozu die beiden sogen. Ausschreibämter, Württemberg und Konstanz, alle übrigen Kreisstände zusammenberiefen. In normalen Zeiten hatten die Kreistage vorzugsweise Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen, wie die Aufsicht über das Münzwesen, Wahrung des Landfriedens, Verteilung der Reichsanschläge und Truppenkontingente auf die einzelnen Kreisstände, Wahlen zum Reichskammergericht usw.

Dem ersten Kreistage aber, dem Hertling im Frühjahr 1792 beizuwohnen hatte, fielen außergewöhnliche Aufgaben zu, welche die äußerst kritischen politischen Verhältnisse mit sich brachten. Kaiser Leopold II. hatte, infolge seiner Vereinbarungen mit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, in den Niederlanden und im Breisgau Vorbereitungen für die Eventualität eines Krieges mit Frankreich getroffen, jedoch noch eine sehr zurückhaltende Stellung bewahrt. Aber er starb am 1. März 1792 und sein Nachfolger, Kaiser Franz II., führte in seinen gegenüber Frankreich gestellten Forderungen eine so viel energischere Sprache, daß die Gefahr eines Krieges weit drohender wurde. Es lag auf der Hand, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich insbesondere wegen der vorderösterreichischen Gebiete im Breisgau die größten Gefahren für den schwäbischen Kreis mit sich bringen mußte, und deshalb reichte Baden bei dem Direktorium des Kreises am 18. April 1792 den Antrag ein: „daß in Rücksicht der

dermaligen kritischen und gefährlichen Aussichten wegen Frankreich, besonders für die Reichslande an den Grenzen, die Kontingenter in kompleten Stand zu 3 Simpla aufgestellt und die wirkliche Ausrückung gegen den Rhein und Kordonierung konkludiert werden sollte". Dieser Antrag erregte bei dem engeren Konvent des Kreises, der sich schon am 19. April mit seiner Beratung befaßte, ungeheures Aufsehen und keiner der anwesenden Gesandten wollte ihn unterstützen. Es wurde vielmehr beschlossen, da keine Anforderungen von Seiten Österreichs an den Kreis gestellt worden seien und da durch eine Vermehrung der Kreistruppen bei der französischen Nation nur Aufsehen und Verdacht erweckt werden könnte, so müsse man behutsam zu Werke gehen und das Kreismilitär bei dem dermaligen Stande von $1^1/_2$ Simpla belassen, jedoch auf alle Fälle in bereitem, zum wirklichen Ausrücken fertigem Stand halten. Bevor nun jedoch der Kreistag zu seiner ersten Plenarsitzung am 24. April zusammentrat, erfolgte am 20. April die förmliche Kriegserklärung Frankreichs an Österreich. Bei den inzwischen eingetroffenen Kreisgesandten bildete die Frage, ob sich das Reich an dem Kriege beteiligen werde, selbstverständlich den Hauptgegenstand des Meinungsaustausches. Mit der Nachricht von der Kriegserklärung verbreiteten sich sofort die alarmierendsten Gerüchte und unter anderem auch die jedoch für unglaubwürdig gehaltene Nachricht, französische Truppen seien bereits verheerend in pfälzer Gebiet eingebrochen. Auf Grund einer Unterredung mit dem pfälzischen Minister Grafen von Oberndorff, der gerade auch in Ulm eingetroffen war, äußerte Hertling mehreren Gesandten gegenüber, bei dem ruhigen und friedlichen Verhalten seines Kurfürsten liege für Frankreich kein Anlaß zu verheerenden Einfällen in der Pfalz vor, und der Kurfürst werde auch sorgfältig alles vermeiden, was bei der französischen Nation einigen Argwohn erregen könne, demnach werde der vom engeren Konvent gefaßte Beschluß voraussichtlich den Beifall des Kurfürsten finden. Diese Äußerung wurde aber, wie Hertling nach-

träglich hörte, von manchen der Anwesenden für eine volle Neutralitätserklärung gehalten, und obwohl er dieser Auffassung sofort aufs allerenergischste entgegentrat, wurde sie doch nach München und auch an andere Höfe verbreitet. Er erhielt daher vom Kurfürsten den Befehl, sich darüber zu rechtfertigen, wie er ohne Auftrag eine förmliche Neutralitätserklärung in offizieller Form habe abgeben können; er solle diese Erklärung zurücknehmen und als Erläuterung beifügen: „daß der kurpfälzische Hof zu keinem Konzert mit anderen Mächten aufgerufen worden sei, daß er sich bisher Frankreich gegenüber ruhig und friedlich, selbst zu dessen Zufriedenheit betragen habe und daß man in diesen Gesinnungen fortfahren würde, es wäre denn, daß das Reich angegriffen oder beeinträchtigt werden würde, in welchem Falle man sich von dem allgemeinen weder trennen würde noch könne". Sofort rechtfertigte sich Hertling seinem Kurfürsten gegenüber durch eine einfache Darlegung des wahren Sachverhaltes und ferner reichte er bei dem Direktorium des Kreistages ein ausführliches Promemoria über den Fall ein, in welches er die gegebene Erläuterung zu der Stellung des Kurfürsten dem Wortlaute nach aufnahm. Da jedoch von den beiden Ausschreibämtern, Württemberg und Konstanz, das erstere selbst zur Beobachtung der Neutralität neigte, während letzteres mit der großen Mehrheit der übrigen Kreisstände gegen eine solche war, so fürchtete er, Württemberg werde vielleicht das Promemoria nicht zur Kenntnis des gesamten Kreistages bringen, und übergab es daher den beiden Ausschreibämtern je in einer besonderen Ausfertigung. Über Württemberg klagte er mehrfach und erwähnt z. B. in einem Briefe an den Minister Grafen von Vieregg vom 13. Mai, daß dessen Stellung sich in stetem Gegensatz zu den übrigen Kreisständen befinde.

Bei den Kreistagen pflegte auch der König von Frankreich einen Gesandten zu beglaubigen. Im Dezember 1791 wurde ein neuer Gesandter ernannt und es berührt eigentümlich, daß das Schreiben, worin die neue Ernennung dem



schwäbischen Kreis mitgeteilt wird, mit der Anrede beginnt: »Très chers bons amis, alliés et confédérés!« Der neue Gesandte, Herr von Maisonneuve, stellte nun bei dem Kreistage den Antrag: „1) daß der schwäbische Kreis die vollkommene Neutralität erklären, 2) den königlich ungarischen Truppen allen Durchmarsch in denen französischen Angelegenheiten durch des Kreises Lande versagen, 3) keines der Kreislande mit derlei Truppen besetzt werden solle." Dagegen hatte Österreich durch seinen Gesandten, den Grafen Lehrbach, eine engere Assoziation der Kreise zum Schutze gegen Frankreich beantragt, und fast den gleichen Antrag stellte der preußische Gesandte, Graf Görtz, der dafür auch die Hülfe des Königs von Preußen versprach. Letzterer empfahl dabei, obwohl noch keine Kriegserklärung Frankreichs gegen Preußen vorlag, ein rasches Vorgehen, da die französische Nationalversammlung durch die am 20. April beschlossene Kriegserklärung gegen Österreich den Frieden gebrochen habe. Der Kreistag befand sich in einer peinlichen Lage. Einerseits fühlte man sich verpflichtet, dem Antrage Österreichs zu willfahren, denn wenn auch Österreich seinen Antrag hier nur als einzelner Reichsstand gestellt hatte, so war doch Franz II. gleichzeitig das Haupt des deutschen Reiches. Andererseits fürchtete man, durch die beantragte Assoziation der Kreise das Mißtrauen Frankreichs hervorzurufen und dadurch das Reich in einen Krieg zu verwickeln, für den es keineswegs hinreichend gerüstet war. Man einigte sich daher zunächst dahin, auf die Anträge von Österreich und Preußen zu erwidern, der schwäbische Kreis sei bereit, zunächst mit dem kurrheinischen und oberrheinischen Kreise, dann aber auch mit Franken und Bayern in Unterhandlungen über eine Assoziation zum Zwecke der Erhaltung von Ruhe und Sicherheit innerhalb der Kreise einzutreten, ohne jedoch den von dem deutschen Reiche zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit noch zu fassenden Entschließungen dadurch im mindesten vorgreifen zu wollen. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Truppen des Kreises auf

3 Simpla zu vermehren. Sodann einigte man sich in der Sitzung vom 21. Mai dahin, daß dem Antrag des französischen Gesandten auf absolute Neutralität nicht stattgegeben werden könne, weil er gegen die Reichs- und Kreisverfassung verstoße; ebenso verhalte es sich hinsichtlich der Verwehrung des Truppendurchmarsches; um aber der französischen Nation keinen Anlaß zu Klagen zu geben, solle die Festung Kehl nicht mit österreichischen, sondern nur mit Kreistruppen besetzt werden. Diese Beschlüsse sollten dem französischen Gesandten in einer möglichst kurz gehaltenen Antwort mitgeteilt werden, um jedem Anlaß zu weiteren Verhandlungen auszuweichen.

Bevor diese Beschlüsse förmlich angenommen waren, verlautete, Graf Lehrbach werde in einem sehr ernst gehaltenen Promemoria den schwäbischen Kreis zur vollen Verbindung mit Österreich auffordern. Ein Beschluß über diesen zu erwartenden Antrag konnte eine vollständige Änderung in der Stellung des Kreises herbeiführen und so hielt man es für besser, dem französischen Gesandten die nun einmal fast einstimmig, nur gegen das Votum der Reichsstadt Heilbronn, beschlossene Antwort mitzuteilen, bevor man sich mit jenem Vorschlag Österreichs befasse.

Hertling legt in seinem Bericht über diese Verhandlungen und Beschlüsse einen Brief an den Minister Grafen Vieregg bei, worin er unter anderm sagt: Täglich hat man Anlaß zu staunen, daß die französische Nation in der Person des Herrn von Maisonneuve einen Gesandten geschickt hat, der nicht den geringsten Begriff von der Organisation unseres Kreises besitzt. Dadurch kommt er oft in die Lage Forderungen zu stellen, die ihrer Natur nach absolut unzulässig sind. Dies und ferner unangenehme Nachrichten, die ihm über bereits erlittene Niederlagen der französischen Armee zugekommen sein müssen, hat ihn bereits einen gemäßigteren Ton annehmen lassen. Man glaubt sogar, daß er im Laufe dieser Woche abreisen wird, nachdem er sich überzeugt hat, daß seine fernere Anwesenheit gerade so fruchtlos

sein wird, wie seine seitherigen Verhandlungen bis jetzt erfolglos waren.

Am 25. Mai aber berichtet Hertling, es sei sonderbar, daß Maisonneuve, der doch schon gewußt haben müsse, welche Antwort ihm bestimmt sei, bei dem Empfang der schriftlichen Ausfertigung derselben ganz außer sich geraten sei. Er habe vor seiner Abreise ein sehr erregtes Schreiben an das württemberg'sche Ausschreibeamt gerichtet und darin seine ganze Empfindlichkeit über die empfangene Antwort zum Ausdruck gebracht. Sein Bericht, den er über die Verhandlungen des Kreistages an die Nationalversammlung in Paris erstatte, werde daher nicht sehr günstig für den schwäbischen Kreis ausfallen. Man könnte darüber, schreibt Hertling in einem Briefe an Vieregg, beunruhigt werden, wenn nicht die Zuversicht von der Unfähigkeit der französischen Nation, etwas an den Grenzen Schwabens zu unternehmen, den Kreis beruhige.

Wenige Tage später wurde der Kreistag geschlossen. Am 2. Juni schrieb Vieregg an Hertling: „Je stürmischer der Kreistag und je dornenvoller Ihre Lage war, um so mehr Verdienste haben Sie sich erworben durch die Haltung, die sie einzunehmen wußten, durch den Eifer und die Genauigkeit, die Sie bewiesen haben."

Der Beginn des Feldzuges gegen Frankreich, dem auch Preußen am 26. Juni 1792 den Krieg erklärt hatte, schien die ängstliche Zurückhaltung des schwäbischen Kreises wie des übrigen deutschen Reiches zu rechtfertigen. Die verbündeten Heere rückten in Frankreich ein, während die französischen Armeen zurückwichen, und man konnte hoffen, daß der Kriegsschauplatz von Deutschland ferngehalten werde. Aber schon Ende September änderte sich die Lage durch das unglückliche Gefecht bei Valmy. Am 1. Oktober trat das preußische Heer den Rückzug an, sofort zog der französische General Cüstine gegen den Rhein vor, besetzte Speyer und Worms und am 21. Oktober wurde ihm sogar die wichtige Festung Mainz übergeben. Aber noch immer verharrte das deutsche

Reich in seiner Zurückhaltung. Erst Ende Januar 1793 trat der schwäbische Kreistag wieder zusammen, um über die für die Sicherheit des Kreises zu treffenden Maßregeln zu beraten. Am 7. Februar berichtet Hertling: „Da aber das herzoglich Württembergische Ausschreibamt einen der Sache nicht so fast angemessenen Antrag machte, verlas . . . Konstanz ein besonderes Votum oder vielmehr einen punktenweis abgefaßten Vorschlag, nach welchem die Kreistruppen auf den Kriegsfuß mobil gemacht und längstens bis Ende des laufenden Monats mit der erforderlichen Generalität und Artillerie auf dem Sammelplatz Hausach zusammengezogen . . . werden sollten, welchem Antrag die sämmtliche Nachstimmende jedoch mit Ausnahme der Reichsstädte Augsburg und Ulm pure beigetreten sind." Am 10. Februar wird dann weiter berichtet, der württembergische Gesandte habe zwar in größter Empfindlichkeit den konstanzer Antrag als einen Einbruch in seine eigenen Direktorialbefugnisse bezeichnet und feierliche Verwahrung dagegen eingelegt, doch trete er ihm bereits näher, seitdem ihm sämmtliche Gesandte jenen Antrag als den angemessensten bezeichnet hätten, und am 17. Februar schreibt Hertling an Vieregg: „Die Übereinstimmung der Anschauungen, welche dermalen alle Stände des Reiches zu beseelen scheint, macht diese Tagung weniger dornenvoll als die letzte." Am 13. März wurde der Kreistag bis gegen Ende Mai vertagt, nachdem er in seiner letzten Plenarsitzung den von Konstanz gestellten Antrag angenommen, dagegen einen Antrag Württembergs auf Vermehrung der Kreistruppen um 4000 Mann nur ad referendum genommen hatte. Bevor aber die Gesandten zu weiteren Sitzungen zusammentraten, war endlich auch von Seiten des deutschen Reiches am 6. April der Krieg an Frankreich erklärt worden.

Bei den nun folgenden Versammlungen des Kreistages während des Jahres 1793 kamen keine besonderen politischen Fragen zur Verhandlung, um so wichtiger gestalteten sich die Beratungen gleich in der ersten Tagung im Jahre 1794.



Am 7. Februar kam im engeren Konvent der preußische Antrag zur Verlesung, wonach der schwäbische Kreis mit den Kreisen Oberrhein, Kurrhein, Franken, Bayern und Niederrhein die Verpflegung der am Rhein stehenden preußischen Armee übernehmen und zu diesem Zwecke täglich 41 966 Pferderationen und 82 154 Mundportionen abliefern solle, andernfalls der König seine Armee größtenteils zurückziehen und die fraglichen Kreise ihrem Schicksal überlassen werde. Bei den während der folgenden Tage stattfindenden Beratungen kam man zu der Ansicht, daß die preußische Drohung nicht einzelne Kreise, sondern das ganze Reich betreffe und demnach an den Reichstag gehöre, daher sei es ein Verstoß gegen die Reichsverfassung sich darauf einzulassen. Da man aber nicht wissen könne, ob nicht die preußische Drohung erfüllt werde, so müsse der Kreis sich in besseren Verteidigungszustand setzen, um nicht einem Übergang der Franzosen über den Rhein und somit einem feindlichen Überfall ausgesetzt zu sein. Ferner müsse das preußische Ansinnen dem Kaiser vorgelegt und die Unmöglichkeit seiner Ausführung zugleich mit der Bitte um Schutz des Kreises dargetan werden. Die Kreiskasse allein habe bis jetzt schon, ohne die von den einzelnen Kreisständen getragenen Kosten, einen Aufwand von über 3 Millionen Gulden bestritten und dazu komme nun noch die Vermehrung der Kreisarmee um zwei Dritteile und das Generalaufgebot. Von diesen Gründen der Ablehnung solle auch dem preußischen Gesandten in schonender Weise Kenntnis gegeben werden.

Als Maßregeln zur Erhöhung des eigenen Verteidigungszustandes wurden u. a. folgende Vorschläge gemacht: Die Kreistruppen sollten bis zum 1. März nicht nur vollzählig aufgestellt, sondern mit überkompletter Mannschaft versehen werden, um jeden Abgang sofort ersetzen zu können. Mit einer Landmiliz habe man in früheren Zeiten nicht viel erreicht, deshalb solle jetzt ein Korps von 4000 Mann errichtet werden, zu welchem jeder Kreisstand den vierten Teil seines Matrikularanschlages zu stellen habe. Neben diesem Korps



könne man im Notfalle eine Landmiliz gebrauchen und das allgemeine Aufgebot verfügen. In dieses wären alle dienstfähigen Mannschaften von 18 bis 50 Jahren innerhalb vier Wochen einzureihen. Sie müßten mit Waffen versehen und bereit sein, auf das erste gegebene Signal hin auszurücken, bei Verlust des Bürger- und Untertanenrechtes. Die Leute müßten auf einige Tage mit Brod, Pulver und Blei versehen sein. Aus dieser diensttauglichen Mannschaft wäre ein besonderer, etwa auf 40 000 Mann sich belaufender Landausschuß zu errichten, einzuexerzieren, in Regimenter einzuteilen und etwa mit Zwilchkitteln mit Uniformaufschlägen zu versehen. Außerdem solle ein Korps von Scharfschützen, etwa 1000 bis 1500 Mann, gebildet und ihre Standplätze unter Anführung einiger Forstmeister bestimmt werden. Endlich im Notfall, wenn der ganze Landausschuß zum Ausrücken käme, müsse jeder Kreisstand die Verpflegung seiner Mannschaft auf eigene Kosten beischaffen, wenn dagegen nur eine Abteilung ausrücke, habe die Kreiskasse die Kosten zu bestreiten.

Alle diese Vorschläge wurden im engeren Konvent einstimmig angenommen. Der preußische Gesandte, von Madeweis, erneuerte aber in einer abermaligen Denkschrift das Verpflegungsgesuch und warnte vor dem Landaufgebot wegen der zu erwartenden nachteiligen Folgen. Der engere Konvent beschloß, den ersten Punkt dieser Denkschrift als bereits beantwortet auf sich beruhen zu lassen, hinsichtlich des zweiten aber zu erwidern, daß es sich nur um Verteidigungsanstalten zur Sicherheit des Kreises handle und nichts anderes geschähe, als was vom Reichsoberhaupt gefordert und von den Reichsgesetzen vorgeschrieben werde. Nun traf bei dem Kreistage ein Schreiben des Kurfürsten von Mainz ein, in welchem zur Beschickung eines Kongresses in Mainz, wo über die preußischen Forderungen beraten werden solle, auf den 1. März eingeladen wurde. Der engere Konvent antwortete sofort, man sei bereit, den Kongreß zu beschicken, obwohl der Verfassung nach die preußischen Anträge dort nicht zu behandeln seien.

In einem Briefe vom 20. Februar 1794 schreibt Hertling an den Minister Grafen von Vieregg: die energische Forderung Preußens habe allgemeine Bestürzung verursacht, man halte sie für unerfüllbar, habe aber vernommen, daß der König von Preußen, um seinem Ansinnen mehr Nachdruck zu geben, den ganzen Kurstaat Mainz besetzt habe. Nun traf aber bei dem Gesandten Badens, Freiherrn von Woellwarth, ein Schreiben seines Oheims, des preußischen Gesandten am Reichstage zu Regensburg, Grafen Görtz, ein, in welchem dieser in den lebhaftesten, von größter Sorge und wärmstem Patriotismus zeugenden Worten zur Erfüllung der preußischen Forderungen drängte. Hertling schickte eine Abschrift dieses Briefes an Vieregg und bemerkte dazu, derselbe habe großen Eindruck gemacht, und wenn die Antworten an Madeweis und Mainz nicht bereits abgegangen wären, würden sie jetzt wohl anders abgefaßt worden sein.

Von München aus kam aber unter dem 26. Februar ein Erlaß an Hertling, in welchem die volle Zustimmung des Kurfürsten zu den Gesinnungen des Kreistages ausgedrückt war. Zu seiner Instruktion über die Lage der Dinge waren dem Erlaß mehrere Aktenstücke in Abschrift beigelegt, unter denen insbesondere die Berichte des bayerischen Gesandten, Grafen von Lerchenfeld, die Stimmung am Reichstage zu Regensburg sehr eingehend schildern. Dort stand man den preußischen Anträgen mit dem allergrößten Mißtrauen gegenüber. In Lerchenfelds Bericht vom 18. Februar heißt es u. a., daß die Gattung und Art der preußischen Forderung, welche eine offenbare Unmöglichkeit und auffallende Bedrohung in sich fasse, hinlänglich zu erkennen gebe, daß entweder der König von Preußen das Reich zwingen und den Krieg auf Kosten desselben fortsetzen, oder „bei vorzusehender abschlägiger Antwort und mutmaßlich getroffener vorläufiger Übereinkunft mit Frankreich das Reich dem Feinde preisgeben und in einer solchen allgemeinen Verheerung seine eigenen Vorteile suchen wolle". In einem

ebenfalls abschriftlich vorliegenden Berichte Lerchenfelds vom 21. Februar bespricht er die geringe Aussicht, welche für die Annahme der preußischen Forderung bestehe, und fügt bei, der schwäbische Kreis habe durch die eigene Bewaffnung das sicherste Mittel ergriffen, und er (Lerchenfeld) wünschte, daß Bayern hierin mit dem Beispiel vorangegangen wäre, jedenfalls aber jetzt nachfolge.

Preußen bestand nachhaltig auf seiner Forderung und ebenso machten die Kreise mit aller Entschiedenheit geltend, daß es ihnen rein unmöglich sei, neben den bereits entstandenen und fortwährend weiter erwachsenden Kosten auch noch die Kosten für die preußische Armee zu übernehmen. Als Ausweg aus dieser Lage bot sich die Annahme von Subsidien aus dem Auslande, worüber inzwischen Verhandlungen eingeleitet worden waren. Hertling berichtet dazu am 2. März: „Man hofft immer noch, daß in Folge der in Wien eingeleiteten Verhandlungen die Dinge eine günstigere Wendung für das Deutsche Reich nehmen werden. Nach einem Brief, den der hannöversche Gesandte am Wiener Hofe an den hiesigen ersten Gesandten Badens, Freiherrn von Edelsheim, geschrieben und den dieser mir vertraulich mitgeteilt hat, scheint der Plan der zu sein, daß der König von Preußen seine Armee auf 100 000 Mann vermehrt, hierfür ist die Summe von 2 Millionen Pfund Sterling in Aussicht genommen, wovon England zwei Fünftel, Holland und Wien je ein Fünftel übernehmen, während der König von Preußen das letzte Fünftel auf sich nimmt. Sobald Holland und der kaiserliche Hof diesem Vorschlag beigestimmt hätten und man sich über die weiteren Modifikationen, die der König hinsichtlich des letzten, von ihm zu übernehmenden Fünftels geeinigt hätte, wäre doch das Reich aus der großen Verlegenheit gezogen hinsichtlich der Anforderungen, die man ihm für den Unterhalt der preußischen Truppen auferlegen wollte. — Hiernach muß noch eine Vereinbarung über die Reichsarmee und die Bewaffnung der Untertanen getroffen werden, zwei Projekte, von deren letzterem insbesondere der



Berliner Hof durchaus nichts hören will." Entgegenkommender zeigte man sich in Wien, worüber Hertling unter dem 17. März an Vieregg schreibt: „Nach dem, was mir der kaiserliche Gesandte heute gesagt hat, hat er soeben den bestimmten Auftrag seines Hofes erhalten, sowohl dem Kreise als den Ständen zu erklären, daß Se. Majestät der Kaiser aufrichtig wünsche, daß man sich dem Berliner Hofe nähere, indem man sich auf die Wünsche einlasse, die er an die sechs vorliegenden Kreise gestellt hat, sowohl hinsichtlich des seinen Truppen zu gewährenden Unterhaltes als hinsichtlich der Beschickung des Kongresses zu Frankfurt."

Am 22. März aber erhielt der preußische Gesandte, von Madeweis, aus Berlin den Auftrag, dem schwäbischen Kreistage zu eröffnen, nachdem der Antrag auf Naturalverpflegung seiner Truppen so unwillfährig von den meisten Ständen des Reiches aufgenommen worden sei, so verzichte der König nun auf den Antrag und werde außer dem traktatmäßigen Hülfskorps, das bei Mainz stehen bleibe, seine übrige Armee in seine eigenen Staaten zurückziehen und das Reich seinem Schicksal überlassen. Er wünsche, daß dasselbe des Königs weitere Hülfe zu entbehren imstande sein möge. Diese Erklärung machte jedoch auf die Gesandten am schwäbischen Kreise keinen erschreckenden Eindruck, denn abgesehen davon, daß der Kreis die Vermehrung seiner eigenen Truppen beschlossen hatte, hörte man auch, daß der Subsidienvertrag mit England abgeschlossen sei, und erwartete also, daß die zurückgezogenen preußischen Truppen doch wieder zur Verwendung kämen.

Der Kreistag wurde am 5. April 1794 geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)



LII.

Lehrreiche Untersuchungen über den Ursprung der Seele.

Von Professor Dr. J. Gspann, Stift St. Florian.

1. Eine der interessantesten Fragen aus der Dogmengeschichte ist die Klärung des Glaubensbewußtseins über die Art des Werdens der Seele. In der Zeit vor Augustin tritt eine namhafte Zahl von Kirchenschriftstellern für die Erschaffung des geistigen Lebensprinzipes des Menschen ein. So schreibt beispielsweise Lactantius: Nichts von diesen Dreien ist wahr.[1]) Weder von beiden Eltern noch von Vater oder Mutter werden die Seelen gesäet. Der Körper kann freilich aus Körpern erzeugt werden, weil ihm von beiden Körpern (der Zeugenden) etwas mitgeteilt wird. Aus Seelen kann aber keine Seele werden, weil aus einem geistigen (tenui) und unbegreiflichen Seienden nichts hervorgehen kann. So unterliegt die Art der Erschaffung der Seele Gott einzig und allein.[2])

Diese Vernunftbeweise eines Kirchenschriftstellers aus dem zweiten Jahrhundert haben großen Anklang gefunden und noch heute treten sie in modifizierter Anwendung sowie in der Terminologie der Scholastik in dogmatischen und psychologischen Lehrbüchern auf.

Teils Schriftbeweise teils Vernunftbeweise bringen die Apostolischen Konstitutionen (V, 7), Hieronymus (C. Joannem Hierosol. n. 22), Hilarius (De Trinit. X, 22), Theodoret (De cur. Graec. affect. sermo 5 et 4), Ephraim (De inspir.), Primasius (In Hebr. 12, 9 und In Rom. 5, 15), Petrus Damianus (l. I. ep. 13), Clemens von Alexandrien (Strom. IV, 26 und VI, 16) u. v. a. Gregor von Nazianz, aus dessen Gedichten „wahre Naturempfindung und tiefe, von

1) Lactantius zählt zuvor drei Formen des Generatianismus auf.

2) De opific. Dei c. 19.

philosophischem Geist erleuchtete Religiosität spricht",[1]) singt über die Erschaffung der Seele:

> „Non totius hominis homo pater est, ut dici solet,
> Sed tantum carnis et sanguinis, quorum utrumque
> Peribit. Anima autem Dei omnipotentis spiraculum est
> Extrinsecus incidens in terrestre figmentum. Novit, qui miscuit,
> Quomodo primum afflavit ac imaginem terrae miscuit." [2])

Ein entschiedener Gegner des Kreatianismus, also der Lehre von der Erschaffung der Seele durch Gott, ist im Väterzeitalter nur Tertullian. Dieser lehrt (De anima c. 19) den allergröbsten Traducianismus (von tradux = der Setzling): „Die Seele löst sich wie ein Setzling aus der Mutter Adam ab und pflanzt sich fort in die Nachkommenschaft et genitalibus feminae foveis cum omni sua paritura pullulabit tam intellectu quam sensu.". Das ist offenkundiger Materialismus! Im Oriente heißt der Urheber dieser grobsinnlichen Auffassung Apollinar von Laodicäa. Aus der Zeit vor Augustin neigen zum Generatianismus Theodor von Abukara (Opuscula 35), Makarius (Hom. 30 n. 1), Gregor von Nyssa (De opif. hominis c. 29), Anastasius Presbyter (or. 4 c. Monoph.) und Nemosius (De natura hominis.) Aus dieser Darlegung begreift man, daß Hieronymus maßlos übertreibt, wenn er schreibt (n. 278), „der größte Teil der Occidentalen sei im Wahne, daß wie der Körper vom Körper, so die Seele aus der Seele erzeugt werde". Man braucht nur einen Auszug der Patrologie, etwa die Grundlinien der Patrologie von Bernhard Schmid, durchzublättern und man wird sehen, welch einen kleinen, kleinen Teil die aufgezählten Schriftsteller bilden im Verhältnis zu allen Vätern und Kirchenschriftsteller, die bis 430 geblüht haben.[3])

---

1) Christ W. v., Geschichte der griechischen Literatur S. 742.

2) In lud. virgin. vers. 392 ssq.

3) Wer sich für die Frage interessiert, lese die lange Reihe von Zeugnissen aus der abend- und morgenländischen Kirche, gesammelt von Jos. Kleutgen (Innsbrucker Zeitschrift für kathol. Theologie 1883, S. 196 ff.).



Von 430 bis 1164 († Petrus Lombardus) „macht sich ein gewisses Zagen und Schwanken in der Frage nach dem Seelenursprung geltend und eigentlich erst mit Thomas wurde eine feste, entschiedene Rückkehr zum Kreatianismus angebahnt".[1]) Woher diese seltsame Erscheinung? Der Grund ist einzig und allein zu suchen in der Unentschiedenheit Augustins, dessen Ansehen von jeher in der Wissenschaft ein immenses war. Heinrich Ritter schreibt über Augustin, der an spekulativer Begabung alle Kirchenväter überragt: „Augustinus steht als Lehrer an dem Wendepunkte zweier Zeiten, der alten und der neuen. Diese seine Stellung gibt ihm den großartigen Einfluß, mit welchem kein anderer in der Geschichte der bisherigen wissenschaftlichen Bildung verglichen werden kann. Davon zeugt die vorherrschend subjektive, psychologische Richtung, welche er zuerst durchgreifend der philosophischen Forschung gab, indem er in das geistige Leben den Standpunkt des wissenschaftlichen Nachdenkens verlegte, im Selbstbewußtsein die sichere Grundlage der Untersuchung, in seinen Erscheinungen das erste Gewisse, in seinem Verlangen nach Wahrheit das letzte Ziel nach Forschung nachwies."[2]) Augustin konnte sich Erbsünde und unmittelbare Schöpfung der Seele nicht vereinbaren, darum verfällt er auch auf einen unkörperlichen Samen, aus dem sich auf verborgenem und unsichtbarem Wege die Seele des Kindes herleite und so — weil erzeugt — in die Sünde der Stammeltern verstrickt werde (Ep. 190 ad Optatum). Er war sich nicht klar und darum bekennt er nach Art wahrhaft großer Geister: „Ich will lieber lernen als lehren, damit ich mich nicht unterfange, etwas zu behaupten, was ich doch nicht weiß" (Contra Julian. V, 4).

Von Augustin bis Petrus Lombardus hat mit alleiniger Ausnahme des Rufinus kein kirchlicher Schriftsteller den Generatianismus gelehrt oder verteidigt. Von hervorragen-

---

1) Pohle J., Lehrbuch der Dogmatik I³, 443.

2) Geschichte der christlichen Philosophie I, 447.

deren nehmen unter dem Banne Augustins eine zweifelnde Stellung ein: Fulgentius (De veritate praed. III, 18 ssq.), Eucherius von Lyon (In Gen. 3), Pomerius (L. IV de anima), Isidor von Spanien (De off. eccles. II, 23), Rabanus Maurus (De anima c. 2), Prudentius (De praed. adversus Scotum Erigena), Bruno Astensis (In Gen. 2, 7).

Neben diesen Zweiflern hat es jedoch im Zeitraume von 430—1164 nicht an ebenso hervorragenden Schriftstellern der Kirche gefehlt, die für die Schöpfung der Seele eintraten, u. a. Odo von Cambrai (Ep. de peccato originali, eine kleine, aber sehr gehaltvolle Schrift), Gerhoch von Reichersberg (Lib. de gloria et honore filii hominis c. 20) und Cassian (coll. VIII c. 25 opusc. III, 273 s. ser. II). Mit Petrus Lombardus (Sent. 2. dist. 17 q 3) und Albert dem Großen (S. th. p. 2 q 72 memb. 3) bekommt die patristische Lehre vom Kreatianismus die unangefochtene Herrschaft.[1]) St. Thomas aber sagt geradezu: „Es ist Häresie, zu behaupten, daß die Geistseele mit dem Samen fortgepflanzt werde" (S. th. 1 q 118 a 2).

2. Wir befinden uns im 12. Jahrhundert. Sobald das heißumstrittene Problem: Erzeugung oder Erschaffung der Seele? endgültig gelöst war, tauchte eine neue Frage auf: Wann? Diese bedeutungsvolle Frage war für den Anhänger des Generatianismus ohne Bedeutung. Wird die Seele erzeugt, so wird sie mit dem Embryo erzeugt. Die zweifelnde und schwankende Epoche von 400—1200 hatte wenig Interesse, diese für sie untergeordnete Frage zu lösen, weil die Hauptfrage noch der Lösung harrte.

1) Bis zum 19. Jahrhundert. Da erlebt der Generatianismus durch Georg Hermes († 1831), Heinrich Klee († 1840), Jakob Frohschammer († 1839) und den italienischen Philosophen Antonio Rosmini-Serbati († 1855) eine neue Auflage. — Anmerkung: Für den Katholiken ist der Generatianismus heute keine freie Lehre mehr. Wir haben diesbezüglich verschiedene päpstliche Dokumente mit dogmatischem Charakter. (Vergl. Zigliaria, Tommaso M., Summa philosophica vol. II. p. 132.)



In der Blütezeit der Scholastik war das anders geworden. St. Thomas beantwortet das „Wann?" im engsten Anschluß an Aristoteles (De generat. animalium lib. II c. 3) folgendermaßen: Der Embryo hat zuerst als Lebensprinzip eine anima nutritiva, dann eine anima sensitiva, endlich eine anima intellectiva. Alle drei zugleich? Oder wie verhält sich die Sache? Thomas sagt:

„Weil die Entstehung des einen immer die Zerstörung des anderen im Gefolge hat, so muß man sagen, daß sowohl beim Menschen als auch bei den anderen Sinnenwesen die Zerstörung der früheren (Lebens)form eintritt, wenn eine vollkommenere kommt; und zwar so, daß die nachfolgende (Lebens)form enthält, was die frühere hatte, ja sogar mehr . . . . Und so ist zu sagen, daß die Geistseele von Gott geschaffen wird am Ende der menschlichen Entwicklung, die zugleich sinnlichen und einen Ernährungscharakter hat, wenn diese beiden Lebensformen zerstört sind." (S. th. 1 q 118 a 2 ad 2.)

Wir werden bald Gelegenheit haben, auf die Großartigkeit dieser philosophischen Lehre zurückzukommen. Vorerst sei bemerkt, daß sie Jahrhunderte hindurch großen Beifall fand, durch Jahrhunderte durch an fast allen theologischen und philosophischen Schulen der katholischen Erde vorgetragen wurde, daß die Texte bei St. Thomas, in welchen von der Erschaffung der Seele mehr minder ausführlich die Rede ist (außer S. th. 1 q 118 a 2 noch S. th. 1 q 90 a 2; Sent. II dist. 18 q 2 a 1; Contra gent. lib. II cc. 86, 88 und 89; De potentia q 3 a 9; Opusc. II c. 94) eine Legion von Kommentatoren fanden.

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gewinnt langsam die Meinung die Oberhand, daß Entstehung des Embryo und Erschaffung bzw. Eingießung der Seele zeitlich zusammenfallen. Man glaubte schon an eine allumfassende Reaktion, die Ansicht schien allgemein werden zu wollen. Das solide Fundament, worauf sie baute, ist folgende physiologische Tatsache: Es ist festgestellt, daß jede Zelle (also auch die menschliche Embryonalzelle) trotz der außerordentlichen Zu-

sammengesetztheit der Elemente, aus welchen sie besteht, ein unteilbares Ganze, eine Einheit bildet. Diese elementare organische Einheit vollzieht für sich allein im Wesen die Tätigkeiten, welche sich später auf den höheren Stufen der Lebensentwicklung an die Gewebe und an besondere Organe geknüpft finden.[1])

3. „Die Füße derer, die deinen Mann begruben, stehen vor der Türe, und sie werden auch dich hinaustragen." (Apg. 5,9). Die nämliche experimentierende Physiologie, die das aristotelisch-thomistische System begrub, stand schon wieder vor der Türe. Man fand, daß die oben erörterte „physiologische Tatsache" gar nicht im Widerspruche stehe mit der Lehre des Aristoteles und der Scholastik, man prüfte, untersuchte, experimentierte und kombinierte, und siehe da: die allerneueste Zeit kehrt reuig zum großen Stagiriten und zum Fürsten der mittelalterlichen Gelehrsamkeit zurück.

Auf Grund der Forschungen O. Hertwigs (Über Embryologie) und W. Preyers (Physiologie des Embryo) kann der bedeutendste Psychologe der Zeit auf katholischer Seite mit Freude schreiben: Die Embryologie bestätigt in auffallender Weise die spekulativen Ansichten der alten Scholastiker. Man weiß heute tatsächlich, daß die Bildung eines neuen Wesens bei der Mehrzahl der Tiere, bei allen Wirbeltieren ohne Ausnahme, der Verschmelzung von geschlechtlichen Produkten verdankt wird, welche einfache Zellen sind. Die ersten Erscheinungen, welche der Befruchtung folgen, gehen auf einen verhältnismäßig einfachen Vorgang der Teilung zurück. Am Ende der Entwicklung zeigt das Mikroskop nichts anderes als Schichten von regelmäßig geordneten Zellen, welche das bilden, was man „Keimblätter" nennt. Nur nach und nach sieht man die ersten Anlagen der Organe und ihre Verschiedenheit sich abheben. Desgleichen werden die Zusammenziehungen des Herzens und der Blutlauf z. B. beim Huhn

1) **Mercier**, Desiré, Psychologie 6. u. 7. Deutsch von L. **Habrich**. (Kempten und München) I, 18.



und beim Meerschweinchen mehrere Tage vorher bemerkt, ehe man irgend ein Zeichen von Beweglichkeit wahrnimmt; die Bewegung selbst geht den Bekundungen der Sinnestätigkeit voraus, so daß morphologisch und physiologisch die Ontogenese sich darstellt als ein Vorgang der Entwicklung vom Unbestimmten zum Bestimmten, vom organischen zum sensitiven Leben, so wie es die genialen Denker im 13. Jahrhundert vorgeahnt hatten.[1])

Vielleicht hat der Leser Interesse, die herrlichen Verse Dantes zu hören, in welchen die tiefschauende Lehre des hl. Thomas von Aquino über den Ursprung der Seele besungen wird. (Purgatorio XXV, 52—75. Nach der Übersetzung von Philalethes):

„Die tätige Kraft vom Keim zur Seele jetzt geworden,
Von Pflanzenseelen nur soviel verschieden,
Daß unterwegs noch jen', am Leben diese,

Schafft dann, daß es sich schon bewegt und fühlet,
Dem Seeschwamm gleich, Werkzeuge jetzt zu bilden
Den Kräften, deren Keim sie ist, beginnend.

Jetzt nun entwickelt, Sohn, jetzt dehnet aus sich
Die Kraft, die aus des Zeugers Herzen stammt,
Wo die Natur Vorkehr für jedes Glied trifft.

Allein, wie's aus dem Tier zum Menschen werde,
Siehst du noch nicht; das ist ein Punkt, der irre
Einst einen Weiseren[2]) als dich geführt hat,

So daß in seiner Lehr' er von der Seele
Geschieden ließ den möglichen Verstand sein,
Weil kein Organ er sah, das diesem eigen.

Schließ auf der Wahrheit, die da kommt, den Busen
Und wisse, daß, sobald dem Embryone
Die Gliederung des Hirnes ist vollendet,

Sich zu ihm kehrt der Urbeweger fröhlich
Ob solchem Kunstwerk der Natur und neuen
Mit Kraft erfüllten Geist dann ein ihm hauchet,

Der in sein Wesen aufnimmt, was er Tätiges
Dort trifft, und so wird eine einzige Seele,
Die lebt und fühlt und nach sich selbst sich wendet."

1) Mercier a. a. O. II, 340. 2) Averroes.



„Der lebt (anima nutritiva sive organica sive vegetativa) und fühlt (sensitiva) und nach sich selbst sich wendet" (anima intellectiva).[1] Was so der geistvolle Dichterphilosoph als Schüler von Aristoteles und Thomas von Aquino singt und die allermodernste Psychologie, Biologie und Physiologie bestätigen, läßt sich auch noch mit Angemessenheitsgründen beleuchten.

Im Menschen findet sich tatsächlich ein dreifaches Leben, dabei läßt sich aus Offenbarung und Vernunft der stringente Beweis führen, daß die Seele Lebensprinzip dieses gesamten dreifachen Lebens sei. Treffend schreibt der philosophisch feingebildete Apologet Athenagoras: „Der Mensch existiert wie der Stein, er wächst wie die Pflanze,[2] er fühlt wie das Tier,[3] er denkt wie der Engel." So faßt der Mensch alle Daseinsformen zusammen und krönt sie durch seinen Verstand. In diesem Sinn heißen die Philosophen den Menschen „zusammengezogene Welt", „Miniaturuniversum", *μικρόκοσμος* — Kleinwelt. Wunderschön schreibt über die Aufgabe unserer Geistseele zum dreifachen Leben der schon erwähnte Athenagoras:

„Als Gott den Menschen schuf, hat er sozusagen eine Brücke geschlagen zwischen der Welt der Geister und der Welt der Körper; er hat durch einen dauernden Bindestrich Materie und Intelligenz verbunden. Die besondere Funktion des Menschen ist, die Materie zur Höhe des Geistes zu erheben, auf ihr den Strahl der sittlichen Schönheit leuchten zu lassen, sie zu veredeln durch dieses innige Verhältnis und die andauernde Berührung, kurz, sie mit aller Größe des Verstandes zu verknüpfen; durch sein Organ, durch seine Vermittlung erhebt sich das physische Universum, das in seinem Leib wie in einem erhabenen Abriß zusammengefaßt ist, zu seinem Schöpfer, den es preist durch die Stimme eines natürlichen Vertreters, des Königs

1) Die Reflexion, das „Nach sich selber wenden" ist ein hervorragender Beweis für die Geistigkeit der Seele.

2) anima nutritiva ist die Pflanzenseele.

3) anima sensitiva ist die Tierseele.



und Hohenpriesters der Schöpfung. Deshalb nimmt der Mensch, der bestimmt ist, zwei Welten miteinander zu verknüpfen, zugleich an beiden teil."[1])

Welche Harmonie und großzügige Auffassung spricht so aus der Lehre der aristotelisch-scholastischen Philosophie über den Ursprung der Seele! Der Mensch ist ein Miniaturuniversum und der mit bloßen Augen unsichtbare Embryo in seiner Entwicklung ein Miniaturmensch im Vollsinn des Wortes. Und spiegelt sich nicht im Menschenalter das Leben einer Nation? Das ist eine Art biogenetischen Gesetzes, freilich grundverschieden von dem von Ernst Häckel aufgestellten!

LIII.

Wahrheit und Recht im jetzigen Weltkrieg.

Als ein echtes Kind seiner Zeit hat der jetzige Weltkrieg ganz ungeheuerliche Formen angenommen; man weiß nicht, soll man dessen großartige Machtentfaltung bewundern oder über dessen Unnatur sich entsetzen — seine Name ist Vernichtung nnd Zerstörung, Jammer und Tod. Die ihn führen, nennen sich Großmächte, obwohl sie zum Teil in aller Welt herumbetteln, um Hilfe in der Not zu ergaunern; und wenn man jetzt, nachdem der kolossale Vernichtungsapparat der modernen Kriegstechnik bereits über ein halbes Jahr bei Tag und Nacht in Tätigkeit ist, die Gesamtwirkung der errungenen Erfolge und erlittenen Mißerfolge in Betracht zieht, dann hat es fast den Anschein, als sei in diesem gewaltigen Kampf weniger die Macht als die Ohnmacht der Mächtigen offenbar geworden.

---

1) De resurrectione mortuorum (Deutsch von Bieringer [Kempten 1875] S. 135 ff.



Sie stehen augenscheinlich im Dienste eines Gewaltigen, der stärker ist alle insgesamt — das ist der Tod, der mitten unter ihnen über den weitausgedehnten Massengräbern als Alleinherrscher gebietet. Das Werkzeug des Totengräbers, der Spaten, erweist sich wirksamer als alle Wunder der mörderischen Technik, die über und unter der Erde die Schlachtfelder bedrohen; wie zur Verhöhnung der staunenswerten Hilfsmittel, mit denen der Krieg sich heutzutage furchtbar zu machen weiß, ist dieses primitive Werkzeug gleich einer Warnungstafel zwischen den Kämpfenden aufgestellt mit der Aufschrift: Bis hieher und nicht weiter! Um der Vernichtung Einhalt zu tun, hat sozusagen der Tod selbst der Kriegsfurie Fesseln angelegt und sie zum Positionskampf gezwungen: die armen Krieger sehen sich in der allgemeinen Todesnot genötigt, ehvor sie eine Kugel getroffen, auf die Erde hinzufallen, noch mehr, sie müssen im Bußgewand ihrer feldgrauen Todesuniform sozusagen bei lebendigem Leib sich selber begraben als leibhaftige Kinder des Todes, um wochenlang unter dem Donner der Kanonen und unter dem Stöhnen der Sterbenden zwischen Leichen zu wohnen in Löchern und Höhlen, wo es ihnen unmöglich ist, mit menschlichen Lebensgewohnheiten Menschen unter Menschen zu sein.

So hat die moderne Zeit mit ihren stolzen Redensarten von Kultur und Menschlichkeit sich selber Lügen gestraft. Wenn einst über den Leichenfeldern dieses Krieges unter den Ruinen, die er hinterläßt, ein Denkmal sich erheben wird, es wird wahrlich nur ein Grabdenkmal tiefster Trauer und Beschämung sein können zur Erinnerung an eine Zeit, wo das auf seine Hochkultur so stolze Europa der äußersten Schmach preisgegeben war. „Die dem Tod Geweihten bestatten ihre Toten", dieses Bibelwort, womit der Heiland einst das nichtige Treiben der Welt treffend gezeichnet hat, würde am besten die Bedeutung dieser Stätte des Todes hervorheben.

Man möchte nur wünschen, daß außer den Leibern der Ermordeten noch vieles andere hier für immer begraben

werden möchte. Scheint es doch, als seien die bewaffneten Völker eben deshalb mit allen Marterwerkzeugen der modernen Waffenausrüstung hier versammelt und monatelang festgehalten worden, damit sie Gelegenheit hätten, die entsetzliche Mißgestalt ihrer vermeintlichen Kultur demaskiert in ihrer unverhüllten Nacktheit gründlich kennen zu lernen.

Merkwürdig, gerade die Hauptfaiseure dieses Krieges, die das Ungewitter zunächst heraufbeschworen haben, schreien jetzt mit der nämlichen Falschheit, mit der sie die bösen Geister gerufen haben, am lautesten von Barbarei und möchten je eher umso lieber aus der eisernen Umarmung des Krieges entrinnen. Die schuldlosen Lämmer! Sie wissen sogar über die Beschädigung von Gotteshäusern zu jammern und übersehen angesichts der Verheerungen des Krieges vollständig die weit größeren Verwüstungen, welche durch sie selbst lang vor dem Krieg in der Gedankenwelt der Völker sind angerichtet worden! Was ist schlimmer, ganze Schiffsladungen im Meeresgrund versenken oder die Völker um die höchsten Ideale der ewigen Güter betrügen? Was ist mehr zu beklagen, Städte und Dörfer im Sturm der donnernden Geschütze zerstören oder ganze Gemeinden der Willkür gottloser Beamter ausliefern? Was ist verwerflicher, Kunstdenkmäler beschädigen oder den Gottesgedanken in den Herzen der Jugend auslöschen? Wo in einem Lande Gott selbst seiner Tempel beraubt und sozusagen heimatlos geworden ist, da kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Bewohner ganzer Gegenden als heimatlose Flüchtlinge dem Elend preisgegeben sind.

Weit häßlicher als die traurige Außenseite ist die innere Unnatur dieses Krieges. Der trostlosen Nichtigkeit seiner äußeren Machtentfaltung entspricht durchaus die innere Wesenlosigkeit und Hohlheit der Gedanken und Ideen, aus welchen er hervorgegangen ist und folgerichtig hervorgehen mußte. Der ganze Fluch der vergangenen Jahrhunderte ist in diesem Krieg zur Ernte reif geworden.

Genau besehen ist der gegenwärtige Krieg nichts anderes



als ein grandioses Lügenwerk, ein notwendiges Ergebnis wahnsinniger Verblendung seitens derjenigen, welche denselben zunächst verursacht haben. In früheren besseren Zeiten, so lang in den Völkern noch christliches Denken vorherrschend war, so lang sie noch Menschen sein konnten und durften, weil sie Christen waren, wäre ein so mörderisches Übereinanderherfallen ganzer Nationen geradezu unmöglich gewesen. Erst die seit mehr als 100 Jahren fortgesetzte Wühlarbeit der Loge hat mit den Pionieren der liberalen Weltanschauung es fertig gebracht, ganze Völker dem christlichen Denken so vollständig zu entfremden, daß ihnen das himmelschreiende Attentat eines Angriffskrieges, welcher den Frieden der gesamten Menschheit und den Bestand ganzer Nationen in Frage stellt, mundgerecht werden konnte.

Dank einer Korruption der öffentlichen Meinung, wie sie nur möglich ist in Ländern wie England und Frankreich, wo die Fundamente einer gesunden Rechtsordnung seit Jahrhunderten erschüttert sind, ist dort das Verbrechen dieses Krieges in den Intentionen der maßgebenden Kreise längst fertig gewesen, ehvor es durch förmliche Kriegserklärung eine vollendete Tatsache werden konnte. Man ist dort ebenso wie in Rußland seit vielen Menschenaltern gewohnt, dem Größenwahn einer durchaus verkehrten und völkerrechtswidrigen Politik zu huldigen und Phantomen nachzujagen, welche anders als auf dem Wege rechtloser Gewaltanwendung nicht verfolgt werden können.

Täusche man sich nicht — dieser Krieg ist nahezu einem völligen Zusammenbruch der natürlichen und christlichen Weltordnung gleich zu achten; derselbe ist ja, weit mehr als nach außen wahrzunehmen ist, ein Kind der Loge und der Börse, er ist mehr in den Gifthöhlen der Presse als in den Werkstätten der Waffenfabrikation vorbereitet worden; die ungekrönten Könige der Hochfinanz in London, Brüssel und Paris wissen so gut wie die Großgeldfürsten in Rußland, was sich heutzutage mit dem Gelde alles machen läßt, namentlich dort, wo die Regierungen selbst nur ein Spiel=

ball der herrschenden Parteien sind. Zu einer Zeit, wo die Milliardäre des Welthandels über Meere und Länder ihre Kartelle ausspannen wie ein Netz zur Ausbeutung der Völker, kann es nicht befremden, wenn auch die Gewaltigen der Politik einen Klüngel bilden zur Wahrung ihrer klingenden Interessen.

Man will an Stelle des Evangeliums den Mammonismus zu einem allgemeinen Weltgesetz erheben und über allen Altären und Thronen dem goldenen Kalb einen Altar errichten — ein Attentat, welches durch seine menschenfeindliche Unnatur jenem Gipfel der Barbarei gleich geachtet werden muß, auf welchem seine satanische Majestät einst die Herrlichkeit der Welt zur Schau gestellt hat mit der Einladung: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest! Kein Wunder, wenn im Gefühl der brennenden Scham über eine solche Gemeinheit das ganze Arsenal der modern liberalen Schlagworte geplündert wird, um dieses Medusenhaupt der Schande zu verhüllen, welches mit Haß und Neid aus dem Meere emporstieg, um seine Satansblicke auf den europäischen Kontinent zu werfen.

Kultur! Zivilisation! Humanität! Das alles findet sich nur auf Seiten der Entente! Schnöde Barbarei aber sind alle Akte der notgedrungenen Abwehr, mit welchen die auf Tod und Leben angegriffenen Zentralmächte sich verteidigen.

Man möchte beinahe an der Menschheit verzweifeln, wenn man sieht, mit welchen Mitteln abgefeimter Heuchelei und Hinterlist die leichtbeweglichen Massen im Wechselfieber ihrer hochgradigen Aufregung durch die Falschmünzer der Presse hin- und hergeschüttelt werden. Gottlob weit weniger in den noch christlich-monarchischen Staaten als in den vorwiegend demokratischen Ländern, wo der Glaube schon lange aufgehört hat, eine Macht des öffentlichen Lebens zu sein. Hier gibt es keine Suggestion, mit welcher die Geister nicht narkotisiert und tyrannisiert werden könnten.

Und welches ist der Geist dieser seuchenartigen Suggestion? Es ist der Geist der Loge. Lüge und Falschheit



durch und durch, nennt er sich Freiheit und Humanität, während sein innerstes Wesen Unnatur und Knechtschaft ist.

Achte man wohl auf die angstvollen und krampfhaften Zuckungen, welche zur Zeit in England und Frankreich die öffentliche Meinung zu keiner Ruhe kommen lassen. Dort sind die Geister durch die Zwingherrschaft der Presse ärger niedergehalten als in Rußland durch die Knute, es ist ein wahrer Jammer zu sehen, wie dort die Masse der Betrogenen kaum anders denken und atmen darf, als das Interesse der Betrüger und der schuldbewußten Männer der Regierung es gestattet, die selber bebt vor jedem Hauch der öffentlichen Meinung. Das ist nicht der Geist der Freiheit und der Wahrheit, das ist der Todeshauch jener Finsternis, die von der Lüge ausgeht, von jenem unheimlichen Punkt geistiger Umnachtung, wo das offenbare Laster sich Humanität nennt und mit trotziger Verläugnung aller Grundsätze der natürlichen und christlichen Gerechtigkeit sich erheben will beinahe bis zur Gleichheit mit Gott. Die freidenkerische Willkür geht so weit, daß man nicht zurückschreckt vor dem frevelhaften Versuch, die Grenzen von wahr und falsch, gut und bös gänzlich zu verwischen nach dem bekannten Machtspruch Nietzsches: nichts ist wahr, alles ist erlaubt.

Im Sinn und Geist der Loge und ihrer Werkmeister manifestiert sich die Menschlichkeit nicht in der bescheidenen Denkweise der Vernunft und des Glaubens, sondern in der stolzen Überhebung der freien Forschung und in gänzlicher Unabhängigkeit von Gott; demgemäß betätigt sich die Kultur einzig und allein in der ausschließlichen Hingebung an die äußere Sinnenwelt — d. h. Sünde und Selbstsucht sind der höchste Zweck menschlichen Lebens und Strebens.

Eben diese unmenschliche Gottesflucht, diese gottlose Weltsucht und Geldsucht ist von Adam bis heute das große Thema aller menschlichen Verirrungen gewesen und die Quelle allen Verderbens; alle Formen des Heidentums und widerchristlicher Auflehnung gegen den Heiland und seinen Stellvertreter hatten vorzüglich darin ihren Grund; jetzt aber

hat, wie sich immer deutlicher zeigt, im Götzendienst der modernen Weltkultur die Entgöttlichung und Verweltlichung des gesamten Menschenlebens nahezu den höchsten Grad erreicht. Im Elend des jetzigen Völkerkrieges, der aus der modern liberalen Weltanschauung mit gleicher Notwendigkeit hervorgehen mußte wie das Unkraut aus dem Samen, steht eine der tiefsten Kulturfragen auf der Tagesordnung.

Ist der Mensch ohne Gott überhaupt noch ein Mensch? Ist die Läugnung eines persönlichen Gottes nicht einem geistigen Selbstmord gleichzuachten? Richtet sich die Menschheit mit einer solchen geistigen Selbstvernichtung, indem mit der sittlichen Verantwortlichkeit und Unsterblichkeit des Menschen alle Grundlagen der Wahrheit und Gerechtigkeit zerstört werden, nicht notwendig selbst zu Grunde? Oder gibt es vielleicht doch, eben weil es einen Gott gibt und geben muß, auch Sünden und strafbare Untaten, und ist es vielleicht wahr, was die Schrift sagt: Die Sünde macht elend die Völker? Ist vielleicht eben der Unglaube die ärgste und in seinen Folgen gefährlichste von allen Sünden, die ein Mensch begehen kann, ein wahres Verbrechen gegen die sittliche Weltordnung und gegen den friedlichen und wohlgeordneten Bestand der menschlichen Gesellschaft? Wäre ohne das übermächtige Überhandnehmen des Unglaubens ein so hochgradiger Verfall der wahren Kultur und Menschlichkeit, wie wir sie jetzt erleben, jemals möglich gewesen?

Ganz mit Recht sieht der hl. Thomas das eigentliche Wesen der Sünde in der Abkehr von Gott (aversio a Deo) und in der Hinwendung zur Kreatur (conversio ad creaturas). Jede Art unmenschlicher Entartung und Verkehrtheit hat darin ihre Wurzel — der Liberalismus hingegen und der in der Loge organisierte Unglaube sieht eben darin das oberste Prinzip der Kultur und Menschlichkeit.

Eben dieser Mensch oder vielmehr dieser Unmensch sitzt mit der Maske der Humanität als Mensch der Sünde, wie die hl. Schrift das Scheusal widerchristlicher Unnatur nennt, welches in den letzten Zeiten die ganze Welt mit Schrecken

und Unheil heimsuchen wird, seit mehr als hundert Jahren am Webstuhl der Geschichte. Und er hat es verstanden, durch die verschämte und unverschämte Gottlosigkeit der englischen Deisten und der französischen Atheisten den Luftkreis der ewigen Wahrheit, womit Gott in seiner Offenbarung die Menschen zur Erhaltung ihrer geistigen Gesundheit umgeben hat, gründlich zu verpesten. Er hat sich mit dem Irrlicht seiner Aufklärung nach Bedarf und Belieben eine eigene Atmosphäre geschaffen, um ganze Völker irrezuführen jenem Abgrund entgegen, vor dem wir jetzt stehen. Durch die künstliche Luftspiegelung der freien Forschung ist es möglich, jederzeit den Völkern die Dinge so erscheinen zu lassen, wie es den Masseninstinkten derjenigen gefällt, die gerne betrogen sein wollen; und im faschingsmäßig aufgeputzten Popanz der Volkssouveränität ist zu ebener Erde ein Thron aufgerichtet, welcher für die größten Charlatane leicht zu besteigen, dagegen für Vernunft und Wahrheit beinahe unzugänglich ist.

So ist die genarrte Kulturmenschheit durch die Wissenschaft und Politik des Unglaubens nicht blos dem Gipfel der Barbarei, sondern auch dem Gipfel der Unvernunft näher gebracht worden. Und dabei soll sie nicht unglücklich werden?

Blinde Regierungen und betörte und betrogene Volksmassen ergänzen einander und treiben, wie wir jetzt sehen, eins das andere dem Abgrund entgegen. In demokratischen Gemeinwesen, wo die moderne liberale Prahlsucht und Selbstsucht das Szepter führt, steht alles im Zeichen des schwindelhaften Betruges; die Massen werden mit Lügen förmlich gefüttert und die Betrüger, die über ihnen zu stehen scheinen, können ihrer Herrschaft niemals froh werden bei dem Gedanken, daß der Boden unter ihren Füßen wankt.

Wo keine Wahrheit ist, ist kein Raum für die Hochherzigkeit und den Edelsinn königlicher Gedanken; edle Charaktere und hervorragende Intelligenzen braucht es nicht, wo keine Stufentreppe emporführt zur Erhabenheit jenes

Thrones, der neben dem Sitz der Weisheit steht, weil er von Gottes Gnaden ist. Im niedrigen Bereich der Volkssouveränität triumphiert die geriebene Geschäftsroutine über das Talent, Mittelmäßigkeit und Gemeinheit bewegen sich hier mit ihrer rücksichtslosen Selbstsucht im Parterre jener flachen Regelmäßigkeit, wo nicht die Wage der Gerechtigkeit ihre Werte mißt, sondern das Interesse am Glücksrad um ihre Vorteile würfelt und feilscht. Hier läuft alles am Gängelband der öffentlichen Meinung, um den Schein zu erwecken, als wäre das allzeit betrogene Volk Herr und Meister seiner eigenen Geschicke. In Wahrheit aber ist alles Täuschung und Trug, künstlich erzeugt durch einige Drahtzieher und Taschenspieler, die als Alleinherrscher der Börse und Presse unsichtbar im Hintergrunde stehen.

Armes Volk! Wird endlich der Jammer des jetzigen Krieges den Betrogenen die Augen öffnen, daß sie sehen, wo der Grund aller Übel eigentlich zu suchen ist?

Früher hat die christliche Weltanschauung eine feste Basis gebildet für eine gesunde Fortentwicklung der Kultur. Gewisse oberste Leitsätze des Evangeliums fürs christliche Denken und Streben haben die Geister in Zucht gehalten und gegen extreme Auffassungen geschützt. Der übertriebenen Wertschätzung zeitlich vergänglicher Glücksvorteile, wie Goethe sie in seinem Schatzgräber zu Wort kommen läßt: Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut! — standen die Worte der ewigen Weisheit entgegen: Suchet zuerst das Reich Gottes! Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt? So lang solche Gedanken in den Völkern noch lebendig waren, war es ausgeschlossen, daß sie das Opfer grundstürzender Ideen werden konnten. Auf Kosten anderer Völker mit maßloser Selbstsucht sich groß machen und mächtig werden wollen, das hätte, weil es anders als auf verbrecherische Weise nicht zu erreichen ist, das christliche Gemeingefühl nicht geduldet.

Jetzt ist das anders geworden. Wiederholt ist in naher Vergangenheit der feste Boden der christlichen Weltanschauung



in Europa wie durch ein geistiges Erdbeben erschüttert worden und es ist kein blosser Zufall, daß der Anstoß zur jetzigen Weltkatastrophe von den Mächten der Entente ausgegangen ist. Nicht bloß die Geographie auch die Geschichte hat ihre Vulkane; nicht ohne Grund haben die Feuersäulen des jetzigen Weltbrandes sich in England und Frankreich wie aus einem ausgebrannten Krater erhoben, denn eben dort ist die Heimat der liberalen Weltanschauung und der klassische Boden der Loge und der Revolution; mehr als irgend anderswo sind die beiden Hauptfaktoren des modernen Geistes, Börse und Presse, eben dort zu einem alles verheerenden Lavastrom geworden, der von dort wie aus einem Hochreservoir der Lüge über alle Länder sich ergoß. Die großen von Staatswegen subventionierten Weltfirmen der internationalen Brandstiftung, Matin und Daily Mail, Times und Nowoje Vremja haben als Sturmpropheten des Krieges eine geradezu unheimliche Rolle gespielt. Dabei hat sich gezeigt, wie verderblich es ist für ein Volk, wenn es schutzlos und wehrlos gegen demagogische und nationalistische Umtriebe sich selber überlassen ist. Diese Gefahr besteht aber zu allermeist dort, wo es keine gottgeheiligte, vom religiösen Bewußtsein getragene Autorität gibt, wo die Autorität sozusagen mehr ein Falsifikat als eine Wahrheit ist, ein Spielball, der zwischen der Regierung und den empörten Volksmassen im Wettersturm der wechselnden Tagesmeinung hin und hergeworfen wird.

Hätten die irre geleiteten Völker in der Anlehnung an den festen Halt einer göttlich verbürgten Autorität vor Ausbruch des Krieges Gelegenheit gehabt, über den wahren Sachverhalt eine ordnungsmäßige Aufklärung zu erhalten, dann wäre das Unheil des Krieges sicher abgewendet worden, weit wirksamer und zweckmäßiger, als es durch irgend einen Friedenskongreß hätte geschehen können. Eine ordnungsmäßige Aufklärung des Volkes ist aber überall dort unmöglich, wo durch das Trugmittel einer gottverlassenen Lügenpresse der flatterhafte Zeitgeist mit seinen oberflächlichen



Ansichten und schwankenden Grundsätzen die Geister beherrscht. Von einer solchen Aufklärung kann nur dort die Rede sein, wo eine feste Grundlage zur Orientierung der öffentlichen Meinung und des gemeinsamen Rechtsbewußtseins vorhanden ist, wo neben dem Phrasenschwall der zuchtlosen Denkfreiheit auch die Worte des ewigen Rechtes und der ewigen Wahrheit sich Gehör verschaffen können, wo das allgemeine Gewissen an der kirchlichen Autorität noch soviel festen Halt besitzt, daß es der Sturmflut verwegener Zeitmeinungen nicht machtlos und wehrlos gegenübersteht. Wo das nicht der Fall ist, da wird die alleinherrschende Lüge zur unwiderstehlichen Massenwirkung werden und wie eine Sturmflut alle Dämme durchbrechen.

Ist es nicht höchst merkwürdig, daß gerade in den Ländern, wo man beim allgemeinen No Popery-Geschrei wie vor einem Gespenst der Hölle sich bekreuzt, der sinnlose Taumel der Kriegswut so übermäßig aufbrausen konnte? Es fehlte dort etwas, was die jetzige Menschheit ebenso notwendig braucht wie das tägliche Brot — eine Versicherungsanstalt gegen Unsinn und Torheit, eine wirksame Schutzwehr gegen Täuschung und Trug. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist noch immer, wie er war vor 1000 und vor 6000 Jahren — er will betrogen sein. Ja es muß leider gesagt werden, der Hang zur Lüge und Selbsttäuschung liegt der jetzigen Menschheit weit mehr im Blut als den Generationen früherer Zeiten. Der moderne Mensch ist ja, namentlich in den Ländern, wo die Freimaurerei besonders mächtig ist, seit Jahrhunderten systematisch und planmäßig zur Lüge und Unwahrhaftigkeit dressiert und erzogen worden; er hat in der ungesunden Atmosphäre der liberalen Ideen, welche sich wie ein Pesthauch allgemeiner Ansteckung mehr und mehr über alle Länder ausgebreitet hat, das tötliche Gift falscher Ansichten und Meinungen wie Wasser in sich hineingetrunken. Wo diese seuchenartige Ansteckung sich beinahe widerstandslos allen Schichten des Volkes mitteilen konnte, wo sie soweit voranschritt, daß sie nicht bloß die



gesamte Presse, sondern auch die Schulen für sich in Dienst nehmen konnte, da wurde zuletzt alles in den Bannkreis der Lüge gezogen — selbst die Regierungen, statt ihre Pflicht darin zu sehen, das Volk gegen die Gefahr der Vergiftung zu schützen, ließen sich durch ihr falsch verstandenes Interesse dazu mißbrauchen, Henker der Wahrheit zu werden, indem sie durch eine Art Hochverrat, der jeden andern an Verwerflichkeit übertrifft, gerade jene Anstalt aus dem öffentlichen Leben auszuschalten unternahmen, welche zur Erhaltung der geistigen Gesundheit eines Volkes ebenso unentbehrlich ist wie die Wahrheit selbst.

Wenn es möglich wäre, absichtlich Blinden die Augen zu öffnen, dann würden gar viele, die statt auf die ewig unveränderliche Grundfeste der göttlich beglaubigten Wahrheit zu schwören der öffentlichen Meinung wie einer Maitresse nachlaufen, angesichts der entsetzlichen Verheerung des jetzigen Krieges zur Einsicht kommen, daß es eine bessere Sicherstellung für den Frieden und die Wohlfahrt der Völker nicht geben kann als die ist, welche Gott selbst durch die Gründung der römischen Kirche und ihres unfehlbaren Lehramtes aufgerichtet hat. Soll ein Volk sich darum eines wohltuenden Friedens erfreuen, dann muß es nicht bloß körperlich gesund sein, es darf auch seine geistige Gesundheit nicht frevelhaft aufs Spiel gesetzt werden, wie es leider überall dort der Fall ist, wo sich die herrschenden Klassen durch die Kathederweisheit der falschen Wissenschaft und die urteilslosen Massen durch die ruchlose Wühlarbeit der Presse in die gefährlichen Untiefen einer verkehrten Weltauffassung hineindrängen lassen. Das größte Übel der Zeit besteht nicht darin, daß ungezählte Millionen von Menschen den festen Boden einer gesicherten Existenz verloren haben, sondern darin, daß man mit unbegreiflicher Kurzsichtigkeit es hat geschehen lassen, daß das von Gott in der römischen Kirche grundgelegte Fundament der ewigen Wahrheit in ganzen Völkern untergraben werden durfte.

Unsere Kulturmenschheit ist zum größeren Teil nicht

mehr normal, das zeigt sich deutlich im Tobsuchtsanfall des jetzigen Krieges. Angesichts dessen sollte weniger der Haß sich entzünden als das Mitleid rege werden, das man unwillkürlich bei der Beobachtung geistig Umnachteter empfindet.

Man ist überaus erfinderisch in hygienischen Vorkehrungen, um Gefahren körperlicher Ansteckung wirksam zu begegnen, das seelische Gebiet scheint man für gänzlich immun gegen jegliche Invasion und Infektion von außen zu betrachten.

Gibt es wirklich für geistige Vernunftwesen keine Seuchengefahr? Ist es vielleicht undenkbar, daß ganze Völker ebenso wie einzelne Individuen irgend einem Irrwahn verfallen, der sie, wenn sie sich demselben unbehindert hingeben können, ins Verderben bringen muß? Kann der Größenwahn eines Volkes, wenn er fort und fort zielbewußt entflammt und aufgestachelt wird, kann die unersättliche Gier nach materiellen Genüssen und Glücksvorteilen nicht bei ganzen Generationen zum Wahnsinn werden? Zeigt es nicht von einer krankhaften Seelenstimmung, wenn das auf seine vorteilhafte geographische Lage so stolze Inselvolk der Engländer, nachdem ihm infolge seiner seebeherrschenden Machtstellung fast alle Länder zinspflichtig geworden, damit nicht zufrieden seine beutegierigen Blicke auf die Nachbarn richtet mit der Absicht, dieselben durch einen Vernichtungskrieg zu erdrosseln?

Und wenn ein Volk wie das russische deshalb, weil sein Ländergebiet über zwei Weltteile sich ausdehnt, auf die Alleinherrschaft in Europa Anspruch zu haben glaubt und friedliche Nachbarvölker nur deshalb zu Grunde richten will, weil deren Bestand dieser widersinnigen Expansionswut hinderlich im Wege steht — ist das nicht Wahnsinn? Kann eine Politik noch menschlich und vernunftgemäß genannt werden, die auf Grund eines stolzen Traumes, welchen ein verrückter Tyrann wie ein nationales Dogma in sein Testament aufgenommen, sich berechtigt und verpflichtet glaubt, die oströmische Kaiserstadt am Bosporus wie ein rechtmäßiges Erbe sich aneignen zu dürfen? Und wenn ganze Völker



jahrzehntelang in grimmiger Rassenfeindschaft sich verzehren oder ihr ganzes Sinnen und Trachten nur darauf richten, mit Ausschluß jeglicher Hoffnung auf ein besseres Jenseits ihre gesamte Kulturarbeit einzig und allein im irdischen Diesseits festzulegen, wenn sie mit Vernachlässigung ihrer angestammten Heimat, statt in ihr die Wurzel ihrer Kraft zu erkennen, in aller Welt auf Beute ausgehen — ist das nicht Wahnsinn?

Phantome sind keine Ideale, so wenig man die Zwangsvorstellungen der Tobsüchtigen also nennen kann.

Die Ausgeburten stolzer Selbsttäuschung sollen nicht genährt, sondern in jeder Weise bekämpft uud eingedämmt werden. Oder ist vielleicht dem Wohle der Völker dadurch gedient, daß man sie durch die freidenkerischen Experimente der Schule oder durch die exzessiven Suggestionen der Presse zum Fanatismus erzieht? Wäre es nicht viel besser, sie durch die berufenen Organe der göttlichen Offenbarung im Zaume zu halten und sie gemäß der Lehren des Evangeliums innerhalb der Schranken einer vernünftigen Ordnung ihrem gottgewollten Ziele entgegenzuführen?

Das sollte vor allem bedacht werden in dem gewaltigen Kampfe, der jetzt die ganze Welt in Aufregung versetzt und mit banger Besorgnis erfüllt. Nicht umsonst zieht sich die Entscheidung so lange hinaus und sind die armen Krieger seit Monaten unter den Blutopfern der Schlacht wie in einem großen Friedhof festgehalten; die Welt, die sich so lange in bedauerlichster Gedankenlosigkeit ihren schwindelhaften Gelüsten überlassen hat, wird so angesichts der furchtbaren Majestät des Todes zu ernstem Nachdenken förmlich gezwungen. Wird sie endlich erwachen aus ihrem Traum und zur Besinnung kommen?

Das Elend des jetzigen Krieges wurzelt ungemein tief. Mehr als alles würde die Erkenntnis der Wahrheit und die Überwindung der Zeitirrtümer zum Frieden beitragen. Leider sind dafür noch immer nicht blos alle Kabel zerschnitten und alle Funkentürme zerstört, sondern auch alle Herzen ver-



schlossen. Wuchtige Schwertschläge werden zwar den Rasenden Ruhe gebieten, können aber keine Versöhnung der Geister bewirken. Über diesen brütet ein unheimlich finsterer Geist. Dank einer Wissenschaft, die das große Kunststück fertig gebracht hat, die Vernunft aus einem Organ zuverlässiger Werturteile in einen Apparat der Willkür und Selbsttäuschung zu verwandeln, haben tausende von sonst tüchtigen Geistern den untrüglichen Kompaß der Wahrheit verloren und steuern immer mehr, ohne jede Rücksicht auf die ewigen Sterne, in die finstere Nacht ihrer selbst ersonnenen Illusionen hinein. Allen voran hat das meerumschlungene Albion sein Flaggenschiff links gedreht und abseits vom Kontinent in die schauerlichen Abgründe der liberalen Weltanschauung hineingelenkt. Es war aber sicherlich nicht ein Glück sondern ein Unglück für England, daß es durch seine deistische und atheistische Gedankenausschweifung mit der Devise „Los von Rom und los von Gott" in die Richtung einer durchaus materialistischen Weltansicht und Politik sich verirrt hat und den Kontinent in diese fatale Bewegung mit hineingerissen hat. Zwar hat es anscheinend dabei Glück gehabt, sofern es ihm gelungen ist, durch diese verhängnisvolle Steuerdrehung „weg von Gott und hin zur Welt" auf Kosten anderer Völker zu Macht und Reichtum zu gelangen — aber das Ende?

Es kann kein gutes sein; — in dieser Richtung ist noch nie ein Volk glücklich geworden — die Sünde macht elend die Völker; selbst für England könnte sich eines Tages der sichere Graben seiner splendid isolation in eine Charybdis verwandeln.

LIV.

Die Volksschulgesetzgebung im Großherzogtum Luxemburg.[1])

Kein Land Europas dürfte solch ein verderbliches Volksschulgesetz aufweisen, wie das im Jahre 1912 von der Blockmajorität der geeinten Sozialisten, Liberalen und Regierungsfreundlichen gegen die Minderheit der katholischen Rechtspartei der Kammer dem durchaus religiösen Ländchen mit seiner gutmütigen Bevölkerung aufgezwungene Unglücksgesetz. In Luxemburg besteht gar keine Unterrichtsfreiheit, nicht einmal eine solche, wie das kulturkämpferische Frankreich sie den Eltern gelassen. Schulzwang, Unentgeltlichkeit und Verweltlichung (Laicisation), ungläubige Lehrer, die demonstrativ mit ihrem Unglauben prahlen und dabei bevorzugt werden, sind als Forderungen der Loge jetzt zur Ausführung gelangt. Die Zwangsschule mit dem Schulmonopol geben dem Staatsgott jetzt alle Rechte der Familie. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts war ein Köder für arme Eltern. Doch muß der Steuerzahler, entgegen jeder distributiven Gerechtigkeit, für die Kinder der Ausländer wie die des Krösus die Ausgaben für Ausbildung, Erziehung und Unterricht bestreiten. Die Lehrergehälter sind auf's doppelte gestiegen und erreichen die der Gymnasiallehrer. Was soll man erst dazu sagen, daß zwei Drittel dieser Schulkinder ausländischen Familien angehören, Italienern, Belgiern, Franzosen, welche die Eisenindustrie aus aller Herren Länder ins

1) Fortsetzung aus Bd. 150 S. 930. Seminarprofessor Ludw. Held wurde am 24. November 1912 durch plötzlichen Tod während einer Konferenz in einem Volksverein aus seinem tatenreichen Leben abberufen. Einer Fortsetzung und Beendigung seiner beiden Artikel möchte ich als befreundeter Confrater mich unterziehen und die bis jetzt gezeitigten Früchte des neuen Schulgesetzes beleuchten.



glückliche Neutralien herangezogen hat? So hat der sozialistische Bürgermeister Mark von Differdingen in der Kammer erklärt, daß von 600 Schulkindern seiner Gemeinde, die zu dem Morgenfrühstücke sich einfinden, 400 Kinder von Ausländern seien. Für diese ausländischen Kinder hauptsächlich muß also die Gemeinde wegen der Unentgeltlichkeit des Unterrichtes entsprechend mehr Lehrer à 3000 Mk. besolden, neue Schulpaläste bauen, Schulärzte unterhalten, die Lehrer für die Überstunden, Nachschulen rc. bezahlen. Wir wollen den Weltkrieg und die Brot- und Getreidenot abwarten, um zu sehen, ob nicht die luxemburgischen Steuerzahler Beschwerde gegen die Unentgeltlichkeit des Unterrichtes, gegen die freimaurerischen Freisuppen, Waldschulen, Ferienkolonien usw. erheben werden?

Das neue Schulgesetz bezweckte, allen Religionsunterricht aus den Primarschulen hinauszudrängen, um den Lehrplan mit einem Dutzend ebenso beklagenswerter als überflüssiger Fächer anzufüllen.

Gegen den Plan der Verweltlichung der Schule mußten die Freidenker bei der ganz religiösen Bevölkerung am meisten Widerspruch befürchten. Deshalb hieß es in allen Tonarten unter süßlichen Beteuerungen, der christliche religiöse Charakter der Schule bleibe derselbe wie früher, nur werde dem Priester die Erteilung des Religionsunterrichtes, wie ja die Kirche mit ihren Ansprüchen auf die Jurisdiktion es verlange, überwiesen, der Lehrer dagegen davon befreit, um etwaigen Zusammenstößen zwischen beiden vorzubeugen. Welche Heuchelei! Der gesetzgebende Block ging soweit, daß er die Erteilung des Religionsunterrichtes durch gutgesinnte Lehrer oder Lehrerinnen unter strengen Strafen verbot. In meiner Gemeinde gibt es in der Pfarrei mit 10 000 Seelen in einem Umkreise von 6 km im Geviert mit vier Ortschaften etwa 24 Schulen, und hier soll der Pfarrer mit zwei Kaplänen jede Woche zwei Stunden Religionslehre innerhalb der Klassenstunden in der Schule selbst erteilen. So hätte jeder Geistliche 30 bis 33 Religionsstunden in der Woche in den wei-

von einander abliegenden Schulen neben den zahllosen Seelsorgspflichten, Krankenbesuchen, Beerdigungen, Jünglingsvereinen zc. zu geben. Schon eine Religionsstunde ist wegen der steten Erklärungen der abstrakten Wahrheiten bei dem leichtlebigen Völkchen höchst ermüdend. Der Lehrer selbst hat in der Woche nur 24 Stunden zu erteilen, darunter Schönschreiben, Lesungen, Gesang, Turnen, die keineswegs alle anstrengend sind.

Der deutsche Katholik muß sich fragen, wie denn in einem Ländchen wie das Großherzogtum, das ganz katholisch ist, das um's Jahr 1815 keine 200 Evangelische zählte, wo die Marienverehrung so groß, das Volk so tiefgläubig ist, solch ein Gesetz möglich gewesen? Das luxemburgische Völkchen ist seit seinem Bestehen immer ein eigenartiges gewesen, das einem Waisenkind ähnlich ist, welches Vater und Mutter nicht kannte, auch keinen Patriotismus besitzt, wenngleich die Luxemburger wie alle Bergvölker eine ausgesprochene Heimatliebe haben und an der Scholle hängen, die sie bewohnen. Erst 1912, als die Blockmajorität ihm das unglückliche Schulgesetz aufgehalst, wurden überall Volksversammlungen abgehalten, Protestpetitionen verbreitet und sogar eine mit 40 000 Unterschriften von Familienvätern an die gesetzgebende Kammer gesandt. Nur durch das horrende Wahlgesetz und seine Deutung oder Auslegung konnte es gelingen, die unpopuläre Schulumwälzung durchzudrücken. Gemäß unserem konstitutionellen Wahlgesetz wird nach dem heutigen Census (Steuerbetrag) von 10 Franken auf 5000 Einwohner ein Deputierter gewählt und zwar durch Zweidrittel=Stimmenmajorität, bei Stichwahlen durch einfache Majorität. Nun aber leuchtet es ein, daß seinerzeit der Gesetzgeber nur 5000 luxemburgische Einwohner im Auge hatte, keine Masseneinwanderungen von fremden Hochöfen- und Grubenarbeitern ahnen konnte, die seit 1875 anwachsend zu einem Strome wurden, der sich ins Minettebecken ergoß.

In der Kammersitzung vom 25. März 1915 wurden bei Besprechung der Arbeitslosigkeit genaue Zahlen über

ausländische Arbeiter im Großherzogtume mit seiner Viertelmillion Bewohner angegeben. Am 1. Juli 1914 beschäftigten die luxemburgischen Hüttenwerke 19 315 Arbeiter, davon 5814 in den Gruben. Von diesen waren Einheimische oder Luxemburger nur 7976. Als der Weltkrieg ausbrach, zählte das ganze Großherzogtum am 1. August 1914 an 32,285 Arbeiter, darunter 17 883 Luxemburger, also nur 55 Prozent. Alle fremdländischen Arbeiter sind vornehmlich im Kanton Esch, weniger im Kanton Luxemburg vertreten. Nun zählen unsere Gesetzesinterpreten auch die fremden Arbeiter und Rentner zu der Zahl von 5000 Bewohnern, die dem Wahlkreis einen Kammerdeputierten geben. So wurde es möglich, daß 40 000 fremde Wandervögel dem Kanton Esch und Luxemburg 8 weitere Deputiertensitze verschafften. Seit dem Jahre 1908 reflektierten die Escher Minetteherren auf den Ankauf der letzten Staatsbestände des luxemburgischen Eisenerzes, das sie bisher für wahre Spottpreise erworben hatten, und suchten sich ergebene und gefügige Vertreter in der Kammer zu verschaffen. Was waren für die Hochfinanz einige Millionen Ausgaben zu Wahlzwecken, da es um einen Betrag von etwa 50 Millionen Mark sich handelte. Bekannt dürften die Kämpfe in der Kammer und Presse über die letzten Minetteverkäufe sein, wobei der junge Minister des Innern Braun 1910 erkoren wurde als derjenige, der zugleich mit dem Minettehandel ein neues Volksschulgesetz einbringen sollte, welches eine Verkittung der 7 Sozialisten mit etwa 18 Liberalen und 10 Regierungsfreunden zu einem Block ermöglichte. Aber die katholische Rechte, an der Spitze der Abgeordnete Prüm, durchkreuzte den billigen Verkauf und verschaffte dem Ländchen einen Mehrgewinn von etwa 31 Millionen. Bei den Wirren der allgemeinen Aufregung war es nun durch das Versagen eines Dutzend Deputierter, welche von der katholischen Majorität gewählt worden waren, möglich, das ungeheuerliche Schulgesetz in einem Zustande der panikartigen Verblendung und Suggestion durchzudrücken. Staatsminister Eyschen, der seit mehr als einem Menschenalter den luxem-

burgischen Staatswagen ohne Prinzipien leitet, sich immerdar an die Kammermajorität anschloß und mit ihr regierte, folgte ohne irgendwelche Einwendung und ohne den Versuch einer Milderung und Verbesserung der religionslosen Artikel blindlings dem Treiben des Blocks, ohne sich von dem Hirtenbrief des Diözesanbischofs am 24. Juni 1912 nach der ersten Abstimmung in der Kammer, der das Schulgesetz als unannehmbar und unausführbar brandmarkt, beeinflussen zu lassen. In rasender Eile wurde in zweiter Abstimmung das Gesetz durchgepeitscht, um sofort ausgeführt zu werden. Als die junge Großherzogin, welche der Premier mit seinen drei Generaldirektoren gleich im ersten Jahre ihrer Thronbesteigung mit diesem von allen katholischen Familien verabscheuten Gesetz in eine gar üble Lage gebracht hatte, einige Wochen zögerte, ehe sie ihre Unterschrift hergab, ergingen sich die Sozialisten und Liberalen in ihrer Presse in Drohungen mit einem Aufruhr der Minettearbeiter, um gleich dem Zug nach Versailles 1789 auch vor das Schlößchen der Großherzogin in Berg zu ziehen. Diese charakterisierenden tölpelhaften Drohungen ließen tief blicken und empörten alle Edeldenkenden, da man der 19jährigen Großherzogin und ihrem Rate nicht einmal Zeit ließ, gewissenhaft das freiheitswidrige, religionsfeindliche Gesetz durchzuberaten.

Ein Ukas hatte ungesetzlich auf den 14. Oktober 1912 die Einführung des neuen Schulgesetzes festgesetzt. Die meisten Gemeinden hatten deshalb auf diesen Tag den Anfang der Primärschulen hinausgeschoben, wenn auch die Ferien um einen Monat dadurch verlängert wurden. Der luxemburgische Bischof ließ am 29. September von allen Kanzeln herab ein neues Hirtenschreiben mit Protest gegen das Unglücksgesetz des liberal-sozialistischen Blocks verlesen, worin er seine Mithilfe zur Ausführung verweigerte und dem Klerus den Religionsunterricht in den Schulen untersagte. Hoch gingen die Wogen der Enttäuschung und Entrüstung in dem Lager des geeinten Blocks, nicht weniger auch in



dem Regierungsrate, der gehofft hatte, Bischof Koppes werde wie sein Vorgänger Adames 1881, zu dem fait accompli Amen sagen und die ihm belassenen Rechte ausnutzen. Der Generaldirektor des Unterrichtes klagte seinem Mephistopeles Brincour, dem Abtrünnigen, seine Sorgen, sein Herzeleid und dieser hat ihm wahrscheinlich jenen Hirtenbrief an die Bürgermeister und an die Familienväter aufgesetzt: Am 3. Oktober ward auf Staatskosten dieser Laienhirtenbrief des Schulpontifex Braun im Memorial der Regierung veröffentlicht, und in 100,000 Exemplaren durch die Bürgermeister den Familienvätern zugestellt. Recht gleißnerisch heuchelte der Angstmeier, daß im neuen Schulgesetz nichts gegen die Religion enthalten sei. Er zählte alle Punkte auf, wo der Religion im Volksunterrichte ihre Rechte belassen seien. Er pochte auf die in der Konstitution garantierte Gewissensfreiheit, um den Gesetzesartikel zu begründen, daß der Vater auf einfaches Ersuchen sein Kind vom Religionsunterrichte entbinden dürfe. Warum beläßt man dann dem Vater nicht ebenfalls das Recht, sein Kind von den Unterrichtsfächern der Mythologie, des Französischen, vom Turnen durch einfaches schriftliches Ersuchen zu entbinden?

Die Gewissensfreiheit wird durch den Religionsunterricht ebensowenig beeinträchtigt, wie durch den Unterricht in der Mythologie. Etwas anderes wäre es, die Kinder gewaltsam zum Besuch des Gottesdienstes und der Sakramente anzuhalten, da könnten die Eltern wohl von Gewissenszwang reden. Religionskenntnisse gehören zur allgemeinen Ausbildung. Das luxemburgische Schulgesetz begann seine Giftfrüchte mit dem ersten Tage seines Inkrafttretens ominös genug zu zeitigen, indem die zwei ersten Preßprozesse am 14. Oktober vor dem Zuchtpolizeigericht in Luxemburg verhandelt wurden. Ein wahrer Rattenkönig von Prozessen dürfte Land und Leute mit Unfrieden und Zank und Haß auf Generationen hin heimsuchen.

Die toleranten Herren der Luxemburger Zeitung forderten, daß der Bischof wegen seines Hirtenbriefes gegen



das approbierte Schulgesetz in den Themistempel geladen und bestraft werde. Der Sozialistenführer wehrte jedoch ab und brandmarkte es als den größten Mißgriff der französischen Revolutionäre, daß sie die Priesterhetze 1792 betrieben und Märtyrer geschaffen hätten.

Am 15. Oktober 1912 erschien in der luxemburgischen Paulusdruckerei ein neues Büchlein, das zur Massenverbreitung bestimmt ist und eine Antwort auf den salbungsvollen Laienbrief des Unterrichtsministers mit seinen Allgemeinheiten und Scheinbeweisen ist und die Wahrheit über das neue Schulgesetz enthüllt. Wenn Minister Braun von Verdrehungen und Entstellungen redete und beweisen wollte, daß der religiöse Charakter der Schule nach wie vor gewahrt bliebe, so weist die neue Broschüre von einem Freunde der Wahrheit schlagend nach, daß der Unterrichtsminister einfache Volkstäuschung und grobe Irreführung der Eltern bezweckte, weil die luxemburgische Zwangsschule keinen christlichen Charakter mehr habe und der Anfang zur französischen Trennung sei, die fürs Großherzogtum um so verderblicher wirke, da keine Unterrichtsfreiheit, sondern staatliches Schulmonopol besteht. Will ein Familienvater für seine Kinder eigene Lehrer haben, muß er vom staatlichen Schulinspektor den Unterricht kontrollieren lassen. Wollen 3 Familien einen gemeinsamen Lehrer und eine Privatschule haben, muß ein luxemburgisch geprüfter Lehrer mit Graden zum Unterrichten herangezogen werden, ohne daß natürlich der Staat Unterstützungen gewährt, oder gar dem Privatlehrer irgend ein Anrecht auf Pension gibt.

Minister Braun führte den Eltern den Wortlaut des Gesetzesartikels 22 als schlagenden Beweis vor, daß der Lehrer den Kindern christliche und bürgerliche Tugenden zu lehren habe. Aber schon bei der Diskussion des Artikels sah und hörte man Erklärungen der Sozialisten, Freidenker und Liberalen über den Sinn des hohlen dehnbaren Wortes Christlich. Quot capita, tot sensus. Der Lehrer hat sich fürderhin mit der Überwachung der Kinder beim Gottesdienst nicht mehr zu befassen, braucht dieselben nicht mehr in die



Kirche zu geleiten. Ist es für gläubige Katholiken nicht skandalös, daß ein Drittel der Primärlehrer seine Osterpflicht nicht mehr erfüllt, in keine Kirche mehr geht, daß ein Lehrerverband Anschluß an den internationalen französischen Lehrerverband nachsuchte. Ostentativ hatte am Aschermittwoch solch ein freidenkerischer Volksschullehrer sich Wurst holen lassen und offen vor den Kindern verspeist. Keine Rüge ward dem geistreichen Helden zu teil.

Bei den Debatten des Schulgesetzes hatte leider keine Stimme der Rechten auf den historischen Eigentumstitel, das Anrecht der Kirche auf die Schule, die sie allein gründete und schier 1500 Jahre auf ihre Kosten unterhielt, hingewiesen. Die Willibrordstiftung Echternach hatte seit 698 neben der internen Klosterschule für ihre Scholasten auch eine externe für die Laienjugend. Diese Echternacher Abteischule gelangte als Kunstschule für Miniaturmalerei, Skulptur, Schreiben von Evangeliaren in Goldtinte um 990 in Blütenflor und erlangte Weltruf. Das Benediktinerkloster Münster in Luxemburg erhielt 1086 das alleinige Recht der Haltung von Volksschulen und Ernennung der Lehrer, die Pfarrschulen unterrichteten Kinder zum Chordienst, als Sänger, bereiteten gar Kandidaten zum Priesterstande vor. Die Jesuiten konnten im ersten Jahre nach der Gründung ihres Kollegs in Luxemburg 1603 schon 200 Schüler, 1604 bereits 400 Studenten zählen. Die Frühmesser verblieben bis zur französischen Revolution die Volksschullehrer auf dem flachen Lande. Nach 1850 fand man im Ösling Pfarrer, die an 20—30 Studenten in den Humaniora unterrichteten und bis zum Übertritt auf Universität oder Priesterseminar vorbereiteten. Die Volksschule ward von der Kirche gehegt und gepflegt wie ihr Augapfel.

Im Großherzogtume Luxemburg sind die Minister gleichsam auf Lebenszeit auf ihrem Posten. So hat unser Premier seit 1870 das Portefeuille der Justiz und schließlich die oberste Leitung in Händen. Der Finanzminister ist nur etwas jünger als Generaldirektor eingetreten. Als der Block 1910 den



jugendlichen Distriktskommissar Braun zu seinem Instrumente ausersah, der Schulgesetz und Minettehandel nach seinen Plänen durchbringen mußte, hätte man ihm, da er der Liebling der Zweidrittel-Majorität geworden, einen ebenso sichern und langen Verbleib als den obengenannten Kollegen prophezeien können. Braun überlebte in der Tat den Sturm des Minettehandels mit allen blosstellenden Angriffen, wo doch jeder andere Staatsmann abgetreten wäre. Durch die Unterstützung des geeinten Blocks, hochfahrend bis zur Verblendung geworden, regierte er despotisch, löste voll Laune und Willkür ohne Ursache den Stadtrat vom Bahnhofviertel Hollerich auf, ohne daß der regelrecht am 29. Oktober 1914 gewählte Rat auch nur versuchsweise anerkannt und zusammengerufen worden wäre. Braun gab an, er fände unter den 13 Mitgliedern keinen tauglichen Schöffenrat. Die Wahrheit war, daß sein Liebling, der oberste Freidenker Daubenfeld, der frühere Bürgermeister, bei der Haupt- und Stichwahl durchgefallen war und er mit dem ganzen Einfluß der Regierung in einer Neuwahl ihn wieder durchbringen wollte. Auch in vielen andern Landgemeinden ernannte er willkürlich aus der Minderheit seine freidenkerischen Freunde. In der Stadt Luxemburg hatte er den Posten des Bürgermeisters dem sozialistischen Abgeordneten Lucas Huß wiederholt, noch in der letzten Stunde, als sicher zugesagt. Im Verlaufe der Ereignisse entspann sich jedoch in der Presse ein Zweikampf Huß-Braun, worin der Bürgermeisterkandidat den Minister der Lüge zieh und offen aussprach, daß er unter solchem Generaldirektor um die Zukunft des Vaterlandes besorgt sei. Schon zwei Tage später, am 21. Februar 1915, war die Ministerkrisis da. Braun lag todgetroffen zu Boden. Zehn Tage dauerte die Ministerkrisis, was im Großherzogtum noch nie vorgekommen. Der Block knirschte vor Wut, da er mit Recht das Schulgesetz als Hauptgrund des Sturzes seines Lieblings erkannte, der das Vertrauen der Krone, der Großherzogin, schon 1912 verloren hatte. Als am 9. März 1915 das neugebildete Ministerium sich der Kammer vorstellte, veranstaltete der Block



seinem gestürzten Werkzeuge ein feierliches Leichenbegräbnis mit Grabreden und brachte eine Tagesordnung ein, worin die Ausführung des Schulgesetzes, die baldige Reform der Normalschule gefordert wurde. Das war eine Herausforderung der katholischen Rechten, die mit 17 Stimmen gegen die 28 des Blocks den zweiten Teil der Tagesordnung ablehnte.

Traurig, fürwahr, ist diese unerquickliche Lage des katholischen Volkes im Großherzogtum, wo die Vertreter keineswegs der Ausdruck der Wähler sind. Die 17 Deputierten der Rechten zählen allein eine ungleich größere Mehrheit an abgegebenen Stimmen als die 28 Blockdeputierten. Unbedingt notwendig ist daher ein neues Wahlgesetz mit Proporz, wie es selbst im kulturkämpferischen Frankreich durchberaten wurde, und müßte selbst die Konstitution durch eine doppelte Kammer umgeändert werden.

Eine Reform der Normalschule, in Deutschland Lehrerseminarien genannt, wird von allen Katholiken gewünscht und angestrebt. In Luxemburg wohnen die jungen Lehramtskandidaten bei Familien in der Stadt, sind durchweg von dem Freidenkertum angeseucht und müssen so die Jugend und die Zukunft des Vaterlandes zur Freigeisterei heranzüchten.

Wird nun nach dem Sturz des Unterrichtsministers Peter Braun das horrende Machwerk des luxemburgischen Schulgesetzes bald reformiert, christlich umgestaltet werden? Leider ist kein Anzeichen dafür vorhanden, denn der Nachfolger Leclerc mußte dem Block in der ersten Sitzung feierlich geloben, das Werk seines Vorgängers mit der Reform der Normalschule im selben irreligiösen Geiste fortzusetzen.

Ein kleiner Trost verbleibt, daß die auf dem Papier stehenden Gesetze in ihrer Strenge nicht immer zur Ausführung gelangen. Im gemütlichen Großherzogtum werden die Gesetze nicht strikte ausgeführt; sie bleiben meist Fassadegesetze, die nötigenfalls zum Gebrauch herangezogen werden können. Ein Schulreglement ward 1912 in Aussicht gestellt. Aber auch 1881 war solch ein Reglement, ein anderes über Schulbücher und Prämien zur



Preiseverteilung, dekretiert worden. Bis heute ist noch kein Versuch zur Durchführung gemacht worden; die Herren behalten gern freie Hand. Wenn ein deutscher Schulmann einen Einblick in unsere Mittelschulen (Gymnasien), Oberprimärschulen und Volksschulen zur Belehrung und Vergleichung sich gestatten würde, er würde sich nach Portugal oder nach Rußland versetzt denken. In meiner Stadtgemeinde, die ob ihrer Musterschulen in der Ständekammer gelobt wurde, weil fortschrittliche Freidenkerlehrer in der Mehrzahl hier amtieren, ist in Jahresfrist nicht einmal ein Drittel der Zeit Schule abgehalten worden; es hatten Lehrer und Kinder zwei Drittel der Schule Ferien. Dabei haben die Lehrer Gehälter von 3—5000 Franken, mit ihren Nebenämtern und Kumulen mehr. Das Gesetz schreibt vor, daß kein Lehrer Schule halten dürfe, der nicht in fünf Jahren den dritten Rang (durch ein neues Examen) sich verschafft. Trotzdem gab man einem der jüngeren Lehrer, der diesen Grad nicht einmal erwerben konnte, die Erlaubnis fortzulehren, weil er gut Freund der Freidenkersippe ist.

An den Früchten erkennt man den Baum. Bereits wird allüberall über die Verwilderung der Jugend hierlands Klage geführt; es wird noch toller hergehen. Der josephinistische Geist, der 1775 im Luxemburger Schulwesen aufkam, der liberale Doktrinarismus, den die luxemburgischen Staatsmänner aus der holländischen Periode (1815—30) eingesaugt, sitzt tief im Blute; sie erscheinen wie erblich belastet. Nur ein radikales Heilmittel vermag hier zu helfen. — Etwa der Weltkrieg mit seinen Umgestaltungen!

Dr. Philalethes sincerus.



LV.

Rußland und die Palästinafrage.

Seitdem die in dem letzten Balkankriege geschwächte, aber nicht lahmgelegte Türkei dem Dreiverband den Fehdehandschuh hinwarf, weil sie einsah, daß es sich bei einem Siege der Verbündeten für sie um Sein oder Nichtsein handele, sind berufene und unberufene Politiker und Zeitungsstrategen im feindlichen Lager nicht müde geworden, das Fell des noch nicht erlegten türkischen Bären vorzeitig zu verteilen. Besonderes Aufsehen erregte in den nächstbeteiligten Kreisen ein Artikel des Pariser „Matin", welcher, ohne den russischen Freund zu befragen, England Mesopotamien und Arabien zusichert, während Syrien und Palästina für Frankreich als selbstverständliche Beute gefordert werden. Man begreift, daß man an der Newa über diesen Vorschlag nicht wenig verstimmt wurde. Der „Petrogradski Kurier" forderte die russischen Diplomaten auf, solchem Ansinnen gegenüber kraftvoll die berechtigten Interessen der russischen Orientpolitik wahrzunehmen. Eine Dumainterpellation über die Palästinafrage zeigte deutlich genug, wie man im Zarenreich diese Orientinteressen auffaßt. Nicht nur Armenien, nicht nur den Bosporus mit Konstantinopel und den Dardanellen — die russischen Presseerörterungen gelegentlich des Beginns der Dardanellenbeschießung zeigen, wie viel Wert man besonders auf dieses Stück des Bärenfells legt —, sondern auch Palästina beansprucht das unersättliche Rußland.

Als dann England im Hinblick auf die russischen Palästinaansprüche und die französischen Wünsche in seinen leitenden Preßorganen die Formel von einer „Neutralisierung" Palästinas — das dann selbstredend eines „Protektors" bedürfe — mit aller wünschenswerten Gründlichkeit erörterte, durfte man sich wieder auf russischen Widerstand gefaßt machen.



Die russische Sehnsucht nach dem Heiligen Lande ist für den mit der Geschichte der russischen Expansionspolitik und den Bestrebungen der russischen Orthodoxie Vertrauten nichts Neues. Jetzt, wo die russischen Wünsche nach den orientalischen Mittelmeerländern so offen zu Tage treten, ist es nicht ohne Reiz, den Blick um sechs Jahrzehnte zurückzulenken, in jene Tage, wo Rußlands Politiker die Zeit schon für gekommen erachteten, den „kranken Mann" und lästigen Nachbarn aus Europa hinauszuwerfen und vor allem die heiligen Stätten Palästinas unter das Szepter des Zaren zu bringen. Da ist ein wenig beachtetes Buch gerade gelegen gekommen, das ein bekannter französischer Diplomat, Eduard Bapst, der lange Jahre in Rußland und der Türkei zubrachte, nicht lange vor Ausbruch des jetzigen Krieges der Öffentlichkeit übergab. Es behandelt die Beziehungen Frankreichs zu Rußland und die unter den heutigen weltpolitischen Verhältnissen doppelt interessante Vorgeschichte des Krimkrieges.[1])

Geschichte, von Diplomaten geschrieben, entbehrt nie eines gewissen pikanten Reizes. Man sieht da, wenn sie die Wahrheit sagen wollen, viel deutlicher, wie die Geschichte „gemacht" wird, als in den feierlichen, im strengem Gewande der auf den offiziellen Regierungsakten aufgebauten Wissenschaft einherschreitenden Darstellungen der Berufshistoriker. Denn der Diplomat führt uns hinter die Kulissen des Welttheaters, deckt die Fäden auf, an denen die Marionetten der Geschichte tanzen müssen, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf all die scheinbaren Kleinigkeiten, die Imponderabilien, von denen doch oft alles abhängt. So gewährt uns auch der Diplomat Bapst in seinem gut dokumentierten Buch einen sehr lehrreichen Einblick in die an diplomatischen Winkelzügen überreiche verwickelte Vorgeschichte des Krimkrieges, bei der Frankreich keine geringe Rolle zu spielen hatte.

1) E. Bapst, ministre plénipotentiaire. Les origines de la guerre de Crimée, La France et la Russie de 1848—54. Paris, Librairie Delagrave, o. J. 514 p.



Nach der Februarrevolution hatte Zar Nikolaus, in dem sich der ganze Konservatismus der heiligen Allianz seligen Angedenkens verkörperte, die diplomatischen Beziehungen mit der neugebackenen Republik abgebrochen. Erst im Mai 1849 erkannte er offiziell das neue Staatengebilde an und ließ sich in Paris durch Kiseleff wieder vertreten. Frankreich ernannte zu seinem Gesandten in Petersburg den General La Moricière, der sich aber auf dem glatten Parkett der Diplomatie mit geringerer Sicherheit bewegte als in den Feldlagern Algeriens. Von vornherein trat ihm der Zar mit Mißtrauen gegenüber, weil er in ihm einen Freund der niedergetretenen, unglücklichen Polen witterte. Ohnehin war die Situation Frankreichs gegenüber dem autokratischen Regiment in Rußland heikel genug. Die russische Intervention für die Sache Österreichs in den ungarischen Aufständen war nicht nach dem Geschmacke der französischen Republikaner.

Nach dem Sieg des russischen Generals Paskiewitsch über die ungarischen Insurgenten waren etliche Hunderte polnischer Teilnehmer auf türkischen Boden geflüchtet, darunter mit dem General Bem die Generäle Dembinski und Wyzoki und der Graf Ladislas Zamoyski, deren Auslieferung der wütende Zar unter Drohungen von der Pforte verlangte. Das gab Anlaß zu langwierigen Verhandlungen. Mit Recht verweigerte der Sultan die Auslieferung; er konnte dies tun, weil England und Frankreich hinter ihm standen. England und der Präsident Napoleon beschlossen, ein Geschwader nach den Dardanellen zu schicken, um den russischen Drohungen zu begegnen. La Moricière war aber von allem dem nicht unterrichtet, seine Stellung am russischen Hofe daher nicht beneidenswert. Als die drohende Gefahr eines russisch-türkischen Konfliktes mit Einbeziehung Britanniens und Frankreichs vorläufig glücklich beseitigt schien und die beiden Geschwader die Bucht von Besika verließen, wurde La Moricière abberufen.

Er wurde ersetzt durch den gewandten General De Castelbajac; am 20. Februar 1850 kam er in der russischen

Hauptstadt an. Mittlerweile hatte ein ernster englisch-griechischer Zwischenfall abermals drohende Wolken am politischen Horizont heraufziehen lassen. Zwei englische Fregatten drohten mit Repressalien, wenn nicht eine Reihe englischer Beschwerden sofort ihre befriedigende Erledigung fänden. Man schritt auch zu solchen. Wenn auch Frankreich sich nicht zum Handlanger Englands in dieser Affäre hergab, so verstimmte es in Rußland doch sehr, daß die französische Regierung sich nicht bewegen ließ, deshalb gegen England eine feindselige Haltung einzunehmen. Napoleon vergaß den Engländern die Gastfreundschaft nicht, die er dort genossen hatte, und bot England die Hand zu einer Beilegung des griechischen Zwischenfalles. Und da Lord Palmerston alles Interesse hatte, eine Vereinigung Frankreichs mit Rußland zu verhindern, nahm er das Anerbieten freudig an. Der Zar, der das Zustandekommen des griechischen Reiches als sein persönliches Werk betrachtete, war wütend über England und jetzt auch über Frankreich, welches das Ansinnen des russischen Staatsministers Nesselrode, gemeinsam mit Rußland auf England einen Druck auszuüben, höflich aber kühl zurückgewiesen hatte.

Eine weitere Verstimmung am Zarenhofe erzeugte die Ernennung Persignys zum französischen Botschafter in Berlin, weil man in dieser Persönlichkeit eine Gefahr für die konservativen Prinzipien erblickte, deren Hochachtung in Preußen Rußland so angelegentlich wünschte. Zudem hatte Persigny den Auftrag, die Bestrebungen Preußens nach der Führerschaft in Deutschland möglichst zu fördern, und eine Annäherung Preußens an Frankreich in die Wege zu leiten. Wenn auch diese, durch den alten Haß Louis Napoleons gegen Österreich verständlichen Absichten an dem unklugen Auftreten Persignys scheiterten, so daß Preußen sich abermals Österreich fügen mußte, vergaß man an der Newa die Sache nicht so leicht.

Der wichtigste Akt der französischen Diplomatie, der im Grund den Keim zu den kriegerischen Verwicklungen des



Krimkrieges enthielt, vollzog sich in der ersten Hälfte des Jahres 1850 in Konstantinopel selbst. Am 28. Mai überreichte der französische Geschäftsträger in der Türkei, General Aupick, dem Großwesir Reschid-Pascha und dem Minister des Auswärtigen eine Note, worin er im Namen der französischen Republik für die Ordensleute der lateinischen Kirche „den Besitz der heiligen Orte, welche Art. 33 der Kapitulationen von 1740 ihnen garantiert“, verlangte. Diese Heiligtümer in Palästina sind die große Kirche von Bethlehem mit der darunter liegenden Grotte, das Grab der hl. Jungfrau und einige andere Orte. Aupick hatte zur wirksamen Unterstützung dieser Forderungen noch die katholischen Mächte engagiert. Der Grund dieser Aktion war durchsichtig. Napoleon, dessen italienische Politik ihn bei den französischen Katholiken nicht sonderlich empfohlen hatte, suchte im katholisch-gläubigen Frankreich auf diese Weise sich festen Boden zu schaffen für seine politischen Zukunftspläne.

Die preußischen Angelegenheiten, die schleswig-holsteinische Frage, nahmen in der folgenden Zeit Rußland zu sehr in Anspruch, als daß man in Petersburg sich wegen der französischen Palästinafrage vorläufig den Kopf zerbrochen hätte. Der Zar fand sich schließlich auch mit dem Staatsstreich Napoleons ab.

Aber als der an Stelle Aupick's getretene Marquis de la Valette in Konstantinopel die Frage wegen der heiligen Orte mit aller Energie wieder in Fluß brachte, erhob der Zar im Oktober 1851 durch ein eigenes Handschreiben beim Sultan Einspruch gegen die französische Motion. Die Folge davon war, daß Frankreich zurückbremste und daß La Valette sich mit einem ganz unbedeutenden Zugeständnis begnügte. So blieben die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Mächten vorläufig korrekt und trübten sich erst wieder, als der Präsident der Republik sich zum Kaiser wählen ließ. Das war eine sehr harte Nuß für den Selbstherrscher, daß er den Neffen des großen Feindes Rußlands auf dem französischen Thron erblicken mußte, vor allem



noch, daß sich dieser den dritten Napoleon nannte, also die Legitimität der napoleonischen Dynastie in Frankreich schlankweg zum Prinzip erhob. Napoleon zeigte sich der kühlen Reserve des Zaren gegenüber als geschickter Akteur: nach vielen diplomatischen Winkelzügen wurden die erwachsenen Unstimmigkeiten wieder beseitigt, zumal Preußen und Österreich sich dem neuen Kaiser gegenüber entgegenkommend verhielten.

Doch die Palästinafrage schob sich bald wieder drohend in den Vordergrund. Der Zar war erbost auf die Haltung der Pforte gegenüber den französischen Anträgen.

Er betrachtete sich als den berufenen Hüter der Interessen der griechischen Orthodoxie und suchte jetzt auf die Türkei, die entgegen den oben genannten Abmachungen ihren Behörden in Jerusalem aufgetragen hatte, den Lateinern die von Frankreich gewünschten Privilegien in vollem Umfang zuteil werden zu lassen, einen sehr fühlbaren Druck auszuüben: im Januar 1852 ließ er das 5. Armeekorps, das in Bessarabien stand, und das 4. in Podolien mobilisieren. Diesen Maßregeln lag die nur schlecht verhüllte Absicht zugrunde, die alte polnische Aufteilungspolitik jetzt bei der Türkei zu probieren, wobei Österreich und England einen Teil der Beute erhalten, Frankreich aber leer ausgehen sollte. Castelbajac, der über die weitgehenden Pläne des Zaren nicht unterrichtet war, wagte diesem gegenüber einige Befürchtungen wegen der erfolgten Mobilisierung an der türkischen Grenze auszusprechen. Sehr charakteristisch ist die Antwort des Zaren Nikolaus: er wolle einen Krieg zwischen Orient und Okzident vermeiden, aber im Namen der russischen Nationalehre, die durch die Frechheit der Türken beleidigt sei, müsse er mit diesen ein kräftiges Wort reden. Mehr als jede andere Regierung wünsche Rußland den Bestand der Türkei. Er wolle Konstantinopel nicht; aber wenn eine andere Macht Absichten darauf hätte, sei er zuerst da. Die Palästinafrage müsse zuerst aus der Welt geschafft werden, und dies müsse auf freundschaftlichem Wege

geschehen, im Einverständnis mit den verschiedenen christlichen Gemeinschaften; ihre Lösung dürfe nicht diesen elenden Türken anheimgestellt werden. Er, der Zar, habe volles Vertrauen in die loyalen Absichten des Franzosenkaisers.

Unter Übergehung des Eingreifens Österreichs in die montenegrinische Frage, mit dem sich Rußland solidarisch erklärte, der Heirat Napoleons, die auch die europäische Diplomatie lebhaft beschäftigte, sei hier nur auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß am 1. März 1853 die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland so gut waren, daß man sogar die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen den beiden Mächten ins Auge faßte.

Aber diese diplomatischen Träume waren verfrüht. Die außerordentliche Sendung des russischen Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel und dessen rücksichtsloses Auftreten bei der Geltendmachung der russischen Forderungen hatte zwar bei den eingeschüchterten Türken eine Lösung der schwebenden Palästinafrage im russischen Sinne gleich zur Folge. Aber Rußland begnügte sich nicht damit. Menschikoff, der ständig mit dem Säbel rasselte — das stets beliebte russische Einschüchterungsmittel —, überraschte die Pforte und ganz Europa mit der unverblümt ausgesprochenen Forderung eines russischen Protektorates über die 11—12 Millionen türkischen Untertanen, die dem orthodoxen Glauben angehören; es handelte sich aber dabei nicht bloß um ein Protektorat in rein religiösem, sondern auch im administrativen Sinne: was nichts anderes bedeutete als eine Lösung dieser Christen aus dem türkischen Untertanenverbande. Die Antwort der von England beratenen Pforte fiel negativ aus und hatte die Abreise Menschikoffs und den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Rußland zur Folge.

Man hatte an der Newa die türkische Weigerung nicht erwartet. Rußland stellte ein Ultimatum und drohte mit der Besetzung der Donaufürstentümer. Aber hinter der Türkei standen England und Frankreich, mit dem man kurz

zuvor in Petersburg noch zusammenzugehen gehofft hatte. Am 13. und 14. Juni ankerte die englische und französische Mittelmeerflotte in der Bai von Besika, in der Nähe der neuerdings wieder so berühmt gewordenen Dardanelleneinfahrt.

Denn Frankreich, dessen Meinung England zu der seinigen machte, war der Ansicht, daß nach der Londoner Konvention vom 13. Juli 1841 diese Frage, welche sich um unveräußerliche Souveränitätsrechte des Sultans drehte, nur von den Garantiemächten verhandelt werden könne. Am 6. Juli zog der Fürst Gortschakow schon in Bukarest ein. Napoleon, der keinen Krieg wünschte, wollte vermitteln. Österreich machte im Einverständnis mit den Mächten einen Vermittlungsvorschlag, aber die Wiener Note wurde von der Pforte abgelehnt, die von dieser vorgeschlagenen Modifikationen fanden die Zustimmung Rußlands nicht. Da sich nun England und Frankreich auf die Seite der Türkei stellten, war der Ausbruch des Krieges nur eine Frage von kürzester Zeit. Am 4. Oktober wurde der englischen und französischen Flotte der Befehl erteilt, unverzüglich nach Konstantinopel aufzubrechen. Vergebens hatte der Zar Nikolaus, der von der ganzen europäischen Presse die russische Politik verurteilt sah, in der Ende September zu Olmütz verabredeten Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef und Prinz Wilhelm von Preußen nach Mitteln und Wegen gesucht, Frankreich zu gewinnen. Was er erreichte, war eine Demobilisierung in Österreich. Eine an die Türkei abzusendende neue Note wurde von England verworfen.

Der englischen Hilfe versichert, wartete nun auch die Türkei nicht länger mit der Offensive. Am 27. Oktober zog Omar Pascha über die Donau; gleichzeitig überfiel auf der kaukasischen Seite eine türkische Abteilung ein russisches Fort. Das bekannte Manifest des Zaren vom 2. November forderte das russische Volk zum heiligen Kreuzzug gegen die Osmanen auf. Jetzt zeigte sich aber, daß die Russen gar nicht auf den Krieg vorbereitet waren; man hatte wieder



einmal durch Säbelrasseln zu imponieren gesucht. Zar Nikolaus tat verzweifelte Schritte, um in letzter Stunde die kalt rechnenden Briten zu gewinnen. Doch ohne Erfolg. Österreich seinerseits suchte den Zaren zum Frieden zu bewegen, um das Unglück eines europäischen Krieges zu vermeiden. Nikolaus war auch nicht abgeneigt, die Vermittlung der vier Mächte anzunehmen.

Aber die unerwartete Vernichtung der türkischen Flotte auf der Höhe von Sinope durch die Russen vereitelte auch diese Hoffnung. Da der Zar der englischen und französischen Regierung versichert hatte, daß Rußland die Türken nirgends angreifen würde, wo sie nicht selbst die Feindseligkeiten begonnen hätten, so erblickten die beiden Mächte in dem unvermuteten Angriff auf die am anatolischen Gestade stationierte Flotte einen casus belli. Die unmittelbar sich daran knüpfenden Verhandlungen, sowie Napoleons Vorschlag, einen Waffenstillstand zu schließen, um auf diplomatischem Wege vielleicht doch noch die Zwistigkeiten beizulegen, scheiterten. Mit der Abreise des französischen Gesandten Castelbajac von Petersburg, die am 24. Februar 1854 stattfand, erfolgte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich. Und bald kam die Kriegserklärung seitens der Westmächte. Weder diese noch Rußland hatten den Krieg im Ernst gewünscht. Aber alle diplomatischen Kunststücke vermochten das Kriegsgewitter, dessen Wolken schon längst schwül und drückend über dem Balkan lagen, nicht zu verscheuchen. Der Krimkrieg brach los.

Die Palästinafrage hatte im Grund den Anlaß dazu gegeben. Durch seine Forderungen hatte Frankreich den Zankapfel unter die Mächte geworfen. Auch jetzt wird, falls es den Verbündeten und einstigen Gegnern gelingen würde, ihre Dardanellenpläne zu verwirklichen, Palästina der Zankapfel werden. England, das im Besitze von Mesopotamien, Ägypten und Arabien wäre, würde nicht gutwillig auf den vielumstrittenen, durch altehrwürdige Menschheitserinnerungen geheiligten Landstreifen verzichten. Wenn es jetzt von einer



Neutralisierung spricht, weiß jedes Kind, was das zu bedeuten hat. Was würde aber Frankreich dazu sagen? Und erst das „heilige" Rußland, dessen oberste Kirchenbehörden schon lange mit Sehnsucht nach dem Besitz Jerusalems trachten?

Luzian Pfleger.

LVI.

Rundschau.

Aus Rom traf vor kurzem die Trauernachricht ein, daß der verdiente Leiter der „Civilta Cattolica", P. Chiaudano S. J., aus dieser Welt abgerufen ist. Der Verstorbene war ein Kämpfer für die Kirche an besonders gefährlicher Stelle. Denn der Kampf in der Publizistik unterscheidet sich von dem Kampf auf der Kanzel und im persönlichen Verkehr etwa so, wie der Kampf in den Laufgräben sich von der Feldschlacht unterscheidet. Mancher Held fällt ruhmlos und vielleicht ungesehen im Graben von einer Kugel getroffen, von der niemand weiß, woher sie kam, oder gar erstickt von Atem raubenden modernen Sprenggeschossen. So ungefähr stirbt ein Kämpfer für Kirche und Volk, der in den Laufgräben der Publizistik focht. Nicht der Ruhm eines Nacheiferers von Dante oder selbst der kleineren als dieser erwartet ihn; selbst die Anerkennung, die de Maistre, Montalembert, Veuillot einst zu Teil geworden ist, bleibt dem schlichten Publizisten versagt. Damit wollen wir keineswegs dem verehrten P. Chiaudano die Rolle eines schlichten Publizisten zuweisen. Mitglied der um Edles und Hohes hochverdienten Gesellschaft, welche den Geist des P. Lainez ebensowohl wie die literarischen Gaben desselben (selbst den Gegnern des Ordens gelten die Schriften von Lainez als unübertroffene Muster) pflegt, hat P. Chiaudano viel mehr als publizistische Arbeit aufzuweisen. Er hat die „Civilta Cattolica" geleitet seit dem vor



ungefähr einem Jahr erfolgten Ausscheiden des P. Brondi. Wenn die Gegner ihm vorwerfen, er habe an dieser Stelle für „die integralen Katholiken“ gekämpft und der Zeitschrift, die in der Tat in der katholischen Welt einen Wachtposten auf hoher Warte darstellt, eine „intransigente und antimodernistische Betonung und all dies auf Wunsch des Papstes Pius X. gegeben“, so heißt diese Art von Kritik in Wahrheit: köstliche Rosen auf das Grab des Entschlafenen streuen.

Die Aufgabe der katholischen Presse wird in Zukunft noch bedeutender werden als seither: in dem Maße als sie sich von dem Streit der Interessenten fern hält und die Blicke dem Ideal zukehrt. Wenn die Welt wieder große Publizisten und, mehr noch, große Staatsmänner sehen will, so muß dem Idealismus, dem wahren, ein bedeutenderer Platz im öffentlichen Leben eingeräumt werden als heute. Der Materialismus, der Mammonismus haben die Welt mit verheerendem Krieg überzogen; alle Welt ist über diese Ursache einig. Wie kann es anders werden, wenn man nicht andere Wege betritt? Bismarck und er nicht allein haben die Politik als eine Kunst erklärt und von jeder Kunst — denn auch der große Staatsmann ist ein Bildhauer — gilt, was der Russe Wenewitinow darlegt: „Die Kunst ist die Erscheinung des Unendlichen in endlichen Formen und hat ein hohes von den Zeitbedingungen unabhängiges Ideal. Der Künstler, als Diener des Schönen, gehört nicht zur Menge, teilt nicht ihre Bestrebungen und erkennt ihre Bedürfnisse nicht an.“ Die Anwendung dieser Formel auf die Staatskunst erheischt eine Milderung des Ausdrucks; die Politik muß notwendig die Bedürfnisse anerkennen, nicht jedoch alle Wünsche. Sie begibt sich sogar in Gefahren, die sie vermeiden kann, wenn sie die Unterscheidung beobachtet. Eine gute Publizistik wird gewöhnlich die Dienerin guter Politik sein; in diesem Fall ehrt der Dienst. Jede andere als gute Politik hat auch eine andere Wirkung auf die Publizistik. Überall erkennt man den Baum an den Früchten.

Die Weisheit des Papstes Benedikt XV. hat die Be-



deutung des Verhältnisses zwischen Politik und Publizistik beachtet. Davon legt das im „Osservatore Romano" erschienene Dekret Zeugnis ab, durch welches Dekret der Papst die Weisung zur Errichtung des Nationalwerkes" für eine gute Presse" (Opera nazionale per la buona stampa) gab. Es ist dabei die Verbreitung von Zeitschriften und Zeitungen in der katholischen Welt dringend empfohlen. Das „Werk" wird von einer Zentralstelle geleitet, deren Vorsitzender vom Papst ernannt wird; Vertreter sollen in allen Diözesen und Pfarreien gewählt werden. Der Erzbischof von Pisa, Kardinal Maffi, hat sich um das Zustandekommen des „Werkes" Verdienste erworben und ist zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Leitender Vorsitzender ist Monſ. Faberi, Mitglied des vicariato di Roma.

In dem Chor der italienischen Publizistik stellen die katholischen Blätter die erfreulichsten Stimmen dar. Und nicht nur das, sie sind zugleich der Ausdruck der besonnensten und der patriotischesten Politik vom italienischen Standpunkt aus. Es ist bekannt, daß ein großer Teil der Presse in Italien Kriegshetze treibt; entweder in der Absicht, Italien in den Krieg zu drängen oder in der anderen Absicht, durch Drohung die Abtretung von Trient, Isonzogebiet und Triest von dem im Krieg mit Rußland liegenden Österreich-Ungarn zu erlangen. Manche Blätter nennen das: „Politik im Sinne Cavour, Visconti, Crispi treiben", obgleich es dem Kenner Cavour'schen Geistes mehr als fraglich ist, ob Cavour heute solche Praxis anraten würde. Die Agitation wird durch zahlreiche Umstände erleichtert, auf welche hier nicht eingegangen werden kann. Nur auf das wichtige psychologische Motiv mag hingewiesen werden: es gibt zwischen Italien und Frankreich geistige Strömungen, die zwischen Italien und Deutschland nicht bestehen. Ist es versäumt worden, sie herzustellen? Wir müssen dazu Ja sagen, aber man muß uns die Begründung heute erlassen. Nach Meldungen, welche aus Rom eingetroffen sind, hätte in den letzten Tagen eine größere Anzahl deutscher Familien, dar-



unter solche, die schon lange in Italien ansässig sind, Rom und Neapel verlassen, weil sie den Eintritt Italiens in den Krieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland erwarteten. Nach anderen Berichten hätte der deutsche Konsul in Neapel, ohne zu sagen, daß er an den Krieg glaubt, die Heimfahrt eine Maßregel der Vorsicht genannt.

Diese Nachrichten müssen in Deutschland ein gewisses Erstaunen erwecken. Die italienischen Zeitungen sind in Deutschland nicht allgemein verbreitet, werden von wenigen gelesen und unsere deutschen Zeitungen teilen uns nur wenig aus Italien mit. So ist man im allgemeinen der Ansicht, daß die Italiener Deutschland nicht gerade ans Herz drücken wollen, daß viele Neigung haben gegen uns zu kämpfen; man erinnert sich namentlich in Süddeutschland des: fuori i Tedeschi. Aber man hat doch stets erfahren, daß die italienische Regierung besonnene Politik treibt und korrekte Neutralität beobachtet. Unter diesen Umständen wirken die Nachrichten aus Rom und Neapel befremdend.

Vielleicht wird nicht immer ein Umstand in der politischen Situation beachtet, dem Bedeutung nicht abzusprechen ist. Die heutige französische Regierung hätte, wenn sie wollte, wohl die Macht, Revolutionen in Spanien wie in Italien anzufachen und zu fördern. Ob solche Revolutionen zu den von den Revolutionären gewünschten Zielen führen können, das ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt. Wohl aber haben Frankreich und England es in der Hand, sowohl auf der iberischen als auf der appeninischen Halbinsel schwere Unruhen anzustiften. Paris ist der Mittelpunkt aller revolutionären Fäden; dem Ministerpräsidenten Viviani, den aktiven und inaktiven Ministern Guesde, Briand u. a. würde es leicht fallen, das Spiel der Marionetten in Gang zn setzen. Was London angeht, so haben Castlereagh, Palmerston nnd andere das Beispiel hinterlassen. Man weiß in London sehr gut, wie man es anfangen muß, um die unruhigen Köpfe in Italien gegen einander in Bewegung zu setzen. Fürst Metternich wußte davon zu erzählen.

In der Politik durch die letzten Jahrzehnte waltete der Satz, daß Italien sowohl wegen seiner Küsten als seiner Mittelmeerinteressen angewiesen sei, Freundschaft mit England zu pflegen. Mit dem Erstarken der Flotten Italiens und Österreich-Ungarns schien sich das Gewicht dieser Maxime zu vermindern. Wie dem auch sei, der an die Musik Verdi's und Donizetti's erinnernde wiegende Rhythmus der italienischen Politik läßt kaum ahnen, welche Entscheidung auf diese Frage antworten wird. Neuerdings, seitdem der Angriff auf die Dardanellen gescheitert ist, sieht es aus, als ob England und Frankreich starke Mittel anwenden, um Italien zu überzeugen, daß es gut tue, mit ihnen zu gehen. Wie solche Mittel etwa beschaffen sein könnten, das mag das Verfahren Frankreichs gegen Holland in den napoleonischen Kriegen und vor allem das Verfahren Englands gegen Dänemark zeigen, wo die englische Politik vor der Beschießung Kopenhagens nicht zurückschreckte.

Diese Praxis ist unter den politischen Traditionen Englands herkömmlich. Manches deutet an, daß sie in Italien angewendet wird. Wenn man später, nach Jahren, erfahren wird, welchen Druck England in Italien versucht hat und noch versucht, so wird man über manche Dinge wohl anders urteilen. Die holländischen Küsten und das Land können geschützt werden; Italien ist in einer viel ungünstigeren Lage. Berücksichtigt man den starken Druck, den England und Frankreich dort ausüben — einen Druck, den sie mit allerlei Werbemitteln begleiten —, so wird man dem schwankenden Rhythmus der heutigen italienischen Musik zwar nicht applaudieren, aber man wird auch nicht dagegen lärmen wollen. Vielleicht fällt die unhöfliche Begehrlichkeit einiger italienischer Zeitungen nach Trient, Isonzo und Triest weniger ins Gewicht als die Sorge Italiens um seine Küsten. Ein schnelles Urteil ist also zu vermeiden. Umso mehr als die italienische Regierung sich Anspruch auf Vertrauen zu erwerben gesuchthat.

Inmitten der brandenden See steht der Felsen Petri. Während man in der Welt fragt: „aber wenn Krieg wird,



bleibt der Papst in Rom? wie wird der hl. Stuhl die diplomatischen Beziehungeu unterhalten, wie den Verkehr mit der katholischen Welt? Denn Telegraph, Post, Reisen u. a. hören im Krieg doch auf!"; während die einen so und mehr fragen und die anderen beruhigend antworten: „der Papst wird nicht nach Gaëta gehen; er bleibt in Rom und Italien wird alle seine Rechte schützen"; während alledem steht der Felsen Petri ruhig, umbrandet von den Wellen, vom Sturm umheult. Bei diesem Anblick denkt man an Macaulay's Worte von der Ewigkeit der römisch-katholischen Kirche. Wie Karthago und Rom vergangen sind, so müssen London und andere Städte vergehen. Die Kirche Christi bleibt.

Oft, sehr oft kommt ein Wanderer ans Ufer dieser Insel, und es ereignet sich dann manchmal, daß es den Schein hat, als käme der Wanderer mehr um sein Wort zu sagen, als um das Wort des Vaters der Christenheit zu vernehmen. Doch schwer ist's, in den Herzen der Menschen zu lesen und deshalb hüten wir uns, den hervorragenden Pariser Publizisten Ernest Judet zu kritisieren, weil er kürzlich in Rom war, um die Sache Frankreichs im Vatikan zu führen. Benedikt XV. und der Kardinal-Staatssekretär Gasparri haben M. Judet empfangen. Was dieser darüber mitteilt, atmet die alte, aller Welt bekannte Liebe des Papstes für das christliche Frankreich. Nichts anderes.

LVII.

Kürzere Besprechungen.

1. Lebenserinnerungen. Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Von Dr. Joh. Friedr. Schulte. 3 Bde. Gießen, Emil Roth 1908, 1909. 8, geb. 10; 6, geb. 7.50; 6, geb. 7.50 Mk.

Mit dem Ende Dezember 1914 verstorbenen Altkatholikenführer von Schulte ist der letzte bedeutende Vertreter der abgestorbenen altkatholischen Bewegung und einer der schärfsten

Kulturkämpfer der 70er Jahre dahingegangen. In seinen Lebenserinnerungen hat Schulte seine Verdienste auf kirchenpolitischem Gebiete selbst in so sorgfältiger selbstlobender Weise zusammengetragen, daß wir auf dem weiten Gebiete der Memoirenliteratur außer Felix Dahns Erinnerungen kein zweites Werk wüßten, das in ähnlich ehrsüchtiger Art geschrieben wäre. Wenn man von dieser persönlich egoistischen Prägung des Werkes absieht, so enthält es naturgemäß viele Materialien kirchenpolitischer Natur, daß es sich lohnt, einen Streifzug unter letzterem Gesichtswinkel zu veranstalten.

Auch Schulte gehörte zu der Schar jener katholischen Dozenten, deren Glaubensbekenntnis einen Hinderungsgrund in den Augen ihrer Kollegen und der Fakultäten bildete. „Ein Katholik hatte das Vorurteil der Inferiorität gegen sich, das merkte man sehr bald, das habe auch ich schnell gefühlt. Man ließ allenfalls Katholiken gelten, welche der strengeren Richtung nicht angehörten.“ — Bismarck hatte seinerzeit dem Papste den Kardinal Hohenlohe als preußischen Gesandten aufdrängen wollen, was aber Pius IX. aus den verschiedensten Gründen ablehnte. Man hat in diesem Verhalten die Absicht des Papstes erkennen wollen, keinen Frieden mit Bismarck und Preußen zu schließen und hat den Papst bis zur Gegenwart in Geschichtsbüchern und in der Presse sehr geschmäht. Da Hohenlohe aber im Falle eines Konfliktes zwischen der Kurie und der Regierung in eine eigentümliche Lage gekommen wäre, weil er „unfähig war, gegen einen Bismarck etwas durchzusetzen“, so erschien nach Schulte aus diesen und anderen Gründen „die Ablehnung des Vorschlags vollkommen gerechtfertigt, da man Rom nicht zumuten kann, gegen seine Interessen zu handeln“.

Von erheblicher Bedeutung für die Geschichte des Kulturkampfes ist Schultes Audienz bei Bismarck gewesen. Das Infallibilitätsdogma und die altkatholische Bewegung waren Schultes innere Triebkräfte. Bismarck begrüßte ihn als Kampfgenossen, „zu dem ich so offen reden werde, als verkehrten wir schon seit zehn Jahren miteinander“. Von dieser Redefreiheit machte Bismarck alsbald Gebrauch, indem er auf eine Mitteilung



Schultes über das Verhalten einzelner Bischöfe, die alle vom Staate die Zusicheruug hatten, daß man ihnen in jeder Weise werde beistehen, für dieselben „nur das eine Wort Hundsfötte" im Munde hatte. Bei dieser Gelegenheit ließ Bismarck auch erkennen, welch ein arger Dorn im Auge ihm die katholische Abteilung des Kultusministeriums war und welche Antipathie er gegen die Kaiserin Augusta hatte. „Auf den Kaiser," sagte Bismarck, „wirkte die Kaiserin, die seit Jahren ihre Aufgabe darin sieht, den Ultramontanismus zu pflegen, und bei der Lebhaftigkeit und Energie ihres Geistes erfolgreich wirkte." Bezüglich der Altkatholiken äußerte Bismarck, sein Standpunkt sei ganz der Schultes. „Ich halte die Altkatholiken für die einzigen Katholiken, denen eigentlich alles gebührt." Bismarck kam dem Gedanken der Wahl eines altkatholischen Bischofs sowie der Versorgung altkatholischer Geistlicher aufs wärmste entgegen und brachte die Sache in der Sitzung des Staatsministeriums alsbald zur Sprache. „Seien Sie überzeugt," so sprach Bismarck Schulte gegenüber seine vollen Sympathien für die Interessen des Altkatholizismus aus, „daß ich aufs wärmste zu Ihnen stehe, persönlich in Sie das größte Vertrauen setze, daß ich niemals zurückweichen werde und alles tun werde, eine Sache zu fördern, von der ich fest überzeugt bin, daß sie dem Staate und der Gesellschaft nützt." Auch Minister Falk versprach Schulte alles, was er tun könne, doch ließ er deutlich durchblicken, die Altkatholiken wären am besten protestantisch geworden, weil ihm der Sieg des Protestantismus über die römische Kirche am wichtigsten dünkte.

Wenn man die heutige Lage des Altkatholizismus, der so gut wie ohnmächtig am Boden liegt, sich vergegenwärtigt, mutet es eigentümlich an, Schultes stolze Worte zu lesen: „Ich bin fest überzeugt, daß die altkatholische Bewegung auch ohne jegliche Unterstützung des Staates siegen werde (ein paar Seiten vorher erzählt Schulte seine Bemühungen um die Dotation des Bischofs und altkatholischer Geistlicher im Staatsbudget), weil andernfalls auf die Hoffnung, die Wahrheit siegen zu sehen, Verzicht geleistet werden müßte." Die Wahrheit des Altkatho-

lizismus wird auch in Zukunft nicht siegen, mit dieser Überzeugung hat der Altkatholikenführer ins Grab steigen müssen. Interessant ist auch sein Urteil über Döllinger, von welchem er sagt, es sei falsch, „zu behaupten, daß Döllinger um die altkatholische Sache seit Pfingsten 1871 wirkliche Verdienste hat". Döllinger war gegen die von Schulte warm verfochtene Gemeindebildung der Altkatholiken und trat auch sonst nach Schultes Anschauung nicht energisch genug auf. Nach Schultes naiver Meinung hätte Döllinger München und ganz Bayern für den Altkatholizismus gewonnen, wenn er es über sich gebracht hätte, in den ihm unterstehenden Kirchen selbst Messe zu lesen und andere lesen zu lassen. Schulte macht Döllinger zum Vorwurf, daß er sich, vielfach zögernd, der altkatholischen Bewegung in den Weg gestellt habe, weil in ihr die Laien eine zu große Rolle spielten. Es gäbe für den katholischen Geistlichen nichts Schwereres, als sich zu emanzipieren vom — Pfaffenstolz. Döllinger habe noch ein Stück davon.

Schulte kann auch als Zeuge für die Imparitätspolitik in Preußen aufgeführt werden. In einem Aufsatze „Zur Entstehungsgeschichte des deutschen Ultramontanismus" schreibt er: „Das Gefühl, der Katholik habe regelmäßig im Staatsdienste schlechte Aussichten, war allgemein und hat katholische Juristen mehrfach ins ultramontane Lager geführt. . . . Die unbestreitbare Tatsache, daß möglichst viele Beamte und Organe evangelischen Bekenntnisses in Gegenden mit rein oder überwiegend katholischer Bevölkerung angestellt werden, faßte man als ein Zeichen des Mißtrauens von seiten der Regierung auf, das aber wurde die Quelle neuen Mißtrauens von seiten der Bevölkerung. Die Gesetzgebung über die Kindererziehung in gemischten Ehen mußte . . . in vielen Fällen dahin führen, daß die Kinder protestantischer Beamten und Offiziere, die katholische Mädchen geheiratet, protestantisch wurden. Darin sah die mißtrauisch gemachte Bevölkerung vielfach ein Mittel, die protestantische Kirche in katholischen Gegenden zu heben. . . Es kann nicht geleugnet werden, daß, mit ganz wenigen Ausnahmen, die Anstellung von Katholiken in höheren Posten des Ver-

waltungsdienstes nur für solche stattfand, für die man Katholiken haben mußte" (II, S. 120). An anderer Stelle heißt es (II, S. 27), es könne nicht bestritten werden, daß man „durch verkehrte Begünstigung der gemischten Ehen, durch das Streben, in katholischen Gegenden auch dann evangelische Pfarrsysteme zu errichten, wenn in einem Kreise nur mit Not kaum einige Hundert Seelen aufzurechnen waren", die Katholiken lange nicht geradeso behandelt wie die Protestanten.

Schließlich sei noch Schultes Urteil über die Folgen der Trennung von Staat und Kirche für den Protestantismus hieher gesetzt. „Wie die protestantische Kirche, die mit ganz geringen Ausnahmen in Deutschland sich nur auf Grund landesherrlicher Regierung entwickelt, ihre Verfassung, Liturgie usw. meist von dieser bekommen hat, im Landesherren bis zum heutigen Tage ihren „Oberbischof" ohne eigentliche kirchliche Regierungsorgane oder doch nur mit solchen, die der Landesherr bestellt hat, besitzt, die mit allen Fasern mit dem Staate verwachsen ist und trotz Konstitutionalismus, Parität und anderen Dingen mit ihm (aufs engste) zusammenhängt . . . —, wie diese Kirche die völlige Trennung von ihren Stützen vertragen könne, ist schwer zu sagen. Jedenfalls steht fest, daß vom Landesherrn bis zum Dorfpastor und Kantor herab kein Wunsch des Auseinanderreißens besteht und die gegenteilige Richtung nicht die herrschende ist. Eine einseitige Trennung der katholischen Kirche wird kein vernünftiger Politiker zugestehen" (II, S. 207).

R.

2. Königer August, Johann III. Grünwalder, Bischof von Freising. Programm des K. Wittelsbacher-Gymnasiums in München für das Schuljahr 1913/14. München 1914.

Der Verfasser entrollt uns das Lebensbild eines Freisinger Bischofs, der in den Kämpfen „des dreiköpfigen Schismas" und in der Folgezeit in den vordersten Reihen gestanden. Grünwalder, der natürliche Sohn Herzog Johann II. von Bayern, erhielt seine Erziehung wahrscheinlich bei den Augustiner-Chorherrn zu Indersdorf. Ein Kanonikat an der Freisinger Domkirche, das er, kaum 19 Jahre alt, erhalten, und verschiedene



andere Pfründen ermöglichten ihm die Studien an der Hochschule zu Padua, die er nachweislich von 1416—1419 besuchte. Als am 13. Dezember 1421 Bischof Hermann von Freising gestorben war, wurde Grünwalder vom Freisinger Domkapitel als Bischof postuliert; der Papst jedoch verweigerte ihm die Admission. Doch ging der Postulierte als „vicarius perpetuus“ des Bischofs Nikodemus, seines Rivalen, aus dem Kampf um den Freisinger Bischofssitz hervor. In dieser Eigenschaft machte er sich verdient als Klosterreformator und begab sich im Januar 1432 als Vertreter seines Bischofs und als Gesandter Herzog Wilhelms zum Konzil nach Basel. Die engen Beziehungen zum bayerischen Herzogshaus, seine kanonistischen Kenntnisse und seine zähe Arbeitskraft öffneten ihm den Weg in die verschiedensten Kommissionen und Missionen des Konzils. Bald sehen wir in Grünwalder den eifrigsten Verfechter der Reformidee und einen der geschäftigsten Führer der Oppositionspartei. Er war der erste Vertreter eines weltlichen Fürsten, der dem Gegenpapste Felix V. huldigte und sich rühmen konnte, ihm Hunderttausende zugeführt zu haben. Felix quittierte seinen Dank mit der Verleihung des Kardinalshutes an Grünwalder. „Der Kardinal von Bayern“ zog nun als „per Germaniae partes legatus de latere“ (Hundt Friedrich Hektor, die Urkunden des Klosters Indersdorf im Oberbayer. Archiv 24, n. 669) nach Nürnberg und Mainz, um bei König und Fürsten für Felix zu werben. Seine Bemühungen hatten keinen nachhaltenden Erfolg, und das Ansehen des Konzils begann zu sinken. Als sich dann im Jahre 1443 der Freisinger Bischofssitz abermals erledigte, und Grünwalder vom Domkapitel einstimmig zum Bischof gewählt wurde, da konnte er erst nach Verzicht auf den Kardinalat und nach hartnäckigen Kämpfen gegen den mächtigen Kanzler Kaspar Schlick, der ihm seinen Bruder Heinrich, den Propst von Bunzlau, als Bewerber gegenübergestellt hatte, sich des dauernden Besitzes des Bischofsstuhles freuen. Er starb am 2. Dezember 1452 zu Wien. Sein Leichnam ruht im Dom zu Freising.

Schon diese kurze Skizze des Inhalts läßt Königers Arbeit als ein wahres Verdienst erscheinen; gewährt sie uns doch wert-



volle Einblicke in eine kirchenpolitisch sehr bewegte Zeit. In knapper Sprache und in einem klaren, durchsichtigen Aufbau hat der Verfasser sein reiches, vielfach ganz neues Material, das er freilich mühsam aus weit entlegenen Quellen zusammentragen mußte, verarbeitet und seinen Grünwalder Leben und Gestalt gewinnen lassen.

„Seinen Grünwalder“! Fast möchte es uns nämlich dünken, als ob der Verfasser seinem Helden zuliebe zuweilen das objektive Abwägen der Tatsache vermissen ließe. Das glänzende Schlußurteil über Grünwalder (S. 79) möchten wir doch nicht durchaus unterschreiben. Wir sind vielmehr im Gegensatz zum Verfasser der Meinung, daß die Rede des Kanzlers Schlick wirklich geeignet ist, „Grünwalders Bild zu trüben“ (vergl. S. 67—68). So leidenschaftlich auch diese Rede Schicks war, so hätte sich der Verfasser nicht bloß damit begnügen sollen, lediglich den Vorwurf der Bestechung indirekt abzuweisen (S. 68), sondern auch die übrigen gegen G. erhobenen Vorwürfe kritisch zu würdigen, und er hätte gefunden, daß sie nicht ganz unberechtigt waren. G. hatte sich nun einmal in Wort und Schrift zu jenen falschen Lehren über den Primat bekannt, die der Verfasser selbst in der Einleitung bedauert (S. 1). Er hatte das Schisma in hervorragender Weise begünstigt und aus der Hand des Gegenpapstes den Kardinalshut empfangen. G. war nach Recht und Gesetz der Kirche niemals Kardinal. Er war aber auch klug genug, noch rechtzeitig den angemaßten Purpur abzustreifen, um dafür die Mitra einzutauschen. Die Reise des „Kardinals“ auf den Reichstag zu Nürnberg glich darum keineswegs „einem kleinen Triumphzug“, wie der Verfasser meint (S. 53). Der Empfang in Augsburg entsprach nicht der Gesinnung des Bischofs, über den sich Grünwalder später bitter beklagt und den er sogar aus dem Bistum verdrängen will (S. 57). In Salzburg, Landshut und Passau war man dem Konzil nicht günstig gesinnt, also auch nicht Grünwalder (S. 54). So entspricht es nicht den Tatsachen, wenn behauptet wird, „daß G. vom Gegenpapste kreiert war, tat bei den damaligen Verhältnissen dem Ansehen des neuen Kardinals keinen Ein=



tag" (S. 51). S. 56 liest man es anders: „Das Baseler Konzil erkenne man an, nicht aber Felix als Papst, also auch keinen von ihm kreierten Kardinal." So der Reichstag zu Mainz gegenüber „Kardinal" Johann v. Segobia. Auch G. durfte nicht als Kardinal auftreten. Was ferner Schlick über G's. Stellung zur Neutralität und zu Eugen V. sagt, das haben die Tatsachen bewiesen, und G. hat gezeigt, daß auch er „gleichzeitig zwei Herrn dienen wollte" (vgl. S. 79), wenn es zu seinem Vorteil war. Daß G. zu Basel als Vertreter seines Bischofs geheim und offen gegen diesen arbeitete (S. 29, S. 51), wohl auch dessen Absetzung mit allen Mitteln betrieb, wie er es auch dem Augsburger Bischof gegenüber getan (S. 57 u. 58), ist wohl auch geeignet, sein Bild zu trüben. Die Ursache der erwähnten Mängel in G's. Charakter dürfte übertriebener Ehrgeiz oder, mit Schlick zu reden (S. 66), Ehrsucht gewesen sein. Nach diesen Gesichtspunkten wäre wohl das Gesamturteil des Verfassers über G. zu revidieren.

Im Einzelnen sei noch Folgendes erwähnt. In der Untersuchung über Grünwalders Geburtsort läßt sich der Verfasser einen circulus vitiosus zuschulden kommen (S. 4). Erwünscht wäre eine Würdigung der literarischen Arbeiten Grünwalders gewesen. Zur Annahme, daß Grünwalder in Indersdorf bei den Augustiner-Chorherrn seine Erziehung genossen (S. 5), war noch zu erwähnen, daß Indersdorf ein Hauskloster der Wittelsbacher war, und daß Grünwalder dieses Kloster fortan mit seinem besonderen Wohlwollen bedachte. (Vgl. S. 54 und Hundt Fr., die Urkunden des Klosters Indersdorf im O. A. 24, n. 673, wo das Datum uns mit der Wohnung Grünwalders zu Basel „in domo Rubea prope Basileam" zufällig vertraut macht, und ibid., n. 806, wo von einer Schenkung Grünwalders an das Kloster Indersdorf die Rede ist, und er selbst als „speciali ac generoso favore Monasterio nostro semper inclinatus" bezeichnet wird.)

Diese Einwendungen sollen keineswegs das im Obigen gefällte Urteil über den Wert von Königers Arbeit einschränken.

Stadtamhof 1915. D. Dr. J. Doll, Professor.

Durch ein Versehen ist in diesem Hefte die Paginierung von Seite 517 mit 532 doppelt.



LVIII.

Gottfried von Straßburg.

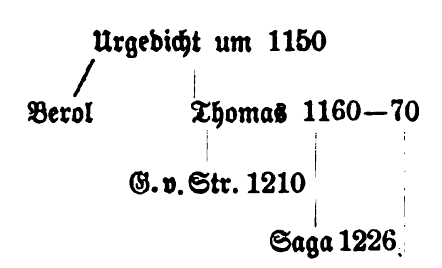
Eine literar-historische Studie.

Großes, ja Größtes schaffen, selbst aber in der Vergangenheit undurchdringliches Dunkel gehüllt, den Augen der Nachwelt verborgen bleiben — das ist von Homer an mancher Dichter Los und gerade der größten gewesen. Beides, die Höhe glänzenden Schaffens und das Fremdbleiben der eigenen Person, trifft auch zu auf einen der Größten der Unsrigen aus dem Mittelalter: auf Meister Gottfried von Straßburg. Als die reife Frucht aus der Arbeit eines großen Künstlers, der mit feinstem Verständnis gearbeitet, liegt sein Tristan vor uns. Verfolgt man aber die Spur, um den Meister selbst zu finden, so verliert sich der Weg in der weiten Ferne geheimnisvoller Vergangenheit. Immer wieder haben gelehrte Männer die Spur aufgenommen, mußten aber ebenso wieder umkehren, ohne ihn selbst gefunden zu haben. Immer noch ist das Akrostich: G. Dieterich unseren Augen tief verschleiert. Mit allem Eifer hat man die Straßburger Akten und Urkunden durchsucht unter Leitung eines Mannes, dem seine genaue Urkundenkenntnis den Namen eines „protestantischen Benediktiners" eingetragen hat; aber eben dieser, C. Schmidt, mußte den Lichtstrahl brechen, der in das Dunkel des Dichterlebens zu fallen schien, als man in einem Straßburger Stadtschreiber den Dichter erkannt haben wollte: es ist nur ein trügend Irrlicht gewesen. Auch

die ganz romanhaft klingenden Aufstellungen Watterichs haben nirgends Glauben finden können. Wird je noch einmal das Dunkel aufgehellt werden? Wer wills bejahen, wer verneinen? Vorderhand bleibt uns das Werk des Dichters allein, um durch dasselbe zur Erkenntnis seiner Person zu kommen. Ohne Zweifel ist das eine ausgezeichnete Quelle für die Persönlichkeit des Dichters selbst; denn es wird uns sagen, ob der Dichter gebildet oder ungebildet, gelehrt oder ungelehrt war, ob er bestimmte Vorbilder hat nach Inhalt und Form und ausgedehnte Literaturkenntnis besitzt, oder ob er ganz seine eigensten Wege geht; es wird uns aufklären über seine Anschauungen, seine Ideen, religiöse oder politische u. v. a. Wenn wir von etwaiger Literaturkenntnis des Dichters reden, so muß sofort daran erinnert werden, daß darunter nicht bloß die deutsche, sondern ebenso die lateinische Literatur gemeint ist; denn es ist falsch, um mit Schönbach zu reden, „wenn man von dem Gesichtskreis der Gegenwart aus, die lateinische und die deutsche Literatur jener Zeit wie zwei völlig gesonderte Welten betrachtet: in Wahrheit machen sie nur eine aus; dieselben Menschen wirkten hier und dort. Sie beeinflußten sich gegenseitig und ganz hauptsächlich hat die Kirche, in der sich eigentlich damals die gesamte Bildung beschloß, der Poesie der Nationalsprachen den Stempel ihres Geistes aufgeprägt". Wie viele Wege es sind, auf denen Gedanken, Bilder, Vergleiche u. a. gerade aus der Kultur der Kirche, also aus der lateinischen Literatur z. B. an Hartmann von Aue vermittelt worden sind, hat Schönbach, der Grazer Germanist, der ein ebenso vortrefflicher Kenner der deutschen wie der lateinischen Schriftsteller jener Zeit war, selbst gezeigt. Noch mehr als für Hartmann muß das für den Straßburger Dichter Geltung haben; denn Straßburg ist um jene Zeit noch eine durch und durch bischöfliche Stadt. Da kann es ja gar nicht anders sein, als daß des Dichters Denken und Reden von der theologischen Umgebung beeinflußt werden mußte. Ist er am Ende selbst Kleriker gewesen? Wir sagen ausdrücklich Kleriker,

weil damals noch Kleriker und Geistlicher durchaus gesonderte Begriffe waren. An und für sich schon liegt es nahe, Gottfried für einen Kleriker zu halten, da er, wie u. a. die Abbildung in der Heidelberger Liederhandschrift zeigt, wo er ohne Abzeichen des Ritters erscheint, nicht aus ritterlichem Stande gewesen zu sein scheint. Anderseits ist mit dem Titel „Meister" gar nichts Bestimmtes gesagt; man hat sich in Ermanglung eines Besseren daran gewöhnt, ihn als „bürgerlich" zu bezeichnen: jedermann wird indes zugeben, daß das nur eine nichtssagende Verlegenheitsbezeichnung ist. In Wahrheit kann der Titel „Meister" auch einem Adeligen zukommen, wenn dieser dem Gelehrtenstand angehört, wie denn auch gar nicht ausgemacht ist, ob er seinen Beinamen „von Straßburg" nach seinem Geburtsort oder seinem Wohnsitz führt, oder ob er dem in Basel und Straßburg ansässigen Geschlechte derer „von Straßburg" de Argentina angehörte. Bei dieser Lage der Dinge erscheint es doppelt interessant, gerade auf die theologischen Anschauungen zu achten, die der Dichter in seinem Tristan vorbringt. Dabei ist aber noch eine Vorfrage zu erledigen, wenn bei solcher Untersuchung ein sicheres Eegebnis über die Person des Dichters herauskommen soll: ob nämlich Gottfried einen religiösen oder theologischen Gedanken da und dort eingeflochten oder wenigstens verstärkt hat, oder ob alles Theologische schon in seiner Vorlage stand. Gottfried hat ja eine Vorlage in französischer Sprache vor sich gehabt, ein Gedicht, das uns aber leider der Hauptsache nach verloren gegangen ist. Doch läßt sich dieses nach einer norwegischen Prosaübersetzung (Saga), die von dem gelehrten Mönch Robert auf Veranlassung des Königs Hákon Hákonarson angefertigt wurde, ziemlich gut rekonstruieren.[1]) Die Abhängigkeit der einzelnen Bearbeitungen läßt sich am besten schematisch darstellen:

1) Die erhaltenen 3144 Verse des Thomasgedichtes setzen eigenartiger Weise gerade da ein, wo der deutsche Dichter abbricht.



Darnach wird es möglich sein, in den allermeisten Fällen Klarheit darüber zu gewinnen, was G. schon bei Thomas fand und worin er originell ist; zu bemerken ist noch, daß Thomas das Rohe des Urgedichts vielfach gemildert hat, während Berol dasselbe beibehielt. Nach diesen grundlegenden Ausführungen kann die Untersuchung selbst in Angriff genommen werden[1]) und zwar soll zuerst ein kurzer Überblick über die theologischen Wendungen und Ausdrücke im Tristan gegeben werden, sodann sollen die Bilder und Vergleiche Gottfrieds auf ihre Verwandtschaft mit den in der theologischen Literatur gebräuchlichen geprüft werden; ferner sind die Beziehungen Gottfrieds zu kirchlichen Schriftstellern zu erwähnen und endlich müssen die längeren und vielbehandelten theologischen Wendungen, wie z. B. das Gottesurteil im Tristan unter dem neuen Gesichtspunkte betrachtet werden. So dürfen wir zuversichtlich hoffen, auf sicherer Grundlage der Persönlichkeit des Dichters näher zu kommen.

1.

Eine Untersuchung der theologischen Wendungen bei Gottfried ist nicht so lohnend wie bei Hartmann oder gar Wolfram, der oft große theologische Exkurse einflicht. Gottfried redet nur gelegentlich von religiösen Dingen, wie es gerade die Erzählung mit sich bringt. Stellt man aber alles zusammen, so ergibt sich doch ein so reichhaltiges Bild

1) Ausführliche Belege für alles Folgende sind zu finden in der Diss.: Theol. Ausdrücke und Wendungen im Tristan Gottfrieds von Straßburg. Ulm 1915.

religiöser Gedanken und Vorstellungen, wie man es auf den ersten Blick bei dem Straßburger Dichter nicht erwartet hätte. Dazu lassen manche seiner Wendungen eine gar nicht zu verachtende Kenntnis der hl. Schrift erkennen. Gottfried kommt im Laufe seines Gedichtes auf fast alle Eigenschaften Gottes zu sprechen: auf Reichtum, Güte, Allmacht, Unveränderlichkeit, Allwissenheit, Barmherzigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit. Wie sehr manche der hieher gehörigen Stellen Kenntnis der hl. Schrift verraten, dafür nur ein Beispiel: aller sorgaere râtgebe (2616) wird Gott genannt in wörtlicher Übersetzung des consiliarius bei Isaias 9, 6 und ebenso hat in der an Gott gerichteten Frage: wie vergaeze dû mîn sô (12482) der Psalmist (41, 10) das Wort: quare oblitus es mei? Sehr oft wird von der Vorsehung und Leitung und namentlich auffallend häufig von der Fürsorge Gottes geredet; bezeichnend ist auch die Verwendung des spezifisch theologischen Ausdrucks: Gnade; gerne redet der Dichter ferner von „Segen" und „Segnen"; hier sind namentlich zwei Wendungen von größerem Interesse: dâ sol man kriuzen vür den hagel (15100), womit bereits auf den sogen. Wettersegen hingewiesen wird, und segenen vür den gaehen tôt (15101), eine bekannte Bitte der Litanei. Höchst beachtenswert ist, daß Gottfried von Maria redet; Hartmann von Aue redet von Maria gar nicht; Wolfram, der religiöseste der großen höfischen Epiker, schweigt zwar nicht ganz über Maria, wie noch Weinhold u. a. meinten, redet aber nur kurz von der maget oder meide. Bei Gottfried aber findet man das Gebet: der himelischen künigîn der müezet ir bevohlen sîn (14879). Das könnte für Gottfrieds Charakterisierung sehr wertvoll sein; denn der alle anderen Heiligen überragende Kultus Mariens beginnt in der deutschen Literatur — dem führenden Frankreich stets um eine Idee zurück — erst im 13. Jahrhundert, etwas früher bei den deutschen Geistlichen; bei Gottfried spielt offenbar die Nähe der französischen Grenze eine Rolle. Unwillkürlich denkt man aber an den

unter Gottfrieds Namen laufenden (ihm aber bis jetzt ab- abgesprochenen) Lobgesang Mariä. Jedenfalls verdient die Erwähnung Marias durch Gottfried größte Beachtung, zumal aller Wahrscheinlichkeit nach in der französischen Vorlage nichts dergleichen stand.[1]) Nicht übergangen werden dürfen Gottfrieds Äußerungen über die Ehe, zumal wenn man an die Geschichte der Eheschließung in Deutschland erinnert. Die Kirche hat von Anfang an Teilnahme an der Eheschließung verlangt, zunächst nur passive Assistenz, aber so sehr auch deutsche Synoden darauf drangen, in Deutschland bis zum Tridentinum wenig erreicht. So ungern die Kirche dazu gesehen hat, so hat sie doch die nach dem Rechtsgrundsatz: consensus facit nuptias durch irgend formlos kundgegebenen Konsens geschlossenen matrimonia clandestina anerkannt. Gottfried legt nun größten Wert auf eine Eheschließung offenlîche vor magen und vor mannen (1626) und auf die passive Assistenz der Kirche (1628), vielleicht sogar auf die aktive d. h. die kirchliche Einsegnung. Im Zusammenhang damit kann auf Gottfrieds Kenntnis des Eherechts hingewiesen werden, wenn er den Bischof bei Anklage auf Ehebruch während des schwebenden Verfahrens eine separatio quoad torum et mensam aussprechen läßt entsprechend der kirchenrechtlichen Bestimmung, daß die Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft den stillschweigenden Verzicht auf die Anklage bedeutet. Beidesmal ist der Dichter von seiner Vorlage unabhängig. Erwähnt werden muß endlich noch die Stellung des Dichters zur Geistlichkeit, um so mehr als, wie bekannt, Hermann Kurz Gottfried als geschworenen „Pfaffenfeind“ aus dem Tristan herausinterpretiert hat und diese Ansicht dann leider viel zu lange Zeit in den

1) Nebenbei sei hier darauf hingewiesen, daß der in Vers 8066 vorkommende Heilige San Ze, dessen Persönlichkeit bis jetzt allen Forschern rätselhaft blieb bis zur neuesten wissenschaftlichen Ausgabe von Marold (1912), eine französische Abkürzung des Namens Otto ist. (Act. Sanct. Boll. Juli III.)

Kreisen der Gelehrten festgehalten worden.[1]) Ganz im Gegenteil redet nämlich Gottfried, und zwar hier wieder unabhängig von der Vorlage, an beiden Stellen, wo ausführlicher von Geistlichen die Rede ist, in wohlwollender Weise von ihnen und schildert sie als weise und sehr gelehrt. In gleicher Weise wird der Bischof des Gottesurteils gezeichnet; ja es ist ganz bezeichnend, daß der liebevolle, ehrwürdige Ton, mit dem er über Person und Auftreten des Bischofs redet, von ihm selbständig gegenüber seiner Vorlage in das Gedicht hineingearbeitet wurde. Nicht versäumt werden soll der Hinweis auf die Bezeichnung des Bischofes mit antistes, ein Wort, das bei Gottfried zum ersten Mal in der deutschen Literatur erscheint, ohne andere Nachahmung zu finden, als durch einen Dichter seiner Schule. Scheint nicht dieses in der theologischen Literatur so geläufige Wort für Gottfried charakteristisch zu sein?

Alles zusammengenommen zeigt sich, daß der Dichter mit der kirchlichen Lehre wohl vertraut ist; da und dort hat er manches Theologische in den Tristan hineingetragen; aber auch wo er sich an die Vorlage anlehnt, hat er bei seiner großen Selbständigkeit gegenüber der Vorlage alles so gut verarbeitet, daß es als sein Eigentum erscheinen kann. Ein Vergleich mit Wolfram von Eschenbach zeigt, daß dieser mit einziger Ausnahme der Buße dem Inhalt nach nicht viel mehr an Theologischem bietet als der Straßburger Dichter. In Gegensatz oder Feindschaft zur kirchlichen Lehre tritt er nie,[2]) zeigt sich aber anderseits darin wohlunterrichtet.

2.

Besondere Aufmerksamkeit muß den Bildern und Vergleichen geschenkt werden, die Gottfried in großer Zahl und gerne verwendet. Dieselben sind ebenso „unbestreitbar

1) Bei der Behandlung des Gottesurteils wird noch weiter darauf einzugehen sein.

2) Über das Gottesurteil wird noch geredet werden.

Gottfrieds ureigenstes Eigentum" und darum für die Bestimmung seiner Persönlichkeit äußerst wertvoll als sie, wie allgemein bekannt, gänzlich unanschaulich sind. Schon bei oberflächlicher Lektüre fällt es auf, daß bei seinen Bildern und Vergleichen die Reflexion die größte Rolle spielt, daß seine Vergleiche oft recht farblos und von schwach charakterisierender Art sind, auch hierin in starkem Gegensatz zu Wolfram von Eschenbach, dessen Bilder in ihrer plastischen Art ganz den Eindruck des Selbsterlebten machen. Bei Gottfried ist nicht die unmittelbare Anschauung als Quelle für seine Bilder zu betrachten, sondern das Studium. Das merkt man neben den „verunglückten" Bildern und Vergleichen und der Vermischung ganz verschiedenartiger Bilder schon an dem Fehlenden: ganz bezeichnender Weise sind bei ihm Bilder aus dem Ritterleben, von Kampf, Turnier usw. ganz selten, obwohl ein Straßburger sicher nicht mangelnde Kenntnis davon hatte, zumal zur Zeit des dem Rittertum ergebenen Bischofs Heinrich II. von Veringen (1202 bis 1223). Gilt für jeden Dichter mit bilderreicher Sprache der Grundsatz, daß die mit Vorliebe zu Bildern und Vergleichen gebrauchten Gegenstände im innern und äußeren Leben des Dichters eine Rolle gespielt haben müssen, so werden wir bei Gottfrieds „studierten", nicht „geschauten" Bildern diesen Satz dahin ergänzen, daß wir fragen: gibt es vielleicht eine Literatur, welche dieselben Bilder und Vergleiche wie Gottfried mit Vorliebe verwendet und vielleicht ebenso unanschaulich und gelehrt, so daß der Dichter aus ihr, die dann in seinem inneren Leben eine Rolle spielte, seine nicht auf Anschauung, sondern auf verstandesmäßigem Nachdenken beruhenden Bilder und Vergleiche entlehnt hat? Diese Literatur ist die theologische, denn sie verwendet ihre Bilder und Vergleiche meist traditionell, d. h. rein verstandesmäßig und ohne Anschauung. Wichtig wird es sein zu untersuchen, ob sich nicht bloß einige eigenartige Bilder und Vergleiche, die der theologischen Literatur charakteristisch sind, bei Gottfried finden, sondern ob überhaupt dessen ganzer Bilderschatz



sich im Rahmen der in jener Literatur üblichen Bilder bewegt. Vergleicht man nun Gottfrieds Bilder und Vergleiche mit ähnlichen Stellen der Bibel, der Kirchenschriftsteller, zumal des 12. Jahrhunderts, wie Rupert von Deutz, Honorius Augustodunensis, Alanus de insulis, Petrus Comestor, Hugo von St. Viktor, der zeitgenössischen Predigt und soweit möglich mit der deutschen geistlichen Dichtung, so findet man überraschende Ähnlichkeit und Übereinstimmung zwischen der Bildersprache Gottfrieds und der theologischen Schriftstellerei, so daß die Annahme nicht unberechtigt erscheint, daß Gottfried in der theologischen Literatur wohlbewandert gewesen ist. So sind wir also in der Charakterisierung des Dichters schon einen guten Schritt weiter gekommen. Ehe wir zur weiteren Frage übergehen, ob Gottfried einen bestimmten kirchlichen Schriftsteller gekannt hat, sollen noch einige Beispiele das eben Gesagte illustrieren: Zur Bezeichnung der absoluten Aufrichtigkeit verwendet Gottfried den Ausdruck der Bibel (Mt. 5, 37): sit autem sermo vester est, est, non, non in Vers 13014: ir beider sin, ir beider muot, das war allez ein und ein, jâ unde jâ, nein unde nein. Ganz biblischen Charakter trägt ferner das, in den Psalmen namentlich, sehr häufig gebrauchte Bild vom Läutern des Goldes, das eine ebenso häufige Verwendung bei Gottfried findet. Weiterhin ist ganz biblisch die Wendung: wir müezen snîden unde maen daz selbe, daz wir dar gesaen [Vers 12239 f. (vgl. Gal. 6, 8)]. Endlich sei noch als besonders charakteristisch der wiederholt vorkommende Vergleich der beiden Isolden, Mutter und Tochter, mit Morgenrot und Sonne genannt, ein Vergleich, der in der theologischen Literatur in allen Variationen sich findet in Anwendung auf Maria und ihr Kind Jesus.

(Schluß folgt.)

LIX.

Ein Beitrag zur Geschichte des Schwäbischen Kreises.

Von Karl Freiherr von Hertling.

Der Subsidienvertrag mit England kam zwar wirklich zustande, aber trotzdem wurde der Krieg gegen Frankreich nicht mit vollem Nachdrucke fortgesetzt. Ja als der schwäbische Kreistag anfangs September wieder zusammentrat, hörte man schon unbestimmte Gerüchte von Friedensverhandlungen. Hertling schreibt darüber an Vieregg unter dem 19. September: „Zeitungen aus Hamburg und Frankfurt brachten dieser Tage aus der Schweiz die Nachricht, daß Baron von Gleichen, früher dänischer Gesandter in Madrid, Neapel und Paris und seit längerer Zeit in Regensburg wohnhaft, damit beschäftigt sei, über den Frieden zwischen einer der kriegführenden Mächte und Frankreich zu verhandeln. Diese Nachricht hätte vielleicht keine Beachtung verdient, wenn nicht Baron von Gleichen nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Bern vor zwei Tagen von dort hier angekommen wäre. Er rechnet damit, einige Zeit hier zu bleiben und sagt, für seine Privatgeschäfte, die eine fortgesetzte Verbindung mit der Schweiz verlangten, sei er diesem Lande hier näher als in Regensburg. Er habe das Land nur verlassen, weil dort zur Zeit alle Fremden wenig willkommen seien. Die Glaubwürdigkeit des an sich unwahrscheinlichen Gerüchtes wird einigermaßen durch den Umstand unterstützt, daß Herr von Gleichen, so fern er auch den Geschäften steht, nichtsdestoweniger bedeutende Verbindungen an allen europäischen Höfen besitzen soll.“

Während Hertling nur von einer der kriegführenden Mächte spricht, lautet die Nachricht in Viereggs Antwort vom 25. September etwas allgemeiner. Er schreibt: „Man hatte mir schon aus Frankfurt (aber ebenfalls nur als On dit) die Nachricht gemeldet, die Sie mir soeben mitteilen,

daß Baron von Gleichen in der Schweiz über den Frieden verhandle. Ich wünsche es und mehr noch, daß er mit seinen Arbeiten zum Ziel gelangen könne. Wenn die Partei der Gemäßigten nach dem Falle von Robespierre in Paris die Oberhand hätten gewinnen können, hätte man einige Hoffnung auf die Beendigung dieses unseligen Krieges hegen dürfen. Bis jetzt scheint es aber, daß jenes Ereignis nur einen Wechsel der Personen nicht aber auch der Grundsätze im Konvent herbeigeführt hat." Hierauf erwidert Hertling am 28. September:

„Wie ich inzwischen aus sehr guter Quelle erfahren habe, ist das Gerücht über Schritte des Baron von Gleichen in der Schweiz zur Einleitung des Friedens sehr begründet. Jemand, der eben von dort gekommen und hinsichtlich der Verhältnisse in seinem Lande sehr unterrichtet ist, hat mich versichert, daß Baron von Gleichen tatsächlich in dieser Beziehung Vorschläge bei dem Landtage in Frauenfeld gemacht habe. Er sei aber nicht angehört worden, sondern habe nur die Antwort erhalten, daß der Nationalkonvent sich auf nichts einlassen könne, es sei denn, daß man mit ihm im Namen Englands verhandeln wolle. England sei die einzige Macht, die den Frieden bestimmen, von der man den Frieden erhalten könne, denn nur diese Nation hätten die Franzosen zu fürchten, als die einzige von ihren Feinden, die ihr am meisten Übel zugefügt hätte. Baron von Thugut soll auch schon wegen derselben Frage bei den Schweizern Fühlung genommen haben, aber mit dem gleichen geringen Erfolg. Die Abgesandten des Konvents, die von Zeit zu Zeit kommen, um sich mit Herrn Barthelemy, dem französischen Gesandten in der Schweiz, zu besprechen, stimmen darin überein, daß Frankreich, wenn England sich bereit zeige einen Teil der gemachten Eroberungen zurückzugeben, sich nichts besseres wünsche, als auf eine Verständigung einzugehen, deren Notwendigkeit man empfinde. Besonders die südlichen Provinzen Frankreichs seien in der bedrängtesten Lage, weil ihr Handel, die einzige Quelle ihres Lebensunterhaltes, zu Grunde gerichtet sei. Sie seien deshalb jeden Augenblick bereit, sich zu einem

Aufstande zu erheben und dies sei es, was man am meisten befürchten müsse. — Inzwischen ist Baron von Gleichen gegen alles Erwarten plötzlich von hier abgereist und hat gesagt, er habe Briefe erhalten, die ihn nötigen, sich nach Regensburg zu begeben."

In diesem Briefe erwähnt Hertling noch kurz die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in den Niederlanden und legt etwas ausführlichere Nachrichten über die für die deutschen Truppen günstigen Gefechte in der Pfalz bei. Am 18. Oktober schreibt er an Vieregg:

„Briefe, die in den letzten Tagen vom Rhein her eingetroffen sind, sprechen mit Sicherheit von Dingen, denen man nur mit Mühe Glauben beimessen kann, so sehr man sie wünschen möchte. Der Herr Coadjutor von Mainz soll nämlich nach Paris abgereist sein mit dem Auftrage, über den Frieden mit dem Reiche zu verhandeln. Die badische Gesandtschaft hat mir im Auftrage ihres Hofes vertraulich Mitteilung über die Absichten und Ergebnisse der in Wilhelmsbad gehaltenen Konferenz zukommen lassen. Von den dort zur Beratung vorgeschlagenen Punkten wird der Landgraf von Hessen Seiner Durchlaucht dem Kurfürsten Mitteilung gemacht haben. Ich nehme mir die Freiheit, Abschrift des Briefes beizulegen, durch welchen der Herr Markgraf von Baden Seiner Majestät dem Kaiser davon Nachricht gegeben hat. In Wien wie in Berlin scheinen die Vorschläge sehr günstig aufgenommen worden zu sein. Sie sind in gleicher Weise den Höfen von Petersburg, London, Kopenhagen und Haag notifiziert worden. Die Höfe und Staaten, die zum Beitritt aufgefordert wurden, sind folgende: Mainz, Trier, Köln, Sachsen, Gotha, Weimar und Meiningen, der Minister von Hannover, Bamberg, Würzburg, Braunschweig-Wolfenbüttel, Mecklenburg-Strelitz, Anhalt-Dessau und Bernburg, alle Nassauischen Häuser und die Stadt Frankfurt. Man verspricht sich davon einen sehr heilsamen Erfolg für die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung, insbesondere wenn Seine Durchlaucht der Kurfürst geruhen, sich zu Gunsten dieser



Vereinigung zu erklären, worauf sämmtliche Fürsten hoffen, die zuerst diesen Plan gefaßt haben."

Die Versammlung der Kreisgesandten, denen so wichtige politische Fragen vorgelegen waren, wurde am 31. Oktober 1794 geschlossen, nachdem ein Antrag, die Kreistruppen in k. k. Verpflegung zu übergeben, durch Mehrheitsbeschluß abgelehnt, dagegen beschlossen war, die Berechnung der aufzustellenden Kreistruppen nicht mehr auf sogenannte Simpla sei es nach dem Fuße von 1681 oder 1732 zu gründen, sondern einfach eine Vermehrung um 6000 Mann vorzunehmen.

Schon im Februar des nächsten Jahres, 1795, trat der Kreistag wieder zusammen. Die wenigen Berichte, welche Hertling während dieser Session nach München richtete, geben ein trauriges Bild von der Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Schwäche des seiner Auflösung nahen Deutschen Reiches.

Gleich in dem ersten heißt es, Generalleutenant Baron von Stein, der das Kreiskorps kommandiere, habe die Anzeige gemacht, er habe am 3. März von dem k. k. General-Feldzeugmeister Grafen von Colloredo den Befehl erhalten, die Kreistruppen bis längstens zum 15ten d. M. in marschfertigen Stand zu setzen. Fast gleichzeitig sei aber auch die Nachricht eingetroffen, daß das Kreiskorps seine Stellung bei Mühlheim gegenüber von Köln erhalten und seine Verwendung bei den dortigen Operationen erhalten solle. Dagegen werde das diesseitige Rheinufer von Basel bis Worms durch die den Rhein heraufziehende österreichische Armee des Generals Clairfait besetzt werden. Der Kreistag hielt diese Nachricht im Hinblick auf die Sicherheit des Kreises für äußerst bedenklich und beschloß, alles aufzuwenden, um eine solche Maßregel zu hintertreiben. Es wurde deshalb sofort eine dringende Vorstellung an den Herzog von Sachsen-Teschen als Reichs-Generalkommandant gerichtet und eine Remonstration bei dem Kaiser in Wien eingereicht. Von diesen Maßnahmen wurde dem Generalleutenant von Stein Nachricht und zugleich die Weisung erteilt, er solle die Hin-

wegziehung der Truppen auf alle tunliche Art verhindern, im äußersten Falle sich sogar darauf berufen, daß ihm Befehl erteilt worden sei, die unter seinem Kommando stehenden Truppen nicht aus dem Kreise hinwegzuführen.

Erläuternd bemerkt Hertling hierzu in einem Briefe an Vieregg vom 8. März: „Man fürchtet hauptsächlich, daß diese Verlegung der Truppen, welche die Kosten ihres Unterhaltes um einige Millionen steigern würde, die an der Grenze gelegenen Staaten einem Einfall der Franzosen aussetzen könnte. Man will nämlich Kenntnis davon haben, daß, während ein Handstreich versucht wird, um Luxemburg zu Hülfe zu kommen, die Absicht besteht, den Rhein mit einem Teil der Armee des Generals Clairfait zu überschreiten, um einen Einfall im Elsaß zu machen."

Auf die Vorstellung bei dem Herzog von Sachsen-Teschen erwiderte dieser mit Gegengründen, denen gegenüber auch der Kreis wieder seine Gegengründe geltend machte. Gleichzeitig mit dieser Nachricht schreibt Hertling am 21. März: „Laut Privatnachrichten ist der Minister von Hardenberg nebst einem Gefolge von 18 Personen bereits in Basel eingetroffen. Bei seiner Durchreise durch Frankfurt soll er bei mehreren Bankiers die Summe von 1'300,000 Gulden in baarem Gelde erhoben haben. — Man will auch zuverlässig wissen, daß der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl über die vereinigte Armee von Preußen und England übernommen habe und zwar mit der Vollmacht, bei seinen Unternehmungen den Plan so zu fassen, wie es ihm den Umständen nach am geeignetsten scheine."

Die Lasten, welche der Krieg dem Reiche und den Kreisen auferlegte, waren inzwischen fast unerschwinglich geworden, die Gefahren, für die nahe an der Grenze liegenden Kreise, also auch für den schwäbischen, wurden immer drohender, die Fortsetzung des Krieges ließ auch nicht auf glücklicheren Erfolg hoffen und so wurde der Wunsch nach einem annehmbaren mit der Integrität und der Verfassung des Reiches vereinbaren Frieden immer lauter geäußert. Dem

schwäbischen Kreistage lag daher der Antrag vor, man solle den Kaiser und den König von Preußen um Vermittelung eines für das Reich gedeihlichen Friedens bitten. Diesem Antrag aber widersprach der Gesandte des Hochstiftes Augsburg, indem er geltend machte, an einem solchen Schritte könne sich Augsburg nicht beteiligen, „indem bei der immer schwankenden Verfassung Frankreichs, wo lediglich eine Faktion die andere verdränge, hierzu dermalen der Zeitpunkt gar nicht sei und ein unter solchen Umständen eingegangener Frieden wenig Dauer hoffen ließe“.

Hertling erbat sich eine Instruktion hinsichtlich der Bitte um Friedensvermittelung und erhielt unter dem 8. April von München die Weisung, er solle sich der Majorität anschließen.

Den Hauptgegenstand der Beratung bei dem Kreistage bildete noch immer die Frage der Truppenverlegung. Weder das Schreiben, in welchem der Kreistag seine Gründe gegen die Verlegung auseinandergesetzt hatte, noch die mündliche Verhandlung, zu welcher der Kreis-Oberstleutenant von Müller in das Hauptquartier nach Heidelberg abgesendet worden war, hatten den Herzog von Sachsen-Teschen von seiner Forderung abbringen können. Als ein an den Generalleutenant von Stein abgesendeter Flügeladjutant des Herzogs von Sachsen-Teschen ihm die wiederholte Ordre überbrachte, mit seinem Korps sofort aufzubrechen, erwiderte dieser, er könne der Aufforderung unmöglich Folge leisten, und legte den ihm von den Fürsten und Ständen des Kreises erteilten Gegenbefehl vor. Hierauf wurde ihm sein Degen abgenommen, der Arrest angekündigt und dem Generalmajor von Zaiger das Interimskommando übertragen. Aber auch dieser berief sich auf den entgegenstehenden Befehl des Kreises und lehnte den Auftrag ab. Hierauf wurde abermals im Namen der Kreisversammlung ein Schreiben an den Herzog von Sachsen-Teschen gerichtet und die Aufhebung von Arrest und Suspension für den General von Stein verlangt. Dabei wurde betont, daß man im Verweigerungsfalle dem Kaiser und dem

Reiche das Verfahren des Herzogs als eine alle Reichsstände berührende Rechtsverletzung darstellen werde.

Sehr rasch traf auch schon eine Entschließung des Kaisers ein, die „auf eine ziemlich gemäßigte Art" dahin lautete, die schwäbischen Kreistruppen hätten sich der vom Reichs-Generalkommando erhaltenen Ordre zum Aufbruch zu fügen. Trotzdem wurde die Frage als nicht entschieden, sondern als fortbestehende Zwistigkeit betrachtet und beschlossen, die Versammlung solle sich auf 14 Tage, d. i. bis zum 18. April, vertagen, damit sämtliche Gesandte sich Instruktion von ihren Regierungen erholen könnten. Inzwischen aber wurde doch auch versucht, auf dem Wege der Verhandlung etwas zu erreichen. Der Kreis-Generaladjutant, Oberstleutenant von Müller, mußte sich abermals in das Hauptquartier nach Heidelberg begeben und die Vorstellungen gegen die Hinwegziehung der Truppen geltend machen, dabei aber besonders auch Nachrichten einholen, welche Verwendung sie finden sollten, denn man wußte nicht, ob die Absicht fortbestehe, sie am Niederrhein zu gebrauchen, oder ob sie, wie jetzt verlautete, in die Festung Mainz kommen sollten. Letzteres hielt man für das schlimmste, denn alsdann mußte die Festung sofort für mehrere Monate verproviantiert werden, wodurch dem Kreis ein weiterer Aufwand von mehreren Millionen erwachsen würde.

Mit der vom Kreistage eingenommenen Stellung und seinen letzten Beschlüssen waren durchaus nicht alle Stände einverstanden. Besonders heftig äußerte sich dagegen der Gesandte des Hochstiftes Augsburg, das keinen Anteil haben wollte an den gegen die Befehle des Reichsgeneralkommandos gerichteten Vorstellungen und unternommenen Schritten, das sogar seinem aus mehreren Kompagnien bestehenden Kontingent die Weisung erteilte, das übrige Kreiskorps zu verlassen und sich an den vom Reichsgeneralkommando angewiesenen Bestimmungsort zu begeben.

Man hoffte, daß sich während der vierzehntägigen Vertagung ein Mittel finden lasse, um die eingetretene Spaltung



innerhalb des Kreises zu beseitigen. Hertling meinte in seinem Berichte vom 7. April, das Direktorium und die Mehrheit der Stände des Kreises scheine zwar auf der verfassungsmäßigen Befugnis, die Kreistruppen nur zur Deckung der eigenen Grenzen zu verwenden, beharren zu wollen, wenn aber der kaiserliche Hof auf Befolgung der vom Reichs-Generalkommando getroffenen Anordnung bestehe, so bleibe doch nichts anderes übrig, als der Notwendigkeit, so bedenklich auch die Folgen sein möchten, nachzugeben. In diesem Sinne lautete auch die ihm von München aus ererteilte Instruktion, in der sogar betont wurde, daß es der Reichsverfassung entsprochen hätte, wenn der Kreis sich dem Befehle des Reichsgeneralkommandos gefügt hätte. Es wurde ihm aber empfohlen, sich bei der Abstimmung Mäßigung aufzuerlegen und keinem Teile der Kreisstimmen unbegrenzten Beifall zu erteilen. Bevor noch diese Weisung in Hertlings Hände kam, hatte Preußen am 5. April zn Basel den Frieden mit Frankreich abgeschlossen und deshalb berichtet er am 20. April, die sehnliche Hoffnung auf allgemeinen Frieden sei durch dieses Ereignis vermehrt worden, der Kreistag wolle sich deshalb abermals an das Reichsgeneralkommando wenden und zwar dessen Recht zur Verfügung über die Kreistruppen anerkennen, aber die Bitte aussprechen, man möge seine Truppen im Kreise belassen, damit nicht eine Verwendung derselben zur Offensive den Friedensabschluß erschwere. Hierauf wurde ihm von München erwidert, der Betrieb des Friedensgeschäftes werde ehestens beim Reichstage zur Sprache kommen, einstweilen könnten sich die Kreistruppen den Dispositionen des Reichsgeneralkommandos nicht entziehen. Das Kreisdirektorium beauftragte Hertling, einen neuen Verpflegungsvertrag zustande zu bringen, falls die Truppen aus dem Kreise hinausgezogen würden.

Der Streit über die Dispositionsbefugnis des Reichs-Generalkommandos war nun zwar beseitigt, aber es tauchte jetzt eine andere Frage auf, in der es zu einer Spaltung der Meinungen kam.

Der österreichische Legationssekretär von Schwind gab ein ihm von Wien zugekommenes Schriftstück mündlich bekannt, wonach der Kaiser bereit sei, den Frieden zu erwirken; er rate den Ständen zu festem Zusammenschluß, damit das Reich doch noch als eine Macht erscheine, und warne dringend vor abgesonderten Verhandlungen. Die Stände müßten aber auch gemeinschaftlich mit dem Kaiser als Reichsoberhaupt den Frieden machen, sonst entstünden Spaltungen, wodurch die Reichsverfassung zu Grunde gehe. Diese höchst wichtige Mitteilung wollte nun Württemberg, das Kreisdirektorium, nicht zur Beratung bei dem Kreistag gelangen lassen, weil sie nicht schriftlich an denselben gelangt sei. Hertling bezeichnet diesen Grund aber nur als einen Vorwand, es müsse vielmehr gesagt werden, daß Württemberg die Vermittlung des allgemeinen Friedens durch Österreich für sehr bedenklich ansehe und glaube, dem österreichischen Vorschlage liege nur die Absicht zu Grunde, die Fürsten und Stände von allzu frühen Friedensverhandlungen, insbesondere aber von jedem Einfluß Preußens und einer Friedensvermittlung durch dieses fernzuhalten. Es verlaute sogar, daß Württemberg die Vermittlung Preußens bereits angerufen habe und daß der Abschluß eines württembergischen Separatfriedens bereits nahe bevorstehe.

In einem Briefe vom 16. Mai 1795 meldet Hertling weiter, der Herzog von Württemberg glaube, nachdem von Österreich Vorschläge hinsichtlich des Friedens eingetroffen seien, müsse der Kreistag notwendigerweise in Permanenz bleiben. Der Fürstbischof von Konstanz aber sei der entgegengesetzten Ansicht, denn das Oberhaupt des Reiches habe den einzuschlagenden Weg bezeichnet, und wenn dann der Kreistag versammelt bleibe, sei er viel leichter allerhand Vorschlägen und Einflüssen ausgesetzt, die man klugerweise unter den vorliegenden Umständen vermeiden solle. Diese Anschauung fand den Beifall der Majorität und der Kreistag wurde auf unbestimmte Zeit vertagt, nachdem General Clairfait, der inzwischen an die Stelle des Herzogs von Sachsen-



Teschen getreten war, angeordnet hatte, daß die schwäbischen Truppen innerhalb des Kreises verbleiben sollten.

Der Ausbruch der Feindseligkeiten verzögerte sich bis fast in den Herbst. Anfangs drangen die Franzosen bei Koblenz siegreich in Deutschland ein, belagerten Ehrenbreitstein und Mainz und eroberten Mannheim, nachdem sie aber in den Gefechten bei Handschuchsheim (24. September) und Höchst (11. Oktober) geschlagen und Mannheim zurückerobert war, wichen sie über den Rhein zurück und der Feldzug dieses Jahres endete durch einen am 31. Dezember 1795 geschlossenen Waffenstillstand. Inzwischen hatte Österreich den Versuch gemacht, einen annehmbaren, das deutsche Reich umfassenderr Frieden zustande zu bringen. Minister von Vieregg schreibt darüber an Hertling unter dem 19. November 1795, Dänemark habe es übernommen im Namen des Kaisers Vorschläge in Paris zu machen, allein der Nationalkonvent habe es abgelehnt, mit dem dänischen Gesandten in Verhandlungen einzutreten und habe deutlich zu erkennen gegeben, daß die französische Regierung hinsichtlich aller Verhandlungen über deutsche Angelegenheiten nur einer Vermittelung Preußens Gehör schenken werde. So war also der einzige Schritt zur Herbeiführung des Friedens gescheitert, und nachdem Österreich den Waffenstillstand am 21. März 1796 gekündigt hatte, brach der Krieg von neuem los.

Die französische Rhein- und Moselarmee unter General Moreau hatte die Aufgabe, durch Süddeutschland gegen Österreich vorzudringen und sich dort mit Bonaparte, der den Angriff gegen Österreich in Italien bereits begonnen hatte, zu vereinigen. Als Moreau seine Armee im Juni über den Rhein führte, hatten sich die süddeutschen Staaten, insbesondere die zum schwäbischen Kreise gehörigen, noch nicht geeinigt, auf welche Seite sie treten sollten. Der Fürstbischof von Konstanz wünschte die Fortsetzung des Krieges im Anschluß an Österreich und stellte sogar den allerdings wenig praktischen und in seiner Ausführung auch wahrscheinlich wenig erfolgreichen Antrag auf allgemeine Volksbewaffnung.

Dagegen berichtet Hertling noch am 21. Juli, Württemberg habe bei dem Kreistage die schnellste Einleitung eines den ganzen Kreis umfassenden Waffenstillstandes mit Frankreich beantragt und dazu bemerkt, daß der bereits in das französische Hauptquartier geschickte württembergische Abgesandte den Auftrag erhalten habe, nicht nur für Württemberg, sondern vorläufig, bis der Kreis eine Abordnung dahin entsende, auch für die sämtlichen Kreisstände Verhandlungen über einen Waffenstillstand einzuleiten. Der hierdurch geschaffenen Lage fügte sich der Kreistag und beschloß, nun auch einen Vertreter ins französische Hauptquartier zu entsenden. Damit war aber der Abfall von Österreich ausgesprochen und nun befand sich der schwäbische Kreis tatsächlich zwischen zwei Feinden, die seine Schwäche auszunützen suchten.

Schon am 31. Juli berichtet Hertling, daß österreichische Truppen die Truppen des Kreises umzingelt und entwaffnet und auch das schwäbische Kreiszeughaus zu Eßlingen mit Beschlag belegt und die dortigen Geschütze nebst den vorhandenen Munitionsvorräten weggeführt hätten. Andererseits wurden von französischer Seite Bedingungen für den Waffenstillstand gestellt, deren vollständige Erfüllung geradezu unmöglich schien. Nachdem aber Württemberg einen Separat-Waffenstillstand abgeschlossen hatte, zeigte es wenig Eifer mehr für die Sache des Kreises und nun stellte sich auch Konstanz auf den Standpunkt, man solle die Bedingungen, so unerträglich sie seien, einstweilen annehmen, die ersten Zahlungsraten leisten, sich aber durch eine Deputation an das Direktorium in Paris wenden, um womöglich erträglichere Bedingungen zu erwirken. Die Wahl eines Deputierten fiel auf Hertling, allein der Kurfürst untersagte ihm die Annahme dieser Wahl. Nun wurde er aber als Vertreter des Kreistages in das Hauptquartier des Generals Moreau gesendet, um über eine Milderung der Bedingungen mit diesem zu verhandeln. Über diese Reise in das französische Hauptquartier hat Hertling besondere Aufzeichnungen gemacht. Sie schildern die Umständlichkeit der Reise, den Empfang bei



General Moreau, die Verhandlung mit demselben, seine zunächst vollständig ablehnende Haltung, die sich aber im Verlaufe der Unterredung doch den Wünschen des Gesandten geneigter zeigte. Zu einem bestimmten Ergebnis konnte man jedoch nicht gelangen, denn an dem Tage, an dem Hertling in dem Hauptquartier zu Neresheim angekommen war (10. August), wurden die Franzosen von den Kaiserlichen angegriffen. Vom Turm der Stiftskirche aus konnte er den Gang des Gefechtes beobachten und noch vor Einbruch der Dunkelheit bemerken, daß die Franzosen zu weichen begannen. Am folgenden Tage setzte sich der Kampf fort und endete mit dem vollen Rückzuge der Franzosen. Am 12. August in aller Frühe trat Hertling die Rückreise an, und als er unterwegs bei Aalen dem französischen General Duchesne begegnete, hörte er von diesem das wichtige Geständnis: „Wir sind fürchterlich geschlagen worden. Meine Kolonne ist abgeschnitten worden, ich weiß nicht, ob sie sich wieder mit der Armee wird vereinigen können."

Hertling wollte sich sofort wieder zur Kreisversammlung begeben, die ihre Tagung des Krieges wegen ausnahmsweise in Augsburg abhielt, allein er wurde von der durch französische Truppen hart bedrängten Bevölkerung von Mindelheim zu Hilfe gerufen und seinem klugen Eingreifen gelang es auch, die Stadt vor einer Plünderung zu bewahren.

Am 24. August traf er endlich wieder in Augsburg ein. Die von dem Kreistage nach Paris abgesandten Vertreter hatten durch ihre Verhandlungen mit dem Direktorium auch noch keine günstigeren Bedingungen erreichen können und dieses Ziel wurde selbst nicht erreicht, nachdem Moreau, durch die österreichischen Waffen gedrängt, im Oktober den Rückzug über den Rhein hatte antreten müssen. Trotzdem wurde noch immer weiter verhandelt, bis endlich der Kreistag seine Abgesandten von Paris zurückberief, da die Plünderungen und Beschädigungen die dem Kreise auferlegte Kon-

tribution längst überstiegen hätten und somit kein Stoff zu Unterhandlungen mehr vorliege.[1])

Wenn nun auch kein Frieden, nicht einmal ein Waffenstillstand abgeschlossen worden war, so hatten die Franzosen doch tatsächlich das rechte Rheinufer, mit Ausnahme von Kehl, geräumt und bei der Fortsetzung des Krieges im Jahre 1797 wurde das Gebiet des schwäbischen Kreises nicht berührt. Österreich schloß am 18. April den Präliminarfrieden zu Leoben, dem am 17. Oktober der definitive Frieden zu Campo Formio folgte und am 9. Dezember trat der Kongreß in Rastadt zusammen, der über den Frieden zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche beraten und beschließen sollte. Noch ehe die endlosen Verhandlungen zu einem Abschluß geführt hatten, brach der Krieg zwischen Frankreich und Österreich in Italien von neuem los. Der Kongreß war noch nicht förmlich aufgelöst, als schon am 1. März 1799 wieder ein französisches Heer, diesmal unter General Jourdan, den Rhein überschritt.

Erzherzog Karl rückte alsbald den Franzosen entgegen und kam nach Mindelheim, wo er in Hertlings Wohnung sein Quartier aufschlug und mehrere Tage verblieb. Am 17. März brach er von Mindelheim auf und in den glücklichen Gefechten bei Ostrach und Pfullendorf und dann am 25. und 26. März bei Stockach schlug er die Franzosen, die sich wieder über den Rhein zurückziehen mußten. Wenn nun auch der Kriegsschauplatz vorerst weitentfernt von Mindelheim lag, so fehlte es doch nicht an Truppendurchzügen, unter deren Last Mindelheim schwer zu leiden hatte, selbst dann, wenn für die requirierten Naturalien bare Zahlung geleistet wurde.

Aber die verhältnismäßig ruhigere Zeit währte nicht lang. Gegen Ende April 1800 hatte eine französische Armee

1) Über diese Verhandlungen und Ereignisse finden sich ausführlichere Nachrichten in dem Aufsatz: Zum Feldzug des Jahres 1796 in Schwaben. Histor.-polit. Blätter, Bd. 144 (1909) S. 294 ff.



unter General Moreau den Rhein überschritten und war siegreich nach Schwaben hinein vorgedrungen. Ihr rechter Flügel, eine Division von über 25 000 Mann, traf am 22. Mai bei Mindelheim ein und General Lecourbe schlug sein Hauptquartier in der Stadt auf. Hertling, bei dem sich General Gudin mit seinem Personal und 17 Pferden einquartiert hatte, suchte alsbald durch persönliche Vorstellungen bei dem Divisionsgeneral Lecourbe Schonung und milde Behandlung für Stadt und Land zu erwirken, aber kaum war er von seinem Besuch zurückgekehrt, da wurde ihm ein Schreiben des Generals zugestellt, welches bei Meidung militärischer Exekution die sofortige Zahlung von 60,000 frs in Gold und die Lieferung von 50 Ochsen innerhalb 24 Stunden forderte. In der Frühe des 23. Mai suchte Hertling wieder durch eine Unterredung mit Lecourbe eine Erleichterung dieser unerträglichen Last herbeizuführen, und als er bemerkte, daß seine Vorstellungen nicht ohne Eindruck blieben, gewann er (wahrscheinlich wieder durch greifbare Mittel) die Freundschaft des Generaladjutanten Magin und mit dessen Hilfe wurde nicht nur die bare Kontribution auf die Hälfte herabgesetzt und die Lieferung der Ochsen ganz erlassen, sondern General Lecourbe, dem ein Geschenk von 250 Louisdors überreicht worden war, erließ auch noch einen großen Teil der Pferdelieferung, welche der Oberkommandant General Moreau nachträglich gefordert hatte.

Die Franzosen betrachteten sich tatsächlich als Herrn des Landes und auf Befehl des Generals Moreau wurde Hertling am 6. Juli durch den General Desolle aufgefordert, sich alsbald bei Vermeidung militärischer Zwangsmaßregeln zu einem engeren Kreiskonvent nach Augsburg zu begeben. Er erwiderte, daß er nur nach den Befehlen seines Herrn, des Kurfürsten von Bayern, zu handeln berechtigt sei, er wolle sich aber sofort nach München begeben, um sich dort Instruktionen zu erholen. Kurfürst Max Joseph, der im Jahre zuvor auf den Kurfürsten Karl Theodor gefolgt war, hatte inzwischen vor den Franzosen flüchten müssen und hatte



die Regierung einer Landesdirektion, bestehend aus Hertlings Vater und den Grafen Törring und Morawitzky, übertragen. Von diesen erhielt er die Weisung, sich zu den Beratungen nach Augsburg zu begeben, doch wurde ihm auch gestattet, sich daselbst durch einen Agenten vertreten zu lassen, wenn es die Geschäfte in Mindelheim verlangten. Kaum war er in Augsburg eingetroffen, als er bereits am 10. Juli durch eine Estafette aus Mindelheim aufs dringendste gebeten wurde, sich dorthin zu begeben, weil wiederum General Lecourbe mit seinem Generabstabe dort angesagt sei. Er säumte keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen, blieb während Lecourbes kurzem Aufenthalt in Mindelheim und kehrte am 15. Juli nach Augsburg zurück.

Die Verhandlungen in Augsburg stellten sich dar als ein unausgesetzter Kampf gegen die maßlosen Erpressungen der französischen Armee. Hertlings dauernde Bemühungen führten zu keinen Erleichterungen der furchtbaren Lasten, ja man möchte fast annehmen, daß die Franzosen einen um so schwereren Druck auf Bayern ausübten, je mehr sie gleichzeitig um die Bundesgenossenschaft Bayerns warben.

Hertling hatte sich mit einer ausführlichen Darlegung der Verhältnisse an den Obergeneral Moreau selbst gewendet und erhielt darauf am 26. Juli durch den Controlleur général Malezewsky eine schriftliche Antwort, die er sofort am 27. Juli der Regierung in München vorlegte. In seinem Begleitberichte sagte er:

„Hierbei darf ich nicht unerwähnt lassen, daß dasjenige, was der Controlleur général Malezewsky am Schlusse seines Schreibens über die günstigen Gesinnungen des Général en chef wegen Bayern beifügt, mir bei jeder Gelegenheit absichtlich zu erkennen gegeben wird, um allenfalls hiervon Gebrauch zu machen. Obiger Malezewsky sowohl, welcher das Zutrauen des Generals Moreau in vorzüglichem Maße genießt, als ein gewisser Laquiante, der erst dieser Tage aus dem Innern von Frankreich ankam und lediglich im diplomatischen Fach gebraucht zu werden scheint, beeifern sich sehr, mich überzeugen zu wollen,

wie sehr es der Wunsch und die Absicht der französischen Regierung sei, sich das Wohlwollen und die Zuneigung Ew. Kurfürstl. Durchlaucht zu erwerben. Letzterer kam gestern von einer mit dem General Moreau wegen Bayern gehaltenen Unterredung eigens zu mir und ersuchte mich, die günstigen Gesinnungen des letzteren für Ew. Kurf. Durchlaucht höchstes Interesse bei erster Gelegenheit geltend zu machen mit dem Beisatz, daß nur die eiserne Notwendigkeit, der französischen Armee Geld zu verschaffen, den General en chef bewegen konnte, die Bayern auferlegte Geldkontribution zu fordern, daß aber auch vielleicht hierbei Modifikationen in Rücksicht der Zahlungsweise durch Wechsel oder andere Art statt haben und daß die schnelle Entrichtung eines Teils der Summe bedeutende politische Vorteile für Ew. Kurf. Durchlaucht hervorbringen könnte. — Ohne mich im geringsten über diese meiner hiesigen Bestimmung ganz fremde Materie herauszulassen, ließ er Verschiedenes über die Möglichkeit beträchtlicher Erwerbungen in Oberschwaben und unmittelbarer Berührungspunkte mit der Schweiz zur Beförderung des bayerischen Salz- und Getreidehandels fallen und setzte bei, daß ihn wahrscheinlich General Moreau nächster Tage mit besonderen Pässen versehen unmittelbar zu Ew. Kurf. Durchlaucht Höchsten Person nach Amberg absenden werde. Auch der controlleur gén. Malezewsky wird demnächst, seiner Aussage nach, mit besonderen Aufträgen nach München abgehen, ein Mann, der mit Rücksicht seiner rechtschaffenen Denkungsart sowohl als seiner Geschäftskenntnisse und billigen Behandlungsweise derselben allerdings den Vorzug vor allen anderen in dem Hauptquartier angestellten Geschäftsleuten verdient, wovon das hier versammelte Comité die stündlichen Beweise erhalten hat. — In jedem Betracht hielt ich es für Pflicht, Ew. Kurf. Durchlaucht hievon die ehrfurchtsvollste Anzeige zu machen."

Hertling hielt es für seine Pflicht, nach München zu melden, wie sehr sich die Franzosen bemühten, Bayern zu einer Annäherung an Frankreich zu bewegen. Nicht gleich das erste Wort, das ihm hierüber zu Ohren gekommen war,



berichtete er an seine Regierung, sondern erst nachdem ihm die Gesinnung des kommandierenden Generals „bei jeder Gelegenheit, absichtlich, damit er davon Gebrauch mache“, mitgeteilt war, entschloß er sich zu einer Meldung. Sympathien für die Franzosen konnte er auch seinen Erfahrungen nach nicht gewonnen haben. Ein Zeichen besonderer Hochachtung ist es nicht, wenn er von Malezewsky sagt, er verdiene allerdings den Vorzug vor allen anderen in dem Hauptquartier angestellten Geschäftsleuten. Die Bestechlichkeit der französischen Offiziere hatte er genügend kennen gelernt. In einem Briefe an den Minister Vieregg vom Jahre 1796 hatte er sich über die Perfidie, mit der die Franzosen das Vertrauen täuschen, beklagt. Auch jetzt wieder, am 27. Juli 1800, berichtet er, seine letzten Verhandlungen hätten ihm den Beweis geliefert, „daß es sehr hart hält, von den französischen Geschäftsmännern eine alles erschöpfende Antwort zu erhalten und daß solche oft in eine Art von Doppelsinn gehüllt sind“. Immerhin hatte er über die Liebeswerbungen der Franzosen berichten müssen und erhielt darauf die Antwort, seine Äußerungen seien zur Kenntnis des Kurfürsten gebracht worden. Dies hielt ihn aber nicht ab, auch wieder am 25. Oktober zu berichten, auf Versprechungen der französischen Generale könne man nicht bauen, das ganze französische Hauptquartier scheine einem Armeelieferanten Ollery gegenüber Verbindlichkeiten zu haben, daher sei auf die Durchführung getroffener Anordnungen nicht zu rechnen, wenn sie dessen Interessen schädigten.

(Fortsetzung folgt.)

LX.

Kriegsbilder in den Schriften des hl. Ambrosius.[1])

Aus den Schriften des großen Bischofs der Mailänder Kirche läßt sich ein vielseitiges Kulturbild seiner Zeit zusammenstellen. Nicht nur das kirchliche Leben mit seiner wunderbaren Liturgie und Bußdisziplin, die dogmatischen Kämpfe und Siege, die Entsagung gottgeweihter Jungfrauen und Mönche, das apostolische Wirken der Priester treten darin in lebendigen Farben und anziehender Schilderung vor unser Auge. Auch ein gutes Stück bürgerlichen Lebens nach seiner privaten und öffentlichen Seite spiegelt sich darin. Der Heilige überschaut von der hohen Warte seines Amtes und mit überragendem Geiste das Treiben der Welt, die ihn umgibt. In der Verwaltung und Rechtsprechung, im bürgerlichen Verkehr, in den Einrichtungen des Familienhauses, im Handwerk, überall findet sein Blick Züge, die er als Redner mit bewundernswertem Geschick aufgreift und in seine Ausführungen einflicht, als erklärendes Beispiel, als Ansporn, als eindringliche Mahnung.

Vom Kriege spricht Ambrosius nur gelegentlich, aber nicht selten. Zwar ist er persönlich nie Soldat gewesen. Erziehung und Charakter wiesen ihm eine andere Aufgabe zu. Als Bischof lebte er in seinem einfachen bischöflichen Palast oder er zog sich in die Stille des nahe gelegenen Landgutes zurück, einzig seiner priesterlichen Pflicht, dem Studium und einem ausgedehnten Briefwechsel ergeben. Dem Kleriker ziemte das rauhe Kriegshandwerk nicht (16. 74, 175). Vom Hofe hielt er sich möglichst ferne. Die Geheimnisse der Hofburg kannte und suchte er nicht (16.

1) Die im Texte eingeklammerten Zahlen bedeuten Band, Kolumne und Abschnitt in Migne, Cursus Patrologiae Latinae.



1007, 20). Aber die Nöte des Krieges blieben ihm nicht verborgen. Er trug sie mit seiner Herde und mit dem gesamten Reiche. In Rom, Mailand, auf weiten Reisen sah er militiärische Schauspiele in reichem Maße. Wiederholt war er Zeuge mächtiger Truppenbewegungen, festlicher Durchzüge, des Triumphes des einziehenden Siegers. Er mußte es erleben, daß Truppen seine eigene Kirche umzingelten und ihn selbst mit dem Tode bedrohten (l. c. 1 sqq.) Beim Anmarsche des Usurpators Maxentius flohen die städtischen und staatlichen Behörden aus Mailand. Der Bischof blieb. Der unerschrockene, unbesiegte Vorkämpfer für die Reinheit des katholischen Glaubens wurde für das hungernde und hilflose Volk ein Engel des Friedens und Trostes und war für Kaiser und Reich allzeit ein weiser Berater und treuer Freund, der in schwierigsten Umständen kein Opfer scheute und vor keiner Gefahr zurückwich.

„Welch unerhörte Kriegsnöte! schreibt der Heilige in seiner Erklärung des Lukasevangeliums (15. 1806, 10). Welch unerhörte Kriegsnöte! Und welch unaufhörliches Gerede von neuen blutigen Schlachten! Da stoßen die Hunnen auf die Alanen, diese fallen über die Goten her, die Goten werfen sich auf die Tayfalen und Sarmaten. Uns selbst schon haben die wandernden Goten durch ihren ungestümen Vorstoß aus den heimatlichen Gauen Illyriens vertrieben. Des Elends kein Ende. Allerorten Hunger und Pest. Seuchen raffen unterschiedslos dahin Menschen und Vieh und das übrige Getier. Wenn wir von der Kriegsgeisel selbst noch nicht betroffen sind, so erdulden wir doch durch schreckliche Seuchen das ganze Elend des Krieges. Der Abend der Welt ist angebrochen.. Ganz natürlich, daß die Welt krank und müde ist. Der Welt Krankheiten sind Hungersnot und Pestilenz, der Welt Krankheiten sind Verfolgung und harte Bedrängnis". „Das herrliche Italien, ehedem ein paradiesischer Garten, ist auf weite Strecken verwüstet. Blühende Städte in Ruinen. Wie viele von ihnen liegen da, verlassen, halbeingestürzt, beinahe nur mehr ein Haufen rau-

chender Trümmer. Vordem die Heimstätten üppigen Wohlstandes und stolze Sammelplätze frohgemuten Lebens. Jetzt Städteleichen. Land auf und ab ein einziges Leichenbegängnis, eine düstere erschütternde Totenfeier" (16. 1099, 3). Bilder aus dem eigenen Leben standen dem Heiligen vor der Seele, als er die ergreifende Schilderung vom Untergange Jerusalems und der treuen Gottesfurcht der jüdischen Priester, die im letzten Augenblicke vor ihrer Abführung ins Exil das heilige Feuer retteten und bargen, niederschrieb. „Unsägliches Ungemach allüberall. Ringsum klirrende Sklavenketten und Waffen. Schon schlagen mächtige Feuer empor. Schon leidet ein Teil ihrer Stammesgenossen die härteste Pein. Dann die grausame, schimpfliche Gefangenschaft. Die letzten Zuckungen der Sterbenden, der Zusammenbruch des Vaterlandes, die Ängsten der Überlebenden, die Blutbäche der Hingemordeten, all diese Greuel mußte ihr Auge schauen, nichts blieb ihnen erspart. Doch ihr starkmütiger Glaube und ihr Edelmut wankten nicht. Aus Schutt und Asche der verwüsteten Heimat leuchtet ihre Liebe und Treue in umso stärkerem, reinerem Glanze" (16. 172, 98).

Zur Zeit seines Kampfes mit dem arianischen Bischofe Auxentius versuchte der Hof den Heiligen wiederholt mit offenen und versteckten Drohungen einzuschüchtern. Umsonst. Freunde rieten zur Flucht. Ambrosius wies ihre wohlgemeinten Vorschläge zurück. „Was kann mir die Flucht denn Gutes bringen? Wohin ich mich wende, überall eine Welt voll Wehe, eine Welt in Tränen" (16. 1012, 16). „Wie viel Kümmernisse in dieser Zeit! Jeder neue Tag eine neue Pein. Schon erfaßt der Eckel vor einem solchen Leben das heranwachsende Geschlecht. Uns selbst aber ist die Lebensfreude geschwunden. Wir können das Licht des heraufsteigenden Tages nicht mehr selig preisen, da wir von solchem Leid unserer Liebsten hören. Wer hätte Seelenstärke genug, um die Bedrängnis unserer Kirche zu ertragen, um nur an sie denken zu können" (14. 163, 1).

Als ob des Unglückes nicht genug sein könnte, kamen

im Todesjahre des Theodosius langwährende und heftige Erdstöße und in Verbindung damit ununterbrochener Regen, mächtige Überschwemmungen (16. 1385, 1). Bei der wachsenden Teurung wies der Magistrat Roms die Fremden aus der Stadt, eine Maßregel, die den Ambrosius tief schmerzte und ihn zu freimütigem Tadel veranlaßte. „Man hat diese Ärmsten herausgeworfen, obschon sie den größten Teil ihres Lebens in Rom zugebracht haben. Niemand achtet ihrer Tränen und Niemand der Tränen ihrer Kinder. Keine Familienbande, nicht einmal die heiligen Bande des Blutes fanden Gnade. Und wie leicht konnte diese grausame Rücksichtslosigkeit umgangen werden. Andere Teile Italiens hatten doch Getreide genug" (16. 160, 49).

Blutige Verfolgungen der Priester und Gläubigen wurden aus Thrazien, Mysien und Pannonien gemeldet. Die Zahl der von den hereinflutenden Barbaren hinweggeschleppten Gefangenen war so groß, daß sie der Bevölkerung einer ganzen Provinz gleichkam (16. 121, 70). Bekannt ist, in welch hochsinniger Weise Ambrosius das Loos dieser Unseligen zu erleichtern wußte, indem er einen beträchtlichen Teil des Kirchenschatzes einschmolz und eine große Zahl Gefangener loskaufte (16. 140, 137).

Es fehlte damals nicht an hervorragenden Männern. Aber ihrer waren wenige. Große Hoffnung setzte Ambrosius auf den jungen Valentinian, dessen entschiedenes Vorgehen glückliche Erfolge versprach. „Wir waren daran, selbst auf die Alpen noch Schutzmauern zu setzen. Ihr natürliches Bollwerk schien uns zu schwach, um den Ansturm der Feinde einzudämmen. Valentinian aber verschmähte das. Er baute auf seine eigene Kraft. Der Berge und Flüsse und der eisigen Schneefelder natürliche Wälle brauchte er nicht. Mutig setzte er seinen Fuß über jedes Hindernis und wurde mit seiner kaiserlichen Macht die beste Schutzwehr für uns" (16. 1359, 4). Doch blieb die Zeitlage während der ganzen bischöflichen Regierung des Heiligen gedrückt und unruhig. „Jedermann, so klagt er, lebt voller Furcht. Alles ist un-



sicher wegen der fremden Völkerschaften, die immerfort das Kaiserreich bedrohen. Das ganze Land ist in Trauer" (16. 1291, 1). Aus solchen Erfahrungen mögen die Bücher vom Glücke des Sterbens (de bono mortis) und von der Weltflucht (de fuga saeculi) zum Teile ihre Entstehung verdanken. Wenigstens dürfen wir in manchen Schilderungen menschlicher Lebensnot einen Nachklang der Leiden und Nöten des Landes und der Zeit erkennen, in denen Ambrosius lebte.

Es wäre indessen ein großer Irrtum, wenn man glaubte, bei dem Heiligen nur Klagen zu hören. Zuviel Römerblut edelster Art floß in seinen Adern, als daß er keinen Sinn und keine Bewunderung für Soldatenehre und kriegerische Tüchtigkeit gehabt hätte. Der Bischof selbst gab Proben höchsten persönlichen Mutes. Erinnern wir an sein Verhalten in dem zweimaligen Konflikte mit dem von ihm hochverehrten Theodosius. Von den Goten der ihm feindlichen Kaiserin Justina in seine Kirche eingeschlossen, fuhr er fort, dem Volke wie gewohnt das Wort Gottes zu erklären und mit ihm Psalmen und Hymnen zu singen. „Andere Waffen als Gebet und Tränen habe ich nicht. Wird mir der Kampf aufgenötigt, ich fürchte ihn nicht. Muß ich sterben, ich zage nicht" (16. 1008, 2; l. c. 4). Die gleiche Unerschrockenheit bewies er bei seiner zweiten Gesandtschaft nach Trier im Konsistorium vor dem Usurpator Maxentius und auf der nicht gefahrlosen Hin- und Herreise (16. 1035 sq.). Mit Befriedigung hebt er die Tapferkeit und die Ruhmestaten der biblischen Helden hervor und stellt sie den Helden des römischen Altertums an die Seite. „Sie gehören uns, diese Helden, sie sind die Unsrigen" (16. 75, 175). Unter den Dienern des wahren Gottes gibt es nicht wenige echte, wahre Soldaten, Ritter ohne Furcht und Tadel. An der Schwelle des heiligen Landes berichteten die heimkehrenden Späher von der unmenschlichen Gestalt und Größe der Einwohner, und wie sie bewohnte Städte und Burgen besäßen. Vielen, sehr vielen im Volke schwand darob jeglicher Mut. Aber, so hebt Ambrosius mit freudigem Stolze hervor, der edlere

Teil unter ihnen setzte die Ehre höher als Leib und Leben, und Gottes Wort entschied für sie gegen die Kleinmütigen, Selbsüchtigen, Ehrvergessenen (16. 161, 56). Helle Bewunderung hat Ambrosius für den Heldentod des Samson, der mit einem letzten Triumphe, mit einem letzten furchtbaren Siege über seine Feinde sich selbst ein ehrenvolles Grab und Denkmal schuf (16. 993, 32).

Soldatenstand war dem Ambrosius ein ehrenwerter, ruhmvoller Stand. Selbst Könige und Kaiser, so schreibt er, scheuten sich nicht Soldaten zu heißen (16. 1377, 58). Ein herrliches Beispiel David. Der kühne Recke verschmähte die ungewohnte Rüstung. Seine eigene Kraft und Gewandtheit waren ihm genug. Bis ins höchste Alter schmückten ihn soldatische Tugenden: Kampfbereitschaft, ritterliche Ehre, Verachtung jeder Gefahr. Noch im Greisenalter hielt er die Hand allzeit am Schwerte und bewahrte so seinen Ruhm (16. 75, 176 f.).

Hören wir noch einige weitere Züge, die Ambrosius am Soldaten rühmt. Treu und mutig folgt der wackere Soldat der Fahne, dem Feldzeichen, den Bildern und Drachen, die ihm zur Schlacht vorangetragen werden, und wenn die Posaune zum Treffen ruft (14. 474, 42; 697, 1; 822, 26). Das ist ein rechter Soldat, der sich an den gefährlichsten Platz stellt und dort ausharrt (14. 364, 5). Allerdings unerschrockene Tapferkeit allein genügt nicht. Sie muß begleitet und geführt sein von Weisheit und Gerechtigkeit (16. 75, 176). Wahre Tugend läßt selbst dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren (16. 63, 139). Ein Krieg ohne Gerechtigkeit und Treue bringt keine Ehre (16. l. c. 140). Ein Sieg, der nicht in Ehren gewonnen ist, ist kein Sieg (16. 171, 91). Letzter Zweck eines gerechten Krieges ist Förderung und Sicherung des Friedens. Für den Frieden streitet der Krieg (15. 1509, 17). Den Frieden schenkt uns des Kaisers politische Umsicht oder des Soldaten wuchtige Faust und ein glücklich beendeter Feldzug, wenn nicht die Feinde gegen sich selbst ihre Waffen kehren (14. 625, 29). Höchster

Kriegsherr ist Gott. Er ist Herr über Krieg und Friede. Darum zog David niemals zu Felde, ohne Gottes Ratschluß erfragt zu haben (16. 75, 177). Die Führer des auserwählten Volkes und unsere Väter weihten sich und ihre Habe dem Allerhöchsten, um von seiner Gnade den Sieg über die Feinde zu erlangen (14. 1095, 12). Christus, der Führer der himmlischen Miliz, verlieh dem betenden Josue den glänzenden Sieg (16. 258, 3). „Wenn du den Glauben an Christus verbreitest, wenn du für den christlichen Glauben einstehst, bereitest du damit zugleich den Weg zum Siege", schrieb Ambrosius an Kaiser Gratian. Ein Wort, das die Jahrhunderte hindurch seine ungeschwächte Fruchtkraft bewahrt hat. Ergo et tu vincere paras, qui Christum adoras, vincere paras, qui fidem vindicas (16, 529, 3). „Wo ist der Gott des Theodosius? rief der Kaiser, als seine Truppen in Gefahr gerieten und ihnen der Untergang drohte. Seine Glaube gab den Soldaten den Mut wieder und wurde ihr Sieg" (16. 1389, 7 sq.).

Ambrosius liebte sein Vaterland, liebte es mit der angestammten Liebe des alten römischen Bürgers und Patriziers, liebte es als Christ und Bischof. „Mußte nicht auch Christus seine irdische Heimat lieben, da er doch alle mit seiner Liebe umfing? (15. 1627, 47).

Um so lebhafter war der Schmerz des großen Patrioten, da er sehen mußte, daß ungeachtet des blutigen Ernstes seiner Zeit nicht in allen Gliedern des Heeres der Geist wahrer Manneszucht herrschte. Mit bitterem Spotte geißelte er die genußsüchtigen Offiziere in kostbarem, prunkhaftem Waffenschmuck, die sich mit Gold und Edelsteinen behängen und des Abends bei ihren Gelagen sich regelrechte Schlachten liefern. Certant pocula cum ferculis. Auf dem Tische lagert das Trinkhorn vom riesigen Umfange. Die Gemüter erhitzen sich. Der Mut wächst. Die Zögernden werden gedrängt. Ein allgemeines Überbieten, bis sie insgemein, Sieger und Besiegte, am Boden liegen und von ihren Dienern



auf den Heldenschilden wie zum Begräbnis nach Hause getragen werden (14. 713, 46 sqq.).

Soldatenleben ein glückliches, freies Leben! Der Kaiser sorgt für das Brot. Kein Soldat darf einen Prozeß führen oder sich in Handelsgeschäfte einlassen. Er soll zufrieden sein mit seiner Löhnung (stipendium) und mit dem kleinen Landgute, das er als Veteran vom Kaiser erhält (16. 78, 184). Ein großer Unterschied, ob der Soldat um Sold oder um seine Ehre und die Ehre des Vaterlandes streitet. Für sich nichts, alles für den Kaiser, das ist echter militärischer Geist (14. 427, 17).

Die Sieger werden wohl auch mit goldenen Ketten beschenkt (16. 1397, 68). Voll stolzer Freude geleiten sie den ruhmreichen Feldherrn, wenn er mit der Krone geschmückt auf dem goldenen Siegeswagen in Rom einzieht, im Festzuge das hohe Siegeszeichen, das tropaeum, die Siegesinschriften, die Zeichen der eroberten Städte, Gefangene und Fürsten der bezwungenen Völker (16. 1831, 109).

Ambrosius gebraucht dieses Bild vom Todesgange Christi, des leidenden Triumphators mit dem siegbewirkenden Kreuze.

Für den Abmarsch erhält die Truppe gemessene Befehle. Zeit und Ort bestimmt der Kaiser. Die Ausstattung ist knapp, aber genügend. Niemand darf sich von der Fahne entfernen. Die Straße wird genau vorgezeichnet. Ebenso die Folge der einzelnen Heeresteile. Der Soldat marschiert in voller Rüstung, gleich unempfindlich gegen Hitze und Kälte. Immer den kürzesten Weg zum Ziel. Aber auch mit der Gewißheit, daß der Kriegsherr für die nötige Ruhe und Unterkunft sorgt und seine Anforderung niemals übertreibt. Drei Tage Marsch, am vierten Ruhe in Städten mit größerer Bevölkerung, reichen Lebensmitteln und gutem Wasser. Die Pause dauert zwei bis acht Tage. Wer seinem Kaiser folgt, wie könnte der zu Grunde gehen? (15. 1251, 2).

Schilderungen dieser Art dienen dem Heiligen gewöhnlich als Ausgangspunkt für seine Sittenpredigt oder als Bilder, an denen er religiöse Wahrheiten erklärt. Ist doch jedes

Christenleben ein Soldatenleben, jeder Getaufte ein Streiter Christi. Christus Imperator, Heerführer, Wagenlenker (15. 1255, 13; 16. 674, 127; 15. 1250, 29). Tugend streitet für Gott, Untugend für den Teufel (14. 1050, 23). Kind der Kirche sein heißt Streiter Gottes sein (16. 1050, 15). Zarte, gottgeweihte Jungfrauen sind unermüdliche Kämpferinnen Christi (16. 205, 60). Glaube (16. 78, 184) und Abtötung (14. 697, 1), die Liebe (14. 638, 58) sogar ein Dienst in Wehr und Waffen.

Unsere leiblichen Glieder eine Rüstung der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit (14. 603, 10). Unser Dienst ist freiwillig. Frei entscheiden wir uns für Gott oder wider ihn (14. 602, 10). Heiliger Eifer entflammt unser Herz (14. 997, 24).

Ein guter Soldat weiß nichts von Bequemlichkeit und weichlichem, lässigem Tun (14. 1056, 35). Täglich steht er unter den Waffen, täglich im Kampfe. Ein wahrer, tiefernster Krieg um die höchsten Güter. In deinem Innern tobt die Schlacht. Dort möchte der Feind sein Lager, seine Zwingburg errichten (15. 1310, 39. 1807, 11 sqq.) Getrost: Christus bleibt dir zur Seite! Wird deine Seele mit Ringmauern und Wällen eingeschlossen, Christus ist mit dir eingeschlossen (15. 1500, 51). Unter allen Starken ist er der Stärkste (15. 1581, 80). Er geht voran. Er wird seine Streiter königlich lohnen (15. 1261, 28).

Der Erbfeind ist wohl gerüstet. Seine Geschosse: trügerische Versprechungen, eitle Entmutigung, sinnliche Leidenschaft (15. 1617, 17; 1623, 39). Allerorten liegen seine Schlingen versteckt (14. 1615, 10). Aber seine Wut ist ohnmächtig, wenn nicht unser freier Wille das spitze Eisen uns ins eigne Herz stößt, wenn wir nicht bereitwillig uns selbst in die offene Grube stürzen (14. 376, 34).

Die Soldaten Christi sind nicht weniger vortrefflich gewappnet (14. 979, 24). Laß dich darum den Kampf nicht gereuen. Ein herrlicher Lohn winkt. Deine natürliche Schwäche entschuldigt dich nicht. Trägst du doch das Bild deines Königs in dir und auf deiner Fahne, und hast von



Christus eine glänzende Rüstung empfangen (15. 1728, 115). An Waffen des Geistes kein Mangel, lauter starke, mächtige Waffen aus der Rüstkammer Gottes (16. 1345, 106). Christus selbst der unwiderstehliche, auserlesene Pfeil im Köcher Gottes (14. 979, 24). Leicht wendet er die Giftgeschosse deiner Feinde auf deren eigene Häupter zurück (l. c. 25).

Kampf und Versuchung sind für uns nichts außerordentliches. Im Gegenteil, sie gehören zur gewöhnlichen Ordnung der Dinge und sind mit diesem Leben untrennbar verbunden. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand, keine Tugend, nicht einmal Paulus blieb ganz davon verschont (14. 992, 52 sqq.). Diese Mühen, in rechtem Sinne getragen, dienen nur zu unserm Besten. Nur durch Prüfung konnte der weise, tugendhafte Job die Siegespalme erringen (15. 1623, 38).

Siegesruhm ohne Kampfesnot ist undenkbar (16. 40, 58). In der Versuchung wird die Siegeskrone geschmiedet. Nimm Kreuz und Leiden aus dieser Welt, wo bleiben die acht Seligkeiten (15. 1525, 41)?

Die Wunde schmerzt und demütigt, kann dir aber auch emporhelfen. Manch Heilige wurden erst durch Fehler zur heroischen Buße und Tugend angetrieben (14. 854, 6). Heilige kämpfen, auch wenn sie verwundet sind (16. 957, 7). Felix ruina, quae reparatur in melius (14. 1065, 20).

Der Sieg ist nicht immer leicht. Oft braucht es lange Jahre, meist ein ganzes Leben dazu (14. 583, 28). Wir gehören für unser ganzes Leben dem Kriegsstande an. Aber zeigt nicht schon der Sieg des jugendlichen David, wie herrlich Sieger gefeiert werden? (15. 1807. 12). Der Kampf ist unvermeidlich. Schande oder Ehre sein Ende; ein anderes ist unmöglich (16. 40, 58). Nobis lucta cum saeculo est. Vince ante saeculum, ut coronam petas (14. 974, 17). Eine Welt steht wider dich. Siege! Der Sieg im eigenen Innern ist die Krone jeden Erfolges (16. 1188, 4).



Mit dem Wunsche, womit Ambrosius sein Buch über Noe beginnt, beschließen wir diese kurze Zusammenstellung: Möge die Erinnerung an das, was die Größten in vergangener Zeit gelitten und gestritten, uns selbst in schwerer Schicksalsstunde Trost und Stärke und ungetrübte Seelenruhe finden lassen (14. 363, 1).

LXI.

Pierre Jean Van der Ouderaa.

Historien- und Genremaler.

(1841—1915.)

Durch seltsamen Zufall hat die Kunde seines am 5. Januar zu Antwerpen erfolgten Ablebens erst Ende März München erreicht. Das muß entschuldigen, daß wir dem Meister hier, wo er viele Freunde und aufrichtige Verehrer seiner Kunst hatte, erst jetzt die Palme eines verspäteten Nachrufes auf das längst schon geschlossene Grab legen.

Geboren am 13. Januar 1841 zu Antwerpen, kam er rechtzeitig in die unter Leitung des umsichtigen Nicaise de Keyser frisch blühende Akademie, wo ihn jene mit koloristischer Bravour gepflegte genrehafte Behandlung historischer Stoffe mit freudigem Eifer erfüllte. Nach dem Vorgang seines Meisters auf einer längeren Studienreise durch Frankreich und Italien ausgereift, brachte er 1869 in München sein erstes, durch die unmittelbare Frische Aufsehen erregendes Bild „Francesca da Rimini und Paolo“ in halblebensgroßen Figuren in den Kunstverein.

Damals vereinte im Billardsaale des Gasthofes zum „Augsburger Hof“ ein sogenannter Künstlertisch eine stets frohgemute kleine Zahl von Malern und Bildhauern, darunter der Preller-artig großzügige Landschafter Ernst Willers, der heitere Plastiker Georg Zell, der wackere Schwabe Josef



Scherer usw., welche regelmäßig nach der frugalen Mahlzeit auf der leeren Rückseite der Speisezettel zu zeichnen anhuben, die dann in die Winde unbeachtet verflogen — ein Blatt Van der Ouderaa's, eine Bank im Englischen Garten mit drei charakteristischen Insassen darstellend, mit einem breiten, kühnen, Adolf Menzel würdigen Strich, ist erst jüngst aus Scherers Nachlasse wieder zutage getreten.

Bald darauf errichtete er sein eigenes Atelier in der Heimat und entfaltete als Professor an der Akademie eine erfreuliche Tätigkeit, insbesondere mit seinen der Vlämischen Geschichte entnommenen Darstellungen, wozu er mit umfassenden Kenntnissen ein erstaunliches Material von Rechtsgebräuchen, Sitten und Kulturleben mit getreuesten Kostümstudien in virtuoser Technik zum Ausdruck brachte; am liebsten mit einem klar geordneten und deutlich sprechenden Aufwand von Menschengewimmel auf streng architektonischem Hintergrunde: wahre kulturhistorische Novellen schaffend. Darunter beispielsweise die durch gerichtlichen „Mundkuß" besiegelte Aussöhnung zweier in langer Todfeindschaft strittigen Familien (Abbildung in „Über Land und Meer" 1883), die feierliche Restitution des unschuldig verurteilten Jan van Breuseghem durch feierliches Geleite aus dem Kerker (Gartenlaube 1884); die Beschützung der Familie Mundi van Douai bewerkstelligt durch mutige Clarissen-Nonnen bei der Plünderung Antwerpens durch spanische Truppen; der festliche „Einritt der Erzherzogin Anna von Österreich in Antwerpen" (Über Land und Meer 1887); „Das letzte Gebet" eines ob Meineid verurteilten Soldaten (Über Land und Meer 1895); Abschied durch die Kerkergitter der wegen Meuterei zum Tode bestimmten Verbrecher von ihren Weibern und Kindern (Gartenlaube 1892) und der „Letzte Besuch bei den Verurteilten" (Internationale Kunstausstellung zu München 1894), dann, als Krone seiner Schöpfungen, der figurenreiche „Goldschmiedmarkt in Antwerpen" zu Beginn des 16. Jahrhunderts (Über Land und Meer 1894), ein wahrer Jubelgesang auf das damalige blühende Kunstgewerbe, in welches

unser Albrecht Dürer tiefe Einblicke getan bei seiner Reise in die Niederlande (1521).

Dazwischen entstanden viele religiöse Darstellungen und blühende Genrebilder mit italischen Erinnerungen (eine Szene mit „Dante im Exil", ein „Florentinisches Blumenmädchen" mit koloristisch betonter, sanft ausklingender Stimmung und meisterhaft, immer den ganzen Mann ohne virtuose Effekte oder Posen, erfassende Bildnisse usw.) Sechzig Jahre alt unterzog sich der unermüdliche Künstler den Mühen einer längeren Palästinafahrt, auch hier kundigen Auges ursprüngliche landschaftliche und typische Züge einheimsend und in seinen Schöpfungen, darunter auch die „Rückkehr der heiligen Frauen von der Kreuzigung", nachklingend zu verwerten. Ebenso wagte noch 1912 der Maler eine längere Studienreise nach Italien, insbesondere nach Assisi, um einen längst geplanten Zyklus mit Szenen aus den Legenden des heiligen Francesco, den begeisterten Verkünder und glühenden Lobpreiser der göttlich anmutenden Armut, in seine gewinnende Darstellung zu übersetzen; zwei seiner bildlichen Tonschöpfungen, die er selbst als seinen Schwanengesang bezeichnete, reiften zur Vollendung. Dann legte er Stift und Palette nieder, um das schwer verdiente otium cum dignitate zu genießen, was ihm freilich unerwarteter Weise die Ereignisse arg vergällten.

Als Sekretär der Akademie gedachte Van der Ouderaa stets der Stadt München, unter immer bereitwilliger Zustimmung des gleich edelgesinnten Präsidenten Juliaan de Vriendt, wenn es galt auswärtige Kollegen und Fachgelehrte — darunter auch der namhafte Erforscher altchristlicher Kunst Prinz Johann Georg Herzog zu Sachsen — mit dem Ehrenbürgerrechte ihrer uraltberühmten St. Lukas-Malergilde zu belehnen.



LXII.

Zeitgemäße Bücher.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Seit dem Ausbruch des Krieges hat sich die deutsche Literatur in vortrefflicher Weise den veränderten Bedürfnissen angepaßt. Aus der Flut der Erscheinungen, die mit dem Kriege in einem Zusammenhange stehen, greifen wir mehrere Bücher heraus, die vorwiegend politische, historische oder kulturelle Gegenwartsfragen oder Zukunftsaufgaben ins Auge fassen. In Heft 2 dieses Bandes haben wir bereits über verschiedene zeitgemäße Bücher Bericht erstattet. Die Literatur soll nach einem dort ausgesprochenen Worte die Hauptbrücke zum Verständnis der zahlreichen Neugestaltungen auf allen Gebieten der Weltgeschichte der Gegenwart sein. Deshalb soll außer der Besprechung der Bücher auch in angezeigten Fällen aus dem Inhalt derselben das Wissenswerteste mitgeteilt werden.

Auf die von Ernst Jäckh herausgegebene Sammlung „Der deutsche Krieg" sei besonders hingewiesen. Die Sammlung ist seit unserer letzten Besprechung auf 42 Hefte angewachsen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt à 50 Pfg.). Dem Herausgeber gebührt das Verdienst, eine erstaunllich große Anzahl von aktuellen Problemen, die der Krieg aufgerollt hat, in seine Sammlung aufgenommen zu haben. Zu den politisch wertvollsten Flugschriften der ganzen Sammlung zählt die Abhandlung „England, der Feind" von Graf Ernst zu Reventlow. Der Verfasser geht von der Stimmung zwischen Deutschland und England vor dem Kriege aus, die darin bestand, daß man auf beiden Seiten der Nordsee zwar von Mißtrauen und Mißstimmung zwischen den beiden Mächten sprach, daß aber „keine konkreten Streitfragen die beiden Länder trennen und sich ein wirklich vertretbarer Kriegsgrund zwischen ihnen auf Grund der

realen Verhältnisse nicht denken ließe". Auf dieser Grundlage beruhte die deutsch-englische Verständigungspolitik des letzten halben Jahrzehnts. Reventlow zerstört diese falsche Grundlage und zeigt in packender Weise die Wahrheit des Titels seiner Broschüre: England, der Feind. Die wirklichen Wurzeln der Kriegserklärung Großbritanniens vom 4. August 1914 sind klar ausgesprochen in einer preisgekrönten Arbeit eines britischen Seeoffiziers aus dem Jahre 1909, in welcher sich folgende Sätze finden: „Krieg ist das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten; sein Ziel ist, unseren Gegnern mit dem Schwerte diejenigen wirtschaftlichen Bedingungen aufzuzwingen, welche wir für notwendig erachten, um uns kommerzielle Vorteile zu schaffen. Wir bedienen uns aller denkbaren Vorwände und Anlässe für den Krieg, aber zugrunde liegt allen der Handel. Ob als Anlaß die Verteidigung oder Erringung einer strategischen Stellung vorgegeben wird, ob der Bruch von Verträgen, oder was sonst noch, — alle diese Anlässe und Vorwände begründen sich letzten Endes auf dem Handel, aus dem einfachen und maßgebenden Grunde, daß der Handel für uns das Lebensblut bedeutet." Die englische Eifersucht, weil die deutsche Industrie große Auslandsmärkte zu erobern begann, ist die tiefste und einzige Ursache der englischen Kriegserklärung gewesen. Darum galt es den künftigen Nebenbuhler auf den Weltmärkten zu treffen, dessen Qualitätswaren und Handelsmethoden dem englischen Kaufmann gegenüber eine Überflügelung bedeuteten. Es entstand die Idee des Chamberlain'schen Imperialismus, wonach durch eine Zollmauer England und seine Kolonien sich selbst genügen und das Eindringen fremder Waren und Produkte verhindert werden sollte. Reventlow zeigt in großen Zügen, wie England seit den neunziger Jahren alles tat, um die Handelskonkurrenz und vor allem die Flottenbauaktion Deutschlands zurückzudämmen. Es versuchte, auf das Programm der Haager Friedenskonferenz die Frage der Einschränkung der Rüstungen zu setzen, um auf Deutschland einen Druck auszuüben. Der verschlagene König Eduard wandte sich an Kaiser Franz Joseph, der „starke Lockungen und ebenso starke Droh-



ungen des Königs von England habe abweisen müssen". Eine raffinierte englische Agitation setzte ein, „welche das englische Volk und die Bevölkerung der britischen Kolonien mit Haß, Mißtrauen und Besorgnis gegen Deutschland und seine angeblichen Zukunftsabsichten erfüllen sollte". In Deutschland vermochte man nicht zu glauben, „daß ein großes Volk, nur durch niedrige Handelseifersucht veranlaßt, sich auf die Pfade so bitteren Hasses und Übelwollens einem anderen großen und verwandten Volke gegenüber begeben konnte". Ungeachtet aller Verständigungspolitik namentlich vonseite Deutschlands blieb die Grundnote der englischen Politik immer die alte: „Deutschland zu schädigen, gegen jede positive Bestrebung der deutschen Politik anzuarbeiten, ihr möglichst viele und möglichst erbitterte Feinde zu schaffen." In politischer und wirtschaftlicher Beziehung ist England unser Feind, der Deutschland stets beim Auftauchen irgendeiner bedeutenderen auswärtigen Frage vor die Alternative stellte: Krieg oder Nachgeben! England ist die verkörperte Verneinung eines frei und friedlich sich betätigenden Deutschen Reiches und Volkes, die verkörperte Verneinung seiner Gegenwart und Zukunft. Dies klar und konkret in politischer Beziehung nachgewiesen zu haben, ist der Inhalt der sehr beachtenswerten und leichtverständlichen Schrift des Grafen Reventlow.

In einem gewissen Gegensatz zu der eben besprochenen Schrift steht Professor Dr. Arnold Oskar Meyers Werkchen „Worin liegt Englands Schuld?" In Anbetracht der Interessengegensätze zwischen Rußland, Japan und England glaubt Meyer nicht, daß „England Jahre hindurch mit zäher Energie hingearbeitet haben sollte auf einen Krieg, von dem es nicht genau wußte, wem es den Sieg wünschen sollte, auf einen Krieg, in dem es keinenfalls einen vollen Sieg für die eigene Partei wünschen durfte. Eines solchen politischen Nihilismus ist eine Macht nicht fähig, die so viel zu verlieren hat wie England." Meyer vertritt mit guten Beweisgründen die Anschauung, daß England den Krieg nicht gewollt hat, um dann zur Frage zu schreiten, warum es ihn dann eben nicht ver=



hindert hat. Die englische Politik, die in den gefährlichsten Diplomatenkünsten Rußland und Frankreich zur Siedehitze gegen Deutschland brachte, glaubte stets die Leitung der Entente mit Sicherheit in Händen zu haben. Dieses Spiel der frivolsten Diplomatie endete in völliger Ohnmacht Englands. Nach Meyer stand es nicht im entferntesten mehr in der Macht der englischen Diplomatie, den Flammen Einhalt zu gebieten, als der österreich-serbische Konflikt zum österreichisch-russischen Brande sich erweiterte. „Es ist nicht so, wie viele sagen: Der Friede wäre erhalten geblieben, wenn England in Petersburg und in Paris denselben Druck ausgeübt hätte wie in Wien und in Berlin. Es konnte gar keinen Druck auf seine Ententegenossen ausüben, denn die Leitung der Entente, die es 1911 noch gehabt, war ihm völlig entglitten.“ Rußland war es vollkommen Ernst mit seiner Kriegsdrohung. Da ferner die französischen Feldzugspläne auf die englisch-belgische Mitwirkung eingestellt waren, konnte England nicht mehr zurück oder es mußte seine Politik für bankerott erklären. „Wie Frankreich durch die goldene Kette seiner Milliarden auf Tod und Leben mit Rußland verbunden war, so England mit Frankreich durch die eiserne Kette militärischer und politischer Notwendigkeit.“ Das englische Blaubuch hat diese Ohnmacht Englands klar enthüllt. Sir Edward Grey hat den Brand nicht gewollt, aber er hat ihn durch sein Spiel mit dem Feuer selbst verschuldet. Das Ziel des Krieges muß es daher sein, England aus seinem Inselprivileg herauszureißen und ihm ein sittliches Verantwortlichkeitsgefühl beizubringen. Diese Gedankengänge und Forderungen sind in der besprochenen Broschüre Meyers scharfsichtig durchgeführt.

Diese beiden vorwiegend politischen Schriften finden eine wertvolle Ergänzung in der Broschüre Dr. Gustav Stresemanns über „Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland“. Der Verfasser zeigt die einzelnen Phasen der Entwicklung des Wirtschaftskampfes zwischen beiden Ländern, er gibt einen kurzen Überblick über die zweifelhafte Entstehung der englischen Kolonialherrschaft, über Deutschlands Eintreten in die Kolonialmächte und über das neid- und haßerfüllte Widerstreben gegen die sich



ausbreitende Meeresgeltung Deutschlands. Er zeigt an knappen Zahlenangaben den Aufschwung Deutschlands in seiner Landwirtschaft, sowie das innige Bündnis zwischen Wissenschaft und Technik, kaufmännische Tüchtigkeit und Arbeitsintensität auf den Gebieten des Industrielebens, wo in Chemie und Elektrotechnik geradezu Monopole für Deutschland entstanden. Der deutsche Gesamthandel erfuhr eine gewaltige Steigerung. Noch im Jahre 1887 war England in seinem Export Deutschland um etwa 50 Prozent überlegen. Heute hat England im Welthandel der Völker eine Gesamthandelsziffer von 24.2 Milliarden Mark, ihm folgt dann gleich an zweiter Stelle Deutschland mit einem Gesamtaußenhandel von etwa 22.5 Milliarden Mark. Eine gewaltige Entwicklung hat unsere Handelsmarine aufzuweisen. England mußte es erleben, daß die beiden führenden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften auf dem Gebiete des Personen- und Frachtenverkehrs nach den Vereinigten Staaten sich eine Führung ohnegleichen zu sichern wußten; es mußte erleben, wie der „Imperator" und das „Vaterland" als die größten Schiffe der Welt unter deutscher Flagge ihren Weg sich durch die Fluten bahnten. In Deutschland ging die Auswanderung erheblich zurück, in Großbritannien und Irland nahm sie zu; im Jahre 1911 kamen auf den Kopf der Bevölkerung in England 103, in Deutschland 272 Mark Sparkasseneinlagen. Auch das Gesamtvermögen Deutschlands hat jenes von England überholt. England spürte auf allen Gebieten Deutschlands Übergewicht. Es zog daher schon lange vor dem Kriege die Folgerungen und führte einen Wirtschaftskrieg gegen Deutschland. 1887 entstand das Gesetz über die Herkunftsbezeichnungen »Made in Germany", das deusche Erzeugnisse brandmarken sollte, das aber die gegenteilige Wirkung hatte. England, das stolz dem Freihandelsprinzip huldigte, schritt sofort zum Abbau des Freihandels, als es merkte, daß diese Freihandelspolitik ihm gefährlich wurde. Das Gesetz Made in Germany war der erste Schritt auf diesem Wege. Ein weiterer Stoß namentlich gegen die deutsche chemische Industrie war das englische Patentgesetz vom Jahre 1907, welches bestimmt, daß ein Patent für nichtig erklärt werden



kann, wenn die patentierte Ware fast ausschließlich außerhalb Englands hergestellt wird. Deshalb waren deutsche Firmen, wie die Elberfelder Farbenfabriken, die Höchster Farbwerke, gezwungen, in England Filialen zu errichten. Um den deutschen Rekord zu brechen, der darin bestand, daß der norddeutsche Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II." das schnellste Schiff zwischen Bremen—Newyork gewesen ist, entstand im englischen Parlament ein Gesetz, durch welches der Cunardlinie eine Jahressubvention von drei Millionen Mark zugesichert wurde, als Zuschuß für die Indienststellung der beiden Dampfer „Mauretania" und „Lusitania", welche die Cunardlinie nur unter dieser Bedingung bauen konnte. Nur um Deutschland den Ruhm des schnellsten Lloyddampfers zu nehmen, wurde diese Subvention gewährt, obwohl die Cunardlinie eine glänzend fundierte Gesellschaft ist. Der Wirtschaftskampf gegen Deutschland äußerte sich ferner in der Zollbegünstigung, die England in seinen Kolonien genießt, die aber entgegen dem Freihandelsprinzip andere Staaten nicht genießen. Da stellt sich die überaus wichtige Tatsache heraus, daß die englische Ausfuhr in Gebiete freien Wettbewerbs insgesamt 6113 Millionen Mark, die deutsche Ausfuhr aber in solche Gebiete über 8905 Millionen Mark beträgt, „daß also Deutschland England in der Ausfuhr längst schon überholt hätte, wenn nicht Englands Kolonialbesitz die unbedingte Fundierung für die englische Industrie und den englischen Handel abgeben würde". Unter diesen Gesichtspunkten erst versteht man Englands Kampf gegen die weitere koloniale Betätigung des Deutschen Reiches. Wenn man diese feindliche Gesinnung der Engländer gegen das wirtschaftlich emporblühende Deutschland kennt, kann man verstehen, daß bereits im September 1907 Sir Alfred Mond in der „Saturday Review" wörtlich schrieb: „Wenn Deutschland morgen vernichtet wäre, so gäbe es in der ganzen Welt nicht einen Engländer, der übermorgen nicht umso reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt, um ein Erbfolgerecht gekämpft. Müßten wir nicht um 250'000,000 £ jährlichen Handels Krieg führen? Wenn England einst erwacht und sieht, was seine einzige Hoffnung für eine gedeihliche Zu-



kunft ist, dann nieder mit Deutschland.“ Daß diese Absicht der Engländer aber sich nicht so leicht verwirklichen läßt, zeigt Stresemann an den Kriegswirtschaftsmaßnahmen Englands und der günstigen Gestaltung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands während der bisherigen Kriegsdauer. Der Verfasser kommt zu einer optimistischen Beurteilung und er ist in der Lage, die amerikanische Zeitschrift „The Commercial and Financial Chronicle“ als Zeuge anführen zu können, „daß England wegen einer ganzen Reihe durch den Krieg hervorgerufener Vorgänge sein Ansehen und seine finanzielle Kraft verloren hat“. Das Gebäude der deutschen Volkswirtschaft aber steht genau so festgefügt da wie vor dem Kriege und wird so dastehen auch nach dem Kriege. Das ist das erfreuliche Ergebnis der vorliegenden Studie, die die Wurzel des Weltkriegs durch die konkreten Tatsachen der englischen und deutschen Volkswirtschaft in anschaulicher Form bloßlegt und ganz besondere Beachtung für jedermann verdient, dem es um die Klarheit der Kriegsursachen und um die Erkenntnis der Ursachen der englischen Feindschaft gegen Deutschland zu tun ist.

„Freie Meere!“ nennt G. von Schulze-Gaevernitz seinen Beitrag zu der Sammlung „Der deutsche Krieg“. Der Leser darf in ihm eine begeistert geschriebene, von hoher Warte aus gesehene weltpolitische Studie erwarten. Ihr Inhalt gipfelt in der Forderung: „Deutschland erklärt jenen Zustand für kulturwidrig und menschheitsfeindlich, wonach es in das Belieben einer Macht gestellt ist, die Weltwirtschaft zu unterbinden, das Dasein aller anderen Völker damit in das Herz zu treffen und Not und Elend bis in die entlegensten Hütten zu tragen. Deutschland kämpft für die Freiheit der Meere, also für die Menschheit — auch für Frankreich. Deutschland erstrebt für sich keine Seeherrschaft, wozu es gar nicht die Kräfte hätte, sondern einen Zustand maritimen Gleichgewichts mehrerer Seemächte, in welchen Deutschland der stärksten Macht gleichberechtigt und gleichwertig zur Seite steht. . . . . Des weiteren erklärt Deutschland jenen Zustand für kulturwidrig, wonach eine Macht in der Lage ist, die kolonialen Rohstoffgebiete der Welt nach



Belieben für sich vorwegzunehmen, ihren Günstlingen zuzuteilen und anderen zu entziehen. Kolonialpolitik ist kein Luxus, sondern ein Lebensbedürfnis alteuropäischer Industrie- und Gläubigerstaaten mit beschränkter territorialer Basis."

Die ganze Rücksichtslosigeit Englands, mit welcher dieses Land seine monopolartige Vorzugsstellung als Seemacht aufrechterhalten will, findet eine ausgezeichnete Beleuchtung in dem Werke von Dr. Ernst Schultze über „England als Seeräuberstaat, die britische Seewillkür und ihre Beseitigung im Spiegel von Geschichte und Völkerrecht", (Stuttgart, Ferdinand Enke 1915. 140 S. 1.80 Mk.) Der Verfasser ist als guter Kenner englischer Verhältnisse bekannt. Sein Buch unterrichtet in vorzüglicher Weise über das Verhalten Englands als Seemacht in Vergangenheit und Gegenwart. Der Leser findet Aufschluß über die Fragen des Seekriegsrechts, der Kaperei, des Blockaderechts, der Konterbande, über die Minenfrage, über Englands Willkür gegen die Neutralen, über seinen Kampf gegen die Meeresfreiheit, über den Mißbrauch fremder Flaggen durch England und über den Versuch der Aushungerung Deutschlands. Alle diese Erörterungen sind auf den Tatsachen der jüngsten Vergangenheit aufgebaut, sodaß namentlich der Zeitungsleser in den zahlreichen einschlägigen Fragen sich gut orientieren kann. Die Haltung Englands zum Völkerrecht läßt sich nach Schultze klar und kurz dahin bestimmen, „daß alles, was England Vorteil bringt, dem Völkerrecht entspricht, während alles, was ihm Schaden zufügen könnte, damit nicht vereinbar sein soll". Schultze bringt eine Blütenlese von Völkerrechtsbrüchen der neuesten Zeit, die in jedem gerecht empfindenden Menschen helle Empörung aufsteigen lassen. In einem letzten Abschnitt „Der Widerspenstigen Zähmung" faßt er alle Gesichtspunkte und bisherigen Erfolge Deutschlands zur See zusammen, um überzeugend darzulegen, daß Englands Seeräuberprivilegien das sichere Ende bevorsteht.

Da England als der schlimmste Feind Deutschlands sich entpuppt hat, ist es am Platze, dessen Gefährlichkeit auch immer schärfer zu erkennen. Diesem Zwecke dient in sehr ersprießlicher

Weise das Büchlein von Professor Ferdinand Tönnies über „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung". (Berlin, Julius Springer 1915. 3. u. 4. Tausend. 80 S. 1 Mk.) Der Verfasser führt bei allen Raubzügen und Kriegen Englands Zeugnisse der angesehensten englischen Autoren selbst vor und läßt damit die gegenwärtige europäische Krisis in einem ganz eigenartigen Lichte erscheinen. Das Büchlein will nicht den Nationalhaß schüren. Denn die eigentliche Volksmenge in England besitzt nur auf die innere Politik einen Einfluß. Die wirkliche Herrschaft ruht seit Jahrhunderten in den Händen einer Grund-, Handels- und Geldaristokratie, die das Volk immer wieder mit der Behauptung abspeist, daß sittliche Gründe maßgebend für die Leitung ihrer Politik sind. Das vorliegende Werk untersucht nun, „wie unbefangene und wissende Engländer, deren Autorität unter ihnen selber nicht angefochten ist, über diese Behauptung sittlicher Gründe der englischen Weltpolitik denken". Der Verfasser geht die einzelnen Phasen der englischen Weltpolitik durch und ist oft in der glücklichen Lage, geradezu vernichtende Urteile englischer Autoren für die weltpolitischen Handlungen vor Augen führen zu können. Mit Seeräuberei und Mordbrennerei ist das englische Kolonialreich begründet worden. Der Sklavenhandel wurde einst als die Säule des Reichs gepriesen. Der gebildete Engländer weiß, daß die Eroberung Indiens mit Betrug und Wortbruch, mit scheußlichen Gewalttaten aller Art vor sich ging. Wir lesen ferner von dem großen Unrecht der Engländer gegen Irland, Dänemark, Afghanistan, von der Schande des Opiumkrieges und des Krimkrieges, von der englischen Despotie gegen die kleinen Staaten der jonischen Inseln und Jamaika. Die Eroberung Ägyptens, die Erdrosselung Persiens, der Burenkrieg bilden weitere Schandmäler, über welche berühmte englische Autoren vom Standpunkte des Gewissens aus zu den unbefangensten Verurteilungen gekommen sind. Auf die englische Weltpolitik fallen hier Schlaglichter, die Englands Moral in vernichtender Weise beleuchten. Das Buch erweitert unsere Kenntnis vom Wesen der englischen Weltpolitik vortrefflich. Insbesondere aber ist es gut geeignet,

neutralen Ländern über die Skrupellosigkeit und Grausamkeit der englischen Politik die Augen zu öffnen.

Eine prächtige Ergänzung zu dem eben besprochenen Werke ist das Buch von Karl Strecker über „England im Spiegel der Kulturmenschheit". (München, C. H. Beck 1915. 160 S. 2 Mk.) Hat Tönnies englische Urteile über die Weltpolitik der Engländer wiedergegeben, so ruft Strecker führende Geister der Menschheit zu Zeugen auf, daß England kein ehrlicher Gegner ist. Diese Stimmen der urteilsfähigsten Köpfe der Menschheit sind nicht in Augenblicken der Leidenschaft gefällt worden, sondern sie kommen aus kühler Erwägung der geschichtlichen Tatsachen heraus vom Schreibtisch oder Rednerpult her. Sie sind für die Psychologlie und die Kultur des Engländers von großem Werte und ermöglichen es infolge ihrer Vielseitigkeit jedermann, seine Vorstellung vom Charakter der Engländer auf der Grundlage der Aussprüche geistig und literarisch hochstehender Denker, Dichter, Künstler, Staatsmänner zu ergänzen und zu vertiefen. Nur zwei Aussprüche aus dem lehrreichen Werkchen seien hier wiedergegeben. Heinrich Heine schreibt in der Einleitung zu „Shakespeares Mädchen und Frauen": „Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein widerwärtiges Land. Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches der Ozean längst verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Übelkeit im Magen verursachen möchte." Und Napoleon urteilt in seinen Memoiren: „Während ganz Europa sich ihren Intrigen und Subsidien zuliebe erwürgt, bleiben sie beiseite, und sind nur auf ihre eigene Sicherheit, den Vorteil für den Handel, ihre Seeherrschaft und ihr Weltmonopol bedacht." In diesem Urteil hat schon Napoleon die Ursachen des Weltkrieges gekennzeichnet und das Verhalten der Engländer bloßgestellt, wie wir es heute in ähnlicher Weise wieder erleben.

In politisch nicht eingeweihten Kreisen hat es Überraschung ausgelöst, daß die Türkei kriegführend an der Seite Deutschlands und Österreichs getreten ist. Den Schlüssel zu diesem



Verhältnis, zu dieser deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft findet man in dem also betitelten Werkchen der Sammlung „Der deutsche Krieg“ aus der Feder des Herausgebers Ernst Jäckh. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner der türkischen Verhältnisse, der weltgeschichtlichen Entwicklung Konstantinopels und der Türkei, sowie der heutigen weltpolitischen Zusammenhänge zwischen Deutschland, Österreich und der Türkei. Klar und in zwingender Logik weist Jäckh nach, warum die deutsch-türkische Kriegsgemeinschaft kommen mußte. Der Besitz Konstantinopels ist der zweihundertjährige Traum Rußlands, dessen Erfüllung unzweifelhaft sich als eine ökonomische und politische Notwendigkeit darstellt. Deutschlands Interesse an einem türkischen Konstantinopel und einer freien Türkei hat schon Ranke in einem Satze ausgesprochen: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal von Konstantinopel aufs engste verbunden.“ Deutschland braucht Absatzmärkte und Rohstoffgebiete. Beides bietet uns das freie türkische Kleinasien. An der Erhaltung und Erstarkung der Türkei hat daher Deutschland ein erhebliches Interesse. Seit 25 Jahren schufen die Deutschen das Bagdadbahnwerk. Von Helgoland bis Bagdad, das ist die wirtschaftspolitische Zukunftslosung, das ist die natürliche Erklärung für die deutsch-türkische Interessengemeinschaft gegen den russischen Druck. Aber auch England steht hier wiederum im Wege, indem eine Verbindung zwischen Ägypten und Indien das Ziel seiner afrikanischen und kleinasiatischen Politik bildet. Aus diesem Grunde hat England mit allen erdenklichen Mitteln den Bau der Bagdadbahn zu hintertreiben versucht. Jäckh betont ferner, daß die politische Lage der Türkei nach dem Balkankrieg günstiger ist als vorher, weil die Türkei die Feindschaft aller Balkanstaaten verloren und an Sammlung gewonnen hat. Auch die militärische Rüstung der Türkei ist dank der fleißigen Organisationsarbeit stärker als im Balkankrieg. Beachtenswert ist hier das englische Vorgehen, indem bei Kriegsausbruch kein einziges türkisches Schiff unversehrt war, weil die Engländer in türkischen Diensten als „Reformer“ der Marine in heimlicher bewußter Beschädigungsarbeit die türkischen



Schiffe kampfunfähig machten. Jäckh erörtert sodann klar die Ziele des militärischen Marsches der Türkei gegen Rußland und England, gegen den Kaukasus und Ägypten, und stellt den Siegespreis der deutsch-türkischen Kriegsgemeinschaft in Aussicht: die Erstarkung der Türkei als Bundesgenossen und die wirtschaftliche und technische Erschließung von Anatolien und Mesopotamien, diesen fruchtbaren Gebieten, durch deutsche Unternehmungskraft.

Wer sich über die Entwicklung der Türkei in den letzten Jahren, über die Beziehungen der Türkei zu unseren deutschen Interessen gut und anschaulich unterrichten will, dem sei Jäckh's ausführlicheres Werk „Der aufsteigende Halbmond" warm zur Durchsicht empfohlen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1915. 4. Aufl. 3 geb. 4 Mk.). Jäckh verfügt, wie gesagt, über eine reiche persönliche Erfahrung und ausgezeichnete Beziehungen zu führenden türkischen Persönlichkeiten. Seine Beobachtungen sind scharf, seine Schilderungen fesselnd und belehrend, ohne im gegeringsten den Eindruck zu machen, daß er etwa übertreiben oder schönreden wolle. Der Verfasser gibt seine Erfahrungen und Eindrücke aus der Julirevolution 1908 wieder und verfolgt dann die innere und äußere Entwicklung der Türkei bis zur Gegenwart, bis zur deutsch-türkischen Kriegsgemeinschaft. Es ist dem Verfasser in geradezu überraschender Weise gelungen, türkisches Leben, türkische Sitten, türkische Hoffnungen bis in ungezählte Einzelheiten und Feinheiten hinein darzustellen,

In dem Weltkriege bildet der Kampf um den künftigen Besitz Konstantinopels und der Dardanellen den Schlüssel zum Verständnis der Interessen der verschiedenen Staaten des Balkans, Mitteleuropas, Englands und Rußlands. Diesem Problem hat Staatsanwalt L. Trampe eine eingehende Untersuchung in der erwähnten Flugschriftensammlung gewidmet. In zwingender Logik stellt der Verfasser die Bedeutung des Verbleibs von Konstantinopel in den Händen der Türkei dar und prüft im einzelnen die Gefahren und Entwicklungsmöglichkeiten für alle interessierten Staaten, namentlich auch für Italien. Die Verbreitung dieser kühl abwägenden klaren Untersuchung



des Dardanellenproblems würde namentlich im Ausland großen Nutzen stiften.

Neben den Dardanellen steht der Kampf um den Suezkanal im Vordergrund der Interessen. Der Verkehrsgeograph Richard Hennig veröffentlicht in der gleichen Sammlung darüber eine ausgezeichnete Untersuchung. Er schildert die historische und wirtschaftliche Bedeutung des Suezkanals mit Ausblicken auf seine Zukunft, wenn er als Monopol in englischen Händen bleibt, oder wenn er nach Besiegung Englands ein internationales und neutrales Gewässer werden soll, für welches Ziel Deutschland im Vereine mit der verbündeten Türkei eintritt.

In warmherziger Weise nimmt Professor R. Friedrich Kaindl in der Broschüre „Deutsche Siedlung im Osten" sich um die Interessen der Karpathendeutschen an. Er zeigt in historischer Entwicklung die Fehler, die sich Deutschland und Österreich bezüglich der Erhaltung des Karpathendeutschtums zu Schulden kommen ließen, er schildert den Umschwung unter Einwirkung des Krieges und deutet die Wege an, welche in Zukunft die deutsche Vorpostenarbeit auf dem national heißumstrittenen Karpathengebiete beschreiten muß. Beherzigenswert ist die Aufforderung des Verfassers, daß das katholische Deutschland sich der Not seiner deutschen Glaubensbrüder im Osten mehr als bisher annehmen möge. Kaindl empfiehlt, das Schicksal dieser Karpathendeutschen in der deutschen Öffentlichkeit stärker und häufiger zu besprechen, die Ansiedlungsgebiete zu besuchen, deutsche Banken gegenüber den tschechischen Banken zu errichten und die völkische Presse zu unterstützen. Von dieser Kulturarbeit in den Karpathen verspricht sich der Verfasser eine große Stärkung der Donaumonarchie und eine Hebung des gefährdeten Deutschtums überhaupt.

Von den Flugschriften der Sammlung „Der deutsche Krieg" seien noch kurz erwähnt und empfohlen die Reichstagsrede des Staatssekretärs des Reichsschatzamts Dr. Helfferich „Kriegsfinanzen", ferner eine feinfühlige Untersuchung Friedrich Lienhards über die Stellung des „Deutschen Elsaß" im gegenwärtigen Kriege, eine historisch-politische Studie über „Öster-



reich-Ungarns Erwachen" von Richard Charmatz, der mit voller Berechtigung den Satz aussprechen kann: „Das als tot oder totkrank geschilderte Österreich-Ungarn erträgt jugendfrisch und voll Zuversicht die seelische, physische und ökonomische Last des Weltkrieges." Wir nennen weiterhin die Studie von Eugen Lewicky über „Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands", in welcher die wirtschaftsgeographische und handelspolitische Bedeutung dieses bedeutungsvollen Gebietsteiles dargelegt wird. Von den Flugschriften mit vorwiegend kulturellem Inhalt verdienen „Das Bildungswesen im neuen Deutschland" von Muthesius, „Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk" von Papaurek, „Die Weltgeschichte der Mode", „Krieg, Auslanddeutschtum und Presse" von L. Niessen-Deiters hohe Beachtung. Die Sammlung „Der deutsche Krieg", die fortgesetzt wird und bei schöner Ausstattung als billig bezeichnet werden muß, hat sonach eine große Anzahl von Problemen aller Art, für die der Krieg eine Neuerung bedeuten wird, in Klarheit und Anschaulichkeit vor Augen geführt, sodaß für die politische und kulturelle Orientierung durch diese Sammlung dem Verlag und dem Herausgeber der Dank aller derjenigen gebührt, die der Entwicklung der Dinge in Politik, Volkswirtschaft und Kultur mit offenen Augen zusehen wollen.

LXIII.

Natürliche Grenzen der Staaten.

Von Amtsgerichtsrat Riß (München).

In der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs, in der auf gut klingende Worte hoher Wert gelegt wurde, war viel von den natürlichen Grenzen der Staaten die Rede. Als die natürliche Grenze Frankreichs gegen Deutschland wurde der Rhein bezeichnet; eine alte Forderung Frank-



reichs, für die mit besonderer Vorliebe auf das Zeugnis Cäsars hingewiesen wurde, der durch diesen Strom die Grenze zwischen Gallien und Germanien bestimmen ließ. Das Zeugnis war allerdings nicht gerade glänzend; seine Grundlagen waren unsicher und außerdem hatten sich doch seit Cäsars Zeit die Verhältnisse einigermaßen geändert. Aber bessere Gründe, die Forderung zu rechtfertigen, fanden sich nicht und so mußte man zu diesem entlegenen Anhaltspunkte greifen.

Wenn man schon geschichtliche Erinnerungen in dieser Hinsicht das Wort sprechen lassen wollte, läge es näher, an den Vertrag von Mersen anzuknüpfen, durch den im Jahre 870 die Maas als die Grenze des ostfränkischen und des westfränkischen Reiches festgesetzt wurde. Solche Stimmen kann man auch jetzt gelegentlich vernehmen; sie verdienen aber keine Beachtung. Die Gegenwart verlangt, mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen zu werden; der Umstand, daß bestimmte Gebiete früher einmal zu einem Staate gehört haben, beweist keineswegs, daß auch heute ihre Vereinigung mit ihm innerlich begründet wäre. Wollte die Türkei darnach streben, die ganze Balkanhalbinsel wieder in ihren Besitz zu bekommen, so müßten auch ihre aufrichtigsten Freunde, ja diese vor allem, ein solches Unterfangen als verrückt bezeichnen. Keine andere Wertung verdient das Bestreben polnischer Kreise, unter Ausschaltung aller geschichtlichen Erfahrung und in völliger Nichtbeachtung der jetzigen Sachlage die Wiederherstellung des Königreichs Polen in dem größten Umfange, den es jemals hatte, herbeizuführen. Diesen beiden Staaten ist es gerade zum Verhängnis geworden, daß sie in ihrer Entwicklung die natürlichen Grenzen nicht beachteten, sondern Bestandteile in sich aufnahmen, die sich ihnen nicht einfügen konnten und darum ohne Unterlaß den festen Bestand des Ganzen gefährdeten.

Seitdem das Nationalitätsprinzip vielfach als die beste Grundlage der Staatenbildung gilt, wird die Forderung vertreten, die staatlichen Grenzen mit denen der Sprachgemeinschaften in Einklang zu bringen. In diesem

Sinne wird jetzt in Italien das Schlagwort von den natürlichen Grenzen wieder neu belebt, allerdings nur soweit eine Änderung der Grenze gegen Österreich in Frage kommt. In Wahrheit liegt in dieser Forderung eine Überspannung des Nationalitätsprinzips. Die sprachliche Einheit der Bevölkerung eines Staates ist in hohem Maße geeignet, die Führung der Staatsgeschäfte zu erleichtern, wie auch das Zusammengehörigkeitsgefühl und damit die Anhänglichkeit an den Staat zu fördern; daraus folgt aber noch nicht, daß man danach streben muß, alle Angehörigen einer Sprachgemeinschaft auch staatlich zusammenzufassen. Auch unter uns hat es Schwärmer gegeben, die es als höchstes Ziel ansahen, die deutschen Gebiete Österreichs und der Schweiz mit dem Deutschen Reiche zu vereinigen. Sie vermochten den großen Nutzen nicht einzusehen, den es für einen sprachlich geeinten Staat bedeutet, wenn er auch in anderen Staaten Angehörige seiner Sprachgemeinschaft in erheblicher Anzahl wohnen hat. Wie sehr kommt es uns jetzt zugute, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika das Deutschtum durch Abstammung und Erinnerung so stark vertreten ist! In gleicher Weise übt der italienisch sprechende Teil der Bevölkerung Österreichs einen beträchtlichen Einfluß zugunsten Italiens aus, der sich in dem Maße abschwächen muß, als die Grenze beider Staaten mit der Sprachgrenze in Übereinstimmung gebracht wird. Im Deutschen Reiche gibt es wohl keinen besonnen denkenden Politiker mehr, der eine Aufteilung Österreichs oder der Schweiz als wünschenswert ansähe; der Gewinn, den das Reich davon hätte, wäre weit geringer als der Nachteil, der ihm daraus erwüchse.

Die Bestimmung der natürlichen Grenzen eines Staates darf nicht von vorgefaßten Gesichtspunkten aus erfolgen; das gesicherte Bestehen und die gedeihliche Entwicklung des Staates sind die einzigen Richtlinien, die dafür maßgebend sein dürfen. Darum müssen vor allem die Bedürfnisse der Landesverteidigung berücksichtigt werden. Ein Gebietserwerb, der im Fall eines Krieges nicht gehalten



werden könnte und dessen Besitz auch die Verteidigung des übrigen Staatsgebiets erschwerte, kann nicht als erstrebenswert bezeichnet werden, mögen sonst noch so viele Gründe für ihn sprechen. Dieses Bedenken ist namentlich gegenüber den Wünschen der deutschen Bevölkerung in den russischen Ostseeprovinzen nach Vereinigung dieser Lande mit dem Deutschen Reiche wie früher so auch neuerdings hervorgehoben worden. Wie weit es begründet ist und ob ihm abgeholfen werden könnte, wäre, wenn die Frage brennend würde, der Entscheidung der militärischen Behörden anheimzugeben; von dieser Entscheidung hinge es ab, ob der Gedanke weiter verfolgt werden könnte. Umgekehrt müssen Notwendigkeiten in dieser Hinsicht dazu führen, Gebietsteile, die zur Landesverteidigung erforderlich sind, auch dann zu halten, wenn das mit Aufwendungen und Unannehmlichkeiten aller Art verbunden ist. Mag hundertmal die Umgebung von Metz dem französischen Sprachgebiete angehören, wir können diesen Platz nicht an die Franzosen ablassen, ohne die Verteidigung unserer Grenze zu gefährden. Solche Erwägungen müssen auch vorangestellt werden, wenn man die in Italien laut werdenden Wünsche auf Erweiterung der jetzigen Grenzen prüft. Frankreich würde gegenüber dem Ansinnen, Savoyen und Nizza wieder an Italien abzutreten, nachdrücklich darauf hinweisen, daß die Sicherung seiner Grenze die Erfüllung dieses Verlangens ausschließe; vom gleichen Standpunkt aus wird aber auch Österreich die ihm gegenüber vorgebrachten Wünsche zu würdigen berechtigt sein.

Kaum minder schwer als die militärischen Erwägungen fallen die wirtschaftlichen Rücksichten und Bestrebungen ins Gewicht. Sie hängen eng mit jenen zusammen; der Besitz von Meereshäfen, im Inlande der Besitz von Kohlenbergwerken kann sowohl militärisch wie wirtschaftlich von so großer Bedeutung für einen Staat sein, daß er mit allen Mitteln danach trachten muß, sie sich zu erhalten oder neu zu erwerben. Auch der Besitz von Wasserstraßen oder von Gelände für die Erbauung von Bahnen kann für einen



Staat so wichtig sein, daß er eine entsprechende Gestaltung seiner Grenzen nicht außer Auge lassen darf. So wird teilweise in Italien eine Regelung der Grenze am Isonzo befürwortet, die einen Teil der Tauernbahn in den Besitz von Italien brächte; es ist kaum denkbar, daß Österreich hierauf eingehen kann. Welch gewaltige Aufwendungen hat nicht auch das Deutsche Reich für die Erbauung strategischer Bahnen zu machen gehabt, weil seine Grenze, zumal gegen die Schweiz, in dieser Hinsicht sehr ungünstig läuft! Soweit Wasserstraßen in Betracht kommen, sprechen allerdings militärische wie wirtschaftliche Erwägungen dagegen, sie zu Landesgrenzen zu machen. Die Flüsse sind berufen, Länder zu verbinden, nicht, sie zu trennen. Der Verkehr auf einem Fluße wird sich nie voll entwickeln können, wenn die beiden Ufer verschiedenen Wirtschaftsgebieten angehören. Darum sind auch die Vogesen in viel höherem Maße eine natürliche Grenze Frankreichs als der Rhein. Die wirtschaftliche Abschließung der Staaten gegeneinander bringt es weiter mit sich, daß auch sonstige wirtschaftliche Rücksichten bestimmend auf die Grenzziehung einwirken. Was nach 1870 den Einwohnern der Reichslande die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse besonders erschwerte, war die gewaltige Veränderung aller wirtschaftlichen Beziehungen, die durch die Verlegung der Grenze herbeigeführt worden war; jetzt, da die Schwierigkeiten überwunden sind, würde die Rückgabe an Frankreich genau dieselbe Unzufriedenheit in den beteiligten Kreisen auslösen, die sich damals kundgab. Deshalb ist es auch zu begreifen, daß in Polen, trotz der fürchterlichen Behandlung, die dieses Land und Volk von Rußland gefunden hat, doch auch unter der eingesessenen Bevölkerung Stimmen sich finden, die sich gegen eine Lostrennung von Rußland aussprechen. Man tut unrecht, wenn man hier ohne weiteres von Verrat am Volkstum spricht; die polnischen Fabriken haben zum großen Teil ihr ganzes Absatzgebiet in Rußland und die politische Umgestaltung kann für sie den völligen Untergang zur Folge haben. Auf solche Verhältnisse muß



jedenfalls dann Rücksicht genommen werden, wenn es sich dabei nicht nur um einzelne Personen, sondern um einen großen Teil der Bevölkerung oder um ganze Gemeinwesen handelt. So würde für Triest die Abtretung an Italien, die vom nationalen Standpunkt aus verlangt wird, die völlige Unterbindung seines so verheißungsvoll einsetzenden Aufblühens bedeuten; jetzt der Haupthafen Österreichs und als Endpunkt der Tauernbahn der Stapelplatz eines gewaltigen Wirtschaftsgebiets, würde es in Italiens Hand in kurzer Zeit eine tote Stadt sein. Selbst für die Bevölkerung von Welschtiriol würde die Vereinigung dieses Landes mit Italien schwere wirtschaftliche Nachteile in sich schließen. In den Kreisen der dortigen Weinbauern macht man denn auch aus der Abneigung gegen eine solche Änderung gar kein Hehl und wenn eine unbeeinflußte Abstimmung über diese Frage stattfände, könnten die italienischen Irredentisten eine gewaltige Enttäuschung erleben.

Trotz der Wichtigkeit militärischer und wirtschaftlicher Erwägungen bleibt die Festsetzung der Grenze eines Staates vor allem eine politische Angelegenheit; darum versteht es sich von selbst, daß politische Rücksichten immer das letzte Wort sprechen. Ihre Einwirkung äußert sich allerdings mehr hemmend als fördernd. Das gilt vor allem für die äußere Politik. Alte Überlieferung verbietet die Abtretung von Staatsgebiet ohne äußeren Zwang; nur für die Kolonien wird eine Ausnahme zugelassen. Daß uns im Zusammenhang mit einer Regelung der Kolonialverhältnisse in Afrika der Erwerb von Helgoland gelang, verstieß gegen alles Herkommen. Es könnte nicht schaden, wenn diese altmodische Auffassung preisgegeben würde; denn es gibt Fälle, in denen eine Grenzänderung für alle Beteiligten unverkennbare Vorteile mit sich bringt. Welche Erleichterung für die Staatsverwaltung würde eine nach dem Muster ländlicher Flurbereinigung durchgeführte Neuabgrenzung der thüringischen Staaten bei uns bedeuten! Niemand verschließt sich dieser Einsicht, aber niemand wagt es, ernstlich einen Schritt zur

Verwirklichung dieses Gedankens zu tun. Vor allem aber sind es natürlich die politischen Machtverhältnisse, die zweckmäßigen Grenzregelungen im Wege stehen; vom westfälischen Frieden angefangen ist kaum mehr ein Friedensschluß in Europa zustande gekommen, bei dem nicht die gegenseitigen Reibungen eine befriedigende Gestaltung der Dinge in dieser Hinsicht gehindert hätten. Der Bukarester Friede von 1913, dessen innere Unrichtigkeit von Anbeginn feststand und der darum auch von vorneherein den Keim neuer Verwicklungen in sich trug, ist ein besonders deutliches Beispiel hiefür. Immerhin vermögen politische Erwägungen auch im günstigen Sinn auf die Grenzregelung einzuwirken; so gelten heute Grenzerweiterungen, die nur in dem Streben nach größerer Macht ihren Grund haben, als politisch verfehlt und selbst für den überseeischen Erwerb beginnt diese Auffassung sich allmählich durchzusetzen. Sie beruht auf der Einsicht, daß die Stärke eines Staates durch den Umfang seines Gebiets und die Zahl seiner Bevölkerung nicht erschöpfend bestimmt wird, sondern daß hiefür die innere Ausgeglichenheit von größter Bedeutung ist — eine Einsicht, die, richtig betrachtet, auch die Grundlage des Nationalitätsprinzips bildet und diesem Maß und Ziel setzen muß. Es ginge allerdings zu weit, wollte man von einem Gebietserwerb schon deshalb absehen, weil die darin wohnende Bevölkerung einer politischen Richtung zuneigt, deren Stärkung im Staate nicht gewünscht wird. Politische Parteien sind dem Wandel unterworfen; die Geschichte weist genug Beispiele auf, daß aus erklärten Feinden eines Staatswesens treue Anhänger geworden sind. Wo allerdings eine so tiefgehende Gegensätzlichkeit obwaltet, daß ein Ausgleich unmöglich erscheint, kann das politische Bedenken, das gegen eine Grenzerweiterung spricht, wohl über die militärischen und wirtschaftlichen Erwägungen, die auf eine solche hindrängen, den Sieg davontragen. Von diesem Gesichtspunkt aus würde nach einer siegreichen Durchführung des Kriegs namentlich auch die Frage zu prüfen sein, ob die Aufnahme Belgiens in das



Deutsche Reich für dieses empfehlenswert wäre; so einfach, wie das manchenorts angenommen wird, ist die Lösung dieser Frage nicht.

Nach der Theorie ergibt sich die Feststellung der natürlichen Grenzen eines Staates am einfachsten und sichersten durch eine Abstimmung der in ihm zu vereinigenden Personen; praktisch ist dieser Weg nur selten ganz gangbar. Derartige Massenabstimmungen sind viel weniger das Ergebnis einer reifen und ernsten Überlegung, als vielmehr der Ausdruck einer augenblicklichen, durch die verschiedensten Umstände beeinflußten Stimmung. Bei der Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich hat eine solche Abstimmung stattgefunden; das glänzende Ergebnis, das sie lieferte, wird aber von allen, die einen Einblick in die Vorgeschichte besitzen, hauptsächlich auf die geschickte und bedenkenfreie Bearbeitung der öffentlichen Meinung zurückgeführt, in der sich ja das zweite Kaiserreich auszeichnete. Wie die Erfahrungen in der Schweiz beweisen, führen solche Abstimmungen leicht znr Zerfällung größerer Gemeinwesen in kleinere, ohne daß daraus für die Teile ein Gewinn entsteht. Die Mehrheit wird nicht immer von den besten Beweggründen geleitet; und wo die Entscheidung nur durch eine geringe Mehrheit bewirkt wird, kann das leicht zu erbitterten nachträglichen Kämpfen führen. Der Grundzug jedes Staatswesens ist die Unterordnung des Einzelwillens unter das Interesse der Gesamtheit; dieses allein kann auch für die Abgrenzung der Staaten das rechte Maß geben. Was aber im Interesse der Gesamtheit liegt, wird in der Regel nur von denen klar erkannt, die durch ihre Arbeit im Dienste der Gesamtheit einen tieferen Einblick gewonnen haben, als ihn die einfache Zugehörigkeit zu der Gesamtheit zu schaffen vermag.

In vielen Fällen wird das Verlangen einer Grenzänderung erhoben, ohne daß zuvor geprüft wird, ob sich die mit ihr angestrebten Erfolge nicht auf einfacherem Wege erzielen lassen. So können namentlich wirtschaftliche Wünsche durch Staatsverträge in weitgehendem Maße befriedigt wer-



den; selbst eine bessere Sicherung der Landesverteidigung läßt sich unter Umständen, statt durch die Einverleibung eines hiefür erforderlichen Gebiets, dadurch erzielen, daß mit dem Staate, dem dieses Gebiet gehört, das Recht der militärischen Besetzung vereinbart wird. In gleicher Weise ist es auch denkbar, daß nationale Bestrebungen durch die vertragsmäßige Zusicherung von Einrichtungen genügt wird, die der zu schützenden Sprache eine hinlängliche Berücksichtigung verschaffen und ihre Erhaltung und Weiterentwicklung sichern. Die Einschlagung solcher Wege kann sich nicht nur in Friedenszeiten empfehlen, um bedrohliche Spannungen zwischen den Staaten hintanzuhalten oder abzuschwächen; auch beim Abschluß eines Friedens nach einem glücklichen Kriege wird zu erwägen sein, ob sie nicht einer an sich möglichen Grenzänderung vorzuziehen ist. Gewiß hat ein siegreiches Volk das gute Recht, Ersatz für die Opfer zu verlangen, die ihm der Krieg zugemutet hat; worin aber dieser Ersatz zu finden ist, bedarf sorgsamer Überlegung. Eine Grenzerweiterung, die aus einfacher Freude am Erfolg plan- und ziellos vorgenommen würde, wäre kein Gewinn, sondern eine Gefahr. Jede Forderung, die bei solcher Gelegenheit aufgestellt wird, muß danach beurteilt werden, ob ihre Erfüllung geeignet ist, den Frieden nach außen und innen zu sichern und das Wohl des ganzen Volkes zu fördern; nur auf diese Weise lassen sich, auch für den Landerwerb, die richtigen Grenzen bestimmen.

LXIV.

Rundschau.

In der Wahrung des „Burgfriedens" zeigt sich an manchen Stellen mehr Wollen als Können. Die Selbstkontrolle fällt offenbar manchem Politiker schwer, obgleich sie das erste Erfordernis in der Politik darstellt. Dazu kommt, daß die berufsmäßigen Vertreter der Interessengruppen es als ihre Aufgabe erachten mögen, zu wichtigen Fragen, deren Annäherung sie zu erkennen glauben, frühzeitig Stellung zu nehmen, „damit nichts versäumt wird". So vernehmen wir vielfach Erörterungen über die Art und die Bedingungen, wie der Friede geschlossen werden soll. Welcher Friede? möchte man fragen, denn noch läßt sich von einem Abschluß des Krieges nichts erkennen. Sir Edward Grey, der Leiter der Politik des Reiches, von dem unter Umständen das meiste abhängt, erklärte kurzweg: „Es wäre Sünde, für den Frieden zu beten, bevor Deutschland niedergeworfen ist." Wenn dieser lapidare Ausspruch anderswo als in einer Volksversammlung, wo die Aufgabe war, die Geister für den Krieg zu entflammen, gefallen wäre, würde man in dem Mann, der so redet, sicherlich keinen auswärtigen Minister gesucht haben. Der Gedanke, der Grey dabei geleitet hat, stimmt jedoch zu der Politik, welche eifrig bestrebt ist, das Kriegsfeld zu erweitern, indem sie beharrlich versucht, Italien, Rumänien und Bulgarien in den Kampf zu locken, um auch in anderen Länden den Boden in demselben Sinn zu pflügen. Dazu kommt, daß Lord Kitchener die englischen Rüstungen auf einen Punkt gebracht zu haben meint, welche die ihm zugeschriebene Äußerung: „Für England fängt der Krieg erst an", verständlich machen kann.

In Frankreich hat das Volk ohne Zweifel das Verlangen, dem blutigen Würfelspiele schnell ein Ende gemacht



zu sehen; da man denkt, daß ein schneller Sieg an Aisne, Yser und Vogesen den Frieden bringe, so blickt man unaufhörlich und mit großen Hoffnungen auf die Offensive Joffre's und tröstet sich über die große Zahl von Toten und Verwundeten, worüber das Volk doch nur höchst unvollständige Nachrichten erhält. Vor allem jedoch kommt in Betracht, daß das französische Volk über Krieg und Frieden nicht entscheidet, trotzdem es in einer Republik lebt, die angeblich nach dem Willen des Volkes regiert wird. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Die „reges“ in der französischen Republik sind zunächst jene berufsmäßigen Politiker, welche ihr Schicksal an die Verlängerung des Krieges geknüpft sehen. Was würde aus Poincaré, Viviani, Millerand, Barthou, Briand e tutti quanti, wenn sie, welche den Krieg, soweit es auf Frankreich ankam, befürwortet haben, morgen vor ein besiegtes Land treten müßten? Nicht nur sie, sondern die seither herrschenden Kreise in der Republik wären in Lebensgefahr. Man könnte sagen, auch die Republik selbst, — wenn ein ernsthafter monarchischer oder imperialistischer Kandidat auf dem Plan stünde. Wie die Dinge zur Zeit aussehen, kann man annehmen, daß ein für Frankreich unglücklicher Ausgang des Krieges zwar die Republik selbst nicht hinwegfegen, aber ihre Leitung in die Gewalt der seitherigen mehr oder weniger ausgesprochenen Oppositionsparteien geben würde. Unter ihnen stellt sich augenblicklich die nationalistische Partei als die stärkste dar. Der Umstand, daß diese Partei sich von Anfang an auch auf die Katholiken gestützt hat, beeinflußt ihre Manifestationen, die darauf berechnet sind, die Partei als eine Kerntruppe der französischen Katholiken darzustellen. In Wirklichkeit erblickt man, sei es in ihrer Mitte, sei es an ihrer Seite, viele hervorragende Katholiken und einen Teil des Klerus, die, seit Jahrzehnten von den herrschenden Parteien verfolgt, es gern sehen, daß eine Partei sich findet, welche den Schild vor die Kirche hält. Dennoch sind die Nationalisten alles andere denn eine Partei der Religion und der Kirche. Einer



ihrer meist genannten Wortführer, Maurice Barrès, dichtet allerdings in ungebundener Rede Hymnen auf die Kirche und verherrlicht ihren Kultus, aber Barrès hält sich seit Jahren vom kirchlichen Leben fern. Selbst Déroulède war durch viele Jahre auf ähnlichem Standpunkt. Bonrget, Bazin betrachten, wenn man sie nach ihren Romanen beurteilt, die kirchlichen und religiösen Probleme als einen schönen Rahmen psychologischer Probleme. Der verstorbene Graf de Mun hat das Frankreich von heute mit dem Frankreich des heiligen Ludwig verwechselt. Wahr ist jedoch, daß der echte französische Patriotismus, das alte Frankreich sich seit einem Jahrzehnt und mehr in die Kirchen geflüchtet hat. Dort hält man an dem Kultus der Heiligen, an den Überlieferungen des katholischen Frankreich fest und in diesem mystischen Halbdunkel hat die Suggestion sich entwickelt, daß Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, schließlich trotz alledem und alledem, neben dem Felsen Petri, der Felsen der Kirche sei. Auf Montmartre, in Fourvières, Sainte Anne d'Auray, tief in der Vendée, in Parey le Monial, La Salette wie in Lourdes erklingen aus tiefster Inbrunst Gebete und Lieder, welche den Schutz des Allmächtigen für Frankreich anrufen. Es mag an das uralte Wort erinnert werden: „Regnum Galliae, regnum Mariae." Das war immer so. Wenn aus solchen Überlieferungen heraus Volk und Klerus in Frankreich die Stimmen und die Fahne erheben, für den Sieg Frankreichs beten, so bietet manche altüberkommene Übung in den Zeremonien in französischen Kirchen und vor allem die oft hohe Töne anschlagende französische Kanzelberedsamkeit, die glänzende Bilder und hinreißende Worte liebt, die Erklärung manchen Vorgangs, welcher außerhalb der Grenzen Frankreichs den Eindruck der Überschwenglichkeit machen, vielleicht gar als Feindschaft gegen andere Nationen erscheinen kann. Man wird, wo man solche Vorgänge nicht versteht, wohl gut tun, wenn man sich nach der Äußerung des Staatssekretärs Kardinal Gasparri an den französischen Publizisten Ernest Judet



richtet: Die Kirche ist eine Mutter, die alle ihre Kinder mit gleicher Liebe liebt. Es ist bei Beurteilung dessen, was über Haltung und Sprache einiger Mitglieder des französischen Klerus von den Zeitungen mitgeteilt wird, zu erwägen, daß die französische Geistlichkeit, wenn sie öffentlich für den Frieden wirkt, ohne die Voraussetzung eines glücklichen Ausgangs des Krieges für Frankreich zu betonen, von der Regierung und allen ihren Organen kurzweg als „landesverräterisch" bezeichnet würde und die Lage der Katholiken noch verschlimmern würde. Immerhin ist es erlaubt, dem französischen Klerus das Beispiel des hl. Hieronymus, dessen begeisternde Beredsamkeit vorbildlich ist, und vor allem das Beispiel des hl. Bernhard zu nennen. In den Reden beider spiegelt sich die glühendste Vaterlandsliebe unter der flammenden Sonne zu Gott und den Menschen, die guten Willens sind.

So kompliziert ist die politische Maschinerie in Frankreich, daß sogar ein laut sich äußerndes Friedensbedürfnis (geschweige denn die heutigen latenten Wünsche) des Volkes die Regierung nicht zum Einlenken auf Friedensbahnen bewegen würde, falls sie nicht aus den Ereignissen zwingende Gründe schöpft. Dazu kommt, daß England selbst einem ausgesprochenen Friedensbedürfnis Frankreichs ernste Hindernisse in den Weg legen könnte; es genügt, Calais, Hâvre und Rouen zu nennen. In Rußland wirkt vielleicht der Geist Potemkins in der Umgebung des Zaren. Offenbar hätte Rußland allen Grund, bald zum Frieden zu kommen. Das wirtschaftliche Leben liegt am Boden und die Erschöpfung der Geldmittel nötigt, im Fahrwasser Englands zu bleiben, wenn man den Krieg fortsetzt. Dazu die ungeheuren Verluste an Menschen und Kriegsmaterial. Aber Rußland gebietet zur Zeit in Galizien; der Zar selbst hat Lemberg besucht.. In der Umgebung des Zaren mag man den Glauben nähren, daß Galizien ihm nicht zu entreißen sei und daß dort der griechischen Kirche eine Mission warte. Mit Eifer arbeiten die Russen an der Zerstörung alles Katholischen; ist doch der

oberste Hirt der Diözese Lemberg in Gefangenschaft in Rußland. Man möchte die französischen Kardinäle und Priester fragen: Qu'en dites vous? Dazu tritt das Wiederaufleben des alten russischen Traumes, der sich an Kiew und Konstantinopel knüpft. In Petrograd glaubt man zu erreichen, was man in Petersburg nur träumen konnte: die Eroberung Konstantinopels. Darum und um den Besitz Galiziens wird der Zar noch Hekatomben opfern wollen.

Unter solchen Erscheinungen begehren einige unserer deutschen Zeitungen, einige Politiker und eine Anzahl von Geschäftsführern von Interessenvereinen die Bedingungen zu erörtern, „unter welchen der Friede geschlossen werden kann". Selbst Zeitungen, die sich auf angesehener Stelle befinden, beteiligen sich an dem Begehren: Soll man England mehr entgegenkommen als Rußland? Oder Rußland mehr als England? Offenbar spielen in diese Art von Diplomatie die Probleme der inneren Politik hinein. Links gibt man der Verständigung mit England den Vorzug; einige sprechen sich dabei gegen jede Veränderung der Landkarte aus. Rechts will man lieber Verständigung mit Rußland, welcher auch Finanz und Großindustrie das Wort reden; aus begreiflichen Gründen. An derselben Stelle will man auch dem vorbeugen, was eine „starke Linksrichtung" unserer inneren Politik genannt wird.

Dem Unbefangenen mögen solche Erörterungen erscheinen als: entgegen dem Burgfrieden und der Vernunft.

LXV.

Kürzere Besprechungen.

1. Aus Eichstätts Vergangenheit.[1]) Als im Jahre 741, drei Wochen vor Martini, der angelsächsische Benediktinermönch Willibald zu Sülzenbrücken im heutigen koburg-gothaischen Amte Ichtershausen durch den hl. Bonifatius die bischöfliche Weihe empfing, war er nur Abt eines Klosters in Eichstätt auf dem bayerischen Nordgau. Aber gar bald entwickelte sich aus der Regel des hl. Benedikt die mildere gemeinsame Lebensweise nach Chrodegangs Muster; denn im 10., vielleicht auch schon im 9. Jahrhundert waren in Eichstätt die Güter des Bischofs und des Domkapitels ausgeschieden. Papst Alexander anerkannte im Jahre 1179 die Selbständigkeit dieser Körperschaft, welche eifrig bestrebt war, an der Diözesanverwaltnng, aber auch an der landesherrlichen Regierung teilzunehmen. Denn auch der Bischof von Eichstätt zählte zu den 93 geistlichen Fürsten des Reiches, denen Kaiser Friedrich II. am 26. April 1220 große Vorrechte einräumte.

Freilich gelang es den Domherren erst im Jahre 1259 in den ungestörten Besitz des vornehmsten Rechtes, den Bischof wählen zu dürfen, zu gelangen, obwohl schon durch das Wormser Konkordat 1122[2]) und durch das IV. Laterankonzil 1215 ihnen diese Befugnis zugesprochen war. Um dauernden Einfluß auf die geistliche und weltliche Amtsführung des neuen Bischofs zu gewinnen, stellten die Wähler bestimmte Artikel, Punkte auf, an welche sich der Mann ihres Vertrauens späterhin zu halten

---

1) Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt 1259—1790. Von Dr. Ludwig Bruggaier, Domvikar und bischöfl. Sekretär in Eichstätt. XVI, 130 S. 3 Mk. Herder, Freiburg 1915.

2) Nach Lefflad, Regesten der Bischöfe von Eichstätt S. 23 war Gebhard II. aus dem Hause der Grafen von Hirschberg 1125—1149 der erste nicht vom Könige eingesetzte, sondern vom Kapitel gewählte Bischof.



hatte, d. h. sie entwarfen Wahlkapitulationen, welche seit 1324 von dem Erkornen beschworen und durch Leistung von Bürgschaften sicher gestellt werden mußten. Die Zahl dieser Artikel stieg bis auf 75 (1684 und 1697). Man setzte auch gerne solche Kandidaten auf die bischöflichen Stühle, von denen man hoffen konnte, daß sie sich den Wünschen des Domkapitels gefügig erweisen würden, so Johann II. von Heideck 1415—1429 und Albert II. von Hochenrechberg 1429—1445. In Johann III. von Eichstätt hatten sich aber die Wähler getäuscht: Dieser reformeifrige Bischof scheute sich nicht, in offenen Streit mit seinem Domkapitel einzutreten und die Hilfe des römischen Stuhles anzurufen. Der päpstliche Legat Nikolaus von Cusa kam am 8. April 1451 selbst nach Eichstätt,[1]) um Frieden zu stiften. Der Bischof ward von seinem Eide auf die Wahlkapitulation entbunden, aber bei der nächsten Wahl 1464, als der kunstsinnige Wilhelm von Reichenau auf den Stuhl des hl. Willibald erhoben wurde, erneuerten, ja steigerten die Domherren ihre Forderungen, so daß in der Folge unter Kaspar von Seckendorf 1590—1595 wieder offener Kampf losbrach: Der Bischof erhielt Lösung von den belastenden Artikeln, aber das Domkapitel verweigerte neue Steuern, obwohl die Schuldenlast 100,000 fl. betrug. Kaspar legte die schwere Bürde seines Amtes freiwillig nieder: 12. Mai 1594.

Eine ganz eigenartige Erscheinung zeitigten die Wahlkapitulationen unter Johann Euchar Schenk von Kastell 1685 bis 1697. Dieser milde, stets leidende Fürstbischof fühlte sich durch die beschworenen Artikel in seinem Gewissen beschwert; aber zu schwach, um im offenen Kampf mit seinem herrschsüchtigen Domkapitel das lästige Joch abzuschütteln, traf er

1) Uebinger hat die Daten der beiden Urkunden verwechselt: Die päpstliche Vollmacht zur Visitation der Eichstätter Kirche ist ausgestellt von Nikolaus IV.: Rome . . . anno millesimo quadringentesimo quinquagesimo tertio nonas Februarii (1450 3. Februar); die Einigungsbulle des Legaten: Datum et actum Eystanie . . . die Jovis octava mensis Aprilis anno millesimo quadringentesimo quinquagesimo primo. Hist. Jahrbuch (1887) VIII, 540. Pastor, Geschichte der Päpste I, 376, 709.



Vorkehrungen, daß Rom im allgemeinen die deutschen Wahlkapitulationen verwerfe. Wirklich erließ Papst Innocenz XII. am 22. September 1695 die Konstitution Ecclesiae catholicae, durch welche unter Androhung der strengsten Strafen Verträge irgend welcher Art vor der Wahl völlig verboten, alle nach der Wahl einzugehenden Verpflichtungen der Bestätigung des hl. Stuhles unterworfen wurden, ehe sie Giltigkeit und bindende Kraft erlangen sollten. Hinsichtlich der Temporalien hatte Kaiser Leopold I. bereits am 9. Februar desselben Jahres eine ähnliche Verfügung erlassen. Aber in Eichstätt gab der Bischof dem Domkapitel die merkwürdige Versicherung, daß er an dieser päpstlichen Entscheidung keinen Anteil habe und der Domdekan erklärte am 11. August 1696: „Das Domkapitel werde bei seinen Rechten bleiben.“ Somit hatte Innocenz XII. umsonst gesprochen.

Als nach dem Ableben Johann Euchars am 6. März 1697 eine Neuwahl stattfinden sollte, setzten sich der Gewählte: Johann Martin von Eyb 1697—1704, als auch das Domkapitel auf den Rat des Metropoliten von Mainz mit sophistischer Kasuistik über die päpstlichen Erlasse von 1695 hinweg! Eine Kleinigkeit — zwei Domherrndiener hatten einen Hofrat in seinem Hause angegriffen und ihm seinen Degen genommen — verursachte unter Johann Anton II Freiherrn von Freyberg (1736—1757) einen Prozeß, welcher vom Jahre 1746—1753 wegen Auslegung des Artikels 11 der Wahlkapitulation Bischof und Domkapitel, Rom und Wien in Spannung hielt und schließlich mit der Niederlage des Bischofes endigte, welcher die Kosten mit 20000 fl. zu tragen hatte. Dagegen erlitt das Domkapitel 1759 eine Schlappe, als es die Bestätigung für die Artikel bei der Wahl des Fürstbischofes Raymund Anton Graf von Strasoldo 1757 bis 1781 am kaiserlichen Hof zu Wien nachsuchte. Aber dessen ungeachtet wurden auch bei den Bischofswahlen 1781 und 1790 durch das Domkapitel die neuen Oberhirten auf gewisse Artikel verpflichtet, bis der 25. Februar 1803 das Hochstift Eichstätt samt Domkapitel und Wahlkapitulationen wegblies

Was nun den Inhalt der Wahlkapitulationen anbelangt,



so waren gar manche Forderungen des Domkapitels berechtigt, besonders jene, welche sich auf die Erhaltung des Stiftgutes oder auf die Besteuerung der Untertanen bezogen. Den Wahlkapitulationen ist es in erster Linie zu danken, bemerkt schließlich der Verfasser dieser eingehenden Untersuchung, daß in den geistlichen Territorien niemals jener Absolutismus mit seinen schlimmen Auswüchsen aufkommen konnte, wie er in den weltlichen Staaten allenthalben zur Herrschaft gelangt ist. Mit Recht urteilt deshalb Posse: „Dadurch, daß in den geistlichen Gebieten in jedem Falle die Kapitel die beständige Kontrolle der Landesregierung sind, erhält sich die krummstäbliche Regierung noch immer bei jenem Vorzuge, daß es sich unter ihr gut wohnen lasse.“

Greding. Hirschmann.

2. Die Kunst dem Volke. Die altkölnische Malerschule. Von Dr. Andreas Huppertz, Köln. Heft Nr. 17/18 mit 103 Abbildungen. — Ähnlich lohnend wie das Durchschreiten eines in Blütenduft prangenden Gartens gestaltet sich der Überblick über unsere frühen deutschen Kunstschulen. Jede derselben hat ihre lokale Eigenart, ihre besonderen Reize und und Vorzüge, keine aber unter den vielen Ortsgruppen zeigt so sanfte Schönheit, solch anmutsvolle Zauber wie die altkölnische Malerschule. Dem vorliegenden Doppelhefte fiel die köstliche Aufgabe zu, an Hand eines reichen, prächtigen Illustrationsmaterials diese bevorzugte Schule und ihre Meister zur Erörterung zu bringen. Die ersten Anläufe der Kölner Malerei zeigen freilich noch keine Unterschiede von anderwärtigen Erzeugnissen, aber mit dem 14. Jahrhundert tritt ein rasch sich entwickelndes selbständiges Schaffen hervor, das in den Werken Stephan Lochners seinen Höhepunkt aufweist. Der tätigen Meister waren viele, aber nur von den wenigsten kennen wir die Namen; die Kunstgeschichte mußte sich daher behelfen, nach mehrfach sich findenden Leistungen, die eine charakteristische einheitliche Herstellung ersehen lassen, Bezeichnungen wie: Meister der Veronika, Meister des Heisterbacher Altars, Meister des Marienlebens, der Georgslegende usw. in Gebrauch zu setzen.

Jeder Meister variiert in seiner Weise den guten Grundton der kölnischen Malerei: Lieblichkeit und Sanftmut. Selbst in den Gestalten der Greise drücken sich, ähnlich wie bei Fiesole und den Sienesen, diese Eigenschaften aus. Wie freut sich doch der alte Gott Vater auf dem Bilde des Meisters der Verherrlichung Mariens, eine Jungfrau unter den Erdentöchtern gefunden zu haben, die zur Vollführung seines Erlösungsplanes tauglich sich erwies. Wie köstlich sind dann vor allem die Kinderfigürchen beim Maler der heiligen Sippe und all die Engelein gehalten, die häufig gleich Schwalben traulich die Gottesmutter und andere Heilige umschwirren. Alles atmet in diesen Bildern himmlische Wonne und heiligen Frieden! Am leuchtendsten tritt dies in den Werken des bereits genannten Meisters Stephan zutage; sein dreigeteiltes, berühmtes Dombild ist wohl der schönste Juwel rheinischer Kunst. Die an das Gebiet von Köln gehefteten Legenden der hl. Ursula und des hl. Gereon blieben sicherlich nicht ohne Einwirkung auf den an sich romantischen Zug der dortigen Malerei. In den Seitentafeln des Dombildes, in den Gruppen der genannten Heiligen und Patrone, feiern im farbigen Glanze Frauenlob und Ritterpreis die höchsten Triumphe — entzückende Ausstrahlungen des Mittelbildes, auf dem die Könige aus dem Morgenlande sich eingefunden, um der schönsten und edelsten aller Frauen und ihrem göttlichen Kinde hingebend zu huldigen. Die Zauber dieses Kölner Dombildes haben bisher wohl nur wenige Beschauer unberührt gelassen; manch' poetische Dankesgabe ist davor schon niedergelegt worden, und bekannt sind die sinnigen Sonette, die Friedrich von Schlegel in hoher Begeisterung dem Werke des Meisters Stephan einst gewidmet hat. Diesem nicht durchgehends ebenbürtig, aber doch die Vorzüge der Kölner Schule in bester Weise zu zeigen, vermochten noch die Meister des hl. Bartholomäus, jener des hl. Severin und der von der Lyversberg'schen Passion. Aber schon bei Letzterem entfaltet sich in einigen Bildern eine auffällige Dosis Realismus. Die immer mehr erstarkende Porträtmalerei, der wachsende Einfluß der nahen Niederlande wirkte auf die kölnische Malerei rasch



verändernd ein; in den Werken des tüchtigen Meisters Barthel Bruyn zeigt sie bereits ein völlig anderes, dem Stempel der Renaissance unterstelltes Gesicht. Noch entstand manch achtbare künstlerische Leistung, aber von all den späteren Blüten und Blumen war der Duft genommen, der die „Madonna im Rosenhag“ des Meisters Stephan Lochner so entzückend umhaucht. Der Zauber der alten Kölner Kunst lag eben in einem geklärten idealen Empfinden, das die reale Formenschönheit maßvoll und weise zu verwerten verstand, wodurch sich Werke ergeben, welche religiösen Zwecken am besten zu dienen wissen.

Der hohe Genuß, den diese Kölner Bilderschau uns bereitet, wird erhöht durch den trefflichen Text, in dem Dr. Huppertz sich als umsichtiger und die neueren kunstgeschichtlichen Forschungsresultate wohl abwägender Referent erweist. Seiner u. a. geäußerten Anschauung, daß nicht die großen Mystiker Eckehart, Tauler und Seuse, welche ja mit Köln Fühlung hatten, die dortige Malerschule zunächst inspirierten, wie einige Kunstgelehrte es behaupten, kann man nur beipflichten. Die genannten Gottesmänner versuchten sicherlich nicht auf die künstlerische Tätigkeit direkt einzuwirken, wie dieses der spätere Savonarola den florentinischen Künstlern gegenüber getan hat. Eine so eigenartige Kunstbetätigung, wie sie das alte Köln gezeigt, kann wohl nur in der allgemeinen geistigen Atmosphäre des dortigen Lebens begründet gewesen sein, sie muß vor allem in der Psyche der biederen Meister selbst ihre edlen Wurzeln gehabt haben.

Max Fürst.

LXVI.

Die „Niederbronner Schwestern“ und ihre Tätigkeit in der Kriegskrankenpflege 1854—1915.

Von Dr. Luzian Pfleger.

Die unter dem Namen „Niederbronner Schwestern“ rühmlichst bekannte Genossenschaft der „Schwestern vom Allerheiligsten Heilande“, wie ihr offizieller Name lautet, ist verhältnismäßig jungen Datums. Im Jahre 1849 von der Bauerntochter Elisabeth Eppinger zu Niederbronn im Elsaß unter dem Protektorat des Straßburger Bischofs Andreas Räß begründet zum Zwecke der ambulanten Krankenpflege und anderen Wohltätigkeitszwecken, nahm sie einen ungemein raschen Aufschwung und verbreitete sich nicht bloß im Elsaß und im westlichen und nördlichen Frankreich, sondern faßte schon früh festen Fuß in Baden, Hessen, der Rheinpfalz, im rechtsrheinischen Bayern, Österreich und Ungarn, [1]) Schweiz und Belgien. Bei Kriegsausbruch zählte die Genossenschaft, deren Mutterhaus sich in Oberbronn befindet, in über 300 Niederlassungen gegen 2700 Mitglieder.[2])

Ein nicht gering bemessener Anteil der Liebestätigkeit der Töchter von Niederbronn entfällt auf die Pflege der

1) Im Jahre 1866 machten sich die österreichisch-ungarischen Häuser selbständig.

2) Eine quellenmäßige Gesamtdarstellung der Geschichte der Genossenschaft ist vom Verfasser vorliegender Zeilen in Angriff genommen. Zur Zeit zählt die Genossenschaft 2588 Profeßschwestern, wovon 1897 im Deutschen Reiche stationiert sind; dazu kommen 111 Novizen.



Verwundeten in Kriegszeiten. Von der ersten Zeit ihres Bestehens bis auf die blutigen Tage des unseligen Weltkrieges, dessen erschütterte Zeugen wir sind, hat die Genossenschaft mit unermüdlichem Opfergeiste sich in den Dienst der auf dem Felde der Ehre verstümmelten und verbluteten Krieger gestellt, wenn sich die Gelegenheit bot. Und diese Gelegenheit hat sich nur zu oft geboten. Heute, wo man in unsern Feld- und Reservelazaretten die Bedeutung und den Wert gut geschulter, aufopferungsfähiger Krankenpflegerinnen so recht zu würdigen gelernt hat, lohnt es sich wohl der Mühe, diese Kriegstätigkeit unserer Schwestern etwas näher zu würdigen. Damit wird zugleich ein nicht unerheblicher Beitrag zur Geschichte des modernen Kriegssanitätswesens geliefert.

I. Der Krimkrieg.

Der im Jahre 1854 zwischen Rußland und der von England und Frankreich unterstützten Türkei ausgebrochene sogenannte Krimkrieg ist für die Geschichte der Kriegskrankenpflege deshalb von besonderem Interesse, weil hier wohl zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, weibliche Hilfskräfte in den Ambulanzen des Kriegsschauplatzes zu verwenden. Die französische Militärverwaltung gewann eine beträchtliche Anzahl Ordensschwestern für ihre Etappenlazarette. Bis Ende November befanden sich in der Krim 62 weibliche Pflegerinnen aus religiösen Genossenschaften.[1]) Die französische Regierung hatte vom jungen Mutterhaus in Niederbronn zehn Schwestern begehrt. Doch konnte man soviel nicht abgeben, immerhin schickte Mutter Alfons etwa fünf mutige, zu jedem Opfer bereite Schwestern mit der französischen Expedition nach dem fernen Kampfplatz. Unter ihnen befand sich die spätere Darmstädter Oberin Schwester Bonaventura, die ihren Mitschwestern später öfters von den ausgestandenen Leiden und Entbehrungen erzählte. Die

1) Vergl. Courier du Bas-Rhin 1854, 30. November.



Organisation des Sanitätsdienstes ließ alles zu wünschen übrig; wegen der rasch erfolgten Kriegsausrüstung fehlte es am nötigsten.[1]) Teilnehmerin war auch die im Jahre 1885 als Oberin zu Speyer verstorbene treffliche Schwester Lucia. Von ihr meldet der unbekannte Verfasser ihres schönen Lebensbildes:[2]) „Mit andern Schwestern ihrer Kongregation folgte sie der französischen Armee vor Sebastopol zur Pflege der verwundeten Soldaten. Nur selten und höchst ungern konnten ihr über das dort Erlebte einige Worte entlockt werden. Die Szenen traten zu grauenhaft vor ihre Seele. Sie selbst half verwundete und verstümmelte Soldaten mitten aus dem Kugelregen in die Lazarette tragen. Unter den dort Verwundeten und von ihr Gepflegten befand sich auch ihr eigener Bruder."

II. Im italienisch-österreichischen Kriege von 1859.

In diesem für Österreich so unglücklich verlaufenen Kriege war es die Filiale zu Wien, welche auf Verlangen des Kriegsministeriums eine Anzahl Schwestern mit dem österreichischen Heere nach der Lombardei sandte.[3]) Desgleichen gingen von Niederbronn aus mit der französischen Armee mehrere Pflegerinnen, unter denen sich wiederum die erprobte und mutige Schwester Bonaventura befand.

III. Der deutsch-dänische Feldzug 1864.

Bei Ausbruch der schleswig-holsteinischen Kriegswirren forderte der Kardinal Rauscher, der die Wiener Niederlassung der Niederbronnerschwestern von Anfang so sehr begünstigte und der Kongregation in der Wiener Erzdiözese

1) Ich verdanke diese Nachrichten der im Mutterhause zurückgezogenen Schwester Leonie, welche Schwester Bonaventura oft davon erzählen hörte.

2) „Das Bild einer barmherzigen Schwester" in dem katholischen Sonntagsblatt „Der christliche Pilger"; Speyer 1. März 1885.

3) Nach einem Schreiben des erzbischöfl. Sekretärs Kornheisl an H. Reichard, vom 17. März 1862, und der Schwester Theophil von Wien, 22. März 1861.



eine schnelle Verbreitung wünschte, die Oberin des Wiener Hauses, Schw. Theophil, auf, dem Kaiser direkt eine Anzahl von Schwestern zur Verwundetenpflege anzubieten.[1]) Der Kardinal stellte es als gewiß hin, daß man am kaiserlichen Hof wenigstens 20 Schwestern begehren würde; tatsächlich verlangte ein kaiserlicher Adjutant diese Zahl. Da aber die Wiener Filiale soviele Schwestern allein nicht stellen konnte, mußte das Mutterhaus Schwestern aus anderen deutschen Häusern aussuchen, die der mühseligen Aufgabe der Etappenlazarettpflege gewachsen waren. Das nahm einige Zeit in Anspruch. Am 15. Februar hatte die Wiener Oberin Schw. Theophila die Hilfe ihrer Kongregation angeboten. Da sich aber bereits zahlreiche andere religiöse Genossenschaften gemeldet hatten,[2]) nahm das Kriegsministerium das Anerbieten zwar dankbar an, behielt sich aber vor, „erst im Falle weiterer Notwendigkeit von dem Angebot tatsächlichen Gebrauch zu machen und zählt für diesen Fall auf die opfervolle Bereitwilligkeit" der Kongregation. Mittlerweile waren von Karlsruhe die Schwestern Afra und Gunthilde, von Heidelberg Schw. Godberta, von Darmstadt Schw. Eustachia und Adolpha in Wien eingetroffen. Wenn diese und andere Schwestern des Wiener Hauses auch nicht mehr dem Heere nach Schleswig folgen konnten, so fanden sie doch in den Schlössern der Fürsten Auersperg und Kinsky, die man zu Lazaretten eingerichtet hatte, auf Monate hinaus reichliche Beschäftigung. Der Feldzug war so schnell beendigt, daß das Kriegsministerium weitere Pflegerinnen im Felde nicht

1) Das Folgende nach einer Anzahl Originalkorrespondenzen des Wiener Hauses mit dem Mutterhaus.

2) Über die Krankenpflege katholischer Ordensschwestern im Kriege 1864 liefert zahlreiche dankenswerte Angaben das Buch von **Trewes**, Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg u. Altona. Vgl. auch Köln. Volkszeitung 1914, Nr. 402. Dazu J. **Zeiler**, Die gottselige Mutter Franziska Schervier. 3. Aufl. (Freiburg 1912) 246 ff.

mehr zu begehren brauchte. Es waren übrigens, wie Schw. Theophila am 5. März nach Niederbronn berichtete, vom böhmischen, österreichischen und ungarischen Hochadel soviele Lazarette eingerichtet worden, daß man sich förmlich um die Verwundeten riß.

Zwei Jahre später, als der deutsche Bruderkrieg entbrannte, sollten die Schwestern reichlichere Gelegenheit zur Betätigung ihres Pflegedienstes erhalten.

IV. Der Krieg von 1866.

Nur Nachrichten über die Tätigkeit von Schwestern hessischer und bayerischer Häuser in diesem Kriege liegen vor, da das Wiener Haus sich kurz vor Ausbruch des Krieges vom Mutterhause getrennt hatte.

Am 2. Juli 1866 stellte das Ordinariat der Erzdiözese München-Freising im Auftrag der Stadtkommandantschaft von München an die Generaloberin zu Niederbronn die Anfrage, ob und unter welchen Bedingungen sie geneigt wäre, für die Feld- und Landspitäler Pflegepersonal zu stellen. Umgehend (6. Juli) erklärte sich Schw. Alphons bereit, für die Lazarette Münchens 14 Schwestern, die sofort abreisten, zur Verfügung zu stellen. „Sollte aber diese Zahl nicht hinreichen, so bitte ich um baldigen Bericht, dann werde ich all mein Möglichstes thun und diese Zahl vergrößern. Gemäß unsern Statuten haben wir für die Ausübung all dieser Werke der Barmherzigkeit keine anderen Bedingungen zu stellen als die Vergütung der Reisekosten der Schwestern und den Unterhalt einer stärkenden Nahrung in solcher Anstrengung."

Diese Schwestern wirkten unermüdlich in den Lazaretten, die man in ihrem Haus zu München, dem sogenannten Vinzentinum, sowie in Holzbaracken und in den Nachbarhäusern untergebracht hatte. Die Königinmutter, welche die Kranken besuchte, sprach den Schwestern in warmen Worten ihre vollste Anerkennung aus.

Die hier gepflegten Verwundeten kamen alle aus den blutigen Gefechten bei Kissingen (10. Juli) und Aschaffenburg (14. Juli). Am Tag nach dieser Schlacht begehrte Graf Görz, Angehöriger des Johanniterordens, telegraphisch bei der Oberin des Darmstädter Hauses, Schw. Bonaventura, einige Schwestern. Sofort leistete die ebenso energische als umsichtige Oberin dem Rufe Folge und machte sich mit den Schwestern Marceana, Franka, Eulalia, Cyprian auf die Reise. Als sie in Dieburg anlangten, war die weitere Bahnverbindung gesperrt. Die freiwillige Sanitätskolonne von Dieburg requirierte sofort einen Wagen, mit dem die Schwestern dem Schlachtfelde zueilten. In Stockstadt aber wurden sie von einem preußischen Offizier als „Kriegsgefangene" erklärt, falls sie nicht umkehrten. Mit dem Hinweis auf das Telegramm des Grafen Görz weigerte Schw. Bonaventura sich entschieden umzukehren. Sofort umgaben den Wagen 6 Mann mit geladenem Gewehr und eskortierten die Schwestern nach Aschaffenburg, wo sie im Lauf des Nachmittags ankamen und drei Stunden auf dem Stiftsplatz unter militärischer Bewachung warteten, bis Graf Görz sie aus der mißlichen Lage befreite. Die Schwestern wurden dann in das Militärlazarett und in die Forstakademie geführt, wo die ersten Verwundetentransporte ankamen. Sofort ging es an die traurige Arbeit; bis am nächsten Morgen waren 300 Mann mit Hilfe der Sanitätskolonne von Schmutz gereinigt und verbunden. 150 Mann, die leichtere Verwundungen hatten, wurden in die Kaserne überführt, während 150 Schwerverwundete bis Mitte September in der Pflege der Schwestern im Militärlazarett blieben. Nachträglich war auch noch die junge Schwester Leonia in Aschaffenburg angelangt. Ein Teil der Verwundeten des hiesigen Lazaretts kam nach Darmstadt in das ebenfalls von Niederbronner Schwestern geleitete Barackenlazarett, der andere Teil wurde nach Fürstenau gebracht, wo die Schwestern Gorgonia und Cyprian bis Ende September weiter pflegten.

Im eigenen Hause in Darmstadt hatten die Schwestern



ebenfalls ein Lazarett eingerichtet, in dem an 60 Verwundete, meistens Italiener, liebevolle Aufnahme fanden. Auch in der städtischen Turnhalle und im großherzoglichen Palais pflegten die Töchter von Niederbronn. Viele wurden auch an andere Orte gerufen, so nach Lohr, Rothenfels, Neubrunn, Babenhausen, Fehlheim, wo nicht bloß Verwundete, sondern auch an ansteckenden Krankheiten darniederliegende Soldaten, meist Cholerakranke, der Pflege bedurften. Zwei Schwestern waren im Schlosse zu Erbach tätig.

Durch unermüdliche, rastlose Aufopferung zeichnete sich Schw. Bonaventura aus. Die äußere Anerkennung von höchster Seite ließ nicht lange auf sich warten. Am 10. Februar wurde ihr durch den österreichischen Gesandten in Darmstadt, Graf Honosz, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone überreicht mit beifolgendem Schreiben:

„Hochwürdige Frau Oberin! Die aufopfernde Fürsorge, welche die verwundeten K. K. Soldaten in dem Kloster, dessen Oberin Sie sind, gefunden, hat Seiner K. K. Apostol. Majestät volle Würdigung erhalten. Der Gedanke, daß den österreichischen Kriegern in ihren schweren Leiden die sorgsamsten Pflegerinnen zur Seite standen, die mit echt christlicher Liebe unablässig bemüht waren zu lindern und zu trösten, hat Sein väterliches Herz mit aufrichtiger Dankbarkeit für Sie und die übrigen Angehörigen des Klosters erfüllt. Indem ich daher beauftragt wurde, Ihnen als ein Zeichen Allerhöchster Anerkennung das goldene Verdienstkreuz mit der Krone zu überreichen, habe ich gleichzeitig die Bitte an Sie zu richten, den Schwestern Gorgonia, Cypriana, Amalia, Lundana und Tyba den wärmsten Dank S. M. des Kaisers ausdrücken zu wollen." Für den demütigen, christlichen Sinn der Ausgezeichneten ist die Meldung bezeichnend, welche sie ihrer Generaloberin davon erstattete: „Ich bin so beschämt und so bestürzt, daß ich mich recht ungeschickt mag benommen haben. Ich eilte in die Kapelle, bat den lieben Heiland, er möge sich doch ja nicht von uns zurückziehen, ich bekomme so große Furcht . . ."



V. Der deutsch-französische Krieg 1870—71.

1. Hinter der Front.

Von Anbeginn dieses folgenschweren Krieges an hat die Niederbronner Genossenschaft auf Seite beider Kriegführenden all ihre Kraft eingesetzt zur Linderung des großen Elends, in Feldspitälern hinter der Schlachtfront sowohl, als in den im ganzen Land zerstreuten Lazaretten.

Betrachten wir zunächst ihre Beteiligung an der Verwundetenpflege in unmittelbarer Nähe der Schlachtfelder.

Gleich nach der Schlacht bei Weißenburg pflegten mehrere Niederbronner Schwestern in einer zu Sulz unterm Wald — dem Hauptquartier des preußischen Kronprinzen — errichteten Feldbaracke.

Die Schlacht bei Wörth—Fröschweiler brachte die Schrecken des Krieges in nächste Nähe des kaum zwei Wegstunden entfernten Mutterhauses zu Niederbronn. Gegen 4 Uhr Nachmittags zogen die ersten Haufen der geschlagenen französischen Armee durch das Städtchen Niederbronn und flüchteten sich eilends auf die westwärts gelagerten Berge. Im Mutterhause fanden viele halb verschmachtete Krieger Erquickung. Um 5 Uhr war der mörderische Kampf in Fröschweiler beendet, und die deutschen Truppen nahmen sofort die Verfolgung auf. Bei Niederbronn hatte sich zur Deckung der Flüchtlinge die französische Division Lespart vom Failly'schen Korps aufgestellt. Die verfolgenden Heeresteile eröffneten von den Anhöhen ein lebhaftes Feuer auf die Lespart'sche Division. Mit Angst und Bangen vernahmen die in der Kapelle versammelten Insassen des Mutterhauses den Geschützdonner und machten sich auf alles gefaßt. Aber es geschah nichts Verhängnisvolles. Die einrückenden deutschen Truppen, denen der Klostergeistliche Wernert die Dienste der Schwestern für die Verwundeten angeboten hatte, nahmen sie dankbar an und schützten durch Anschlagen von Plakaten das Haus vor etwaigen Behelligungen durch nachfolgende Truppen. Jetzt bekamen die Schwestern viel zu tun. Schon

am Abende des Schlachttages brachte man eine Menge Verwundeter herbei, meist Franzosen, die im alten Klosterbau untergebracht wurden, da das neue Haus von den Novizen und Postulantinnen besetzt war. Auch das am Eingang des Städtchens gelegene Bruderkloster wurde mit Verwundeten und Kranken belegt. Im Kurhaus des Badeortes fanden 200 Mann Unterkunft und sorgsame Pflege; das Mutterhaus hatte 40 gute Betten mit frischem Linnen gestellt. Tag und Nacht pflegten hier Schwestern und Novizen des Mutterhauses. Der Klostergeistliche Zimmermann war mit der Pfarrgeistlichkeit von Niederbronn unermüdlich im Spenden von leiblichem und geistlichem Trost. Für die jungen Novizen waren diese Tage eine harte, aber nützliche Schule. Sie wetteiferten miteinander in heldenmütiger Aufopferung. Auch der Bahnhof und die Güterhalle beherbergten Verwundete, ebenso das Rathaus; auch hier waren unsere Schwestern rastlos an der Arbeit.

Noch ein reizendes Idyll aus jener schweren Zeit mag uns Schw. Apodemia erzählen, die in der Güterhalle pflegte: Gerade wollten die jungen Schwestern von ihrer Nachtwache sich nach Hause begeben. Es war ein bitterkalter Wintermorgen. Da fuhr ein Güterzug in den Bahnhof ein, der französische Kriegsgefangene nach Deutschland brachte. Aus einem der geöffneten Wagen beugte sich ein verfroren dreinblickender Soldat hinaus, der sich mit flehentlichen Worten an die Schwestern wandte: Schwester mir ist so kalt, ich habe gar nichts am Hals. Schw. Julie, die zunächst stand, bedachte sich nicht lange und reichte ihm ihr eigenes Tuch, das sie sich rasch vom Hals nestelte. Im Begriff weiterzugehen hörte sie das jämmerliche Flehen eines zweiten, der sich über seine bloßen Füße beklagte. Auch da wußte das Mitleid des tapferen Schwesterleins Rat. Schw. Apodemia mußte schützend vor sie stehen, und hinter diesem lebenden Wandschirm zog sie ihre eigenen Strümpfe aus und reichte sie dem frierenden Mann. Erinnert dieses köstliche Bild nicht an die rührende Geschichte vom Mantel des hl. Martin?

Und an das alte Wort, daß wahre Nächstenliebe keine Grenzen kennt?

Auch das Haus im nahen Oberbronn — der heutige Sitz des Mutterhauses — beherbergte 45 Verwundete, die bis Anfang Februar hier weilten.

Am 29. Juli 1870 folgten auf Wunsch des bayerischen Kriegsministeriums acht Schwestern dem bayerischen Hauptfeldspital VIII als Krankenpflegerinnen. Zuerst trat dieses Spital in der badischen Stadt Bretten vom 31. Juli bis zum 28. August in Tätigkeit; die hier verpflegten Verwundeten waren meistens kriegsgefangene Turkos aus der Schlacht bei Wörth. Am 28. August rückte das Feldspital der Armee ins feindliche Land nach und machte zunächst in Niederbronn Halt, wo es sich im Kurhaus einrichtete. Die von München aus mitgekommenen Schwestern waren Schw. Tiba, Ludovika, Dalmatia, Gervasia, Castella, Joel und Claudia. Ihnen war die bereits in den vorausgegangenen Feldzügen erprobte Schw. Bonaventura als Oberin vorgesetzt worden. Von Niederbronn aus kehrten die Schw. Joel und Claudia nach München zurück, sie wurden durch Schw. Eugen und Amarina ersetzt.

Am 23. September brach das Etappenlazarett von Niederbronn auf, um langsam dem Heere zu folgen. Am 3. Oktober[1]) kam es zu Coulommiers unweit Paris an, vor dem sich das deutsche Belagerungsheer zusammengezogen hatte. „Kaum war das Spital aufgeschlagen", so erzählt Schw. Gervasia, „so kam Befehl, schnell abzubrechen, da das Spital abgefangen werden könne. Wir reisten auf Wägen weiter, kamen in einen Wald und fanden den Weg nicht mehr heraus; da wurde ein Förster mit Gewalt aus seinem Haus geholt und mußte uns den Weg zeigen, bis wir den Wald verlassen hatten." Am 8. Oktober kamen sie in Corbeil a. d. Seine an. Eine Reihe der von ihren Bewohnern verlassenen Schlösser wurde nun zu Lazaretten

1) Nach einem Bericht der Schw. Gervasia von Bodenheim.



eingerichtet, in die sich die Schwestern verteilten. Aus dem Mutterhaus wurden noch andere Schwestern nachgeschickt, da die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten. So finden wir in weit auseinanderliegenden Etappenlazaretten die Töchter von Niederbronn an der Arbeit, der sie sich unter großen Entbehrungen und Strapazen unterziehen. Mit den Truppen teilen sie die trostlosen Tage der Belagerungsarmee vor der französischen Hauptstadt. Mehr als eine wurde krank. Schw. Amarina starb als Opfer ihres Berufes den Heldentod. Sie war, als sie das Mutterhaus verließ, kaum von einer schweren Blatternkrankheit genesen. Da warf sie, am Sylvestertag 1870, ein böser Typhus im Etappenlazarett zu Soisy (nördlich Paris) aufs Krankenlager, das sie nicht mehr verlassen sollte. Der Stabsarzt hoffte sie retten zu können. Noch am 12. Januar schrieb Schw. Bonaventura von Soisy aus der Ehrwürdigen Mutter, daß man vorläufig noch beruhigt sein könne und daß sie in guter Pflege sei. „Sie macht mir", schreibt Schwester Bonaventura, „den Eindruck einer reinen Seele, die der liebe Gott zu sich nehmen will. Sogar der Arzt sagte, das ist eine unschuldige Seele. Sie selbst ist ruhig und gottergeben." Sie hatte die hl. Sterbsakramente mit solcher Andacht empfangen, daß der Stabsarzt zu Tränen gerührt war. Sie durfte die Heimat nicht wiedersehen. Am 19. Januar ist sie still verschieden. Unter militärischen Ehren fand sie ihre letzte Ruhe auf der Soldatengrabstätte zu Soisy, inmitten der tapferen Krieger, denen sie die letzten Lebensstunden versüßt hatte.

Es waren schwere Tage für die Schwestern im Feldlager zu Paris. Mit beweglichen Worten schrieb Schw. Bonaventura nach dem Mutterhaus:[1])

„Ich bitte dringend, uns zwei Schwestern zu schicken, damit wir nicht alle erliegen. Die Beschießung von Paris geht Tag und Nacht fort und so heftig, daß unsere Betten von der Erschütterung sich von der Wand entfernen. Grimmig ist

1) Soisy 9/I. 71.



die Kälte, ach der Kranken sind so viele, ich komme vom Sterbenden zum andern zum verbinden, jener wird eben mit den hl. Sterbsakramenten versehen, und so geht es fort und fort. . . O beten, beten Sie für uns; noch haben wir Mut, aber wird die Kraft reichen? Es ist die große Barmherzigkeit Gottes, daß wir uns so opfern können, lauter Gnade. Wird auch für uns die Erlösung schlagen? Ja, wir hoffen und vertrauen auf Gottes mächtigen Beistand; ich bin nicht undankbar gegen den lieben Gott. Nie, nie hätte ich geglaubt, daß ich nach so vielen Leiden, noch bei solchen Strapazen, Mut und Kraft hätte. Beten Sie für uns alle, daß alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichen möge, ob wir leben oder sterben, wenn wir nur in der Gnade Gottes und unseres hl. Berufes sind." Sie teilt mit, daß die Schwestern auf einzelne Schlösser zur Pflege verteilt sind, und bittet am 12. Januar dringend um warme Unterkleider und Strümpfe für die Schwestern wegen der großen Kälte, die Schwestern hätten alles an die Soldaten verteilt. Sie verlangt auch für das Lazarett von Ferrières weitere Schwestern und meldet wiederum: „Schrecklich schießt es vor Paris; gestern war, wie ich hörte, wieder ein Ausfall. Die armen Leute sind hier in einer wahren Verzweiflung, gestern hörte ich, wie sie vor Verzweiflung Gott lästern. Eine Frau sagte: Gott w a r, aber er ist nicht mehr! Mir schauderte; auch uns bangt sehr. Gestern war ein höherer Offizier hier, der sagte, er hoffe, daß wir in 4—6 Wochen heim kämen. Gott gebe es!

So kam es auch. Am 9. März erhielt Schw. Bonaventura mit ihren sechs, zuletzt dem bayerischen Hauptfeldspital Nr. V. zu Soisy und Etiolles zugeteilten Schwestern die Erlaubnis zur Heimfahrt. In dem von Hauptmann Keber ausgestellten Fahrtausweis ist hervorgehoben, daß die Schwestern während des ganzen Feldzuges ihre Pflicht mit der größten uneigennützigsten Aufopferung und treuester Hingebung erfüllt haben. Den Schwestern, welche im 12., zum II. bayerischen Armeekorps gehörenden Aufnahmefeldspital zu Verrières-le-Buisson (südlich von Paris) tätig waren —



es waren die Schwestern Neomisia [1]), Ursula, Michäa und Viridiana — spendet der Hauptmann Bernhold in einem Bericht (9. März 1871) an die Generaloberin folgendes Lob:

„Das diesseitige Aufnahmefeldspital hätte ohne die aufopfernde, liebevolle, hingebende, engelgleiche Pflege der verehrten Schwestern nicht die trefflichen Resultate leisten können, welche es wirklich geleistet hat. Infolge dieser wahrhaft musterhaften edlen Hingabe für die Kranken, infolge der trotz vieler ansteckenden Krankheiten unerschrockenen, aufmerksamen Pflege bei Tag wie bei Nacht, sah sich das unterzeichnete Kommando verpflichtet, sämtliche Schwestern wegen hervorragender ausgezeichneter Leistungen durch das königliche bayerische II. Armeekorpskommando zum Militärverdienstkreuze in Vorschlag zu bringen".

Als der großherzoglich hessische Oberrechnungsrat Backé im September 1870 mit einem Sanitätszug nach den Schlachtfeldern von Gravelotte fuhr, nahm er 5 Schwestern aus dem Darmstädter Haus als Pflegerinnen mit sich. Sie halfen die Verwundeten vom Schlachtfelde auflesen und brachten sie notdürftig in Stallungen und Scheunen unter und nahmen die Transportfähigen mit dem Zug nach Darmstadt zurück. Einige blieben noch längere Zeit in den Feldlazaretten.

Nach der Schlacht bei Orleans (2.—4. Dezember) waren von der bayerischen Heeresleitung sofort einige weitere Schwestern von München nach Orleans bestellt worden, um die zahlreichen verwundeten Krieger auf der Fahrt zur Heimat zu begleiten. Sie fuhren mit einem Lazarettzug nach der von bayerischen Truppen besetzten Stadt, suchten die in Privathäusern notdürftig untergebrachten Soldaten auf und halfen ihre Überführung zum Bahnhof überwachen. Sie begleiteten den Zug auf der Fahrt nach Sachsen, wo die

1) Diese, mit ihrem bürgerlichen Namen Maria Menlé, trat später aus der Kongregation aus.



Verletzten in der Nähe der Stadt Dresden in Krankenhäusern untergebracht wurden. Dann kehrten die Schwestern, unter denen sich Schw. Lucienne und Bona befanden, nach München in die dortigen Lazarette zurück.

Auch bei den Kämpfen vor Belfort zeichneten sich unsere Schwestern durch Mut und Unerschrockenheit aus. In Altkirch pflegten Schw. Attala und Leonore in der neuen Fruchthalle, während die aus dem nahen Hirsingen herbeigeholte Schw. Lazarus in der alten Fruchthalle 75 Verwundete betreute. Aber die tapferen Pflegerinnen begnügten sich nicht mit der Pflege unter dem sicheren Dache. Hören wir, was Schw. Lazarus später gerne darüber erzählte; ihre einfachen Worte sind beredt genug:

„Die Deutschen wollten die Höhen gegen Belfort zu stürmen. Aber der Feind hat sie, wenn sie fast oben waren, stets heruntergeschossen. Viele stürzten auch ins Wasser, das unten am Berg vorbeifloß. Da kamen die Schwestern, zogen sie heraus und ließen sie durch die Sanitäter auf einem Karren, auf dem man 6 bis 7 Mann legen konnte, nach Altkirch in die Fruchthalle führen. Hier behielt man sie solange, bis man sie weiter transportieren konnte. Sobald ein Gefecht anfing, gingen die Schwestern in Begleitung der Sanitäter hinaus und suchten die Verwundeten auch auf dem offenen Felde. Bei manchem gingen sie vorbei und glaubten, er sei tot. Die riefen dann: Schwester, Schwester, nehmen Sie mich auch mit. Dann luden sie sie auf, manche von ihnen sind bald gestorben. Unter ihnen waren auch mehrere Offiziere, die schon länger ihre österlichen Pflichten nicht mehr erfüllt hatten. Die haben mit großer Andacht die hl. Sakramente empfangen und sind gut gestorben."

Unerschrocken und heldenmütig versahen die Schwestern der Niederlassung zu Belfort selbst ihr mühseliges, hartes Amt während der bösen Tage der Belagerung durch die deutschen Zernierungstruppen. Vier von ihnen, die Schwestern Huna, Achille, Benigna, André, erhielten für ihren Opfermut von der französischen Gesellschaft für Verwundete ein



Bronzekreuz mit schriftlicher Belobigung.[1]) Schw. André war, als sie Suppe unter die Armen verteilte, von einer platzenden Granate verwundet worden.

Ehrende Auszeichnungen wurden auch den Schwestern Begga und Joachim für treues Aushalten im Militärlazarett zu Straßburg zuteil. Als während der schrecklichen Belagerung dieser Festung die Blattern ausbrachen, berief die Militärverwaltung einige Schwestern der Straßburger Filiale zur Pflege der Verwundeten und Blatternkranken. Die ersten Schwestern waren Schw. Adolphe, Adria, Michael, Felicia und Marina. Später vermehrte sich ihre Zahl, und sie erwarben sich durch ihre rastlose Aufopferung auch die Anerkennung der deutschen Verwaltung, so daß nach dem Kriege die Krankenpflege in diesem großen Hospitale der Niederbronner Genossenschaft anvertraut blieb bis auf den heutigen Tag.

2. In anderen Reservelazaretten im Elsaß und in Frankreich.

In Mülhausen, der weitbekannten oberelsässischen Industriestadt, bildete sich bei Kriegsausbruch sogleich ein Comité von Ärzten und vornehmen Damen beider Konfessionen, um die Verwundetenpflege zu organisieren. In dieses Comité wurde auch Schw. Damian, damals Oberin der in der Burggasse gelegenen Mülhauser Niederlassung der Kongregation, aufgenommen. Man stand einer völlig neuen Aufgabe gegenüber, die viel Kopfzerbrechen verursachte. Um so froher waren die Mitglieder über die praktischen Angaben, welche Schw. Medula aus ihren während des deutsch-österreichischen Krieges in der Verwundetenpflege gewonnenen Erfahrungen machen konnte. Nach ihren Vorschlägen wurden drei Lazarette eingerichtet und mit lauter neuen Betten versehen. Eines befand sich in einem Vereinsgebäude der Gay-Lussac-

1) Übersandt von der Société Française de secours aux blessés et malades des armées de terre et de mer. Paris le 2 juillet 1871.

straße, das zweite war in einem Schulhaus in der Köchlinstraße, das dritte in der Stationsstraße in der alten Gendarmerie untergebracht. Als Ende September die ersten Verwundeten kamen, wurden die Schwestern aus der Burggasse in diese drei Lazarette geschickt. Von den 25 Schwestern dieses Hauses blieben nur vier daheim, um die 80 Waisenkinder zu ernähren und zu überwachen. Die rührige Oberin überwachte die Pflege in den Kriegsspitälern, stand den Schwestern mit Rat und Tat bei, tröstete und ermutigte die Schwerverletzten, erschien überall, wo das Leid und der Kummer besonders groß war. Wenn aus dem Belforter Operationsgebiet Züge voll Verwundeter und Gefangener ankamen, war sie mit einigen Schwestern und hilfsbereiten Damen stets am Bahnhof zu finden, verteilte Speisen und Erfrischungen, half gelockerte Verbände in Ordnung bringen, sprach den durch Kampf und Entbehrungen heruntergekommenen Gefangenen, die nach Deutschland überführt wurden, gütige und lindernde Worte zu. Der Krieg stürzte die Mülhauser Filiale, die ohnehin stets mit Not und Sorge zu kämpfen hatte, in bittere Armut. Doch machte die aufopferungsvolle Tätigkeit, welche die Schwestern in dieser schweren Zeit an den Tag legten, sie unter der Stadtbevölkerung, namentlich unter den Andersgläubigen, sehr populär. Ein bekannter Arzt, der von den „Rosenkranzbeterinnen" vorher nichts wissen wollte, ist nachträglich ihr bester Freund geworden.

In der zweiten Kriegshälfte, als die Kämpfe in den burgundischen Gebieten und um Belfort sich abspielten, wurde Schw. Damian von der deutschen Heeresverwaltung um einige Schwestern gebeten für die Kriegslazarette, die in dem weiter südlich gelegenen Marktflecken Dammerkirch eingerichtet werden mußen. Sie begleitete selbst dorthin die Schwestern Phokas, Julius, Fortuna und Acheule.[1]) Schw. Phokas kann uns darüber anschaulich berichten:

---

1) Französischer Name für Acheola.



„Als wir gegen Dammerkirch kamen, waren alle Wege durch Militär und Pferde gesperrt. Schw. Damian war aber flink und schlüpfte durch die Pferde, und wir machten es nach. So gelangten wir in die Aufnahmebüros, wo man uns den verschiedenen Lazaretten zuwies. Tag und Nacht gab es Arbeit. Bei den Schulschwestern waren Betten für uns aufgestellt, wo wir ein wenig ausruhen konnten, wenn die Müdigkeit uns übermannte; aber wir kamen fast nie zum Schlaf. Unser Tisch war militärisch; da gab es Suppe mit Rindfleisch nnd ein kräftiges Stück Kommißbrod. Es kam auch vor, daß wir Ungeziefer die schwere Menge in die Kleider bekamen. Das Elend, das wir hier sahen und mitmachten, kann man gar nicht beschreiben. Die Verwundeten brachte man auf Leiterwägen herbei; oft waren Tote darunter. Das war ein Gedränge beim Abladen! Zweimal täglich kam der Sanitätszug, mit dem die an inneren Erkrankungen Leidenden und Leichtverwundeten weitertransportiert wurden, damit die Schwerverwundeten Raum hatten. So ging es lange Zeit fort. Einmal geschah es, daß ein verwundeter Franzose auch weiter transportiert werden sollte. Ich sagte dem Arzt, daß man ihn unmöglich fortlassen könne; doch bestand er auf seinem Vorhaben. Da zog ich den Franzosen an, aber er blieb tot in meinen Armen. Einmal hat mich in einem Lazarett, wo auch Typhuskranke waren, nachts der Schlaf bezwungen. Ich war auf einem Koffer, der in einer Ecke stand, eingenickt. Auf einmal hörte ich schreiende Hilferufe. Drei Typhuskranke mit hochgradigem Fieber krochen draußen im Hausflur herum und wollten fort. Meine Kräfte reichten nicht aus, sie wieder ins Bett zu bringen. Ich mußte den Wachtposten von draußen zu Hilfe rufen. Ein andermal versuchte ein Typhuskranker, der ständig nach seiner Familie verlangte, zum Fenster hinauszusteigen. Unglücklicherweise fiel ihm ein Gewehr, das ein Posten stehen gelassen hatte, in die Hand, und als ich ihn am Hinaussteigen verhindern wollte, ging er mit der Waffe auf mich los. So konnte er ins Freie gelangen. Draußen war große Kälte und hoher Schnee. Das Frieren machte ihn ruhiger und wir konnten ihn wieder herein-

bringen. Er ist auch wieder gesund geworden. — Als beim Kriegsschluß die Lazarette geleert wurden, begleitete uns der Herr Stabsarzt heim nach Mülhausen und sagte zu Schw. Damian: Hier, Frau Mutter, übergebe ich Ihnen wieder Ihre Kinder, so wie Sie mir dieselben anvertraut haben. Dann überreichte er ihr ein Zeugnis mit dem Ehrenkreuz für jede einzelne. Schw. Damian aber lehnte dieses mit bescheidenen Worten ab, indem sie auf das Kreuz hinwies, das wir auf der Brust tragen, wir hätten genug an diesem zu tragen, vielleicht könnte er andere damit glücklicher machen.“

So weit die gute Schw. Phokas, die stets gerne an jene Dammerkircher Tage zurückdachte.

Von allerhöchster Stelle aber ist der unermüdlichen Oberin von der Burggasse Anerkennung für ihre und ihrer braven Schwestern Aufopferung gezollt worden: Sie erhielt am 31. Dezember 1871 ein Schreiben der Kaiserin Augusta, worin diese für die Pflichterfüllung der Schwestern dankt, sie habe „den Verwundeten und Kranken der deutschen wie der französischen Heere in vollster Selbstverleugnung unermüdliche Pflege und christlichen Trost gewährt“.

Von kleineren elsässischen Lazaretten, in denen unsere Schwestern pflegten, kommen in Betracht solche zu Bitschweiler (b. Thann), wo Schw. Egberta für treue Pflege eine Auszeichnung erhielt; zu Markolsheim, wo Schw. Hilda und Plautilla tätig waren. Hier war der große Saal des Gemeindehauses zu einem Notspital umgewandelt worden. Hierher kamen meist deutsche Verwundete aus den Kämpfen mit den Franktireurs des Weilertales und von den Festungen Schlettstadt und Breisach. Deutsche Verwundete aus dem Belagerungskampfe von Straßburg wurden auch viele gepflegt in dem von unseren Schwestern geleiteten Krankenhause zu Brumath (b. Straßburg). Verwundete aus den Vogesenkämpfen waren ferner untergebracht in dem Waisenhause zu Gerardmer. Die hier stationierten drei Schwestern waren unermüdlich in der Pflege der vielen an Typhus und Blattern erkrankten Soldaten.



Große Verdienste um das französische Heer erwarben sich die Niederbronner Schwestern, abgesehen von dem bereits erwähnten Belfort, auch in der Festung Epinal, wo sie mit gleicher Hingabe sich den französischen und gefangenen deutschen Verwundeten widmeten.

(Schluß folgt.)

LVII.

Gottfried von Straßburg.

Eine literar-historische Studie.

(Schluß.)

3.

Nach den bisherigen Ergebnissen über Gottfrieds Kenntnisse der theologischen Schriftstellerei ist es wohl angezeigt, bis zu der Frage weiterzugehen: steht er vielleicht zu einem bestimmten Theologen seiner Zeit in näherer Beziehung? Den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgabe könnte man am ehesten in zwei besonders charakteristischen Momenten von Gottfrieds Erzählungsweise finden, nämlich in seiner Mythologie und in seiner Allegorie, worin er, in beiden Fällen, durchaus originell ist. Mit diesen beiden Schlagworten ist aber auch schon der theologische Schriftsteller gefunden, um den es sich in allererster Linie handeln muß: Alanus de insulis († um 1203). Sein Anticlaudianus ist ein allegorisches Lehrgedicht in neun Büchern, das viele mythologische Vorstellungen in die christlichen Ideen einflicht; das Werk, das eine Encyclopädie der damaligen Zeit darstellt, war viel gelesen. Könnte nicht, wie Jahrhunderte später der große Dante aus eben diesem Werke Anregung erhalten hat, der Straßburger Dichter auch von ihm beeinflußt sein?

Mit der Mythologie steht es so: Gottfried ist auf diesem Gebiet nicht sehr heimisch gewesen; seine Vorstellungen sind



ziemlich verworren und seine Zitate scheinen durchaus nicht auf Kenntnis der alten Texte hinzuweisen, vielmehr hat Gottfried sein Wissen in diesem Punkt erst „aus der mittelalterlichen Wasserleitung“, also aus zweiter und dritter Quelle geschöpft. Auffallend ist nun vor allem, daß gerade der Gedanke der pagaseischen Quelle in Vers 4728 ff. sich genau so bei Alanus findet, während der Verweis auf Ovid, Metam. 5, 256 und 262 nicht ganz ausreicht zur Erklärung. Dazu kommt, daß auch manche andere Wendung Gottfrieds große Ähnlichkeit mit einem Gedanken des Alanus hat (vgl. V. 18200 f. u. 18209 mit Anticl. 4, 4; Migne 210, 524). Günstiger steht die Sache in der Frage der Allegorie. Dieselbe stammt unbestritten aus der theologischen Schriftstellerei, wo die Allegorie ganz geläufig und beliebt war. Seine schon erwähnte Neigung zum Reflektieren führt den gelehrten Straßburger Dichter auch zuweilen zu allegorischen Deutungen, zu denen ihn offenkundig die kirchliche Literatur angeregt hat. Neben kürzeren allegorischen Wendungen, wie bei der Schwertleite, wo das Gewand aus Hochsinn und Reichtum besteht, knüpft er an die Beschreibung der Minnegrotte eine reiche, bis ins einzelne gehende Allegorie. Zum ersten Mal verwendet Gottfried die Allegorie auch für einen weltlichen Stoff und „gibt so das erste Beispiel der nun in den folgenden zwei Jahrhunderten mit Vorliebe gepflegten Minneallegorie“ (Salzer). Nach der bereits festgestellten Kenntnis des Dichters in der theologischen Literatur fällt das nicht mehr auf; vielmehr erhebt sich jetzt nur die Frage, ob nicht der mit Allegorie durchtränkte Anticlaudianus des Alanus für die berühmte Allegorie der Minnegrotte Vorbild und Muster gewesen ist. Tatsächlich ähnelt die Schilderung des Hauses der Natura, dessen Lage im 3. Kapitel des 1. Buches des Anticlaudianus beschrieben wird, gar sehr der Lage der Minnegrotte: Beide befinden sich fern der menschlichen Wohnungen; überall sind Felsen ohne Weg und Steg; um und um stehen Bäume ohne Zahl; Blumen und grünes Gras umgeben den Ort und lieblich tönt das schöne



„Vogelgetön“ zum Plätschern des Brunnens. So kommen beide Dichter zu dem wörtlich übereinstimmenden Schluß: quidquid depascit oculos (daz ouge sîne weide) vel inebriat aures (daz ôre sîne wunne) retinet locus iste locorum (des alles ist diu wilde vol). Vgl. Anticl. 1, 3 (Migne 210, 489) u. V. 16760 u. 17100 ff. Endlich lassen die Deutungen der einzelnen Gegenstände der Minnegrotte die theologische Quelle wieder ganz deutlich erkennen, wenn auch hier nicht scharf eine Entlehnung von Alanus sich nachweisen läßt.

So haben sich höchst interessante Beziehungen zwischen Gottfried und seinem Zeitgenossen Alanus de insulis herausgestellt. Ließ schon der Blick auf die eigenartigen Bilder und Vergleiche im Tristan einen theologisch orientierten Dichter vermuten, so wird man durch das weitere Ergebnis in dieser Ansicht noch bestärkt. Gottfried kannte sich augenscheinlich in der theologischen Literatur seiner Zeit gut aus. Das wird bis zur Evidenz erwiesen durch eine letzte, wichtigste Untersuchung über einzelne längere theologische Abschnitte. Könnte nachgewiesen werden, daß Gottfried es ist, der da und dort der Erzählung einen theologischen Anstrich gegeben, der den Stoff an manchen Stellen in ein theologisches Gewand gehüllt hat, z. B. bei der Entführung durch das Norwegerschiff, in der Moroldgeschichte, die beide ganz theologische Färbung tragen, so müßte das von ausschlaggebender Bedeutung für die Beurteilung Gottfrieds werden. Eingehendste Prüfung verlangt hier das Gottesurteil, das so widersprechende Beurteilung gefunden, hauptsächlich wegen des Fehlers, daß man von dieser einen Äußerung aus das Ganze beurteilt hat, statt vom Ganzen aus diese eine Stelle des Gottesurteils zu interpretieren.

4.

Nicht ganz unbeachtet darf bleiben, daß der Dichter an die Spitze seiner Erzählung den Satz der Schrift stellt (vgl. Mtt. 7, 14):



Hei, tugent, wie smal sint dîne stege,
wie kumberlich sint dîne wege!
die dîne wege, die dîne stege,
wol ime, der si wege und stege. (V. 37 ff.)

Zu diesen Worten, die noch zu dem Akrostich gehören, fand Gottfried keinerlei Anregung durch seine Vorlage, ebenso wie sich nachweisen läßt, daß die an Psalm 106, 25 f. anlehnenden Worte in der Erzählung von der Entführung des Norwegerschiffs von Gottfried eingefügt worden sind (vgl. V. 2424 ff.), wie auch die schwungvollen Worte über Gottes allmächtiges Wirken (V. 2404 f.). Der ganzen Episode liegt aber die Geschichte des Propheten Jonas zu Grunde: alle Motive finden sich gleicherweise in beiden Berichten. (Das eigenmächtige, sündhafte, aber scheinbar glücklich von statten gehende Handeln des Menschen gegen Gottes Willen, das Eingreifen Gottes durch einen gewaltigen Sturm, die dadurch entstehende Not, das Beraten über die Ursache und der Gedanke, daß es Gottes Rache für die Sünde sei, das Aufhören des Sturmes nach Aussetzung des „gefährlichen“ Mitreisenden.) — Kein Abschnitt ist ferner so sehr mit religiösen Gedanken durchwoben wie die Moroldgeschichte, wo man fast Vers für Vers auf den Namen Gottes stößt; Gottfried ist ganz unermüdlich in der steten Versicherung, daß Gott allein es sei, der helfen müsse und auch hier läßt sich die religiöse Durchführung dieses Gedankens als Eigentum Gottfrieds erweisen; ferner läßt sich hier ein Einfluß des Kampfes zwischen David und Goliath nachweisen (V. 6226 ff. 6179 ff.). — Wie steht es aber mit dem Gottesurteil und der bekannten Auslassung darüber? Zuerst hat Hermann Kurz der Frage seine Aufmerksamkeit geschenkt; aber gute Dichter sind nicht immer gute Kritiker. Wie wenige der schwäbischen Dichter, hatte er zeitlebens mit Not und Sorge zu kämpfen, woraus es sich wohl erklärt, daß er seinen diesbezüglichen Aufsatz da erscheinen ließ, wo man wissenschaftliche Abhandlungen nicht sucht, im Feuilleton der Wochenausgabe der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Zu-



dem ist Kurz von einer „Pfaffenfeindschaft“ eingenommen, die ihn auch bei Gottfried eine solche finden läßt und zwar erwiesenermaßen an Stellen, wo eine solche nach Kenntnis der französischen Vorlage, die Kurz allerdings nicht kannte, sich nicht im mindesten nachweisen läßt. Trotzdem hat er lange das Urteil über Gottfried beeinflußt, obwohl schon lange vorher von Bossert[1]) darauf aufmerksam gemacht worden war, daß wenn man hier Blasphemie finden wolle, das die einzige Stelle im ganzen Gedicht sei, in dem sich sonst keine Spur religiösen Spottes finde. Die Sache ist in neuerer Zeit, namentlich durch klareres Herausarbeiten des Thomasgedichtes, soweit geklärt worden, daß Meyer[2]) zu dem Urteil kommt: „Gottfried ist uns nicht mehr der laszive Gottesspötter Lachmanns, nicht mehr der laszive Pfaffenfeind Hermann Kurzens.“ Die Untersuchung über das Thomasgedicht, Gottfrieds Vorlage, hat ergeben, daß der deutsche Dichter einen religiösen Ton in die Szene hineingearbeitet hat, der dem französischen Gedichte fremd war; namentlich wird die fromme Gesinnung Isoldes hervorgehoben. So ist in der Tat, wie schon Piquet, der Bearbeiter des Thomasgedichtes im Vergleich zur Originalität Gottfrieds, betont, schwer zu glauben, daß Gottfried nur Komödie spielen sollte, zumal er uns sonst überall als ein Mann entgegentritt, der die Religion achtet, und daß er während der ganzen Episode seine „frivole“ Gesinnung zurückhielt, obwohl es doch an Gelegenheit, solche zu zeigen, gar nicht gefehlt hätte. Der Dichter ist in Wirklichkeit weder über die Geistlichkeit, noch über Christus entrüstet, sondern er wendet sich vielmehr gegen die Torheit und Immoralität der Gottesurteile, bei denen durch die Doppelzüngigkeit der Menschen Gott in die Lage gebracht werde, daß er offen vor aller Welt als Zeuge für die Lüge erscheint. Vielleicht wäre seine Verurteilung nicht so scharf ausgefallen, wenn

1) Bossert, Tristan et Iseult, S. 170.

2) Z. f. d. A. 49 (1908) Anz. 31 S. 199.

er nicht in seiner Vorlage die Sache so dargestellt gefunden hätte, als ob alles in Ordnung sei: Gott in seiner Barmherzigkeit gewährte der Königin eine schöne Rechtfertigung, heißt es da. Das forderte denn doch seine Kritik heraus: man darf doch nicht Gottes Barmherzigkeit gegen Gottes unbedingte Wahrhaftigkeit ausspielen. Man hört aus seinen Worten die Polemik gegen den Hinweis der Vorlage auf Gottes Barmherzigkeit heraus: Gott ist immer gnädig und barmherzig, wie man es will, auch bei Lug und Trug; auf die Wahrheit schaut er da nicht. Seht, will Gottfried sagen, das ist die Konsequenz, die sich aus der Torheit ergibt, wenn man Gottes Barmherzigkeit über seine Wahrhaftigkeit stellen will. Die Richtigkeit dieser Auffassung der viel umstrittenen Stelle ergibt sich deutlich aus folgender Erwägung. Gottfried ist der „didaktischste" der höfischen Epiker; er stellt mit Vorliebe einen allgemeinen Satz an die Spitze seiner Ausführung, die dann die Richtigkeit jenes Satzes erweisen soll, so z. B. wenn er in der Moroldgeschichte sagt: man hat das Wunder schon erlebt, daß ungerechter Hochmut mit kleiner Kraft niedergeschlagen ward. Dieser Gedanke bildet dann in der folgenden Ausführung das Leitmotiv und am Ende wiederholt der Dichter sein Thema: Wir sehen aus diesem Ausgang: Hochmut kommt vor dem Fall, Gottvertrauen hilft überall (vgl. V. 6220 f. 7228 f.). Genau so ist nun die fragliche Stelle des Gottesurteils angeordnet. Nachdem alles erzählt worden ist, wie es zugegangen war, wie die des Ehebruchs schuldige Königin betet und fastet, damit Gott ihr zur Lüge helfe und wie dann das Gottesurteil auch zu ihren Gunsten ausfällt, weil Gottes Barmherzigkeit der Königin half, da zieht er in echt didaktisch-kritischer Weise das Fazit daraus: da sieht man also, wie Gott immer nur barmherzig ist, ohne auf die Wahrheit zu sehen, daß man Gott drehen kann wie einen (der lang herabhängenden, weiten, damals üblichen) Ärmel. Am Schluß wiederholt er nocheinmal, daß er nur die Konsequenz aus der Sache gezogen habe, indem er nocheinmal das Thema wiederholt: das hat sich hier gezeigt.

Diese ausgesprochen didaktische Einkleidung nach Gottfrieds Art am Anfang und Schluß seiner Bemerkung muß doch zu denken geben. Unter diesen Umständen, wenn also der Dichter eine Lehre über die Torheit der Gottesurteile geben wollte, konnte kein Mensch an seinen Worten Anstoß nehmen. Jedermann mußte doch nach des Dichters Ansicht zur klaren Überzeugung von der Torheit und Verwerflichkeit der Gottesurteile kommen. Bei dieser Erklärung fällt auch der Vorwurf der Respektlosigkeit vor Gott, die in der Äußerung enthalten sei; denn wer eine Lehre gibt, darf sich auch scharf ausdrücken, ohne daß man daran Anstoß nimmt. Abschließend sei der ganze Passus nach der Übersetzung von Hertz hergesetzt:

> Da wurde deutlich wohl und klar,
> Vor aller Augen offenbar,
> Daß unsern lieben Hergott man
> Wie einen Ärmel wenden kann:
> Er schmiegt sich an und fügt sich glatt:
> Wie man es nur im Sinne hat,
> So weich, so handsam, so bequem,
> Wie's artig ist und angenehm,
> Ist allen Herzen gleich bereit
> Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit,
> Zum Ernste wie zur Spielerei,
> Wie mans begehrt, er ist dabei.
> Das stellte offen sich zur Schau
> An dieser ränkevollen Frau.

Eine weitere Stütze erhält die obige Erklärung dadurch, daß sich diese energische Kritik der Gottesurteile ganz naturgemäß der historischen Entwicklung einordnet; man war nämlich eben um jene Zeit in den Kreisen der Geistlichkeit, der Päpste und der Pariser Theologen (namentlich Petrus Cantors † 1197) über die Gottesurteile nur einer Meinung: sie sind frevelhaft, töricht und verwerflich: non tentabis deum. Eben um die Zeit des Tristan spricht Papst Innocenz III. das abschließende Urteil durch gänzliches Verbot derselben (1215). Aus dieser letztern Erwägung geht jedenfalls soviel hervor, daß diese Äußerung auf keinen Fall eine



Instanz dafür sein kann, daß Gottfried kein Kleriker gewesen sei; eher könnte man sagen, eben diese Wendung verrät den Theologen, der sich in der Stimmung auskennt, die in geistlichen Kreisen über Gottesurteile herrscht. — Zuletzt muß noch der theologische Exkurs über das erste Verbot zur Sprache kommen, zumal hier Gottfried wieder durchaus originell ist. Hier fügt nämlich der Dichter, ohne daß es durch die vorhergehende oder nachfolgende Ausführung irgendwie geboten wäre, die theologische Quisquilienfrage ein, welche Frucht eigentlich Eva zur Übertretung des ersten Gebotes gereizt habe, und kommt zu der Bemerkung:

> Es ist der Pfaffen Lehre,
> Daß es die Feige wäre.

Die Einführung dieser Weisheit mit: die pfaffen sagent, kann doch nichts anderes bedeuten als: die Gelehrten sagen, zumal in jener Zeit, wo Geistlicher und Gelehrter dasselbe ist. Also daraus darf nicht von vornherein der Schluß gezogen werden: Gottfried ist kein Kleriker. Es läßt sich vielmehr zeigen, daß diese Kenntnis, daß die Feige die verbotene Frucht gewesen sei, eine selbst für Kleriker entlegene und nur gelehrten Klerikern bekannte Weisheit war, die von den Victorinern gelehrt wurde, von Hugo v. St. Victor, Petrus Comestor, der sie in seine Historia scholastica aufnahm, welch letztere aber erst Schulbuch wurde, als Gottfried schon in reifen Jahren stand. So ist diese Stelle nur geeignet, unsere bisher gewonnenen Anschauungen über Gottfrieds theologische Kenntnisse zu stärken.

* * *

Vereinigt man nun alle die kleinen einzelnen Mosaiksteinchen zum ganzen Bild, so muß der Dichter mit Blut und Leben vor uns stehen, wenn anders von der Schreibart des Menschen das Wort gilt, sie sei der Mensch selbst.

Daß Gottfried die Liebesgeschichte von Tristan und Isolde sich zur Ausarbeitung gewählt, hat selbst für einen Geistlichen, wie die Arbeit des Mönchs Robert beweist, durch-

aus nichts Auffallendes, kann also keine Instanz dagegen sein, daß Gottfried nicht Kleriker gewesen sein könne. Er ist ferner theologisch gebildet. Am Besuch einer Klosterschule kann wohl im Ernst nicht mehr gezweifelt werden. Nirgends tritt er in Gegensatz zur kirchlichen Lehre, zeigt sich vielmehr darin wohlunterrichtet. Die Geistlichkeit schildert er wohlwollend, besonders den Bischof des Gottesurteils, den er edler als die Vorlage darstellt. Seine Bilder und Vergleiche tragen ganz den Charakter der in der kirchlichen Literatur gebräuchlichen. Von den Kirchenschriftstellern seiner Zeit hat er Alanus de insulis und Petrus Comestor sicherlich, Hugo von St. Viktor und Petrus Cantor vielleicht gekannt. Erschien es bisher merkwürdig, daß ein Dichter von so ernster Gesinnung wie Rudolf von Ems sich Gottfried, den Dichter des heiteren Lebensgenusses, zum Vorbild nehmen konnte, so ist das nach Darlegung der engen Beziehungen Gottfrieds zur theologischen Literatur nicht im geringsten mehr auffallend. Daß er ein frommer Mann gewesen sei, wird niemand behaupten wollen; allein frivol kann Gottfried ebensowenig genannt werden als unsittlich.[1]) Im Gegenteil! Hatte schon Thomas manches Rohe aus seiner Vorlage getilgt, so ist Gottfried hierin noch weiter gegangen. Er hat einen feineren, dezenteren Ton angeschlagen als sein Gewährsmann, der zudem auch Kleriker gewesen sein soll; ferner hat er einen religiösen Ton da und dort in den Tristan hineingearbeitet, der dem französischen Gedicht fremd war. Seine Auslassung über das Gottesurteil ist didaktischer Art und kennzeichnet ebenso wie die geflissentlich behandelte Frage nach dem verbotenen Baum den gelehrten Mann, der belehren will. Gottfried ist durchaus didaktischer Dichter, der Didaktischste unter den höfischen Epikern. Mit diesem

1) Erinnert sei hier an Gottfrieds mißbilligende Äußerung bei Brangänes Stellvertretung (12451) und beim Mordbefehl (12714); ferner hat er in der Szene mit dem Pilger das noch bei Thomas Anstößige beseitigt. Mit vielen herrlichen Worten preist er die triuwe und aufs schärfste verurteilt er die gekaufte Minne.

didaktischen Zug seines Wesens hängt zusammen: seine Vorliebe für breit ausgeführte Allegorien, das Moralisierende seiner Art, das große Interesse namentlich, das er am Schulunterricht hat. Er erzählt Tristans Erziehung ausführlich im 7. Jahr, im 14. Jahr, macht seine Bemerkungen dazu. Ganz genau berichtet er den Unterricht der beiden Isolden, ja er führt sogar ein neues Unterrichtsfach ein: morâliteit. Aus der Schule stammen Spitzfindigkeiten wie die vier Kämpfer (6887 ff. vgl. 4565 f.).

Ganz besonders weisen endlich seine Musikkenntnisse auf die Schule hin. Denn Musik gehörte zu den wichtigsten Disziplinen des Quadriviums. Als ausgebildet in Musik galt aber nicht, wer gut zu singen verstand oder große Technik im Spielen der Instrumente besaß, sondern erst derjenige, der im Quadrivium Kenntnisse von den Tonverhältnissen bekommen, also über Tonart und Rhythmus, über Klanggeschlechter und deren Vermischung urteilen konnte, m. a. W. auch die Theorie kannte. Darum führt Gottfried eben einen Kleriker als Lehrer Isoldes ein, weil er allein des verwundeten Spielmanns musikalische Kunst allseitig würdigen kann; der aber hat theoretische und praktische Kenntnisse in der Musik. Gottfried selbst besaß, wie seine Ausdrücke beweisen, nähere Kenntnis der gelehrten musikalischen Theorie, was so gut wie ausschließlich Domäne des Klerus war.

Alle diese Momente zusammen genommen, lassen den Schluß gerechtfertigt erscheinen, daß Gottfried kein „Bürgerlicher“ gewesen, sondern den Kreisen der Geistlichkeit sehr nahe gestanden ist. Vielleicht hat er selbst zu ihr gezählt; jedenfalls sprechen mehr Gründe dafür als dagegen. Seine genaue Kenntnis des Schulunterrichts und das große Interesse, das er an der Schule hat, legt die Vermutung nahe, daß er als Magister im Dienste der höheren Geistlichkeit gestanden ist; magister scholarum an der Domschule kann er freilich nicht gewesen sein; denn das war ein Kanoniker und die waren am Domkapitel zu Straßburg, und zwar exklusiv, aus freiherrlichem Stande. Die größeren Kirchen stellten aber mehrere

Lehrkräfte an; ein solcher Hilfslehrer wurde einfach Magister genannt;[1]) sie standen unter dem magister scholarum, der die Befugnis hatte, das Lehrpersonal anzustellen und zu entlassen. Jedenfalls war für solche Angestellte materiell gut gesorgt, wie denn auch bei Gottfried keine der sonst üblichen Klagen über Not und Sorge erklingt. Der durchaus „diesseitige Ton" des Dichters paßte sicher gut zu der Stimmung der Straßburger Domherren, die entsprechend den damaligen Anschauungen halb (oder ganz) Ritter, halb Prälaten waren. So dürfte die Vermutung nicht unbegründet erscheinen, daß Meister Gottfried von Straßburg ein solcher Magister gewesen ist.

Ravensburg. Dr. Stölle.

LXVIII.

Ein Beitrag zur Geschichte des Schwäbischen Kreises.

Von Karl Freiherr von Hertling.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die endlosen Verhandlungen mit den Franzosen scheinen Hertlings Mißmut erregt zu haben und in einem Bericht vom 6. November 1800 sprach er den Wunsch aus, man möge ihn seines Amtes in Augsburg entheben. In diesem Bericht schildert er die Lage, in der er sich persönlich befand, folgendermaßen:

„Seit dem 9. Julius dieses Jahres, sohin bereits volle vier Monate, befinde ich mich zufolge erhaltener gnädigster Weisung dahier in Augsburg als Mitglied des auf Befehl des französischen Obergenerals zusammenberufenen Comités für Schwaben. Diese ganze Zeit über habe ich nicht allein die dabei vorgekommenen ebenso häufigen als mühsamen und unangenehmen

1) S. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens S. 186.



Geschäfte besorgt, sondern noch nebstbei mich den vielfältigen in Bezug auf Bayern erhaltenen gnädigsten Aufträgen sowohl in dem französischen Hauptquartier als bei den übrigen Militärbehörden pflichtschuldigst unterzogen und mit anhaltender Tätigkeit und ununterbrochenem Eifer die höchste Zufriedenheit zu verdienen getrachtet. Die Unkosten meines hiesigen Aufenthaltes, der unter den jetzigen Umständen auch bei der größten Einschränkung sehr kostspielig ist, fallen zwar natürlicher Dinge weder Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht noch dem Stand Mindelheim zur Last, sondern werden nach der eingezogenen Berechnung, jedoch mit Ausschluß des nötigen Sekretärs, aus der errichteten Comitékasse bestritten, wodurch aber die unvermeidlichen Nebenausgaben bei weitem nicht gedeckt sind. Einen Teil meiner Familie, welche ich bei dem Anrücken des Feindes von dem ganz violierten Mindelheim mit etwas Habschaft nach München geflüchtet habe, erhalte ich dort seit 6 Monaten auf meine Kosten, während der übrige Teil meiner Haushaltung in Mindelheim fortgeht. Schon vor dem Vorrücken des Feindes in Schwaben hatte ich mehrere Wochen hindurch die Chefs, Commandanten und Offiziers der kaiserlichen leichten Truppen sowohl täglich bei der Tafel als den ganzen Tag über in meinem Haus, eine Last, welche ich mir, um sie in guter Laune zu erhalten, auf Unkosten meines Beutels mußte gefallen lassen. Das bei mir ganzer 15 Tage aufgeschlagene große Hauptquartier des Generals Lacourbe, sowie die unzähligen Einquartierungen von einer Menge anderer Generäle mit Domestiquen und Pferden, welche mit ganz eigener Unmäßigkeit auf meine Kosten lebten, haben mir an Lebensmitteln, Wein, Fourage und mitgenommenen Effekten einen Kostenaufwand verursacht, welcher mir niemals mit 2000 fl. vergütet werden kann. Die mir schon im Feldzug anno 1796 durch die französische Generalität verursachten Ausgaben, sowie jene des im März 1796 neun Tage lang bei mir gehabten ganzen Hauptquartiers des Herrn Erzherzogs Karl Kais. Hh. will ich hier gar nicht in Anrechnung bringen, ob ich gleich auch hierfür nicht eines Hellers Wert Vergütung erhielt, weil ich die zum Begehren nötige Gabe nicht

besitze und eine Schadloshaltung auf Kosten des Untertans meinen Grundsätzen zuwider ist.

Alle diese, sowie so viele andere Ew. Kurf. Durchlaucht höchstem Dienst während diesem Krieg mit der größten Uneigennützigkeit dargebrachten kostspieligen Opfer, die mir meine unglückliche Bestimmung in Mindelheim zugezogen und deren sich wenige Staatsdiener zu rühmen haben werden, mögen wenigstens die einsweilig gehorsamste Bitte um meine dermalige Entlassung von dem schwäbischen Comité dahier rechtfertigen.

Die mit ebensoviel Unannehmlichkeiten als Mühe verknüpfte Ablieferung der 400 Stück Artilleriepferde für Bayern, zu welcher ich als Höchstdero Commissarius gnädigst ernannt war, ist bis auf 20 Stück vollendet, deren Ankunft mir in 6 oder 7 Tagen zugesagt ist.

Jene 10 000 Stück Capotes werden, wenn die erste Hälfte abgeliefert sein wird, keine Schwierigkeit mehr leiden, so daß mir der Wunsch huldreichst nicht verargt werden kann, nach so langer Entfernung mich bis zur Hälfte dieses Monats wieder nach Hause verfügen zu dürfen, indem ich diese getrennte kostspielige Lebensart nach den schon gehabten großen Ausgaben und Schäden länger zu bestreiten nicht mehr im Stande bin.

Sollten Ew. Durchlaucht jedoch huldreichst geneigt sein, den schon lang genährten heißesten meiner Wünsche in Höchsten Gnaden zu erfüllen, mir eine andere, meinen Fähigkeiten, meiner Neigung und meinem Diensteifer angemessenere Bestimmung zu geben und meinen Posten in Mindelheim mit einem andern Subjekt zu besetzen, so würde ich mich doppelt glücklich schätzen und mich zwar mit gleicher Anstrengung aber mit ungleich größerem Vergnügen Ew. Kurf. Durchlaucht Höchstem Dienst widmen und mich der ferneren Höchsten Huld und Gnade würdig zu machen suchen."

Auf diesen Bericht erhielt er sofort von der Hofkommission in München den Bescheid, man würdige zwar seine Gründe, aber er müsse sich vorerst gedulden und in Augsburg bleiben. Etwa ein Vierteljahr später wurde ihm wenigstens eine Erhöhung seiner Diäten gewährt.



Die unausgesetzten Forderungen der Franzosen ließen nicht nach, sondern steigerten sich noch. Schon am 15. November berichtet Hertling, dem schwäbischen Kreise sei die Auflage gemacht worden, monatlich 1'200,000 frs für die Gagen der französischen Armee zu entrichten. Er sei vom Kreiscomité mit einer Deputation zu General Dessolles geschickt worden, um eine Erleichterung zu erwirken, habe aber keinen günstigen Bescheid erhalten. Wenige Tage darauf, ehe überhaupt noch ein Bescheid über die Geldzahlung eingetroffen war, kamen wieder neue Requisitionen: 2500 Ochsen zu je 5 Zentner, 35 000 Zentner Heu, 35 000 Zentner Stroh, 25 000 Säcke Hafer, alle bis zum 1. Dezember zu liefern. Das schwäbische Kreiscomité beschloß abermals, dem General Moreau eine Darstellung überreichen zu lassen, in der die Unmöglichkeit solcher Leistungen geschildert und um Verminderung dieser unerhörten Lasten gebeten wurde. Wiederum fiel die Wahl auf Hertling, daß er die Interessen des Kreises vertreten solle und am 16. Dezember erhielt er einen Paß, um in das französische Hauptquartier zu reisen. General Moreau war unerbittlich. Am 27. Dezember kehrte Hertling nach Augsburg zurück und begab sich dann im Auftrag der Hofkommission auf dringendes Ansuchen des Stadtmagistrates und der Landschaft nach Mindelheim. Kaum war er dort eingetroffen, als er schon wieder von Augsburg ein Schreiben erhielt, wonach General Marchand im Auftrage Moreaus eine Lieferung von Pferden verlange, eine Frist von 20 Tagen für die Erfüllung anberaume und die Mitglieder des Comités persönlich dafür haftbar mache.

Ein Mitglied des Comités, der konstanz'sche Gesandte von Bauer, schrieb, es solle abermals eine Vorstellung an den General gerichtet und durch eine Abordnung unterstützt werden, und fährt dann fort: „Der allgemeine Wunsch und Bitte des Comités gehet dahin, daß Ew. Hochwohlgeboren sich diesem Geschäft unterziehen möchten. Sollten Sie ohnehin nacher München (wohin Moreaus Hauptquartier in den nächsten Tagen kommen sollte) reisen, so bitte ich Sie angelegentlichst, die Reise



zu beschleunigen und den Weg über hier zu nehmen. Sollte aber auch dieses nicht sein, so bitten wir Sie, hierher zu kommen und alsdann die kleine Reise nach München gütigst zu übernehmen, allein oder in Gesellschaft, wie Sie es für gut finden werden. Der Gegenstand ist allzu wichtig, als daß Sie unsere Bitte versagen sollten. — Auch ist leider eine neue Requisition von Früchten und Fourage an uns gekommen, wogegen man bei diesem Anlaß auch Vorstellung machen kann."

Diesem Briefe folgte schon am nächsten Tage ein weiteres Schreiben.

„Augsburg 10. Januar 1801. Lesen Ew. Hochwohlgeboren die Beilage und behalten Sie, wenn Sie können, kaltes Blut — ich kann weder denken noch schreiben und das ganze Comité ist in größter Bestürzung. Kommen Sie, sobald es möglich ist, und stehen Sie uns mit Rat und Tat bei; Sie kennen das allgemeine Vertrauen, welches wir alle in Sie setzen. Ich bitte Sie, kommen Sie bald. Das Begleitungsschreiben von Labouillerie habe ich nicht Zeit abzuschreiben. Also bis auf Wiedersehen. Mit vollkommenster Hochachtung ganz der Ihrige. Bauer."

(Beilage.) „Hauptquartier zu Salzburg den 14. Nivose des 9. Jahres der französischen Republik (4. Jan. 1801). Der kommandierende General Moreau an den Generalzahlmeister der Armee. Bürger! Ich habe zu meinem größten Erstaunen gehört, daß der Chef des großen Generalstabes in Folge eines Mißverständnisses, das ich nicht zu erklären vermag, an Euch geschrieben habe, ich hätte die von dem schwäbischen Kreise zu leistende monatliche Kontribution auf 500,000 frs herabgesetzt. Trotz des besten Willens, die Leistungen Schwabens zu mindern, gestattet dies die augenblickliche Lage der Armee doch nicht. Die Kontribution wurde bereits von 1'200,000 frs auf 900,000 herabgesetzt und ich kann in diesem Augenblick keinerlei weitere Abminderung zulassen. Ich bedaure, daß die Herren Abgeordneten Schwabens, denen ich selbst in Wels gesagt habe, ich könne ihnen keinerlei weitere Abminderung zugestehen, von dem Briefe, den Euch General Dessolle geschrieben hat, Kenntnis

erhielten. Ich bitte, ihnen Kenntnis von diesem Brief geben zu wollen und ihnen mein Bedauern aber gleichzeitig auch meinen Beschluß, auf dem ich bestehe, zu eröffnen, daß alles beigetrieben werden muß, was für die Monate Brümaire und Frimaire angesetzt ist."

Das Kreiscomité beschloß abermals, dem General eine Vorstellung zu überreichen, und in den Akten findet sich die Bemerkung: „Dies Memoire ist würklich meisterhaft gefaßt und macht seinem Entwerfer, Baron von Hertling, Ehre."

Erreicht wurde diesmal wenigstens, daß General Moreau die Kontribution für den einen Monat Pluviose (21. Januar bis 19. Februar) nachließ, dagegen wurde mit der Beitreibung des übrigen mit um so größerer Schärfe vorgegangen. Hierunter hatte Hertling einmal auch persönlich zu leiden. Er war nur Pfleger der bayerischen Herrschaft Mindelheim, trotzdem wollte man bei ihm auch den Kontributionsanteil für die bayerische Herrschaft Wiesensteig erheben. Zu diesem Zweck erschien am 1. März eine Abteilung des 6. Husarenregiments und drohte mit Gewalt. Nachdem aber dem kommandierenden Offizier die Quittungen über alles, was Mindelheim zu zahlen hatte, vorgelegt worden waren, zog er zunächst seine Mannschaften zurück. Hertling richtete sofort ein Schreiben an den General Bontems, in dessen Auftrag die Truppe erschienen war, um den Irrtum aufzuklären, begab sich auch am Morgen des nächsten Tages selbst zu diesem nach Memmingen und legte ihm die offiziellen Aktenstücke vor, nach welchen nichts mehr an Mindelheim zu fordern war. Bontems zeigte aber eine Ordre vor, wonach alle Forderungen, selbst für den von ihm nachgelassenen Monat Pluviose mit allen militärischen Zwangsmitteln auf der Stelle und ohne Rücksicht auf Vorstellungen, sie mögen beschaffen sein, wie sie wollen, beizutreiben seien. Bontems versprach nur, nachdem er sich von der Ungerechtigkeit der Forderung überzeugt hatte, einige Tage mit der Exekution zu warten, um die nötige Zeit zur Beschaffung des Betrages für den Monat Pluviose zu gewähren. Hertling kehrte am



selben Tage nach Mindelheim zurück und Abends 10 Uhr traf ein Eskadronschef des 6. Husarenregiments, Thouvenot, bei ihm ein und erklärte, er habe den Befehl, die Kontributionsrückstände mit aller Schärfe beizutreiben. Hertling berichtet:

„Alle meine ebenso nachdrücklichen als begründeten Vorstellungen wurden husarenmäßig behandelt", und nachdem er die Ungerechtigkeit der Forderungen nochmals zahlenmäßig in seinem Bericht dargelegt hat, fährt er fort: „Um dieses banditenmäßige Verlangen durchzusetzen, wurde ich in meinem eigenen Haus arretiert und von 10 Husaren bewacht, welche Befehl hatten, in demselben auf Diskretion zu leben. Der hiesige Landvogt wurde von 9 Husaren auf gleichem Fuß behandelt. — Alle Vorstellungen sowie die tätigste Verwendung des hiesigen Stadtkommandanten, der für meine Person zu haften versprach, wurden mit Unarten erwidert. — Sogar das Begehren, daß der Landvogt möchte zu mir geführt werden, um mich mit ihm über die möglichen Geldmittel zu benehmen, wurde abgeschlagen, bis der Kommandant, der mir hierdurch alle Möglichkeit benommen sah, die verlangte Geldsumme herbeizuschaffen, drohte, bei dem General Bontems Klage zu führen, worauf am Dienstag in der Frühe dem Landvogt gestattet wurde, mit seiner Eskorte zu mir zu kommen. — Für die Exekutionsgebühr wurden den ersten (Tag) verlangt 10 Louisdor, den zweiten 20, den dritten 40 usw. in gedoppelter Progression. Den Husaren war erlaubt, nebst Fourage für ihre Pferde alles von Eß- und Trinkwaren zu verlangen, was ihnen einfiel. Da aber diesen nebst guter Kost und Trank per Kopf 2 fl. 45 kr. des Tages zugesagt worden, waren sie zum Glück bescheidener, als es die Absicht ihrer Offiziere war."

Um die furchtbare Last los zu werden, wurde aus allen privaten und öffentlichen Kassen, das vorhandene Geld zusammengesucht und unter Bedeckung von drei Husaren an den Generalzahlmeister nach Augsburg geschickt. Daraufhin erhielten Hertling und der Landvogt die Freiheit wieder und „den Mittwoch in der Frühe zog das ganze Exekutions-



kommando von hier ab, um bei den übrigen benachbarten Ständen die gleich ruhmvolle Expedition vorzunehmen, wie denn auch bald nachher die Nachricht von verschiedenen Orten eintraf". Der ganze Bericht, der dieses Ereignis ausführlich erzählt, sollte, wie sein Verfasser sagt, ein Beitrag sein „zu der Geschichte der unmenschlichen Art, wie das unglückliche Schwaben, bei wirklich unterzeichnetem Reichsfrieden (Friede von Lüneville vom 9. Februar 1801) auf Befehl des Chefs der französischen Armee gegen alle Treue und Glauben und dem gegebenen Wort entgegen mißhandelt wird".

Das Kreiscomité in Augsburg, bei dem Hertling in so hohem Ansehen stand, richtete ein gemeinsames Schreiben an ihn und sagte, mit Bedauern und wahrhaftem Anteil hätten seine Mitglieder die Behandlungen vernommen, die ihm so unverdienterweise widerfahren seien. Infolge des Friedens konnte sich das Comité Mitte April auflösen und auch dem auf den 16. November 1801 zusammenberufenen Kreistage fielen keine wichtigen politischen Aufgaben mehr zu.

Für eine um so ernstere Aufgabe wurde nun aber Freiherr von Hertling von seinem Kurfürsten ausersehen. Das längst aufgetauchte Projekt der Säkularisierung geistlicher Fürstentümer zum Zweck der Entschädigung derjenigen deutschen Fürsten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers Verluste erlitten hatten, sollte jetzt verwirklicht werden. Man mag behaupten, die übergroße Zahl kleiner, selbständiger Fürstentümer habe zur politischen und militärischen Schwäche Deutschlands beigetragen, ihre Unterordnung unter größere Staaten sei eine politische Notwendigkeit gewesen. Man mag dann auch darauf hinweisen, daß es vom rein praktischen Standpunkte aus leichter war, mit der Absetzung von Wahlfürsten zu beginnen, bei deren Ableben kein vorhandener Prätendent ein Recht der Nachfolge geltend machen konnte. Von solchen Erwägungen ausgehend, ist es begreiflich, daß man zunächst an die Beseitigung der geistlichen Fürstentümer dachte. Ja, in vereinzelten Fällen, in denen eitele Prätentionen der erwählten Fürsten zu einer



finanziellen Mißwirtschaft geführt hatten, konnte man sich einbilden, dem betreffenden Lande durch seine Angliederung an einen größeren Staat eine Wohltat zu erweisen. Aber mitten im Frieden, in keiner Weise bedroht, über einen schwächeren Nachbarn herzufallen und ihm nicht nur die Hoheit über sein Gebiet, sondern auch sein ganzes Privateigentum abzunehmen, das kann durch keinerlei Entschuldigungsgründe gerechtfertigt werden. Dazu waren gerade jene geistlichen Fürstentümer, wenn auch wirklich da und dort eine verderbliche Mißwirtschaft eingerissen war, der weitaus größten Mehrzahl nach wahre Stätten der Kultur, in denen Kunst und Wissenschaft gepflegt und gefördert wurden. Alles Eigentum jener geistlichen Fürstentümer war aber auch Eigentum der Kirche, und wenn man dieses Eigentum wegnahm, so beraubte man die Kirche der Mittel, die ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben ermöglichte.

Noch bevor die in Regensburg versammelte Reichsdeputation über die ihr vorliegenden Säkularisationsprojekte einen festen Beschluß gefaßt hatte, um dem ungerechten Beginnen einen reichsgesetzlichen Boden zu verschaffen, beeilten sich bereits die Regierungen der meisten Staaten, die ihnen zugedachten Gebiete zu okkupieren und Hertling erhielt den Auftrag, Namens des Kurfürsten von Bayern von den neu zu erwerbenden Landesteilen in Schwaben Besitz zu ergreifen. Hierbei teilte sich das Verfahren in die politische, die militärische und die zivile Besitzergreifung. Hertling hatte den ersten Teil dieser Aufgabe zu erfüllen, indem er den dem Kurfürsten zugeteilten Reichsständen ein Schreiben eröffnete, dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

„Da sowohl Se. k. preußische als auch k. k. Majestäten, und zwar letztere im Namen des Großherzogs von Toskana, sich durch die Lage der dermaligen Umstände veranlaßt gefunden haben, jene Reichslande, welche denselben in den bisherigen Verhandlungen mit gemeinsamem Einverständnis aller bei der Sache interessierten Mächte zugewiesen worden sind, provisorisch und bis von Kaiser und Reich etwas entschieden sein wird,

okkuppieren zu lassen: so sehen auch Se. Churfürstl. Durchlaucht sich zur Sicherstellung der Höchstihnen in obigen Verhandlungen ebenfalls heiligst zugesicherten Rechte in die Notwendigkeit versetzt, eine Abteilung Ihrer Truppen unter Befehl des . . . in das Gebiet des (oder der) . . . zu verlegen. Dabei versicherten Höchstdieselben, daß das einrückende Militär den Auftrag erhalten habe, sich in die Zivilverwaltung im geringsten nicht einzumischen."

Derartige Schreiben ergingen an alle jene Reichsstände, deren Gebiet dem Kurfürsten von Bayern zufallen sollte, und Hertling hatte die peinliche Aufgabe, sie denselben persönlich zu verlesen. Am 22. August 1802 traf er zu diesem Zwecke bei dem Fürstabt Castolus von Kempten, Johann Marquard Reichlin von Meldegg ein, dann folgte am 26. August in gleicher Weise die Besitzergreifung der Benediktinerabtei Irrsee, am 30. August von Roggenburg (Prämonstratenserabtei), Ursberg (desgleichen) und Wettenhausen (Augustinerchorherren-Propstei), am 4. September von der Benediktinerabtei Elchingen und dem Klarissenkloster Söflingen, das später definitiv an Württemberg fiel, usw. Auch der Reichsstadt Ulm, wo Hertling von nun an als Generallandeskommissär seinen Wohnsitz nehmen mußte, hatte er die Unterwerfung unter Bayern anzukündigen.

Wie er den Befehl seines Landesherrn erfüllte, läßt sich aus einzelnen erhaltenen Notizen schließen. So heißt es z. B. bei Söflingen: „Er tat alles mit so vieler Gefälligkeit und Schonung, daß sich alle (Klosterfrauen) beruhigt und getröstet finden." Und Pater Benedikt Baader, der den Schreckenstag der Abtei Elchingen beschreibt, fügt bei: „Es war um 10 Uhr und wir zweifelten nicht, daß der Herr Oberkommissär bei uns speisen werde, allein er schützte Geschäfte vor und saß sogleich wieder in seiner Kutsche und fuhr nach Ulm, verspricht ein andermal zu kommen und mit uns einen vergnügten Tag zu machen."

Hertling ging augenscheinlich bei der Ausführung der ihm übertragenen Aufgabe schonend vor, andererseits fühlte



er sich aber auch als Beamter verpflichtet, seinen Landesherrn innerhalb der nun einmal von allen deutschen Staaten getroffenen und von Kaiser und Reich gebilligten Maßregeln vor Schaden zu bewahren. Eines der größeren Gebiete, von denen er für Bayern Besitz zu ergreifen hatte, war die Abtei Kempten. Auf ihr lastete ein großer Schuldenstand, der durch die häufigen Durchzüge und Besetzungen französischer Truppen so unverhältnismäßig hoch angewachsen war. Der letzte Fürstabt hatte wohl in den ersten Jahren seiner Regierung damals schon vorhandene Schulden zu tilgen gesucht, aber allmählig war seine Kraft erlahmt, es war ihm nicht gelungen, von Alters her eingerissene Mißstände abzustellen. Trotz der finanziellen Notlage des Landes wurden z. B. für die fürstliche Tafel, an der in verschiedenen Abstufungen zahlreiche Personen teilnahmen, 55 bis 60 Tausend Gulden jährlich verrechnet. Dabei waren die Verrechnungen bei den Landeskassen so wenig geordnet, daß es schwer fiel, sich ein wirklich zuverlässiges Bild von der finanziellen Lage des Landes zu verschaffen. Hertling hatte zwar die politische aber nicht die Zivilbesitzergreifung selbst vorgenommen und der Bericht des mit letzterer beauftragten Kommissärs gab ein so trauriges Bild von der Lage des okkupierten Landes, daß Hertling nach München berichtete, Kempten gehöre zwar nach der Größe des Gebietes zu den Abteien, welche von der Reichsdeputation bei der Berechnung der zu zahlenden Pensionen in die erste Klasse versetzt worden seien, aber nach den dortigen Verhältnissen könne Kempten nur zu der letzten Klasse gerechnet werden. Der Zivilkommissär hatte die dem Fürstabte zu zahlende Pension auf 6000 fl. und einige Naturalien berechnet. Hertling hielt diesen Betrag doch für zu gering und beantragte eine Pension von 10000 fl. und statt der Naturalien weitere 2000 fl. Er suchte also, wie schon bemerkt, einerseits das Interesse seines Landesherrn zu wahren, andererseits aber auch die Lage des Abtes so günstig zu gestalten, als es die Verhältnisse seiner Abtei gestatteten. Allerdings machte er dabei den Fehler, nur die

momentane Lage ins Auge zu fassen, während die Reichsdeputation in der Erwägung, daß die Pensionen mit dem Ableben der depossedierten Fürsten in Wegfall kommen würden und daß diesen Fürsten ein Ersatz für die „zum Opfer gebrachten Regierungsrechte und Reichsstandschaft" zu gewähren sei, andere Normen aufstellte. Dem Fürstabte von Kempten wurden daher neben anderen Zuwendungen 20 000 fl. jährliche Pension zugesprochen.

Hertling hatte auch beantragt, dem Abte einen kleinen Teil seines Schmuckes zu belassen, aber so klein dieser Teil war, so wurde der Antrag doch anfangs in München abgelehnt, vielmehr erging unter dem 7. Mai der Auftrag, den Verkauf der sowohl in Kempten als in Dillingen befindlichen Pretiosen auf möglichst vorteilhafte Art schleunigst einzuleiten. Die Erfüllung dieses Auftrages verzögerte sich jedoch durch verschiedene Umstände und Hertling erfüllte ihn überhaupt nicht selbst, sondern sandte die vorgefundenen Schmuckgegenstände Ende August nach München und vorher war wenigstens erwirkt worden, daß dem Abte ein Brustkreuz nebst Ring im Werte von 2500 fl., das jedoch für 1500 fl. verpfändet war, belassen wurde.

Abt Castolus starb am 28. Mai 1804. Die dem Kurfürsten hierüber erstattete Anzeige ist das letzte, die Kemptener Säkularisation betreffende, von Hertling unterzeichnete Aktenstück. Die Verhandlungen über die Säkularisation des Stiftes Kempten und die sich hieraus ergebende Lage des letzten Abtes sind hier ausführlicher dargestellt, als man es vielleicht an dieser Stelle suchen wird. Das ist aber absichtlich geschehen, nachdem man vernommen hatte, daß Hertlings Name im Gebiete des ehemaligen Stiftes noch lange Zeit mit einer gewissen Erbitterung genannt wurde. Prinzipiell sind die Säkularisationen sicherlich zu verwerfen, aber nachdem Kaiser und Reich unter dem Drucke auswärtiger Mächte jener Maßregel einen gesetzlichen Boden bereitet hatten, lag für die neuerwerbenden Landesherren ein schwer zu überwindender Zwang in den Verhältnissen. Für die Beamten



aber, die von ihren Landesherren mit der Ausführung der Maßregel beauftragt wurden, hätte es einer ganz außerordentlichen Unabhängigkeit bedurft, wenn sie sich der Ausführung der Maßregel hätten entziehen wollen. Daß die Maßregel unter allen Umständen zur Ausführung kommen werde, war vorauszusehen, deshalb konnte man es auch damals ebenso leicht als Pflicht betrachten, sich ihr mit aller möglichen Schonung zu unterziehen, als sich ihr fruchtlos zu widersetzen. Daß Hertling diese Schonung walten ließ, ist nach Lage der Akten nicht zu bezweifeln. Um sein Verhalten noch besser beurteilen zu können, sei schließlich noch ein Beispiel seiner Tätigkeit in jener unerfreulichen Zeit erwähnt.

Auch das Fürstbistum Augsburg bildete einen Teil der Länder, die nach den Beschlüssen der Reichsdeputation an Bayern fallen sollten. Dort regierte damals Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen, der zugleich Kurfürst und Erzbischof von Trier war. An ihn richtete Kurfürst Max Joseph von Bayern unter dem 23. August 1802 ein Schreiben, in welchem er ihm die bevorstehende Besitzergreifung ankündigte. Darin heißt es: „Wir haben nicht ermangeln wollen, Euer Liebden von diesem durch den gebieterischen Drang der Umstände veranlaßten Schluß durch Unsern an Dieselben eigens abgesendeten Kämmerer und Bevollmächtigten Gesandten an dem schwäbischen Kreis, Reichsfreiherrn von Hertling, die gebührende Nachricht zu erteilen . . . . Wir beziehen uns übrigens ganz auf dasjenige, was der Reichsfreiherr von Hertling umständlicher vorzubringen die Ehre haben wird. Wir ersuchen Euer Liebden, demselben in allem vollkommenen Glauben beizumessen rc. rc." Dieses Schreiben überreichte Hertling dem ehrwürdigen und edlen Kurfürsten am 26. August in dessen schöner Residenz zu Oberdorf und vernahm die würdige Erklärung, daß er gegen den Schritt des bayerischen Kurfürsten protestiere, sich aber der Macht der Umstände fügen müsse. Es wurde weiter verabredet, daß Hertling am 31. August wieder kommen solle, um mit dem fürst-

bischöflichen Kanzler von Epplen einen Kontrakt über die Truppenverpflegung usw. abzuschließen. Am 11. November schrieb dann Kurfürst Max Joseph wieder an den Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, er beauftrage abermals seinen Kämmerer Freiherrn von Hertling sich nochmals an das kurfürstliche Hoflager nach Oberdorf zu begeben, um diejenigen Wünsche entgegenzunehmen, welche dem Kurfürsten noch übrig bleiben könnten: „Ew. Liebden können Sich um so umständlicher gegen denselben über diese Gegenstände erklären, als er mein ganzes Zutrauen in den Angelegenheiten, welche sich auf Schwaben beziehen, besitzt." Hertling berichtete ausführlich über diese Wünsche, von denen jedoch ein großer Teil in München als unerfüllbar bezeichnet wurde. Nachdem Clemens Wenzeslaus dann viele derselben hatte fallen lassen, bat Hertling, Kurfürst Max Joseph möge dem zurücktretenden Fürstbischofe in einem höchsteigenen Handschreiben mitteilen, welche Wünsche desselben erfüllt würden. Dies geschah und Clemens Wenzeslaus bestätigte den Empfang in einem Schreiben vom 30. November. Sein Wirklicher Geheimrat Freiherr von Hacke schickte eine Abschrift dieses Antwortschreibens an Hertling und fügte bei: „Dieselben werden mit Vergnügen hieraus ersehen, daß das von Ihnen mit so vieler Teilnahme eingeleitete und behandelte Vereinbarungsgeschäft bis auf den einzigen unbedeutenden Punkt, nämlich die statt der Natural-Beziehung lediglich Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht von Bayern zu bestimmen überlassene jährliche Aversional-Summe, nunmehr zu beiderseitiger Zufriedenheit gänzlich erledigt sei." Es bedürfe sodann nur noch der Unterzeichnung, zu welchem Zweck von Hacke nach Ulm kommen wolle, um als Bevollmächtigter seines Herrn zu unterzeichnen, „zugleich aber auch des besonderen höchsten Auftrages sich zu entledigen, Denselben die innigste und verpflichtetste Dankverbundenheit Sr. Kurfürstl. Durchlaucht mündlich zu bestätigen."

Am 18. Dezember wurde die Übereinkunft der beiden Kurfürsten durch ihre Bevollmächtigten in Ulm, wohin Hert-



ling inzwischen seinen Wohnsitz hatte verlegen müssen, unterzeichnet. Einen schönen Schluß der Verhandlungen bildet ein außerordentlich liebenswürdiges Schreiben des Freiherrn von Hacke, in welchem es u. a. heißt: „Se. Durchlaucht der Kurfürst von Trier ist von der kleinen Arbeit, welche ich die Ehre hatte mit Ihnen zu vollenden und welche Sie von Anfang an in so verbindlicher Art und Weise erleichtert haben, so zufrieden gestellt, daß er Sie bittet, außer seinem Dank auch ein kleines Assortiment von Möbeln für Ihre neue Wohnungseinrichtung annehmen zu wollen. Dasselbe wird Ihnen übermorgen Abend zugestellt."

Die oben hinreichend gekennzeichnete Maßregel der Säkularisierung und Mediatisierung, die mit oder ohne Hertlings Mitwirkung jedenfalls vollzogen worden wäre, hatte er nach den hier beschriebenen Beispielen in einer Weise zur Durchführung gebracht, aus der ihm persönlich kein gerechter Vorwurf gemacht werden konnte. Wenn trotzdem sein Name in vielen Gebieten Schwabens wirklich mit Erbitterung genannt worden sein sollte, so mag dies seine Erklärung darin finden, daß das Besitzergreifungspatent des bayerischen Kurfürsten, in welchem Hertling als Besitzergreifungskommissär genannt ist, in allen neu erworbenen Orten an Rathäusern und sonstigen öffentlichen Gebäuden, an Kirchen und Wirtshäusern und einzelnen Gehöften angeheftet wurde. Die Erbitterung galt dann aber der Sache und gewiß nur zu Unrecht der Person.

Nachdem die Besitzergreifungen vollzogen waren, wurde das seitherige Generalkommissariat in die Landesdirektion von Schwaben umgewandelt (Oktober 1803). In einer im Jahre 1816 bald nach Hertlings Tode erschienenen kurzen Biographie wird über seine Tätigkeit in der Landesdirektion Folgendes gesagt: „Zwei Jahre lang stand er diesem wichtigen Posten vor, in einer neuen, aus den verschiedenartigsten Teilen zusammengesetzten Provinz, in welcher der ganze Verwaltungsorganismus neu geschaffen und die abweichendsten Formen den Vorschriften des Mutterlandes angepaßt werden



mußten. Mit welcher zarten Schonung er diese, so tief in die individuellen Verhältnisse so vieler Staatsdiener und Privaten eingreifenden Veränderungen zu bewirken wußte, lebt in dem dankbaren Andenken derselben fort.“ Er war aber nicht lang in dieser Stellung. In einem Dekret vom 19. September 1804 teilte ihm der Kurfürst Max Joseph mit: „Zum Beweis Unserer gänzlichen Zufriedenheit mit der Euch bis dahin anvertraut gewesenen Geschäftsführung der Angelegenheiten Unserer Provinz Schwaben wird der Euch schon vor mehreren Jahren zugedachte Gesandtschaftsposten am kurwürttembergischen Hofe Euch verliehen.“ Damit gelangte Hertling endlich in die eigentliche diplomatische Laufbahn, der er sich gleich bei seinem Eintritt in den Staatsdienst hatte widmen wollen.

LXIX.

Altes und Neues zur Literatur- und Kulturgeschichte der zwölf ersten christlichen Jahrhunderte.

Von Carl Weyman.

Wer sich wissenschaftlich mit der lateinischen Literatur des christlichen Altertums und des Mittelalters beschäftigen will, kann sich der Verpflichtung, die Arbeiten des schon seit mehreren Jahren in München weilenden Benediktiners Dom Germain Morin aus der belgischen Abtei Maredsous zu studieren und sich gegebenen Falles mit ihnen auseinanderzusetzen, nicht entziehen. Dieser Verpflichtung nachzukommen war aber, solange sich die zahlreichen Veröffentlichungen dieses Forschers größtenteils in der ‚Diaspora‘ befanden, keine leichte Sache und für den, dem die in Maredsous redigierte, von Morin fast Heft für Heft mit Beiträgen versorgte Revue Bénédictine nicht erreichbar war, geradezu eine Unmöglichkeit. Nun hat Morin selbst durch



eine neue, groß angelegte Publikation, deren ersten Band[1]) ich den Lesern der ‚Histor.-polit. Blätter' durch diese Zeilen zur Kenntnis bringen möchte, Wandel zu schaffen begonnen. Es sind ‚nova et vetera', die der Verfasser aus seinem noch lange nicht ausgeschöpften thesaurus hervorholt. Eine Reihe von Abhandlungen werden in berichtigter und vervollständigter Gestalt noch einmal abgedruckt, mehrere interessante Texte, die den Gegenstand von einigen dieser Abhandlungen bilden, werden erst jetzt im vollen Wortlaut mitgeteilt, eine unten näher zu charakterisierende ‚Introduction bibliographique' bietet einerseits den Lesern und Mitforschern den bisher vermißten Überblick über Morins schriftstellerische Tätigkeit bis zum Erscheinen des Anm. 1 verzeichneten Bandes und gibt andererseits dem Verfasser selbst Gelegenheit, an seinen eigenen Ausführungen, wie er dies auch schon früher getan hat (vergl. den ‚Essai d'autocritique' in der Revue Bénéd. XII [1895] p. 385 ff.), Kritik zu üben und über seine veränderte Stellungnahme zu verschiedenen Problemen aufzuklären. Die zehn in extenso abgedruckten Abhandlungen sind folgende:

1. Un traité inédit du IVe siècle. Le De similitudine carnis peccati de l'évêque S. Pacien de Barcelone. Die im Cod. Paris. Lat. 13344 s. IX (eine Kopie davon im Monacensis 123 s. XVI) als Werk eines ‚sancti Johannis episcopi' erhaltene, von Agobard von Lyon dem Hieronymus beigelegte Schrift, deren Thema durch eine von den Manichäern mißbrauchte Stelle des Römerbriefes (8, 3) gegeben ist und als deren Adressatin uns eine eifrige, eben von schwerer Krankheit genesende Christin aus guter Familie entgegentritt, wird aus inneren Gründen dem Pacian zugeteilt. Sowohl diese Hypothese, als die in der Revue Bénéd. XXX (1913) p. 286 ff. vorgetragene, daß vielleicht auch in dem fälschlich dem

---

1) Études, Textes, Découvertes. Contributions à la littérature et à l'histoire des douze premiers siècles par Dom Germain Morin. Tome premier. Maredsous und Paris, Picard. 1913. XII, 526 S. 8°. 10 Mk. Anecdota Maredsolana. Seconde Série.



Victorinus zugeschriebenen Liber ad Justinum eine Schrift Pacians vorliege, wird von dem jungen bayerischen Theologen, der eine zusammenfassende Monographie über den Bischof von Barcelona vorbereitet, einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden müssen. Das der übereinstimmenden Fassung von I Kor. 15, 47 bei Pacian und dem Verfasser von De similit. (‚secundus e caelo') entnommene Argument hat J. Denk, Der neue Sabatier, Leipzig 1914 S. 32, wenn auch nicht entkräftet, so doch etwas abgeschwächt.

De simil. p. 129, 18 f. ‚quod utique ad David filium id est stirpi (das zweite i im Parisinus aus e korrigiert) regiae debebatur'. Die Änderung zu ‚stirpem regiam' ist nicht nötig: der Autor hat ‚ad David filium' als Dativus empfunden; vgl. Schmalz, Lat. Syntax S. 395⁴; O. Friebel, Fulgentius, der Mythograph und Bischof, Paderborn 1911 (Studien zur Geschichte u. Kultur des Altertums V 1 u. 2) S. 32. — p. 132, 9 ff. ‚cui tanta sanctificationum argumenta providentur, si ea erat (caro Christi), quae maledictioni — nihil debebat?' Statt ‚cui' dürfte ‚cur' zu lesen sein. — p. 135, 4 ff. ‚per peccati meritum . . . legio certe in nos morborum et infirmitatum incubuit'. Ein beachtenswerter Anklang an Hor. carm. I 3, 29 ff. ‚post ignem aetheria domo subductum Macies et nova Febrium terris incubuit cohors'. Vgl. auch p. 138, 10 f. ‚multiplici fatigat prece genitorem' mit Hor. carm. I 2, 26 ff. ‚prece qua fatigent virgines — Vestam?' und p. 123, 23 die daktylische Fügung si bene te novi' (als erstes Hemistich bei Hor. epist. I 18, 1; Ovid. am. II 18, 39; Mart. III 68, 11). — p. 135, 28 f. wird zu lesen sein ‚nam inmortalitas, ut mortem non recipit, ‹ita› nec timorem'. — p. 137, 13 ‚in ista quidem sequentia, sed adhuc ipsa loquamur'. ‚instaut'? — p. 138, 1 f. ‚fit velle quod noluit, postquam non valuit obtinere quod voluit'. Lies ‚infit'. — p. 141, 23 ff. ‚cerne . . ., ut hominem nostrum dominus deo patri, dum excusat, ingerat, dum subducit, et reducat'. Das ‚et' dürfte zu streichen sein.

2. Traité priscillianiste inédit sur la Trinité. Die im cod. 113 von Laon enthaltene Schrift ist ‚manifestement une production issue du milieu priscillaniste de la première heure'. Während aber Morin in ihr zuerst einige Züge wahrzunehmen glaubte, die auf Priscillian selbst als Verfasser hinzuweisen schienen, ist er jetzt (vgl. S. 502) geneigt, sie gleich den von Döllinger identifizierten, aber erst 1889 von G. Schepß edierten Würzburger Traktaten dem Hauptgönner des Häresiarchen



Instantius, beizulegen. Ob dieser ganze Frontwechsel, den allerdings M. Schanz in seiner römischen Literaturgesch. IV 1² S. 378 ff. sofort mitgemacht hat, ausreichend motiviert ist, steht noch keineswegs fest; vgl. die Einwendungen von G. Krüger, Theol. Literaturzeitg. 1913 Nr. 21 Sp. 654 f. und von M. Hartenberger, Theol. Quartalschr. XCV (1913) S. 401 ff. Übrigens ist nach meinem Empfinden die Schrift de trinitate stilistisch viel höher einzuschätzen als die Würzburger Traktate.

De trin. p. 178, 14 f. ,adhuc etiam et videntis argumentum est etc.' Lies ,evidentius'. — p. 180, 27 ,et vere hoc est sacramentum dei observantes in nobis'. Offenbar ,obversantis'. — p. 183, 9 f. ,certe enim subditus patri est, qui voluntatem patris implevit'. ,certe' ist Konjektur des Herausgebers, aber das überlieferte ,feste' führt auf ,manifeste'. Vgl. p. 190, 19 und Münchener Museum für Philol. des Mittelalt. und der Renaiss. I (1912) S. 304. — p. 183, 16 ff. ,virtus igitur et sapientia dei — subiectum se ei esse testatur, cuius non destitit imperium'. Vermutlich ,destituit'. — p. 185, 20 ,eadem nobis (d. h. Christus und dem Vater) virtus, similis operatio, par potestas'. Vgl. Sedul. pasch. carm. I 30 ff. ,cui (Christo) iure perenni . . una est cum patre potestas, par splendor — virtus eadem'. — p. 195, 25 f. ,an alio oblivionis poculo memoriam doctoris amiserant' (apostoli). Vielmehr ,alto' mit Enallage statt ,altae' (,obliviale poclum' Prud. cathem. VI 16).

3. L'inscription de Clematius et la légende des onze mille vierges. Das Dunkel der vielbesprochenen Inschrift (vgl. auch das Gymnasialprogramm von G. Zutt, Die Legende von der hl. Ursula, Offenburg 1904 und dazu Wochenschr. f. klass. Philol. 1905 Nr. 38 Sp. 1032 f.) lichtet sich, wenn man als ihren Verfasser einen Mann annimmt, der ,griechisch dachte'. Die spätere Tradition über die Kölner Märtyrerinnen beruht, wie schon Rettberg vermutet hatte, auf einer Fusion mit der von Prokop bell. Goth. IV 20 erzählten Episode.

4. Les monuments de la prédication de Saint Jérôme. Ausführliche Prolegomena zu den in den Anecdota Maredsolana III 2 und 3 herausgegebenen Homilien des Hieronymus. Vgl. jetzt auch Schanz, Gesch. d. röm. Litt. IV 1² S. 483 ff. und L. Schade, Des hl. Kirchenvaters Eusebius Hieronymus ausgewählte historische, homiletische und dogmatische



Schriften aus dem Lateinischen übersetzt, Kempten u. München 1914 (Bibliothek der Kirchenväter Bd. XV) S. 197 ff.

5. Deux discours inédits de Saint Augustin. a) Allocution à propos de la conversion du banquier Faustinus, bruchstückweise durch Florus von Lyon in seinem Kommentar zu den Paulusbriefen, vollständig durch drei Hss. in London, Cambridge und Dijon erhalten. P. 300, 21 f. der echt augustinische Gedanke ‚plus amate hominem, quam prius oderatis errorem'. Vgl. C. Butler zur Regula Benedicti cap. 64 p. 112. b) Sermon pour la Fête de Sainte Eulalie aus cod. mus. Brit. Addit. 30853 s. XI. P. 308, 18 f. die schwungvolle Antithese ‚occiduntur ergo, ne pereant; humiliantur, ut exaltentur, moriuntur, ut vivant', zu der man die im Archiv f. lat. Lexikogr. XIV (1906) S. 57 angeführten Stellen und Aug. epist. CCLXIII 1 (IV p. 632, 11 Goldb.) ‚sic mortuus est tuus frater, ut vivat' vergleichen möge. Seither hat uns Morin mit einigen weiteren sermones Augustins beschenkt, mit einer Ansprache bei einer Bischofsweihe (Revue Bénéd. XXX [1913] p. 393 ff.) und mit einer Rede am Feste des hl. Cyprian (Bulletin d'ancienne littérature et d'archéologie chrétienne IV [1914] p. 16 ff.)

6. Arnobe le Jeune. Um das Bild des Schriftstellers Arnobius (des Jüngeren) zu zeichnen, darf bezw. muß man außer dem Psalmenkommentar (über die nur sehr wenige persönliche Züge aufweisenden Expositiunculae Arnobii in Evangelium läßt sich kein sicheres Urteil abgeben) den hauptsächlich gegen den Monophysitismus gerichteten Conflictus Arnobii catholici cum Serapione Aegyptio, den sogenannten Praedestinatus (eine anonyme pelagianische Streitschrift) und den schon im siebenten Jahrhundert fälschlich dem Johannes Chrysostomus zugeschriebenen, von Morin jetzt zum erstenmal aus drei Hss. in Karlsruhe, Kues und Madrid edierten Libellus ad Gregoriam in palatio constitutam[1]) heranziehen. Für die Identität des Verfassers

1) Der Verfasser sucht die Adressatin, die von ihrem Gatten unwürdig behandelt wird, zu trösten und aufzurichten und ermahnt sie vor allem zur Geduld.

des Conflictus mit dem Arnobius des Psalmenkommentars ist (unabhängig von Morin) auch H. Kayser in seinem Buche ‚Die Schriften des sogenannten Arnobius junior dogmengeschichtlich und literarisch untersucht‘ (Gütersloh 1912) eingetreten. Lib. ad Gregor. p. 398, 2 f. ‚occulta omnibus plaga, sed poena fuit omnibus manifesta‘ ist aus Cyprian ad Don. 5 p. 7, 21 Hartel entlehnt.; p. 413, 1 ff. hat für den Preis der Geduld Tertullian de pat. c. 15 (III p. 22 Vindob.) die Vorlage gebildet. Vgl. über diese Art von Enkomien auf Tugenden Wochenschr. f. klass. Philol. 1914 Nr. 7 Sp. 187 und über die entsprechenden ‚Häufungen von Vorwürfen gegen ein Laster‘ z. B. A. Bretz, Studien und Texte zu Asterios von Amasea, Leipzig 1914 (Texte und Untersuch. XL 1) S. 67.

P. 414, 26 ff. ‚ipsi tibi eius voluntatem insinuent, ipsi evidenter te mera — faciunt scire mandata‘. Hier ist m. E. ‘faciunt‘ ebenso als Praesens pro Futuro im Texte zu belassen, wie p. 438, 11 ‚insinuant‘. Vgl. p. 387, 22; De simil. carn. p. 125, 25; R. Ehwald zu Aldhelm aenigm. 43, 4 p. 116; E. Löfstedt, Philol. Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae S. 212 f. — p. 425, 19 f. ‚quomodo adhuc permittimur huius lucis florem capere‘. Vielleicht ‚carpere‘. Vgl. z. B. Verg. Aen. I 387 f. ‚auras vitalis carpis‘.

7. Le lectionnaire Mérovingien de Schlettstadt et son texte occidental des Actes. Der codex 1093 von Schlettstadt s. VII—VIII enthält in den vierzehn aus der Apostelgeschichte gezogenen Lektionen einen Text, der sich dem des Gigas librorum und dem der Hs. von Perpignan an die Seite stellt.

8. Règlements de Grégoire VII pour les chanoines réguliers. Aus cod. Vat. lat. 629. Früher infolge falscher Auflösung einer Abkürzung für eine regula canendi gehalten. Zu p. 462, 26 f. ‚quoniam omnes equaliter omnia non possunt‘ vgl. Otto, Sprichw. S. 254 f.

9. Walter de Honnecourt, un écrivain inconnu du XIe siècle. Von diesem anderweitig nicht bekannten Benediktiner von Honnecourt (Hunocurtum, Diözese Cambrai) haben sich im cod. 65 der Sammlung Salis in der Bibliothek zu Metz drei Briefe erhalten: 1. an die Mönche von Honnecourt, das



Walter verlassen hatte, um sich nach Vézelay zurückzuziehen, 2. an Roscellin, Kanonikus von Compiègne, den berühmten Nominalisten, 3. an einen jungen Mönch, der Bedenken trug, sich von einem simonistischen Bischof ordinieren zu lassen.

Epist. 1 p. 471, 19 ff. ,alienum vero vult ignem inferre, qui cum igne discordiae, luxuriae, avaritiae et ceterorum domino nititur sacrificare'. Nach ,ceterorum' ist ein Wort wie ,vitiorum' zu ergänzen. — p. 472, 1 f. ,nullius anathematis eulogio (,eologio' die Hs.) assignat denotari'. Doch wohl ,elogio'. Vgl. De sim. carn. p. 113, 3 ,maledictionis elogium'; Tract. Orig. de libris ss. script. XIX p. 203, 10 Batiffol. — p. 472, 7 f. ,non igitur mutat sedem, qui non mutat intentionem'. Vgl. Otto Sprichw. S. 61; Archiv f. lat. Lexikogr. VIII (1893) S. 25 u. 400; Wochenschr. f. klass. Philol. 1914 Nr. 15 Sp. 413. — p. 473, 25 f. ,portans sub veste, ut Natan propheta in David, medicinale ferramentum'. Aus Gregors des Großen reg. past. III 2 (Migne LXXVII 53 C). —

10. Critique des sermons et homélies apocryphes du bréviaire Romain. Das Verzeichnis unechter Stücke, wie es Morin auf Grund dreimaliger Prüfung des Materials vorlegt, deckt sich fast vollständig mit dem, das bereits ein Gelehrter des achtzehnten Jahrhunderts angelegt hat.

Diesen zehn Abhandlungen geht die bereits erwähnte ,Introduction bibliographique' voraus. Sie umfaßt 114 Nummern, bildet, obgleich sie nicht nach der Chronologie des Erscheinens, sondern, soweit dies möglich war, der Gegenstände der einzelnen Arbeiten angeordnet ist, eine Art von Regesten über des Verfassers literarische Tätigkeit in einem Zeitraum von 25 Jahren und liefert für die in der neuen Sammlung veröffentlichten und weiterhin zu veröffentlichenden Abhandlungen ,un cadre général et des points de repère: il n'y aura qu'à se reporter au numéro qui lui est assigné dans la liste ci-dessous, pour se rendre compte immédiatement de la place qui lui revient dans l'ensemble, de la date et du lieu où elle a paru d'abord, des discussions dont elle a été l'objet de la part des érudits contemporains, des améliorations que j'y ai apportées moi-même avec le temps, enfin de tout ce qui peut contribuer à en rendre la lecture plus facile et plus instructive'. Auf ebenso dankbare Aufnahme wie diese Introduction biblio-



graphique darf das Initienverzeichnis zu den sämtlichen von Morin bekannt gemachten Texten rechnen, das für den zweiten Band der Sammlung in Aussicht gestellt wird.

Es war die pietätvolle Anhänglichkeit an sein Kloster, ‚ce coin de terre privilégié qui s'appelle Maredsous', die den Verfasser bewogen hat, seine ‚Études, Textes, Découvertes' als zweite (allerdings in Format und typographischer Ausstattung von der ersten abweichende) Serie der Anecdota Maredsolana ausgehen zu lassen. Man möchte glauben, schon dieser Umstand allein müsse zur Beruhigung oder vielmehr zur Beschämung jener ängstlichen Gemüter genügen, die in dem Schaffen von Männern wie Morin nur das Schalten einer ‚destruktiven Kritik' zu erblicken vermögen und Religion und Kirche für gefährdet halten, wenn eine — Legende als Legende behandelt wird!

LXX.

Stimmungen und Strömungen im katholischen Frankreich.

Von Dr. Jul. Bachem, Cöln.

Alsbald nach Ausbruch des Weltkrieges zeigte es sich, daß die noch kirchlich gerichteten Katholiken Frankreichs in der Betätigung patriotischer Gesinnung hinter ihren der großen Mehrheit nach jedem positiven Bekenntnis gleichgiltig oder feindselig gegenüberstehenden Landesgenossen in keiner Weise zurückstanden, sie vielmehr noch zu überbieten suchten. Dagegen ist gewiß nichts zu erinnern. Was für die deutschen Katholiken pflichtgemäß und löblich ist, kann man den französischen Katholiken nicht zum Vorwurf machen.

Aber bald trat eine für die französischen Katholiken bedenkliche Erscheinung immer deutlicher hervor. Ihr Patriotismus artete nicht selten in Nationalismus und Chauvinismus aus. Dieser überreizte, ungesunde Patriotismus



ließ gegenüber den mit Frankreich im Krieg befindlichen Völkern, insbesondere dem deutschen Volke, nur zu oft alle Gebote der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit außer Acht und eröffnete im Wettbewerb mit den radikalen und kirchenfeindlichen Richtungen in Frankreich einen bis heute ungeschwächt fortdauernden Verleumdungsfeldzug.

Das zeigte sich insbesondere bei der Behandlung der belgischen Dinge, bei welchen gerade vom katholischen Standpunkt gegen die zur Besetzung Belgiens gezwungenen deutschen Truppen Anschuldigungen erhoben wurden, die entweder völlig unberechtigt, oder doch maßlos übertrieben waren und der für die deutschen Truppen durch das Verhalten eines nicht kleinen Teiles der belgischen Bevölkerung geschaffenen Zwangslage in keiner Weise Rechnung trugen.

Der Verleumdungsfeldzug auch noch kirchlich gerichteter Kreise Frankreichs gegen Deutschland ist in ein vollständiges System gebracht worden und hat zur Veröffentlichung eines Buches „Der deutsche Krieg und die katholische Kirche“ geführt, über dessen Inhalt über Holland Mitteilungen nach Deutschland gelangt sind, wonach die Schrift äußerst heftige Kundgebungen von Deutschenhaß enthalten soll. Das Buch selbst ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. An dieser Schrift sind hervorragende Katholiken geistlichen und weltlichen Standes beteiligt. Die Kardinäle Amette und Luçon leiten die Veröffentlichung ein; zu den „Protektoren“ gehören zahlreiche andere Bischöfe.

Befremdend ist es, daß unter den Mitarbeitern und Förderern des Werkes auch Männer wie Georges Goyau sich befinden, der wegen seiner Unbefangenheit und wissenschaftlichen Gründlichkeit auch in Deutschland hochgeschätzte Historiker, dessen Schrift „l'Allemagne religieuse“ wegen seiner Behandlung protestantisch-kirchlicher Fragen auch von protestantischer Seite große Anerkennung gefunden hat. Auch hervorragende Akademiker sind dabei, wie Paul Bourget, Denys Cochin, Etienne Lamy und der feinsinnige Romanschriftsteller René Bazin, der Verfasser des „Romans einer



Putzmacherin". Mehrere dieser Männer sind mir persönlich bekannt, insbesondere Georges Goyau seit vielen Jahren. Mit René Bazin traf ich bei der Feier des 75jährigen Gedenktages der Wiedererrichtung der Universität Löwen zusammen, wo er Namens der Académie française die Reihe der ausländischen Gratulanten eröffnete. Es tut einem in der Seele weh, solchen Männern jetzt auf solchen Wegen zu begegnen.

René Bazin hat vor Kurzem auch eine Reise nach Rom gemacht, über die er im „Echo de Paris" (vom 4. und 11. April) berichtete. Da treten die auf ein Monopol hinauslaufenden Ansprüche der französischen Katholiken unverhüllt hervor. Bazin klagt, daß Frankreich in Rom nicht mehr den „glänzenden Rang" einnehme, den es dort gehabt habe, dessen es auch jetzt noch würdig sei und den es unbedingt wieder einnehmen müsse. Er glaubt, daß es nur vorübergehend sei, wenn die italienischen Katholiken, die Prälaten und sogar die Kardinäle die Ansicht verloren hätten, „daß Frankreich eine Art Vorrang in der Christenheit besaß, eine besondere Rolle spielte und eine ruhmvolle Mission hatte". Er spricht die Erwartung aus, daß Rom in Frankreich bald wieder „die große katholische Macht" erblicken werde. Und das, obwohl in Frankreich nach wie vor ein antikatholisches, atheistisches Regiment geführt wird, welches jeder Rücksicht auf katholisches Empfinden und katholisches Interesse sich entschlagen zu können glaubt!

In welchem Maße unkatholischer Nationalismus und Chauvinismus sich in Frankreich sogar in den Kirchen breit machen können, beweisen drastisch einige Tatsachen, welche Dr. Krebs, Privatdozent an der katholisch-theologischen Fakultät in Freiburg i. B., im Freiburger katholischen Gemeindeblatt vom 31. Januar dieses Jahres festgestellt hat.

Am 15. November 1914 hielt der Dominikaner Janvier in Anwesenheit des Kardinals und Erzbischofs Amette im Liebfrauenmünster zu Paris eine Predigt. Darin heißt es wörtlich: „Das Lob des belgischen Heeres, das jetzt über



der ganzen Erde ertönt, wird nie verstummen. Unsere Engel, unsere Heiligen, unsere Apostel, unsere Kirchenlehrer, unsere Dichter und Geschichtsschreiber werden den lauten Widerhall dieses Lobes fortpflanzen bis ans Ende der Zeit und über die Zeit hinaus. Die kommenden Geschlechter werden ewig im Himmel und auf Erden wiederholen hören: Ehre dem König Albert von Belgien; Ehre der Königin der Belgier Elisabeth; Ehre Broqueville dem Ministerpräsidenten und seinen Mitarbeitern; Ehre der Armee von Lüttich, Namur, Antwerpen, Ostende, Dixmuiden! Der ganzen belgischen Rasse Ehre und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Man würde, so fügt Dr. Krebs hinzu, seinen Ohren nicht glauben, wenn man diese blasphemischen Worte — denn Gott gebührt der ewige Lobgesang der Heiligen, nicht den Menschen — von einer Kanzel predigen hörte. Aber damit ein Jeder auch im Auslande sie lese, hat der Verfasser sie im Druck ausgeben lassen unter dem Titel: L'héroisme de la Belgique pendant la guerre de 1914. Discours prononcé à Notre Dame de Paris le 15 novembre 1914 par le révérend père Marie Albert Janvier des frères Prêcheurs sous la présidence de son Eminence le Cardinal Amette, Archevêque de Paris. — (die Stelle S. 7 f.) Hier ist alle Würde verloren und in ihr Gegenteil verkehrt, in frevelndem Hochmut und Stolz. Kein Wunder deshalb, wenn bei solchen Reden auch das Publikum die Würde des Gotteshauses vergißt und wie im Zirkus und Theater lauten Beifall klatscht. Kein Wunder, daß nach solcher Aufführung der Domorganist die Orgel, die dem Gotteslob erklingen soll, zum Spiel der Marseillaise, des französischen Revolutionsliedes, mißbraucht! Aber das ist geschehen in folgerichtiger Weiterführung der würdelosen Rede des Predigers.

An demselben 15. November wurde in der Kirche der Flamländer in Paris zur Messe von einem freimaurerischen Opernsänger die „Hymne an die Nacht" und die belgische Nationalhymne gesungen und auch da setzte lebhaftes Beifallklatschen ein, „trotz der Heiligkeit des Ortes", wie die



katholische Zeitung La Croix am 16. November kindlich mitteilt.

Es entspricht demselben, aller Würde bar gewordenem Denken, wenn in einem französchen Totenzettel, in welchem die Freunde zum Seelenopfer für einen Gefallenen eingeladen werden, nicht mehr die Worte stehen: „Betet für ihn ein de profundis", wie es früher üblich war, sondern der Ausruf: „Vive la France!" Das Echo de Paris, welches diese Tat in die Welt hinaus verkündet, fügte hinzu: „Welch ein herrlicher Sieg der französischen Seele! Welche Quelle übernatürlicher Kraft!"

Ein großes liberales deutsches Blatt bezeichnet nicht mit Unrecht diese Tatsachen „als außerordentlich scharfe Streiflichter auf die Lage". „Sie zeigen uns den eigentümlichen Weg, den die religiöse Erneuerung Frankreichs geht und nach Lage der Dinge vielleicht zu gehen gezwungen ist, den Weg über politische Erfolge. Hierin liegt zugleich die schwere Gefahr für die religiöse Erneuerung Frankreichs: sie wächst nicht von innen heraus, rein und ungetrübt durch Nebenzwecke, eine spontane Reaktion gegen die religiöse Zerrüttung und Verwahrlosung; damit ist sie verurteilt, eine Halbheit ohne jede Tiefe und ohne jede Aussicht auf Lebensfähigkeit zu sein; und weiter: Gefesselt an das politische Ziel scheitert die religiöse Wiedergeburt mit dem Scheitern der politischen Ziele." Das ist nur zu richtig. Nur braucht man nicht gelten zu lassen, daß die religiöse Erneuerung Frankreichs nach Lage der Dinge vielleicht gezwungen sei, den Weg über politische Erfolge zu gehen. Es gibt ganz andere und sicherere Wege, nur erfordern dieselben viel ernste, ausdauernde und opferwillige Arbeit.

Es fehlt ja auch unter den französischen Katholiken nicht an Männern, welche die Dinge sehen, wie sie sind. Dazu gehört Maurice Vaussard, der in der Pariser Revue pratique d'Apologétique (Nummer vom 1. April) in einem Artikel: Pour ceux qui survivront in sachlicher Weise die Lage bespricht, in welche die Katholiken geraten sind, und



die Aufgaben, die sie später zu erfüllen haben. Zunächst stellt er fest, daß die Elite der französischen Jugend, auf die man so große Hoffnungen gesetzt habe, dezimiert sei. Sodann weist er darauf hin, daß die Zahl der gefallenen Offiziere außergewöhnlich groß sei und daß sich gerade in ihren Reihen die Männer befunden hätten, die dem alten Glauben und den Traditionen treugeblieben wären. Auch verhehlt er sich nicht und führt einige krasse Beispiele dafür an, daß der Antiklerikalismus noch lange nicht erstickt sei. „Es ist gut", sagt er, „daß wir damit rechnen; anders handeln, hieße Illusionen wachrufen, die mehr schaden als nützen könnten. Von einer unmittelbaren und allgemeinen Regeneration unseres Landes reden heißt nichts anderes, als von Gott ein neues Wunder verlangen." Ferner warnt Vaussard seine Landsleute davor, übertriebene Hoffnungen auf die Kriegsbekehrungen zu setzen, da ein großer Teil dieser Bekehrten in ihrem früheren Milieu leicht wieder dieselben wie früher würden. Endlich betont er, daß die Stellung der Regierung unerschütterlich feststehe. Der Antiklerikalismus dieser Regierung sei aber absolut nicht gemildert. „Sie hat den Katholiken das bewilligt, was die Stunde gebieterisch heischte; aber während die belgische Regierung die Führer der Opposition in ihre Reihen aufnahm, die sie so bekämpft hatte, wie es eine Opposition in unserem Lande niemals tun würde, weigerte sich die unsere, auch nur einen, wäre er auch noch so fähig, anzunehmen." Organisation, so schließt Vaussard mit vollem Recht, tut in Frankreich vor allem not, nicht damit die jetzige Generation, sondern das kommende katholische Geschlecht Herr im Lande werde.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, im Anschluß an diese Kundgebungen ausdrücklich zu betonen, daß es keineswegs der Katholizismus ist, welcher so viele französische Katholiken gegenwärtig irreleitet, sondern die nationalistische und chauvinistische Verzerrung der religiösen Gesinnung. Der beste Beweis dafür ist die Erscheinung, daß in den meisten neutralen Ländern gerade die überzeugten Katholiken es sind,



welche in dem gegenwärtigen Weltkrieg eine unbefangene und gerechte Haltung einnehmen. So ist es der Fall in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in weiten Kreisen Südamerikas, teilweise auch in Holland und Italien und ganz besonders in Spanien, welches man noch immer als das Land bezeichnen kann, in welchem der Katholizismus das ganze Volksleben am stärksten durchdringt.

In Spanien sind es gerade die erlesensten Geister, welche am meisten Verständnis für Deutschland und seine Sache zeigen und die Zumutung, als hätten die Spanier besondere Verpflichtungen zur Freundschaft mit Frankreich, abweisen. Unter den Schriftstellern gehören dazu insbesondere Ricardo Leon, der berühmte Romanschriftsteller, Benavente und Linares Rivas, Spaniens bedeutendste Dramatiker. Diese Männer haben sich dadurch in hohem Grade das Mißfallen der französischen Zeitschrift la Renaissance Politique, Littéraire et Artistique zugezogen. Auch der spanische Klerus steht ganz überwiegend auf der Seite der beiden europäischen Zentralmächte und zwar nicht am wenigsten aus religiösen Gesichtspunkten.

Die Haltung der spanischen Katholiken kommt denn auch immer mehr selbst an Stellen zur Anerkennung, an welchen man früher ganz anderen Urteilen über den Katholizismus in Spanien begegnete. Wer hätte es beispielsweise noch vor einem Jahre für möglich gehalten, daß die Tägliche Rundschau folgende Sätze aus einem ihr zugegangenen Briefe wiedergibt:

Das merkwürdigste ist, daß die glühendsten Verehrer, Verteidiger und Werber für das „protestantische" Deutschland die spanische Geistlichkeit und ihre Anhänger sind. Die Republikaner, Liberale, Sozialisten und Anarchisten dagegen sehen in Deutschland den Despotenstaat. Die Conservadores (nicht zu verwechseln mit unseren Konservativen), Katholiken, Jaimisten, das Militär und fast alle sonstigen Gebildeten sehen dagegen in Deutschland das, was es ist, nemlich den Kulturbringer, den Staat der Ordnung, Königstreue und



Pietät, sei es in religiösen, sei es in weltlichen Dingen. Dabei macht die katholische Geistlichkeit keinen Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken in Deutschland. Ich habe mir von Spanien früher eine ganz falsche Vorstellung gemacht und glaube, daß auch in Deutschland noch vielfach falsch über Spanien geurteilt wird. Mancher sieht in ihm ein Bild von finsterem Jesuitismus, von Inquisition, Reaktion, Bedrückung, Knechtung und Kreuzigung der Freiheitskämpfer und Fortschrittler. Und die Wirklichkeit ist genau das Gegenteil. Obwohl in Spanien das Pflichtgefühl wohl nicht so stark entwickelt ist, wie es unserer germanischen Auffassung entspricht, und infolgedessen die Pflege der Kulturaufgaben nicht selten zu wünschen übrig läßt, ist Spanien trotz alledem ein Land mit manchen großen Vorzügen vor anderen Ländern. Es ist das freiheitlichste Land, das ich bisher kennen gelernt habe. Nirgends in der mir durch eigene Anschauung oder durch Lektüre bekannten Welt herrscht so viel persönliche Freiheit wie in Spanien. Allerdings ist diese Freiheit vielfach mit Mangel an Disziplin verbunden, aber doch nicht in dem Maße, wie man sonst annimmt. Nach der Auffassung der Spanier waren ihre Bürgerkriege Folgen englischer Hetz- und Wühlarbeit, mit dem Zweck, Spanien zu schwächen, um ihm seine Kolonien leichter abnehmen zu können. Die anarchistischen Treibereien und Aufstände waren Folgen der französischer Machenschaften und Bestechungen mit demselben Ziel, wie auch um Spanien in Bündnisfragen gefügiger zu machen. Ferrer, einer der schlimmsten Massenmörder, ein Betrüger und Dieb, stand in französischem Sold. Das alles wissen die Spanier und deswegen wächst die Zuneigung zu Deutschland, fast der einzigen Großmacht, von der Spanien nichts Böses erlitten hat. Deshalb hat auch die Entfernung des Ferrer-Denkmals aus Belgien durch die deutsche Verwaltung in Spanien erneut tiefen Eindruck gemacht, ja, in meinen Bekanntenkreisen eine glühende Begeisterung hervorgerufen.

Die französischen Katholiken können in mehr als einer

Beziehung von den spanischen lernen und die französischen wie die spanischen Katholiken, das darf man ohne Überhebung hinzufügen, in mehr als einer Beziehung von den deutschen. Ganz besonders im Punkte der Organisation, ohne welche sie aus den vielfach beklagenswerten Verhältnissen ihres öffentlichen Lebens nicht herauskommen werden. Die gewaltige Machtentfaltung, welche Deutschland im Weltkriege zeigt, verdankt es nicht zum geringsten Teile seiner Organisation und wiederum verdanken ihrer Organisation die deutschen Katholiken vor allem die starke Stellung, welche sie im öffentlichen Leben ihres Landes einnehmen.

LXXI.

Der moderne Nationalismus im jetzigen Krieg.[1])

Als Österreich nach dem ungünstigen Ausgang der Schlacht von Magenta (4. Juni 1859) sich genötigt sah, seine in Modena, Parma und in der päpstlichen Romagna stehenden Truppenteile zur Hauptarmee heranzuziehen, haben die revolutionären Elemente sich beeilt, den Anschluß dieser Länder an Piemont zu erklären und die nichtrevolutionäre Bevölkerung hat dazu einfach geschwiegen, so daß die Meinung der Revolutionäre als die einhellige Sehnsucht dieser Länder erschien. Im Frieden zu Villafranca (11. Juli 1859) sodann hat Napoleon III. dem Kaiser von Österreich unter

1) Aus Gründen, deren Erörterung während der Kriegszeit nicht angeht, muß der Einsender Wert darauf legen, zu konstatieren, daß dieser Artikel schon für das vorige Heft (vom 1. Mai) bestimmt war und in diesem nur deswegen nicht erscheinen konnte, weil er volle fünf Tage auf dem Postwege zurückbehalten wurde. Die inzwischen fortgeschrittene öffentliche Diskussion hat einige doch unwesentliche Änderungen und Zusätze zweckmäßig erscheinen lassen.

Anderem auch die Zustimmung zu dem Projekt auferlegt, alle italienischen Staaten, Venetien inbegriffen, sollten zu einem Bund unter dem Vorsitz des Papstes vereinigt werden. Dieses Projekt, wenn es von Napoleon III. überhaupt ernstlich gemeint war, gelangte nicht zur Ansführung, einerseits weil Papst Pius IX. auf dasselbe begreiflicher Weise nicht eingehen konnte, andererseits aber, weil es auch von den italienischen Revolutionären, die auf der Vereinigung unter piemontesischer Führung beharrten, abgelehnt wurde. Und als König Viktor Emanuel in die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich einwilligte, ließ auch Napoleon III. selber diesen seinen Vorschlag im Stich und ersetzte ihn mit einem anderen: ein europäischer Kongreß solle die italienischen und damit zusammenhängenden Fragen regeln und entscheiden.

Zu Beginn des Dezember 1859 richtete nun Papst Pius IX. an Kaiser Napoleon ein Schreiben, worin er denselben bat, auf dem bevorstehenden Kongreß die Integrität des Kirchenstaates aufrecht zu erhalten und den hl. Stuhl von einer verbrecherischen Revolution zu befreien. Am Weihnachtsabend darauf erschien in Paris eine von Laguéronnière gezeichnete Broschüre „Der Papst und der Kongreß", welche zweifellos im Auftrag Napoleons geschrieben war und allgemein als Antwort auf das erwähnte Schreiben des Papstes betrachtet wurde. Derselbe Laguéronnière hatte schon im Februar des Jahres, also sozusagen unmittelbar vor dem damaligen Krieg, eine Broschüre „Napoleon III. und Italien" veröffentlicht, worin er die bevorstehende Katastrophe in Italien ankündigte. In der erwähnten zweiten, der Weihnachts-Broschüre, führte er aus, daß der Papst allerdings ein unabhängiges Gebiet besitzen müsse, daß aber zu diesem Zwecke Rom mit einem kleinen Weichbilde vollkommen genügen würde und daß also kein Grund vorhanden sei, die abgefallenen Provinzen wieder unter die päpstliche Herrschaft zu nötigen. Kardinal Antonelli sprach in einer Note an den französischen Gesandten, Herzog von Grammont, die Erwartung aus, daß der Kaiser die in der Broschüre ent-



wickelten Ideen desavouieren werde. Papst Pius IX. selbst wandte sich Ende Dezember nochmals direkt an Napoleon mit dem Wunsche, daß derselbe das Gebiet des Kirchenstaates nach seinen Grenzen von 1815 garantieren möge. Napoleon antwortete sozusagen umgehend, er bedauere, dem Papst keinen anderen Rat geben zu können, als auf die abgefallenen Provinzen einfach zu verzichten.

Die Ereignisse gingen dann den bekannten Weg und führten dahin, daß Napoleon III. und der Kirchenstaat fast gleichzeitig verschwanden.

Napoleon III. war bekanntlich in allen seinen Projekten und Unternehmungen schwankend und in seiner Ausdrucksweise meist mysteriös. Aber namentlich aus den verschiedenen Broschüren, die seine vertrauten Publizisten in die Welt sandten, war doch längst aller Welt klar geworden, daß er allenthalben, insbesondere aber in Italien, die sogenannten nationalen Ideen, wie sie von den revolutionären Elementen vertreten wurden, zu begünstigen und zu unterstützen entschlossen war.

Worin besteht nun dieser moderne Nationalismus? Das Wort Nation weist, wie jeder Gymnasiast uns sagen kann, auf die Geburt, also auf die Abstammung hin. Und bis in die neuere Zeit hat auch alle Welt die nationalen Kennzeichen hauptsächlich in der Abstammung gesucht. Denn mit der Abstammung, worunter wohl allgemein die Erziehung mitverstanden wird, sind in der Regel alle unterscheidenden Eigenschaften und Merkmale der Menschen gegeben, das heißt, die Abstammung umfaßt den ganzen Menschen, also seine physischen Kennzeichen, seine Sprache, seine religiösen, sozialen, rechtlichen und, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auch seine politischen Auffassungen, die er mit der Abstammung gewissermaßen mitererbt hat. Einer in diesem Sinne verstandenen Abstammungs- oder Stammesgemeinschaft hat man in der Regel ohne weiteres auch ein gewisses Recht auf politische Selbständigkeit zuerkannt, ja dieses Recht lag schon im Begriff der Stammesgemeinschaft

selbst. Die neuere Zeit dagegen hat immer mehr dazu geneigt, statt der Abstammung die Sprache als das hauptsächlichste und alleinige Merkmal der Nationalität zu betrachten. Damit wird also die Nationalität aus einer Stammesgemeinschaft, als was sie bisher gegolten hatte, zu einer bloßen Sprachgemeinschaft gemacht, und es wird uns zugemutet, alle weiteren Merkmale und Rechte, die man bisher wohl den Stammesgemeinschaften zuerkennen mochte oder mußte, ohne weiteres auch auf diese substituierten, unterschobenen Sprachgemeinschaften zu übertragen. So kann oder muß man denn sagen: das moderne Nationalitätenprinzip als Theorie besteht darin, daß es jeder irgendwie zusammenhängend wohnenden Menge von Leuten, welche zu einer bestimmten Zeit dieselbe Schriftsprache gebrauchen, schon bloß wegen dieser Sprachgemeinschaft das natürliche Recht auch auf politische Selbständigkeit zuerkannt wissen will; jede Sprachgemeinschaft hat darnach das natürliche Recht auf die Vereinigung auch zu einer politischen Gemeinschaft, zu einem mehr oder weniger selbständigen Staat. (Man sollte also diesen modernen Nationalismus vielleicht richtiger Linguismus nennen.) In neuester Zeit endlich hat man diesem nationalen Recht sogar auch noch eine nationale Pflicht hinzugefügt, die Sprachgenossen also für moralisch verpflichtet erklärt, sich gegenseitig in der Bewahrung oder Erringung der politischen Selbständigkeit zu unterstützen. Die praktische Folge dieser modernen Nationalitätentheorie wäre dann die, daß beispielsweise ein seit dem Frankfurter Frieden zum Deutschen Reich gehörender aber die französische Schriftsprache gebrauchender Elsäßer nicht bloß das natürliche Recht, sondern auch die moralische Pflicht hätte, seine und seiner elsäßischen Sprachgenossen Wiedervereinigung mit Frankreich anzustreben.

Natürlich hat die letzterwähnte Forderung, daß nemlich den Sprachgemeinschaften ohne weiters auch die politische Eigenberechtigung zuerkannt werden müsse, im ersten Moment für anstößig-radikal gegolten und es hat den Anschein gehabt, daß dieser Radikalismus den modernen Nationalismus in



schroffen Gegensatz zum regierungsfähigen Liberalismus bringen müsse. Das hat sich aber bald als ein großer Irrtum herausgestellt. Mit der Erhebung der Sprache zum alleinigen Kriterium der Nationalität hat der moderne Nationalismus vielmehr auch äußerlich sehr rasch den Anschluß an den Liberalismus nnd damit die Unterstützung aller liberalen Elemente gewonnen. Die alte Abstammungstheorie konnte ja, wie eben gesagt worden, von den mit der Abstammung ererbten religiösen, sozialen 2c. Anschauungen nicht absehen, wohl aber lag das dem Liberalismus so teuere Prinzip der Konfessionslosigkeit und eines gewissen Weltbürgertums im nationalen Sprachenprinzip schon inbegriffen. Denn wo die Sprache das hauptsächliche oder gar alleinige Kriterium der Nationalität bildete, dort war es natürlich ziemlich gleichgiltig, zu welcher religiösen, sozialen 2c. Auffassung der Sprachgenosse sonst sich bekannte. Auf diesem so gewonnenen oder entdeckten gemeinsamen Boden des religiösen, sozialen usw. Indifferentismus haben sich also der moderne Nationalismus und der alte Liberalismus die Hände gereicht, sich zum Nationalliberalismus verbunden. Und insofern ist! der Nationalliberalismus, wie er heute unter verschiedenen Namen und Formen fast in ganz Europa verbreitet ist, auch eine ganz logische Erscheinung. Das grobe oder komische Mißverständnis liegt nur beim Nationalismus, der sich einbildet und sich geberdet, als ob er prinzipiell etwas anderes, gar etwas höheres als der Liberalismus wäre. Nein der moderne Nationalismus ist im Grunde nur eine andere, eine neue Form des alten Liberalismus.

Dieser so geartete Nationalismus also war es, den Napoleon III. zum Hebel seiner Politik auswählte. Er hat diesen Nationalismus sogar für sein trauriges mexikanisches Unternehmen angerufen, hauptsächlich aber hat er damit in Italien operiert, das auf diese Weise gewissermaßen das klassische Land des modernen Nationalismus geworden ist. Kaum irgendwo anders jedoch kann die innere Schwäche dieser Theorie so augenscheinlich aufgezeigt werden, wie am



Beispiel Italiens, und trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb? — hat die Theorie kaum irgendwo anders so fanatische Anhänger gefunden wie dort. Sizilien und Süditalien waren erst phönizische, dann griechische Kolonien, Neapel behielt auch unter den Römern noch lange den griechischen Charakter, dann dominierten dort der Reihe nach Lombarden, Sarazenen, Normannen, Franzosen und Spanier. In der Volkssprache und in den Volksgebräuchen werden selbst heute noch viele Anklänge an diese verschiedenen historischen Epochen konstatiert. Ähnliches gilt auch von Norditalien. Und in allen ernsteren Geschichtswerken kann man lesen, daß die heutige italienische Schriftsprache, nemlich die Annahme derselben zur gemeinsamen Schriftsprache, verhältnismäßig recht jungen Datums, sogar um mehrere Jahrhunderte jünger als Dantes Commedia ist. Rein theoretisch könnte man sagen: Die italienische Schriftsprache ist eine Kunstsprache, die von der breiten Bevölkerung gar nicht gesprochen und ohne Nachhilfe durch das ebenfalls künstliche Mittel des Schulunterrichts von der breiten Bevölkerung auch gar nicht verstanden wird, eine Sprache, für die ein Volk erst gesucht werden mußte. In der Praxis, im wirklichen Leben war der Hergang wohl der, daß die steigende Vervollkommnung der Verkehrsmittel auch eine Steigerung des Verkehrs und damit das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Verkehrssprache erzeugt hat, als welche sich die auf literarischem Wege entstandene Kunstsprache dargeboten hat. Auf diese Weise konnten sich gewiß die Beziehungen der Bewohner der Halbinsel erleichtern und vervielfältigen, auch manche äußere Verschiedenheiten abschleifen, niemals aber konnte aus solchen bloß äußerlichen Momenten ein gemeinsames Stammes-, ein einheitliches Nationalgefühl und -Bewußtsein sich entwickeln, das denn auch in den breiten Bevölkerungsmassen heute noch nicht besteht.

Sagen wir es mit einem Worte: alle Verrenkung der Natur und Geschichte kann darüber nicht hinwegtäuschen, daß die eigentliche, die wahre Triebfeder der italienischen Einigungs-



bestrebungen eine ganz andere gewesen ist, eine solche, welche mit Nation und Nationalismus, wenn überhaupt, nur im einseitigsten Parteisinn etwas gemein hat. Es ist dies den Zuschauern bei den betreffenden Demonstrationen auch förmlich in die Ohren geschrieen worden. „Nieder mit den Pfaffen!" „Nieder mit dem Pfaffenregiment!" So ähnlich lauteten wie stereotypiert die Rufe derjenigen Elemente, welche speziell im Kirchenstaat gelegentlich dazu angeworben waren, Volk zu spielen, den sogenannten Volkswillen in den Straßen zum lauten Ausdruck zu bringen. In Mailand usw. wurde derselbe fromme Wunsch den Österreichern dargebracht, die bald als solche, bald als „Fremde", meist aber schlechthin als „Deutsche" verwünscht wurden. Gemeint war immer dasselbe. Die Österreicher oder Deutschen hatten, solange sie es vermochten, das „Pfaffenregiment" im Kirchenstaat und die katholischen Dynastien in den anderen Staaten Italiens geschützt und gestützt. Beide, der Mantel und der Herzog, so war es im Synedrium beschlossen, mußten fallen. Über die Frage, wer oder was an die Stelle der Gestürzten treten, womit das Vacuum ausgefüllt werden solle, gab es allerdings Meinungsverschiedenheiten, welche die Ausführung des Hauptplanes verzögerten, bei Napoleon auch wiederholte Bedenken und Schwankungen bewirkten. Die Mazzini und Garibaldi, diese Muster-Italiener, wollten bekanntlich die Republik. Cavour und Napoleon hatten es natürlich anders gemeint. Doch war die Verständigung nicht allzu schwer. Trotz ihres vom Nationalliberalismus selbst heute noch viel gepriesenen Idealismus haben die vorhin genannten Muster-Italiener bald den Wert der von Napoleon und Cavour repräsentierten Wirklichkeit begreifen und sich vor derselben beugen gelernt.

Weder in erster noch in letzter Linie also handelt es sich um Nation und Nationalität, die ja auch gar nie und nirgends bedroht waren, sondern um Schwächung der Autorität des Papstes und des politischen Gewichtes der kirchenfreundlichen Macht. Nation und nationale Idee oder gar



nationales Ideal, man sage und drucke darüber, was man wolle, waren nur das gleißende Gewand, in welchem der kirchliche und politische Verrat einherschritt. Zeuge dafür auch alle sonstigen Taten und die ganze übrige Praxis des modernen Nationalismus. Die Insel Korsika beispielsweise ist nicht weniger italienisch wie etwa Sardinien oder Sizilien. Gleichwohl hat sich wegen ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich noch kein modern-nationaler Italiener heiser geschrien, weder zu Zeiten des Kirchenstaates, noch nach dessen Zerstörung; weder Mazzini, noch Garibaldi, noch irgend ein anderer Irredentist hat da etwas zu befreien gefunden. Und das bereits erwähnte Nizza, das doch schon 100 Jahre v. Chr. romanisiert worden und historisch so enge mit dem Stammlande der in Italien herrschenden Dynastie verbunden ist, haben Cavour und Genossen ohne jeden nationalen Skrupel sogar freiwillig an Frankreich verschenkt. Auch anderwärts wird das nationale Prinzip fast mit pünktlicher Regelmäßigkeit nur dort und dann angerufen, wo und wann es gilt, Österreich Verlegenheiten zu bereiten. Sogar in Rumänien sehen wir, nicht etwa erst seit dem gegenwärtigen Krieg, sondern schon seit Jahren dasselbe unaufrichtige Spiel. Auch in Serbien, in der serbischen Kraina nämlich, wohnen Rumänen. Kein Ionesco und wie die rumänisch-nationalen Patrioten alle heißen, kümmert sich um diese Sprachgenossen. Bessarabien, das noch bis 1878 zu Rumänien gehörte und das jetzt bereits halb russifiziert sein soll, ist ebenfalls längst schon vergessen. Nur die siebenbürgischen Rumänen, die überhaupt nie zum heutigen Rumänien gehört haben und trotz aller wirklichen, großenteils aber nur tendentiös behaupteten Unterdrückung sogar noch immer kräftiger werden, nur auf diese sind die begehrlichen Augen der gewissen Bukarester Blätter und Agitatoren geheftet. Und kehrt man das Argument einmal um, fragt man nämlich, ob etwa irgendeine dieser bis ins Mark nationalen Parteien den gelegentlichen Gewinn anderssprachiger Länder und Gebiete verschmähe, wie blitzschnell da das geheiligte nationale Prinzip



sich in eitel Dunst auflöst. Serbien und Montenegro können nicht genug Albanesen in ihren hungrigen Magen bekommen, auch Bulgaren werden eifrigst begehrt. Non olent. Und die gewissen Griechen, wegen eines Streifens Epirus, das sie an Albanien überlassen sollten, geberdeten sich untröstlich, für das von den Engländern verschluckte Cypern aber hatten sie nicht einmal ein Räuspern, und einige bulgarische Teile der alten Türkei waren auch ihnen ein Festtagschmaus.

Aber um wieder zu unseren klassischen Italienern zurückzukehren, so hat uns die „Kölnische Zeitung“ vom 9. April die neueste Probe ihrer Kunst und Sehnsucht geoffenbart. Bekanntlich wird in Italien seit Monaten eine Agitation des Sinnes unterhalten, die italienische Regierung solle schon für die Bewahrung ihrer Neutralität das Trentino verlangen, eventuell aber sich selber holen. Was ist das Trentino? Man sollte meinen: Trient und Gebiet, in der Hauptsache also etwa die Bezirkshauptmannschaft Trient und Rovereto, in denen, wie man zugeben kann, auch die Sprache der Bevölkerung dem Schrift-Italienisch ziemlich nahe steht. Nun hat aber die „Kölnische Zeitung“ am obgenannten Tage eine kartographische Skizze veröffentlicht, welche den Anspruch erhebt, beiläufig die italienische Sprachgrenze Südtirols zu veranschaulichen. In dieser Karte erscheint die Sprachgrenze im Westen bis zu den Zufallspitzen, und im Osten bis etwa zur Konturinusspitze und Hohen Gaisl hinaufgeschoben, umfaßt also — außer dem erwähnten Trentino — nicht bloß das ganze Judikarien, sondern auch ganz Nons- und Sulzberg, das ganze Fleims- und Fassatal mitsamt Buchenstein, ferner die obersten Teile des Gadertales und selbst das ganze Ampezzo. Da ist also das Trentino urplötzlich so hoch und breit gewachsen, wie es sich selbst die ganz eingefleischten Trentinisten Südtirols bisher kaum je geträumt haben. Der beigegebene Text spricht übrigens auch gar nicht vom Trentino, er desavouiert also die verhältnismäßig noch sehr bescheidene Ausdrucksweise der Irredentisten, sondern wir finden da den erweiterten Ausdruck

Welsch-Tirol angeordnet. Nun als welsch wird in Südtirol alles bezeichnet, was nicht deutsch ist, ohne aber deshalb auch schon italienisch zu sein. Man zählt im südlichen Tirol wohl ein halbes Dutzend Idiome, die nicht deutsch sind, mit dem Italienischen gewiß viele Verwandtschaft, aber andererseits auch wieder so viel Verschiedenheit zeigen, daß sie kein Sprachforscher schlechthin als italienisch bezeichnen kann. Auch als Schriftsprache dient da lange nicht überall das Italienische, sondern je nach geographischer Lage auch das Deutsche. Aber selbst angenommen, alle diese Idiome seien dem Italienischen zuzurechnen, so tut die in Rede stehende Karte doch auch dieser Auffassung wieder völlig Gewalt an. Denn sie schließt die Grödner, welche wahrlich ebensogut oder ebensowenig Welsche sind wie die Fassaner oder Nonsberger, von Welschtirol aus und weist sie Deutschland zu, die Badioten des einen und desselben Abtei-Tales aber werden gar mitten entzwei geschnitten, da St. Kassian als welsch, der Hauptort Badia aber als deutsch eingezeichnet ist. Wer Gegend und Verhältnisse kennt, merkt allerdings sofort die Absicht, wird aber dadurch recht verstimmt. Daß die Karte wohl die deutsche Enklave der Mocheni im Valsugana, nicht aber auch die deutschen Gemeinden im Nonsberg markiert, scheint ihr allerdings einen persönlichen Reiz zu verleihen, nämlich persönliche Erinnerungen, aber auch mangelhafte Kenntnis eines der Mitarbeiter zum Ausdruck zu bringen. Den wirklich authentischen Text zur Karte aber, so will es uns scheinen, hat die „Frankfurter Zeitung" schon vor etwa vier Wochen veröffentlicht. Dort war nämlich gesagt, in Italien werde „ein Trentino unter ethnologischen und militärischen Gesichtspunkten" begehrt. Damit dürfte auch die wirkliche Herkunft der Karte verraten sein. Die sogenannten ethnologischen Gesichtspunkte derselben haben wir eben beiläufig charakterisiert, auf die militärischen aber wollen wir, weil nicht strenge zum Thema gehörig, aber auch aus verschiedenen anderen Gründen lieber gar nicht eingehen, war es uns doch hauptsächlich nur darum zu tun,

einen kleinen Beitrag zur, sagen wir höflich: Naturgeschichte des modernen Nationalismus zu liefern.

Wir können unsere Erörterungen damit schließen, daß wir resümieren: die Spitze des modernen Nationalitätsprinzips war und ist in erster Linie gegen das Papsttum gerichtet, es hat den Papst in seinem eigenen Hause zum Gefangenen gemacht. Papst Pius IX. hat den Ratschlag Napoleons III., auf die abgefallene Romagna einfach zu verzichten, zuerst mit einem ernsten Schreiben an den Kaiser, dann am 19. Jänner 1860 auch mit einer feierlichen Enzyklika an die Bischöfe des Erdkreises beantwortet, worin er erklärte, er wolle lieber die härtesten Prüfungen erdulden, ja sein Leben opfern, als daß er auf einen Teil des Kirchenstaates verzichtete. Man weiß, daß Pius IX. selbst am kritischen 20. September 1870 nicht gewankt hat, daß er es darauf ankommen ließ, daß die Feinde auch an seine Person Hand anlegten. Nicht er ist vor seinen Feinden zurückgewichen, sondern seine Feinde sind vor seiner Person zurückgewichen. Er hat auch später nicht aufgehört zu protestieren, und wie er so haben bisher alle seine Nachfolger unerschütterlich protestiert. Jeder neue Tag, der heraufzieht, bedeutet einen neuen Protest des sichtbaren Oberhauptes der Christenheit gegen das moderne Nationalitätenprinzip. Und es ist nun schon der vierte Papst, der, ruhig zwar, aber unentwegt in dieser Haltung verharrt, lieber die ihm auferlegte Gefangenschaft erträgt, als vor der Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit des modernen Nationalismus sich beugt.

J—l.

LXXII.

Aus Holland.

Die Erklärung des heiligen Vaters gegenüber dem Korrespondenten des New-York World: die Vereinigten Staaten Nordamerikas sollten doch alles vermeiden, was den Weltkrieg verlängern könnte,[1]) hat allerwärts einen gewaltigen Eindruck hervorgerufen. Die Tragweite einer solch wichtigen Mahnung läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Das stolze Albion, die Moskowiter mit ihren Satelliten in Paris waren höchst entrüstet über solch ein Ansinnen des Vaters der katholischen Christenheit. Das Verbot der Waffen- und Munitionsausfuhr vonseiten Amerikas würde ja den Sieg der Zentralmächte ermöglichen und beschleunigen. Und doch wird jeder billig denkende Mensch dem hl. Vater aus vollem Herzen danken, wenn er dem scheußlichen Waffenhandel, der ein wahrer Hohn auf die vielgepriesene Neutralität Amerikas ist, ein Ende bereiten könnte. Wahrlich, ist es nicht eine traurige Erscheinung, daß in dieser ernsten Frage die Mehrheit unserer Presse sich in Schweigen hüllt? Neutralität um jeden Preis bleibt ihre Losung! Manche befürchten als Folge eines Ausfuhrverbotes eine baldige Erschöpfung der Ententemächte und den Sieg der Deutschen; sie sind eben dem Irrwahn verfallen, daß diese für die Verletzung der Belgischen Neutralität (?) gestraft werden müssen. Das Niederringen der Deutschen ist leider der Herzenswunsch auch vieler holländischer Katholiken und sie bleiben blind

1) Der Wortlaut nach der Köln. Volkszeitung Nr. 290 u. 291 in der Beilage Ecclesiastica zu Nr. 31 der Petrus-Blätter vom 27. April 1915.

für die Gefahren, die den unzähligen Millionen Katholiken aus dem Osten drohen.

Als kürzlich der holländische Dampfer „Katwyk" torpediert wurde, da geriet die Presse in eine gewaltige Aufregung und beschuldigte die deutsche Regierung des Bruches der Neutralität. Bald kam von Berlin die beruhigende Erklärung: Man könne auf vollen Schadenersatz rechnen, wenn die Untersuchung ergäbe, daß ein deutsches U=Boot die „Katwyk" versenkt habe.[1]) Inzwischen ging das Blatt „der Telegraph" in seinem bekannten Hasse alles Deutschen soweit, die Regierung zu einer Kriegserklärung aufzufordern. Und dieses Blatt verkündete noch in jüngster Zeit solch' eine niederträchtige, schamlose Moral, daß jeder anständige Mensch sich dagegen aufbäumt. Dieses Organ wird, Gott sei's geklagt, noch in katholischen Familien gelesen. Wenn dieses Blatt fortfährt mit seinen Wutausbrüchen gegen Deutschland und Österreich und andererseits die christliche Moral besudelt, dann werden auch manchem die Schuppen von den Augen fallen und er wird sich bei der Beurteilung des Weltkrieges eines gerechteren Maßstabes bedienen.

Es ist eine sehr erfreuliche, Tatsache, daß unter der Leitung verschiedener hochstehender Männer in Haag ein neues Wochenblatt „de Toekonnt" gegründet worden ist. Die erste Nummer liegt vor, worin der Regierung rückhaltlose Anerkennung gezollt wird für die peinlich geübte Neutralität. Leider hat aber eine nicht immer mit edlen Waffen im Auslande geführte deutsch=feindliche Presse=Campagne in manchen holländischen Blättern einen guten Resonanzboden gefunden, wodurch bei einem Teile unseres Volkes eine deutsch=feindliche Stimmung wachgerufen ist, der wir uns aus guten Gründen auch im eigenen Interesse wiedersetzen sollen. Im Laufe der Geschichte hat unser Vaterland oft Hilfe und Unterstützung, nie Bedrohung oder Angriff von deutscher Seite erfahren. Jeder möge bedenken,

1) Neuerdings hat die deutsche Regierung in der Tat vollen Schadenersatz zugesagt.



daß gute und freundschaftliche Beziehungen zum Deutschen Reiche, nicht weniger als zu anderen Reichen von großer Bedeutung für die friedliche Entwickelung der Zukunft Hollands sein werden. Meines Wissens befinden sich in der Redaktion des neuen Wochenblattes keine Katholiken, was immerhin bedauernswert ist.
I. W. B.

LXXIII.
Rundschau.

Es würde sich ziemen in diesem Monat, welcher der Maienkönigin geweiht ist, von königlichen Dingen zu reden; den Strahlenmantel, aus welchem die Glorie Mariens gemacht ist, vor das Nachtbild, von Flammen durchleuchtet, vom Todesschrei entsetzt, auszubreiten, das die Welt uns bietet. Ringsum noch breiten sich die Schlachtfelder aus, auf welchen Tod und Leiden reiche Ernten halten, wo die Männer fallen wie die Grashalme unter der Sense des Schnitters. Um die Herrschaft der Welt wird erbittert gerungen und weit mehr steht auf dem Spiel als das Schicksal einer oder mehrerer Provinzen. Da einige Geschichtschreiber von dem Sieg Caesars bei Alesia die heutige Gestaltung und Zivilisation Europas herleiten, so möchte man wohl meinen, daß der Ausgang dieser Schlachten um uns her dem alten Europa ein neues Antlitz geben könne.

Wer will, nach der alten Regel aus der Scholastik »causa causae, causa causati« den tiefsten Ursprung dieses Weltkrieges erfassen und nennen? Ohne Zweifel haben diejenigen nicht Unrecht, welche die Veranlassung auch in dem



wirtschaftlichen Kampf mächtiger Schichten der Nationen um den Vorrang auf den Weltmärkten suchen. Der seitherige Verlauf der Entwicklungen hat den Kreis erweitert und die höchsten Güter der Menschheit erscheinen deutlich in der Peripherie der Schlachtfelder. Für die Religion der Völker wird der Verlauf und der Ausgang des Weltkrieges von großer Bedeutung sein. Je länger der Krieg dauert, desto stärker betont sich diese Aussicht. Wir wollen hier nichts von den Möglichkeiten sagen, welche die unter Führung Japans sich vorbereitende Fesselung Asiens, die Ausbreitung des Buddhismus bedeuten können. Näher liegt zur Zeit das Ziel der vom Zaren gelenkten russischen Kirche, deren Feindschaft gegen die römisch-katholische Kirche in Galizien eine betrübende, harte Betätigung findet. Das Ziel ist nicht nur Konstantinopel und Jerusalem (obgleich letzteres nicht genannt wird), sondern die Ausbreitung der religiösen Macht des Zaren bis an die Schwelle Italiens und Deutschlands. Sankt Hieronymus hat in den Tagen, als das römische Reich schwankte, das Wort »septentrionis lupi« geprägt, das man, mit größerem Recht als damals, heute auf die Russen anwenden würde. »A mari pontico usque ad Alpes Julias non erant nostra quae nostra sunt« ruft Hieronymus aus, indem er die Größe des Reiches, das Rom beherrscht, schildert und die Gefahr des Sturzes vor die Augen stellt. Wenn in unseren Tagen ein Redner gleichen Geistes und gleicher Art die Gefahren, welche das alte Europa umlauern, schilderte, er könnte ähnliche Worte und Bilder gebrauchen und, wie damals, so würden die Zuhörer athemlos auf den prophetischen Redner blicken.

Ganz Europa wankt. Die unermüdliche Diplomatie der Entente-Mächte hat sich in den Jahrzehnten vor dem Krieg in fast allen Ländern eine Phalanx von Advokaten, Literaten, Ehrgeizigen und Geldhungrigen geschaffen, die sie seit dem Krieg in Bewegung gesetzt hat. In den Balkan-



ländern, in Griechenland, in Italien wird mit allem Hochdruck an dem Ziel gearbeitet, diese Länder in den Krieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland zu treiben. In Italien steht die Entscheidung bevor. In Spanien wird sie vorbereitet, denn, obgleich wenig von Spanien die Rede ist und eine starke Partei den Frieden erhalten will, so wirken Graf Romanones und die englische Partei am Hof für den Anschluß an Frankreich. In Norwegen und Dänemark sind englische Betrügereien beständig am Werk. Erst recht in den Vereinigten Staaten, wo die englische Partei aus dem Schicksal der „Lusitania" eine neue Waffe gegen Deutschland schmiedet. Ganz so heiß wird das Gericht wohl nicht auf die Tafel getragen. Aber es wäre verkehrt, wollte man alle diese Intriguen und Ziele der Entente-Mächte übersehen.

Die Verschiebung der Eröffnung der italienischen Kammer vom 12. auf 20. Mai soll, meint man, dem Frieden noch etwas Atem geben. Die Ereignisse werden ja schließlich alles Dunkel und Halbdunkel aufklären. — Wo die Landschaft im Lichte liegt, da erkennt man deutlich, daß die politisch aktiven Kreise in Italien zum größten Teil für Frankreich und England eingenommen sind. Dieser Teil der Italiener ist seit Jahrzehnten an politische Agitation gewöhnt und weiß sehr gut, wie Politik gemacht wird. Es sind unter diesem Teil sehr viele Republikaner, welche auf dem Standpunkte Mazzinis stehen. So erklärt sich wohl am einfachsten der Umstand, daß König Viktor Emanuel in seinem Telegramm an das Festkomité in Genua, ohne daß sonst eine besondere Veranlassung vorlag, der Erinnerung an Mazzini eine Verbeugung gemacht hat. In Genua geboren hat Mazzini (1831) in Marseille jenen historischen Brief an Karl Albert, König von Piemont, gerichtet, in dem er den König aufforderte, die Fahne der Freiheit und Einheit Italiens zu entfalten. Schon vorher, im Gefängnis von Savona, hatte Mazzini dieses Programm entworfen. In-



dessen nach der Entwicklung Italiens rückte Mazzini von dem Königtum ab, strebte die Republik an, weigerte sich, seinen Sitz im Parlamente einzunehmen, damit er dem König nicht den Eid zu leisten brauchte und starb in Pisa 1872 als glühender Republikaner und Gegner des Königtums. — Unter den Männern und Parteien, welche heute Italien in einen Krieg zur Verteidigung der französischen Republik treiben wollen, gibt es viele, sehr viele von den Meinungen und Wünschen, vielleicht keinen vom Geist Mazzinis. Ist es überflüssig, hier zu erwähnen, daß man in Frankreich keineswegs ein gutes Andenken an Mazzini hat, daß man in ihm vielfach einen „Gegner Frankreichs" (très-hostile à la France) zeichnet? Zugestanden, daß damals die Dinge anders lagen, aber es ist doch bezeichnend, daß die Republikaner in Italien die Kerntruppe derer darstellen, die den Krieg gegen Österreich-Ungarn wollen, — wollen um des Krieges willen; die italienischen Republikaner bedürfen des Krieges, um ihren Zielen näher zu kommen. — Sonach liegt das Problem in Italien nicht so sehr in den diplomatischen Unterhandlungen als in der Schätzung der Kraft, welche die Institution, die Cavour und Viktor Emanuel Italien gegeben haben, gegenüber den republikanischen Lockungen besitzen. Vom Thron aus überschaut man alles.

Ob, falls Italien in den Krieg zieht, die beim Vatikan beglaubigten Diplomaten in Rom bleiben, wie der Vatikan mit der katholischen Welt verkehren wird und schließlich gar, ob der Papst in Rom bleibt, so lange der Krieg dauert, das sind Fragen, die in Italien eifrig erörtert werden. Wir beteiligen uns heute nicht an diesen Unterhaltungen. Papst Benedikt XV. wird das Rechte zu tun wissen. Mit Liebe und Sorge blickt die Christenheit des Erdbodens nach Rom.

Die Gedenkfeier an den Zug der „Tausend von Marsalla" hat auf dem Felsen von Quarto bei Genua, wo Garibaldi seinerzeit die Fahrt antrat, und in der Stadt Genua zu einer Schaustellung geführt, deren Glanz groß war.



Der Dichter Gabriele d'Annunzio, der seit fünf Jahren in dem ihm von seinen italienischen Gläubigern auferlegten Exil in Paris gelebt hatte, war gekommen, die Festrede zu halten. Man hat seitdem berichtet, daß diese Rede „ganz Italien im Kriegsfieber erzittern lasse". Etwas Übertreibung wird dabei sein, denn die Rede macht bei der Lektüre nicht diesen starken Eindruck. Es ist die Tonart wie in „Nave", eine in glühenden Farben und gewagten Bildern schmelzende Sprache. Mehr auf dem Boden der Wirklichkeit hielt sich d'Annunzio, als er auf dem Bankett im Theater Carlo Felice in Genua einen Trinkspruch auf Rom ausbrachte mit dem Wortspiel Roma-Amor. Darin braucht nicht etwa Martialscher Geist gefunden zu werden. Als ich d'Annunzio zuletzt, im Mai 1914, in seiner Wohnung in der Avenue Kleber in Paris sprach, dachte er eher an den Weltfrieden (im Verein der Pazifisten) als an den Krieg; die Rolle des Tyrtaeus steht ihm schlecht.

LXXIV.

Der städtische Platz und dessen künstlerische Gestaltung.

Ein Vortrag.

Bis zum Jahre 1889, in welchem Jahre der Regierungsrat Camillo Sitte, Direktor der K. K. Staatsgewerbeschule in Wien, sein grundlegendes und bahnbrechendes Buch „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen" veröffentlichte, galt der moderne Städtebau lediglich als ein Gebiet oder Problem der Ingenieurwissenschaft. Ein „schönes" Kanalprofil, ein tadelloses Nivellement, gehörige Abmessungen in den Frontentfernungen der Straßen, rechtwinkelige Häuserblöcke, geradlinige Fluchten und was dergleichen sogenannte Reißbrettästhetik mehr sein mag, waren im neunzehnten Jahrhundert die Elemente und Grundlagen des Städtebaues. Man sah im Städtebau und Städtebild, ähnlich wie der zu einer wahrhaft künstlerischen Erfassung eines Gemäldes unfähige Kunstbanause, nur mehr das einzelne Gebäude und das Detail, man war zur ästhetischen Erfassung der größeren baulichen Gruppen und des Gesamtbildes einer Stadt blind und unfähig geworden.

Doch die künstlerische Blindheit des Auges ist, wenn auch schwer, so immerhin leichter zu heilen als die physische. Langsam und sicher setzte am Ende des Jahrhunderts, nach der von Sitte und seiner Gefolgschaft vorgenommenen ästhetischen Staroperation, die Besserung an. Die Häßlichkeit der einzig nach dem Verkehrsstandpunkte geschaffenen Stadt-



anlagen wurde erkannt und damit der Städtebau allmählich wieder zu einer Domäne des Architekten: des sehenden Künstlers. Man kam endlich wieder — und das ist der Hauptgewinn in der neuen städtebaulichen Bewegung — zu einer organischen Auffassung der Stadt und will die Stadt der Gegenwart und Zukunft, wie es die Baumeister der alten Städte erstrebten und erreichten, zu einem großen baukünstlerischen Organismus gestalten.

Die Zentren dieses Organismus sind die Plätze. Bei kleinen Städten ist es nur ein Platz: der Markt-, Stadt- oder Kirchplatz; er ist gleichsam das Herz, der bedeutsame Mittelpunkt des städtischen Lebens und der städtischen, in ihn einmündenden Straßen und Gassen. Ist vom Gesichtspunkte des Durchgangsverkehres aus die Straße wichtiger als der Platz, so ist vom architektonischen Standpunkte aus der Platz ungleich bedeutsamer wie die Straße; er ist einer höheren künstlerischen Entwicklung, einer imposanteren Gestaltung, einer reicheren Ausschmückung als jene fähig; und er ist zugleich meist auch reicher an lokalgeschichtlichen Erinnerungen; er erscheint ehrwürdiger und festlicher durch die Bedeutung und den äußeren Ausdruck der ihn einschließenden öffentlichen Bauten.

Wir werden die Bedeutung des städtischen Platzes und der städtischen Plätze, ihre wechselnden Aufgaben und sich ändernden Anlagen am besten und anschaulichsten durch eine Beschreibung und Vergleichung der antiken, mittelalterlichen und modernen Plätze erfassen. Denn daß wir von der „Stadtbaukunst der Vergangenheit lernen können", sagt A. E. Brinckmann,[1]) „werden nur ganz junge Architekten leugnen". Dieser historische Rückblick und Vergleich wird uns zugleich am sichersten zur Erkenntnis der Aufgaben, welche dem kommenden Städtebau obliegen, führen und befähigen.

1) Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit. Frankfurt a. M. 1911. S. 159.

I.

Als die glänzendste Leistung der Städtebaukunst aller vergangenen Zeiten müssen wir, den vorhandenen Resten und Berichten zufolge, den **Hauptplatz der antiken Stadt** betrachten. Der antike Platz erstrebte die höchste architektonisch-monumentale Wirkung, während gleichzeitig die Anlage der Straßen und sonstigen Stadtteile nicht selten künstlerisch vernachlässigt wurde.

Das Zentralbild und zugleich der politische Mittelpunkt der **griechischen** Stadt war die **Agora**. Es scheint **zwei** Arten derartiger Plätze gegeben zu haben: erstens einen großen Sammelplatz, wo sich das Volk zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten und zum Spiele vereinigte, zweitens andere, gewöhnlich kleinere Versammlungsplätze, wo es sich zum Handel und Gewerbe traf. „Diese beiden Arten offener Plätze waren von oft zwei Stockwerk hohen Säulenhallen oder Laubgängen umgeben, die schattige Wandelgänge und Treffpunkte bildeten; häufig war der Mittelpunkt — wie in Ephesus — von einem künstlichen See ausgefüllt."[1]) Um den großen, den „Zentralplatz herum gruppierten sich . . . das Haus des Senates, das Theater, das oft teilweise am Abhange lag, die Musikhalle, das Gymnasium, wo die Erwachsenen Leibesübungen trieben, und die Palästra oder Turnschule für Knaben; ferner die Rennbahn und in engster Nachbarschaft konnte man gewöhnlich die zweite Agora oder den Marktplatz finden . . .

Diese Gruppe von Plätzen und Gebäuden wurde gewöhnlich weiterhin durch Tempel geziert, die verschiedenen Göttern . . . geweiht waren, obwohl in einigen Städten letztere nicht unbedingt um die Agora gruppiert waren."[2])

Einen Typus der griechischen Stadtplätze bildete der Marktplatz von Athen, von welchem verschiedene Restaura-

1) Raymond **Unwin**, Grundlagen des Städtebaues. Übers. von L. Mac Lean. Berlin 1910. S. 102 ff. — Vgl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 149, S. 913 f.

2) Ebenda.



tionsversuche vorliegen. Die höchste Steigerung des künstlerischen Platzmotives „ist aber zu erkennen an den großen Tempelbezirken des griechischen Altertums zu Eleusis, Olympia, Delphi und an anderen Orten. Architektur, Plastik und Malerei vereinen sich da zu einem Gesamtwerke der bildenden Künste von einer Erhabenheit und Herrlichkeit, wie eine mächtige Tragödie oder eine große Symphonie. Das vollendetste Beispiel dieser Art bietet die Akropolis von Athen", die ein Städtebild und eine Platzanlage zugleich darstellt. „Das in der Mitte frei gehaltene Hochplateau, umschlossen von hohen Festungsmauern, bietet die herkömmliche Grundform dar. Das untere Eingangstor, die mächtige Freitreppe, die wundervoll durchgeführten Propyläen sind der erste Satz dieser in Marmor, Gold und Elfenbein, Bronze und Farbe ausgeführten Symphonie; die Tempel und Monumente des Innenraumes sind die zu Stein gewordene Mythe des hellenischen Volkes. . . . Das ist in Wahrheit der Mittelpunkt einer bedeutenden Stadt, die Versinnlichung der Weltanschauung eines großen Volkes. Das ist nicht mehr bloß ein Teil einer Stadtanlage im gewöhnlichen Sinne, sondern ein zum reinen Kunstwerk herangereiftes Werk von Jahrhunderten." [1])

Der Unterschied der römischen Stadt von der griechischen ist im einzelnen schwer festzustellen, besonders da sich viele römische Städte auf dem Fundamente von griechischen erhoben. Der Römer geht bei der Neuanlage von Städten rücksichtslos vor, er paßt das Terrain der Stadt an, während der feiner fühlende Grieche gewöhnlich den umgekehrten Weg einschlug, d. h. die Stadtanlage nach dem Terrain anordnete und durchführte.

Der Hauptplatz der römischen Stadt ist das etwas schief oder zu eng als „Marktplatz" übersetzte Forum. Von ihm schreibt der bekannte Architekturschriftsteller der Römer

1) Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. 2. Aufl. Wien 1889, S. 10 f.



Vitruv:[1]) „Die Griechen legen ihre Marktplätze im Quadrat mit geräumigen und doppelten Säulenhallen an und schmücken diese mit dichtstehenden Säulen und steinernen Gebälken . . . und bringen über der Decke Gänge an. In den Städten Italiens aber darf der Marktplatz nicht auf dieselbe Weise angelegt werden, deshalb, weil von den Vorfahren der Gebrauch überliefert ist, daß auf dem Forum Gladiatorenspiele veranstaltet werden. Man soll daher rings um den Schauplatz die Säulenweiten geräumiger anlegen und ringsum in den Säulenhallen Wechslerbuden und in den oberen Stockwerken vorspringende Zwischenräume anbringen, welche mit Rücksicht sowohl auf den zweckmäßigen Gebrauch, als auch auf die dem Staat daraus erwachsenden Einkünfte angelegt sein sollen."

„Was ist nach dieser Beschreibung", sagt C. Sitte,[2]) „ein Forum anders als eine Art Theater?" Deutlich geht dieses aus dem ausgegrabenen Forum von Pompeji hervor. „Auf allen vier Seiten . . . ist das Forum dicht besetzt mit öffentlichen Bauten, aber nur an der nördlichen Schmalseite ragt der Tempel des Jupiter frei hervor, und gleich daneben scheint die Vorhalle des Gebäudes der Dekurionen noch bis an den freien Platz gereicht zu haben. Im übrigen geht ringsherum eine Säulenhalle in zwei Stockwerken; der Raum in der Mitte des Platzes ist frei, während am Rande desselben sehr zahlreich größere und kleinere Monumente aufgestellt waren. . . . Was muß die Wirkung dieses Platzes gewesen sein? Nach modernen Begriffen noch am ehesten die eines großen Konzertsaales mit Galerie, aber ohne Decke, ein hypäthraler Versammlungssaal. Damit hängt auch die strenge Abgeschlossenheit des Raumes zusammen. Nicht nur Hausfronten in moderner Art sind gänzlich ferngehalten, sondern auch die Einmündung von Straßen sehr beschränkt." [3])

Nach denselben Grundsätzen wie das Forum von Pompeji

1) Nach C. Sitte i. O. S. 6 f.
2) Ebenda S. 8. 3) Ebenda.

ist das Forum Romanum angelegt; nur die Umschließung ist mannigfaltiger. Neben dem Forum Romanum bestand in Rom, wie in anderen italischen Städten und ähnlich wie in Griechenland, noch ein zweites Forum. Man unterschied nämlich das Forum civile und das Forum venale; letzteres diente für den Marktverkehr und führte in Rom den Namen Forum boarium (Rindermarkt). Das Forum ist für die ganze Stadt dasselbe, was für ein einzelnes Familienhaus das Atrium ist: der wohleingerichtete, gleichsam reich möbilierte Hauptsaal.

II.

Mit einem etwas großen geschichtlichen Sprunge begeben wir uns von der Antike in die Blütezeit des *mittelalterlichen* Städtewesens. Wie die mittelalterliche Stadt zum Teile in direktem Gegensatze zur antiken steht, so ist auch der mittelalterliche städtische Platz von der Agora und dem Forum der Griechen und Römer wesentlich verschieden, wenn hiebei auch die Grundbedingungen einer künstlerischen Platzanlage bleiben.

Das Zentrum der mittelalterlichen Stadt, ihres Handels, gesellschaftlichen und zum Teil auch politischen Verkehrs bildet der *Markt* oder *Marktplatz* samt den daranstoßenden Gebäuden, deren wichtigste die Hauptkirche und das Rathaus waren. Es wird uns heutzutage schwer, uns die große Rolle zu vergegenwärtigen, welche ein solcher Zentralplatz im Leben einer alten Stadt spielte. Dieses Leben wickelte sich viel mehr als heute im Freien ab, Verkehr und Austausch der Gedanken erfolgten in den Tagen, da Druckerpresse und Zeitung unbekannt waren, vorzugsweise „auf dem Marktplatze, so daß es für uns, die wir unsere Neuigkeiten aus aller Welt am Frühstückstische vorfinden und den größten Teil unserer Geschäfte brieflich oder telephonisch erledigen“,[1]) fast unmöglich ist, uns die Wichtigkeit, die der offene Markt im Leben unserer Väter hatte, vorzustellen.

1) R. Unwin, a. a. O. S. 102.



Die mittelalterliche Stadtanlage wurde nicht auf dem Papier entworfen, sondern sie ist geworden, d. h. sie hat sich schrittweise und organisch nach den vorhandenen Bedürfnissen entwickelt. Dieses Gewordene der alten Städte zeigt nichts klarer als ein Blick auf die Entstehung der Plätze. Wir folgen hiebei den instruktiven Ausführungen Chr. Klaibers.[1])

Im Mittelalter, sagt derselbe, hatten die Städte das Bestreben, den Groß-, Klein- und Zwischenhandel ausschließlich auf das Weichbild der Stadt zu beschränken und für die Stadt, im Gegensatz zum Lande, zu monopolisieren, so daß jede Stadt das umliegende Land in Bezug auf Handel und Gewerbe beherrschte. Die Landbevölkerung war hierdurch und durch die Wehrhaftigkeit der Städte genötigt, in der Stadt einzukaufen und dagegen ihre Produkte zu verkaufen. Diese wurden auf der Achse in die Stadt gebracht und am praktischsten im Freien zum Verkaufe angeboten, was die Notwendigkeit von Handelsmittelpunkten auf großen freien Plätzen begründete.

Da nun im Mittelalter das Religiöse überall mitwirkte und dem Stadtpatron neben seiner großen lokalen Bedeutung auch eine große Verehrung zuteil wurde, so war mit dem Marktbesuch stets auch der Kirchenbesuch verknüpft. Und darum war nichts naheliegender, als den Marktverkehr und den Kirchenverkehr möglichst geschickt zu verbinden, indem Marktplatz und Hauptkirche im Mittelpunkt der Stadt zusammengelegt wurden. Die günstige Handelslage der Kircheneingänge rief auch das Eingebaute hervor, indem bezeichnenderweise diese eingebauten Häuser fast durchweg Krämerläden sind.

Wie erfolgte nun das Ausschneiden des Platzes aus dem Stadtplan, wie die Festsetzung seiner Größe? War die Kirche zuerst da, so besetzten die Händler und Krämer die für ihre Zwecke günstigen Plätze. Die von auswärts ge-

1) Das Grundlegende im mittelalterlichen Städtebau. („Der Städtebau" Jahrg. VII, S. 122 f.)



kommenen, überaus zahlreichen Fuhrwerke wurden, wie noch heute vielfach üblich, an einem bestimmten Platze, dem Wagenplatz, aufgestellt. Bei der nun kommenden Bebauung wurden die gewohnheitsmäßig, natürlich entstandenen Plätze frei gelassen, sie waren, juristisch gesprochen, Gemeingut geworden. Das Wichtigste aber war die Festsetzung der Größe des Platzes, welche durch den bestehenden Verkehr erfolgte, indem dessen Platzbedürfnis die Grenze angab, bis zu welcher gebaut werden konnte. Dieser Verkehr stand immer im Verhältnis zur Stadtgröße; und da auch in den öffentlichen Bauten das Größenverhältnis der Stadt zum Ausdrucke kam, so lag darin der Grund für das meist so vortrefflich gelungene Verhältnis der Platzgröße zur Stadt und ihren Bauten. Ein Fehlgreifen, wie es unsere Zeit kennt, war damit in das Bereich der Unmöglichkeit gerückt. Nicht in erster Linie künstlerische Forderungen bedingten die Platzanlage, sondern die gegebenen Verhältnisse. Allein die letzteren trugen das Künstlerische unbewußt in sich und die Baumeister des Mittelalters ergänzten und änderten im Laufe der Zeit bewußt, nach einem unverdorbenen, nicht durch tausend widersprechende Eindrücke verwirrten Empfinden die bauliche Umschließung des Marktplatzes.

„Die bewundernswerte Fähigkeit der alten Stadtbaukunst“, sagt E. Brinckmann,[1]) „besteht . . . darin, daß sie jedes Neue in die bestehende Situation ohne Dissonanz einzufügen versteht, daß sie sicherstes Gefühl für die zeitliche Form und ihre Konsequenzen im einzelnen besitzt und sie gut mit dem Vorhandenen zusammenwägt.“

Ein baukünstlerisch wertvoller Platz soll ein Raum sein. Bei den mittelalterlichen Plätzen wird der Raumeindruck hervorgerufen 1. durch die Geschlossenheit der Plätze, die aber oft nur zum größeren Teile vorhanden ist; 2. durch die bedeutenderen Architekturen des Platzes und ihre gesteigerten, die unbedeutenderen Architekturen zusammen-

1) A. a. O. S. 111.

fassenden Größenverhältnisse. Ich erinnere in dieser Hinsicht an den Marktplatz in Rothenburg ob der Tauber und an den Schäfflersmarkt in Nördlingen.

III.

Gleichsam eine Mittelstellung zwischen der Platzanlage der Antike und jener des Mittelalters nimmt der städtische Platz und die Platzarchitektur des **Barocks und der anschließenden Zeit** ein.

Die Platzanordnung der Baukunst des Barocks wurde durch die italienische Architektur der Renaissance vorgebildet. Die erste Ursache der Umgestaltung des mittelalterlichen Platzes lag indeß nicht in der Wiederaufnahme der römischen Architektur durch die Meister der Renaissance, sondern in dem damals intensiv gepflegten Studium der **perspektivischen Wirkungen** und in dem ebenso regen Streben nach Erzielung starker perspektivischer Wirkungen. Ähnlich wie der Bühnenkünstler, so sollte nun auch der Architekt seine Gebäude, Kolonnaden, Monumente, Brunnen, Obelisken usw. nach den Regeln der künstlerischen Perspektive zur Aufstellung bringen; die städtischen Plätze sollten Fernsichten, Durchblicke aller Art, Auffahrtsrampen zu Monumentalbauten u. a. erhalten. Und die Baumeister des sechszehnten Jahrhunderts erzielten auch achtungsgebietende Platzwirkungen; „nicht selten überragt die Schönheit der Plätze, die Vortrefflichkeit in der Anordnung des Ganzen und die virtuose Gruppierung des Beiwerks um vieles den künstlerischen Wert der einzelnen Gebäude und Monumente.

Am reichsten entfaltet zeigt sich diese ganze neue Welt des Städtebaues jedoch in den Werken des Barocks." [1]) Und daß sich so wenig von den diesbezüglichen Glanzleistungen des **Barockstils** bis auf unsere Tage im Gebrauch erhalten hat, fordert unser Erstaunen wie Bedauern heraus.[2])

1) Camillo **Sitte**, a. a. O. S. 82.

2) Es fordert auch unser Erstaunen heraus, daß heute noch in renommierten kunstgeschichtlichen Werken und Publikationen die



Besonders eigenartig steht der Städtebau des Barocks allen früheren baukünstlerischen Perioden dadurch gegenüber, „daß seine Platzanlagen nicht allmählich entstanden, sondern bereits nach moderner Art aus einem Guß am Reißbrett erdacht wurden. Daraus kann man ersehen, daß diese Art zu entwerfen nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden darf, wenn Klage geführt wird über die Nüchternheit unserer modernen Stadt- und Platzanlagen, nur darf das geometrische Schema und die Reißschienenlinie nicht Selbstzweck werden".[1]) Und außerdem darf die geometrische Zeichnung dem Platzkünstler niemals genügen; er muß sie ergänzen durch die perspektivische, durch das Modell, durch Vergleiche mit bestehenden Platzanlagen usw.

„Bei den barocken Anlagen ist alles wohlbedacht und auf seine Erscheinung in Wirklichkeit vorbestimmt. Die Berechnung auf Perspektivwirkung und die Geschicklichkeit der Platzanlage", sagt Camillo Sitte,[2]) „ist überhaupt die stärkste Seite dieser Stilrichtung. Bei wesentlicher Verschiedenheit mit den Grundsätzen der Antike muß ihr unzweifelhaft zugestanden werden, einen eigenartigen Höhepunkt in der Kunst von Stadtanlagen erreicht zu haben."

Deutschland hat seine im Barockcharakter gehaltenen Platzanlagen von Frankreich übernommen. Paris hatte den römischen Barock aufgenommen und verfeinert; die deutschen Staaten, „von der überragenden Macht des französischen

Zeit des Barockstiles als eine „Verfallszeit der Baukunst" charakterisiert wird. Architektur ist nicht in erster Linie Form-, sondern Raumkunst und als Raumkunst bedeutet der Barockstil einen großen, in die Augen springenden Fortschritt gegenüber der Früh- und Hochrenaissance. Und er ist auch in formaler Hinsicht nicht der Rückschritt, als welchen ihn Voreingenommenheit wiederholt gekennzeichnet hat. Speziell für den modernen Kirchenbau liefert die Kunst des Barocks vorzügliche Motive und Anregungen und kommt der Geschmacksrichtung unseres Volkes mehr entgegen als die zu weit zurückliegende Gotik.

1) Camillo Sitte, a. a. O. S. 84 f.

2) Ebenda.

Königtums angezogen, nahmen dessen Architektur als vorbildlich an, verstanden es aber, sie mit eigenem Ausdrucksvermögen zu durchdringen. Die Vertreibung der Refugiés nach Widerrufung des Ediktes von Nantes (1685) gab deutschen Souveränen die Möglichkeit ganze Städte neu erstellen zu lassen, wie Ludwig XIV. es ihnen mit Versailles als königlichster Kunstbetätigung vorgestellt hatte".[1])

Diese „Stadtgründungen des achtzehnten Jahrhunderts", schreibt A. E. Brinckmann,[2]) „werden als ‚Fürstenstädte', als ‚souveräne, willkürliche Produkte' mit einigen kühlen Worten oder gar mit einem Tadel abgetan, den die Beschränktheit stets zur Hand hat, wenn sie nicht zu verstehen vermag". Zunächst waren es nun die Architekten, nicht die Fürsten, „die den Plan (und speziell die monumentalen Platzanlagen) durcharbeiteten. Diese Stadtform entsprang dem Stilgefühl, wie es sich in dem einzelnen Baukörper ausdrückte, sie bildete für die Einzelarchitektur folgerichtig die höhere architektonische Einheit". Daß hiebei die künstlerischen Kräfte von einem Oberwillen richtig genutzt wurden, war nur von Vorteil. War dieses auch in einzelnen Fällen hart, so ist strenge Herrschaft immer noch besser als moderne Anarchie. Das absolutistische Fürstentum des achtzehnten Jahrhunderts war speziell den Residenzstädten nicht zum Nachteil. Mit Recht konnte August der Starke von sich sagen, „er habe Dresden klein und hölzern gefunden, habe es aber groß, steinern und prächtig hinterlassen".

Die Plätze der Barockzeit waren überlegt, regelmäßig angeordnet, aber nicht nach einer allgemeinen Schablone gestaltet. Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts „macht sich eine Erstarrung in der Stadtbaukomposition bemerkbar, die allmählich zum Schema führt. Die Straßen werden untereinander gleich breit, die (Bau-) Blöcke gleichen einander in ihren Abmessungen. Das letzte, mit Vorliebe noch aufgenommene künstlerische Motiv ist der Paradeplatz,

1) A. E. Brinckmann, a. a. O. S. 150.

2) Ebenda S. 155.



die von Vauban erfundene französische Place d'armes, in der Mitte der Neuanlagen"[1]) der Städte.

Den städtischen Plätzen des Barocks und der anschließenden Stilperioden sind unbedingt beizuzählen die hofartigen Platzanlagen, wie wir sie an der Residenz zu Würzburg, am Schlosse zu Coblenz, beim Zwinger in Dresden usw. finden. Die Meister dieser Schloßbauten ließen die eine Seite des Hofes stets unverbaut und damit wurde die prächtige Hofarchitektur dem Stadtbilde einverleibt; die moderne Stadtbaumanier schließt die Höfe, entzieht sie der Öffentlichkeit. So dürften z. B. einen der schönsten der modernen Höfe, den Säulenhof der Wiener Universität, nicht fünf Prozent der Stadtbevölkerung Wiens gesehen haben.

IV.

Eine Betrachtung der Platzanlagen der Antike, des Mittelalters, der Renaissance- und Barockperiode sowie ein kurzes Studium der geschichtlichen Entwicklung der alten Plätze zeigt uns, daß diese städtischen Zentralpunkte sich den jeweiligen sozialen, wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnissen, der künstlerischen Auffassung der Zeit und des Volkes anpaßten, daß aber bei allen architektonisch wertvollen Plätzen bestimmte, allgemein giltige ästhetische Grundprinzipien in Anwendung blieben und bleiben mußten. Als solche bleibende Grundbedingungen können wir aufstellen:

1. Die Beschränkung der Größe der städtischen Plätze. Die Plätze müssen mit den dominierenden Gebäuden in einem richtigen Verhältnisse stehen und dürfen eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Auf Riesenplätzen „schrumpfen auch die gewaltigsten Bauwerke zu scheinbar gewöhnlicher Größe zusammen, denn in der Kunst des Raumes kommt alles auf die gegenseitigen Verhältnisse an, sehr wenig dagegen auf die absolute Größe".[2]) Als Beispiele solcher ver-

1) Ebenda S. 157 f.

2) Camillo Sitte, a. a. O. S. 49. — A. E. Brinckmann nimmt als Endgröße für einen Platz ungefähr 50 000 Quadratmeter an.



unglückter Riesenplätze seien nur genannt das Marsfeld von Paris, der Campo di Marte zu Venedig und die Piazza d'Armi zu Triest und Turin.

2. Die Geschlossenheit oder der Raumcharakter der Plätze. Die baukünstlerische Geschlossenheit: die Raumwirkung durch eine gute Verteilung der Massen, d. h. eines städtischen Platzes kann erzielt werden durch ein richtiges, ein rhythmisches Gleich- und Gegengewicht zum Ausdruck bringendes Dominieren der Hauptbauten, welche dadurch die untergeordneten Bauten zusammenfassen und ordnen und keine zu großen Lücken aufweisen; dann durch ein geschlossenes Aneinanderfügen der Häuser und durch eine Einmündung der Straßen, welche ein tiefes Hineinsehen in dieselben oder ein weites Hinausschauen unmöglich macht.

Bei den landschaftlich schön gelegenen Städten kann auf einer Platzseite, nach Art eines Bühnenprospektes, den Platzabschluß auch ein Gebirgszug, ein Fluß und dessen Ufergelände, eine größere Baumgruppe usw. bilden.

An dem relativ geschlossenen, dem Raumcharakter des städtischen Platzes muß festgehalten werden. Je geschlossener ein Platz, desto ruhiger und anheimelnder! Die Geschlossenheit der Platzanlagen preisgeben und sich mit der richtigen „Relation der dominierenden Bauten" begnügen, heißt auf die volle Einheit des Platzes und damit auch auf dessen vollendet künstlerische Gestaltung verzichten. Sollte die neueste städtebauliche Literatur, wie es den Anschein hat, in ihren Konzessionen an das nicht ästhetisch zu Bewertende immer weiter gehen und selbst die relative Geschlossenheit der Plätze opfern, so wäre damit eine abwärts führende Richtung im Städtebau vorbereitet.

3. Die Harmonie der Bauten und Fassaden. Die einen Stadtplatz umschließenden Gebäude müssen sich in Übereinstimmung, im Zusammenklange befinden in Bezug auf die Bauform und in Bezug auf das Material bezw. die Farbe. Bei alten Städten drängt sich kein Bau schreiend vor den anderen, einer hat auf den anderen Rücksicht ge-

nommen; man meint, wie Baurat H. Gräßel in einem am 18. Januar 1909 in München gehaltenen Vortrage sagte, es müßten in diesen Häusern lauter gute Bekannte gewohnt haben. In der Disharmonie in Fassaden, Baumaterialien und Dachformen ist die schlechte Wirkung vieler und selbst geschlossener moderner Plätze begründet.

Eine Harmonie der Bauten, ein Bauen in zusammenstimmenden Architekturen kann heute nur durch strenge städtische Bauordnungen erzielt werden. Es muß verhindert werden, daß Häuser in Sandstein und Verblendbacksteinen, Putz- und Schieferfassaden, Häuser im antiken, mittelalterlichen, Renaissance- und modernen Stilcharakter nach subjektivem Geschmacke und wechselnder Laune nebeneinander gestellt werden.

Aus dem Vorstehenden geht u. a. auch hervor, daß sich das Strebesystem einer gotischen Kirche niemals mit der seit drei Jahrhunderten üblichen profanen Bauweise zu einem harmonischen Anblicke vereinigen wird.[1]) Eine derartige Strebesystemarchitektur einem in der neueren Zeit entstandenen Platze einfügen, ist in der Regel bauliche Barbarei.

4. **Die richtige Anordnung der Monumente, Brunnen, auf den Platz gestellten Bauten.** Denkmäler, Brunnen und sonstige monumentale Objekte müssen in Größe und Form der baulichen Gestaltung des Platzes entsprechen, auf den vom Verkehr unberührten Stellen angebracht sein und einen entsprechenden, nicht zu weit entfernten Hintergrund besitzen.

1) Als der begabte französische Architekt Blondel den Paradeplatz von Metz schuf, schaltete er die gegenüber dem Rathaus liegenden, mit diesem nicht zusammenstimmenden gotischen Strebepfeiler des Domes aus, indem er einen Vorbau davor legte, versah den Dom mit einem einarkadigen Portikus usw. In den Jahren 1860—85 wurden die Blondelschen Anbauten niedergerissen: die scharfen gotischen Formen springen jetzt in den Platzraum hinein und zerstören dessen Harmonie. Die sogen. Wiederherstellung des Metzer Domes war ein Kunstvandalismus ersten Ranges.



Nur bei kleinen Plätzen ist es manchmal angängig, ein Monument usw. auf die Platzmitte zu stellen, weil hier der es zur Geltung bringende Hintergrund nicht zu weit entfernt ist. Bei großen Plätzen ist die Mitte derselben in der Regel der ungünstigste Ort zur Aufstellung eines Denkmales, das hier zugleich in vielen Fällen ein empfindliches Verkehrshindernis bildet.

Noch verfehlter ist der Bau von Kirchen oder anderen monumentalen Gebäuden auf der Mitte eines städtischen Platzes. So ein freistehendes oder nachträglich freigelegtes „Bauwerk bleibt ewig eine Torte am Präsentierteller. Ein lebensvolles, organisches Verwachsen mit der Umgebung ist da von vorneherein ausgeschlossen; ebenso die erfolgreiche Hervorhebung von Perspektiveffekten.“[1]) Am schlimmsten kommt hiebei jedoch der Platz selbst weg; von ihm bleibt nichts übrig als bestenfalls eine breite Straße rings herum. Die Benennnng „Platz“ wirkt dann nahezu komisch.

5. **Beschränkung oder Verzicht in Bezug auf gärtnerische Anlagen.** Mit der Pflanzung von Bäumen, mit der Anlage von Rosen- und Blumenbeeten in Straßen und Plätzen muß ungemein vorsichtig verfahren,[2]) in vielen Fällen auf eine derartige Anlage verzichtet werden. Die Wirkung eines von monumentalen Bauten umschlossenen Platzes wird durch Baumpflanzungen oft geradezu aufgehoben. Man denke sich beispielsweise den Markusplatz in Venedig oder die Piazza della Signoria in Florenz mit Bäumen und Blumen bepflanzt! Der Sand in Lüneburg, einer der schönsten mittelalterlichen Plätze, hat durch die Anpflanzung von Alleebäumen und die damit verbundenen gärtnerischen Anlagen seinen alten Reiz zum großen Teil

1) Camillo Sitte, a. a. O. S. 30.

2) „Wie für jede andere Schmuckform im Gefüge einer Stadt“, sagt Brinckmann, „so muß auch für Baumpflanzungen maßvolle Zurückhaltung verlangt werden, wenn ihre ungehinderte Entfaltung nicht der architektonischen Form dient, sie nur schädigen würde.“ (A. a. O. S. 127 f.)



eingebüßt. Bei alten, mit einer Baumvegetation bedachten Plätzen wirkt am besten immer ein einzelner, an ein Gebäude sich anschmiegender Baum oder eine Baumgruppe. Wesentlich anders liegen selbstredend die Dinge bei Gartenstädten und bei gewissen Vorstädten. Das wäre ein Thema für sich.

* * *

Der nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgende Städtebau ist einer der wichtigsten Faktoren auf dem weiten Gebiete der öffentlichen Kunstpflege und Kunsterziehung und die ästhetische Gestaltung des Platzes eines der wirksamsten Mittel in dieser Erziehung. Diese Erkenntnis in immer weitere Kreise zu tragen muß einen wesentlichen Zweck aller Publikationen und Vorträge über Städtebau bilden.

Die Städtebaukunst ist die Kunst der Öffentlichkeit par excellence; sie ist für die künstlerische Bildung des Volkes wie die gesamte äußere Architekturwelt von größerem, unaufhörlich sich wiederholendem Einfluß. „Das vollkommenste Kunstwerk", sagt Richard von Kralik,[1] „soll immer unsere Stadt sein mit all ihren Gassen und Plätzen, Foren und Märkten, Kirchen und Kapellen, Palästen und Rathäusern, Villen und Familienhäusern, Denkmälern und Hallen, mit Ausnützung ihrer Lage in der umgebenden Natur." Ein abstoßender Stadtteil, ein häßlicher Bau, eine disharmonische Straßen- und Platzanlage schadet mehr als hundert schlechte Gemälde. Es genügt nicht, ja es ist von relativ geringem Einfluß auf die ästhetische Schulung des Auges, wenn der einzelne Kunstinteressent hie und da eine Gemäldesammlung oder ein Museum besucht, wenn er seine Wohnung mit dem einen oder anderen Ölgemälde und einem guten Stiche schmückt und selbst Abonnent einer Kunstzeitschrift ist. Das alles sind zwar wertvolle Dinge und Eindrücke, aber Eindrücke ohne organischen und harmonischen Zusammenhang unter sich und mit dem Leben; sie sind außerdem zu selten und ermangeln der nachhaltigen Wirkung.

1) Kulturfragen. Münster i. W. 1907. S. 452.

Die beste und größte Kunstschule ist die Öffentlichkeit: die täglich und stündlich sich vor uns enthüllende schöne Umgebung und die Gewöhnung des Auges an diese Umgebung und ihre stimmungsvollen Bilder. Je harmonischer und herrlicher, je weniger entstellt und je künstlerischer diese Umgebung, desto größer ihr ästhetischer Einfluß und desto höher die ästhetische Bildung des Volkes.

Möge die Stadt der Zukunft wieder eine solche öffentliche Kunstschule, möge sie zu einem künstlerischen Organismus, dessen glänzende und lebensvolle Zentralpunkte die Plätze bilden, werden! Mögen alle einflußreichen und berufenen Faktoren an der Verwirklichung dieses Zieles mitarbeiten und in dem Kampfe gegen dessen antiästhetische und wirtschaftlich-spekulative Hemmnisse nicht ermüden! Künstlerischer Städtebau und städtische Bodenfrage hängen unlösbar zusammen. Möge die Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem Zentrum ästhetischer Kultur werden, auf welches der Kunstverständige mit Freude, der Bürger mit Stolz und der Fremde mit Bewunderung blickt und sich in ihr heimisch wie in der Heimat fühlt!

Rosenheim. F. X. Hoermann.

LXXV.

Die „Niederbronner Schwestern“ und ihre Tätigkeit in der Kriegskrankenpflege 1854—1915.

Von Dr. Luzian Pfleger.

(Schluß.)

3. In Kriegsspitälern auf deutschem Boden.

Im Kriegslazarett zu Saarlouis pflegte Schw. Mathias deutsche und französische Verwundete mit rührender Opferliebe. „Ich befinde mich wohl und gesund“, schrieb sie am 28. Februar 1871 nach Niederbronn, „viele Arbeit habe ich, nichts schreckt mich zurück, je mehr und schwerer, desto

besser; ich denke, der liebe Gott wird meine geringe Arbeit segnen. Die Franzosen waren froh in ihren schweren Leiden und Krankheiten, daß sie jemanden fanden, der sich ihrer liebevoll annahm und mit ihnen reden konnte. Ich danke dem lieben Gott von ganzem Herzen, weil ich so manchen Kranken Trost und Hilfe leisten kann." Der Lazarettinspektor Mayer bestätigte,[1]) „daß sie mit dem größten Fleiße und der größten Opferwilligkeit dem beschwerlichen Dienste der Krankenpflege sich gewidmet habe. Sie hat Unbeschreibliches geleistet, ich habe öfter gebeten, sie soll wenigstens nachts ruhen, sie aber opferte Tag und Nacht sich derart, daß es ein Wunder ist, wie sie es aushalten kann".

In Darmstadt errichtete das englische rote Kreuz auf dem Hof des Niederbronner Schwesternhauses eine Lazarettbaracke, in welche 180 Verwundete Aufnahme fanden. Zwölf Schwestern besorgten sie unermüdlich. Die übrigen waren außerdem in zwei andern Darmstädter Lazaretten tätig, ebenso in Babenhausen und Lohr. Das Darmstädter Haus wurde auch durch die vom Kaiser Wilhelm gestiftete Kriegsdenkmünze ausgezeichnet.[2])

In Worms wurde unsern Schwestern ebenfalls ein Lazarett überwiesen, wo sie von August 1870 bis zum 2. Juni 1871 ununterbrochen tätig waren. Der Zweigverein Worms des großherzoglich-hessischen Hilfsvereins für die Krankenpflege und Unterstützung der Soldaten im Felde drückte der Kongregationsleitung in beredten Worten seinen Dank dafür aus:

„Die Schwestern sind während 10 Monaten in dem Barackenlazarette der Station I unseres Vereins bei der Pflege der Verwundeten ununterbrochen tätig gewesen und haben während dieser langen Dauer unter vielen Mühseligkeiten eine so bewundernswerte Hingebung an ihren edlen Beruf kundgegeben,

1) Schreiben an die Generaloberin vom 7. März 1871.

2) 18. Oktober 1872; am 20. Juni 1873 erhielt es das von Kaiserin Augusta gestiftete Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen.



so viel Segen und so unendliche Wohltat gespendet, daß wir es als eine Pflicht unserer Dankbarkeit erkennen müssen, Ihnen, Ehrw. Frau Generaloberin, hiervon Kenntnis zu geben." Er dankt besonders deshalb, „weil es unserm Vereine nur durch die Hilfe der Schwestern möglich war, die Werke der Wohltätigkeit in so ausgezeichneter Weise zu üben, wie es in unserer Station geschehen und überall im weiten deutschen Vaterlande und nicht minder von den bei uns mit gleicher Liebe und Sorgfalt verpflegten Angehörigen der feindlichen Armee in rührendster Weise anerkannt ist".[1])

Ebenso spricht der Bürgermeister von Oggersheim seinen Dank aus.[2]) In Bensheim wurde das Schwesternhaus als Lazarett eingerichtet. Die Insassen und sonstigen Kranken wurden im Gymnasium untergebracht. Am 2. August kamen die ersten Verwundeten an, bis Jahresschluß waren es deren 169, bis 1. April, wo das Lazarett aufgehoben wurde, kamen noch 114 dazu. Die Bensheimer Schwestern erhielten ebenfalls die kaiserliche Kriegsdenkmünze zuerteilt.

Auch im Großherzogtum Baden waren die Niederbronner Schwestern eifrig am Liebeswerke in den Lazaretten. In ihrem Vinzentiushaus zu Karlsruhe verpflegten sie 164 Verwundete.[3]) In den zu Heidelberg errichteten Kriegsspitälern waren 8 Schwestern tätig. In Mannheim pflegten etwa 10 Schwestern im gräflich Oberndorf'schen Hause, das als Offizierslazarett eingerichtet worden war unter der Bedingung, daß die in Mannheim stationierten Niederbronner Schwestern die Krankenpflege übernähmen. Alle daran Beteiligten erhielten die großherzogliche Erinnerungsmedaille „zum Gedächtnis an die Opferwilligkeit und Hingebung durch Pflege der Verwundeten". In einem andern Mannheimer Kriegsspital wirkten unsere Schwestern, von denen einige aus Karlsruhe herüberkamen, ebenfalls. Desgleichen in

1) Schreiben vom 6. Juni 1871.
2) 17. September 1871.
3) Vgl. Festschrift zur Erinnerung an das 50jährige Stiftungsfest des St. Vinzentiusvereins Karlsruhe 1901, S. 30.

54*



Rastatt. Als hier die schwarzen Blattern ausbrachen und die davon befallenen Soldaten im Gefängnis untergebracht waren, stand ihnen Schw. Christine viele Wochen lang Tag und Nacht unermüdlich bei. Das Essen reichte man ihr zu einem Fenster herein. In Pforzheim pflegten in dem für Verwundete von Sedan errichteten Lazarett 5 Niederbronner Schwestern.

Im linksrheinischen Bayern pflegte Schw. Cyrill gleich zu Beginn des Krieges zu Speyer in einem schnell errichteten Zeltspital viele Schwerverwundete; ihr wurde eine Auszeichnung zuteil. Mehrere Schwestern wirkten in dem Kriegsspital auf der Villa Ludwigshöhe. Die Oberin des Speyrer Hauses, Schw. Lucia erhielt mit einem ehrenvollen Begleitschreiben der Kaiserin Augusta das Verdienstkreuz für deutsche Frauen und Jungfrauen[1]) und später (am 14. Juli 1871) das bayerische Verdienstkreuz. Aus dem Hause in Rülzheim pflegten zwei Schwestern in einem Schlosse zu Königsbach.

In München waren ca. 15 Schwestern in der Lazarettpflege beschäftigt. Im Lehel, beim heutigen Vinzentinum, war eine Baracke aufgeschlagen worden. Nur Schwerverwundete fanden Aufnahme. Auch zwei französische Offiziere waren dabei, von denen einer am Typhus starb; der andere, aus Epinal, wurde von Schw. Januaria im Mai 1871 nach der Heimat geleitet. Graf Arco-Zinneberg nahm sich der beiden Gefangenen aufs liebevollste an. Schw. Januaria weilte während zweier Monate mit einer andern Schwester auch auf einem in der Nähe von Nürnberg gelegenen Schlosse des Fürsten von Schwarzenberg, der zahlreiche verwundete Krieger aufgenommen hatte.

Auch der Fürst von Löwenstein hatte zu Wertheim auf seinem Schlosse ein kleines Lazarett eingerichtet, in dem unsere Schw. Edessa und Amalia die Kranken besorgten. Auch im Krankenhause zu Tittmoning wurden 14 Soldaten verpflegt.

1) Schreiben vom 31. Dezember 1871.



VI. Im bulgarisch-serbischen Krieg 1885/86.

Als im Herbst 1885 der bulgarisch-serbische Krieg ausbrach, erbat die Prinzessin Luise von Battenberg, die Mutter des Fürsten Alexander von Bulgarien, durch die Vermittlung der Darmstädter Oberin Sidonia im Mutterhaus Oberbronn eine Anzahl Schwestern zur Verwundetenpflege in der bulgarischen Hauptstadt Sofia, wo das Sanitätswesen sehr im Argen lag. In Darmstadt, der Heimatstadt des bulgarischen Fürsten, hatte sich ein „Hilfskomité für Verwundete und Kranke der bulgarischen Armee" gebildet unter dem Proktorat der Prinzessin Luise. Es hatte 4000 Mk. gesammelt, um das Nötigste für Verwundetenfürsorge anzuschaffen, da in dem Balkanstaate es an allem fehlte.

Obwohl damals das Mutterhaus nicht an überflüssigem Personal litt, gingen Superior Simonis und die Ehrwürdige Mutter sofort auf den Wunsch der hohen Dame ein. Sie bestimmten für die mühselige Mission die Schwestern Fulrada aus Straßburg, Ado aus Mülhausen, Antholiana aus Weißenburg, Innocentia aus Mannheim und Allyr aus Darmstadt. Die Prinzessin, zu Tränen gerührt über die prompte Willfährigkeit, sorgte in jeder Weise dafür, daß den mutigen Schwestern ihre Aufgabe erleichtert würde. Sie hatte für jede einen zweckmäßigen Pelzmantel für die lange Reise bereitliegen. Am 22. November 1885, einem Sonntag, traten die Schwestern mit zwei Diakonissen in Darmstadt die Reise an. Ein Oberförster des Fürsten, der die Reise nach Sofia schon öfters gemacht hatte, war nebst einem andern Herrn ihnen als Reisebegleiter beigegeben worden. Am Donnerstag Abend kamen sie, nach einem kleinen Aufenthalt in Bukarest, in Rustschuk an. Hier übernachteten sie, um am Freitag die Reise nach Sofia zu Wagen anzutreten. Lassen wir Schw. Fulrada diese Fahrt schildern:

„Wir fuhren vierspännig, je zwei Schwestern in einem Wagen. Die Reise war lang und beschwerlich, es sind 328 Kilometer von Rustschuk nach Sofia. Oft fuhren wir den ganzen Tag über öde, unbewohnte Gegenden. Wenn wir Abends spät



in einer Herberge anlangten, mußten wir uns selbst das Abendessen herrichten, denn Frauen haben wir nirgends welche angetroffen, ausgenommen hier in Sofia. Doch war das Wetter, Gott sei Dank, sehr günstig, wir hatten weder Regen noch Schnee, noch große Kälte, der Weg war gut bis an den großen Balkan, wo die Pferde bis an die Knie im Schlamm versanken. Wir mußten aussteigen und zu Fuß gehen. Das Wetter war prächtig, auf der Höhe des Gebirges schien die Sonne so heiß wie im Elsaß während des Monats Mai. Endlich sind wir Dienstag den 1. Dezember ungefähr 9 Uhr Abends in Sofia angelangt, wohl sehr ermüdet, aber doch gesund. Wir übernachteten im Hotel Bulgaria, wo wir über Mittwoch noch ausruhten. Donnerstag in der Frühe haben wir unsere Mission angetreten.“

Diese stellte keine geringen Anforderungen an unsere guten Schwestern. Damals befanden sich in Sofia mehr als 2000 Verwundete. Um das Elend zu lindern, waren englische und russische Schwestern erschienen, Diakonissen aus Berlin, ferner Nonnen aus drei Wiener Kongregationen, darunter 12 aus der i. J. 1866 von Oberbronn getrennten Genossenschaft. Man wies unsern Schwestern das zu einem Lazarett umgewandelte Gymnasiumsgebäude an, in welchem sie 110 Verwundete antrafen. Vier rumänische Ärzte leiteten die Anstalt, wovon einer deutsch, die andern drei alle französisch sprachen. So war es den Schwestern leicht, sich mit ihnen über alle die Pflege betreffenden Maßnahmen zu verständigen.

Zuerst hatten aber die Schwestern eine heillose Arbeit zu bewältigen, die sie mehrere Tage in Anspruch nahm: den ungeheuren Schmutz zu entfernen, den sie überall antrafen, Ordnung und Sauberkeit in die Zimmer zu bringen, vor allem aber die Verwundeten selbst vom Unrat und den Mengen wimmelnden Ungeziefers zu säubern. Verwundert schauten die bulgarischen Krieger, welche die Notwendigkeit dieses Reinemachens schwer einsahen, diesem Tun und Treiben ihrer freundlichen Pflegerinnen zu, erkannten aber dankbaren



Blickes die Wohltat sauberer Betten und gebadeter Körper an. Die Schwestern bedauerten nur, sich mit diesen Männern nicht unterhalten zu können. Die selbstlose Aufopferung, das Interesse, das man ihnen hier entgegenbrachte, die rührende Pflege setzten diese einfachen, gutmütigen Menschen, die vom Schicksal nie verwöhnt waren, in Erstaunen und erweckte in ihnen eine grenzenlose Dankbarkeit. Die Leichtverwundeten wetteiferten miteinander, den Schwestern mit kleinen Dienstleistungen die Arbeit zu erleichtern. Mit einer Art religiöser Ehrfurcht verehrten sie diese Frauen, die aus dem fernen Westen kamen, um ihnen Samariterdienste zu leisten. Die Briefe der Schwestern können nicht genug das anständige, respektvolle Betragen dieser einfachen Naturkinder loben und anerkennen.

Freilich, Arbeit und Entbehrung gab es in Hülle und Fülle. Als Wohnung diente ihnen ein einziges Gemach in einem Privathause. Es war Eß-, Schlaf- und Wohnzimmer und Küche zu gleicher Zeit. Zwei Schwestern verbrachten die Nächte immer in den Krankensälen. Ein großer Trost war es für sie, daß ab und zu ein Kapuzinerpater, der mit einem Ordensgenossen in Sofia ein kleines Klösterchen bewohnte, in ihrer Wohnung das hl. Meßopfer darbrachte und ihnen die hl. Sakramente spendete. Am Weihnachtsabend konnten sie der Weihnachtsmette beiwohnen, welche der Erzbischof von Philippopel zelebrierte, und aus dessen Hand die hl. Kommunion empfangen. Der hohe Herr unterhielt sich mit ihnen eingehend und gab seiner Anerkennung, daß sie aus so weiter Ferne dem Ruf der Nächstenliebe gefolgt waren, bewegten Ausdruck.

Viele Mühe kostete es den Schwestern, sich an die bulgarische Kost zu gewöhnen. Sie erhielten das Mittagessen aus dem Gasthaus; fast immer bestand es aus Büffel- und Pferdefleisch, ab und zu mit etwas Reis; Gemüse war keines aufzutreiben. Das Frühstück und Abendbrot bereiteten sie sich selbst in ihrer Wohnung, die den Ansprüchen eines zivilisierten Europäers auch nicht in allem genügen mochte.



Aber die Schwestern setzten sich gerne über alle die großen und kleinen Unannehmlichkeiten hinweg im Hinblick auf das große Werk, dem sie dienten. Sie waren mit allem zufrieden. Mit köstlichem Humor schrieb Schw. Ado (12. Januar 86):

„Der Direktor vom Haus sowie die ganze Umgebung sind sehr gut für uns Schwestern; wir haben über nichts zu klagen, weder über Nahrung noch sonst etwas. Sogar in der Nacht wird uns noch vorgepfiffen von den Mäusen, sie springen oft im Zimmer auf und ab, so daß wir uns der Prügel bedienen müssen, um Ruhe zu bekommen. Unsere Buben singen und pfeifen den ganzen Tag und sind sehr gut und artig gegen die Schwestern." Und Schwester Innocentia kennzeichnet am besten die gute Stimmung, die alle beseelte: „Wie oft, liebe Ehrw. Mutter, sagen wir unter uns, wenn Sie nur eine Viertelstunde bei uns weilten, Sie hätten gewiß Freude an uns Kindsköpfen. Wir sind so glücklich und zufrieden, wenn uns auch die Arbeit über den Kopf hinauswachsen wird. Es ist sonderbar, der liebe Gott trägt uns nicht nur auf den Händen, er nimmt uns auch noch auf die Arme, wir verdienen es gewiß nicht, daß es uns so gut geht, es ist das fromme Gebet vom lieben Mutterhaus und der ganzen Kongregation. Vielmal vergelts Gott, erwidern können wir das Gebet nicht, aber wir bemühen uns dankbar zu sein in unseren Werken, daß durch das, was wir unseren armen Tröpfen tun, der Segen über das liebe Mutterhaus herabkommen möge."

In besonderer Weise nahm sich ihrer der protestantische Pfarrer Koch an, der vom Fürsten beauftragt war, danach zu sehen, daß es den Schwestern gut ergehe.

Am 23. Januar verließen sie nach vielen Wochen unermüdlicher Arbeit, betrauert von ihren Pflegebefohlenen, die Bulgarenhauptstadt. Alle übrigen Schwestern und Pflegerinnen waren schon abgereist. Kurz vor der Abfahrt mußten sie bei dem Archimandriten (dem griechischen Hauptpfarrer) zu Tisch erscheinen. Ein deutscher Arzt machte den Dolmetscher. Der Geistliche ließ ihnen immer und immer

wieder den tiefgefühlten Dank aussprechen für alles, was sie den armen Söhnen seines Volkes getan hatten. Als sie im Spitale Abschied nahmen, weinten die rauhen Krieger und küßten ihnen wiederholt die Hände.

Die Rückreise nahmen sie über Serbien, wohlbehalten kamen sie im Mutterhaus an, herzlich begrüßt von den Obern und Mitschwestern. Als Ausdruck der Dankbarkeit für die „den Kranken und Verwundeten in Sofia mit großer Umsicht, Sorgfalt und Aufopferung geleisteten Hülfe" übermittelte das Darmstädter Hülfskomité der Hauskasse des Mutterhauses 500 Mk.[1]). Vom Fürsten Alexander aber erhielten die Schwestern alle zur Auszeichnung das bulgarische rote Verdienstkreuz.[2]) Er ahnte damals wohl noch nicht, daß er selbst in kurzer Zeit die Dienste der Darmstädter Schwestern nötig haben würde.

Als er im Jahre 1887 dem bulgarischen Thron entsagen mußte und nach Darmstadt zurückkehrte, wurde er von den schwarzen Blattern heimgesucht. Die Schwestern Martiniana und Prudenzia pflegten ihn wochenlang in der aufopferndsten Weise. Um den treuen Pflegerinnen sich in besonderer Weise erkenntlich zu zeigen, wollte sie der dankbare Fürst auf seine Kosten nach Rom reisen lassen. Er fragte dieserhalb bei Bischof Haffner von Mainz an, der ihm jedoch bedeutete, nur die Generaloberin könne hier eine Erlaubnis erteilen.[3]) Eine persönliche Anfrage des Fürsten im Mutterhause in dieser Angelegenheit[4]) wurde aber unter Berufung auf die Satzungen abschlägig beschieden. Zur bleibenden Erinnerung stiftete dann Fürst Alexander ein Glasgemälde in der Kapelle des Darmstädter Hauses, bei deren Konsekration er anwesend war.

---

1) 26. Februar 86, durch den Geheimen Finanzrat Menges.

2) Sofia le 1 août 1886.

3) Originalbrief vom 28. Dez. 1887, Archiv Oberbronn.

4) Datiert Darmstadt 9. Jan. 1888.



IV. Im großen Kriege 1914—15.

Die überaus ausgedehnte Tätigkeit unserer Schwestern in der Verwundetenpflege des jetzigen Krieges kann erst später gebührend gewürdigt werden. Ein kurzer Überblick wenigstens sei jetzt schon gegeben.

Nach dem Kriege von 1870 hat man in Deutschland die Organisation der Kriegskrankenpflege rastlos weiter ausgebaut. Militärbehörden und freiwillige Vereinsorganisationen haben durch gegenseitiges Hand- in Handarbeiten die Verwundetenpflege in mustergiltiger Weise organisiert.[1]) Die Niederbronner Kongregation ist den verschiedenen Bestrebungen der Organisation des Kriegssanitätswesens nicht gleichgültig gegenübergestanden. Im Großherzogtum Hessen waren bestimmte Vereinbarungen getroffen mit dem „hessischen Landesverein vom roten Kreuz". Im Königreich Bayern schlossen sich einzelne Häuser der durch den Kgl. Bayer. Hausritterorden vom hl. Georg geschaffenen Organisation zur Pflege verwundeter und kranker Krieger an. Im Großherzogtum Baden bestand der Anschluß an den Badischen Landesverein vom Roten Kreuz. Auch für die in Frankreich lebenden Mitglieder der Genossenschaft war seit 1912 ein festes Abkommen getroffen mit den im Dienst des Roten Kreuzes stehenden stets bereiten Kriegsspital von Anet en Eure et Loire. Für das Elsaß mit seinen vielen Niederlassungen waren die direkten Wünsche der Militärbehörde maßgebend.

Seit dem Ausbruche des Krieges widmeten sich 667 Schwestern der Kranken- und Verwundetenpflege in der deutschen Armee in 135 Lazaretten auf heimatlichem und fremdem Boden. 18 Schwestern sind im Etappengebiet tätig: 12 im Kriegs-Seuchenlazarett des VII. Reserve-Armeekorps zu Lille, 2 in einem Etappen-

1) Aus der bezügl. Literatur erwähne ich hier Friedrich, Das Militärsanitätswesen. Jena 1905; Kimmle, Das Deutsche Rote Kreuz, 3 Bde., Berlin 1910.



Lazarett zu Grandpré im Argonnenwald, 4 zu Moureaux in Nordfrankreich, im 7. Feldlazarett des II. Bayerischen Armeekorps.

Von den 135 Lazaretten, in den die Schwestern wirken, sind 13 in Häusern untergebracht, die Eigentum der Genossenschaft sind.

Wir müssen uns vorläufig damit begnügen, die einzelnen Lazarette, in denen die Schwestern verteilt sind, aufzuzählen. Die eingeklammerte Zahl gibt die bezügliche Anzahl der dort stationierten Pflegerinnen unserer Kongregation an.

1. Im rechtsrheinischen Bayern. Bamberg: Res.-Laz. Luitpoldsäle (10), Ordenslazarett in der kgl. Residenz (5), Garnisonslazarett (2), Vereinslazarett Luitpoldschule (3), Res.-Lazarett IV. Lehrerseminar (3); Faulenbach: S. Ulrichsheim (7); Freising: Vereinslazarett (3); Füssen: Ver.-Laz. Seilerwarenfabrik (2), Städtisches Spital (2), Distriktskrankenhaus (3); Ingolstadt: Res.-Garnisonslazarett Brückenkopf (6); Kronach: kathol. Arbeitervereinshaus (3), Distriktskrankenhaus (4); Lichtenfels: Ver.-Laz. Schützenhaus (1), Schwesternhaus (2); München: Ver.-Laz. Antonienstraße (17), Ver.-Laz. Kurzstraße (10), Ver.-Laz. Dr. Decker (8), Ver.-Laz. Augenklinik v. Herzog Karl Theodor (11); Nürnberg: Blindenheim (2), Justizpalast (8), Turnhalle (2), Kath. Gesellenhospiz (2), Sebastiansspital (3), Kriegsgefangene (2); St. Ottilien: Reservelazarett (9); Wolfratshausen: Winterschule (2).

2. Rheinpfalz. Deidesheim: Spital (3), Nähschule Schwesternhaus (1); Edenkoben: Schwesternhaus (3); Hardthausen: Schulhaus (1); Herxheim: Armenhaus (2); Königsbach: Rotes Kreuz-Lazarett (2); Maikammer: Schwesternhaus (3); Neustadt: Ver.-Laz. V. Neustadt (2), Ver.-Laz. Mußbach (1); Rheingönheim: Mozartschule (2); Schifferstadt: Schwesternhaus (3), Mühlenlazarett (2); Speyer: Priesterseminar (11), Marienheim (6), Lehrerseminar (3), Ver.-Laz. (2), Vinzentiushaus (6).

3. Elsaß-Lothringen. Ammerschweier: Reservelazaret (2); Barr: Städtisches Krankenhaus (3); Bischweiler: Spital und Jutespinnerei (3); Brumath: Schwesternhaus (2); Colmar:



Krankenhaus Rösselmannstraße (8), Bischöfliches Konvikt (6), St. Josephsschule (8), Drei-Ähren (2); Gebweiler: Mittelschule und Haus Schlumberger (9); Hagenau: Kaufhaus, Vereinshaus (4); Hochfelden: Reservelazarett VII, Spital (2); Hüningen: Vereinslazarett (2); Kneuttingen: Lazarett De Wendel (2); Marienthal: Kloster Karmel (3), Priesterhaus (2); Markolsheim: Hilfslazarett (1); Niederbronn: Kloster-Waisenhaus (7), Klosterhof (2); Oberbronn: Res.-Laz. Kloster (16); Oettingen: Spital (3), Gemeindelazarett (2); Mülhausen: Krankenhaus Burggasse (22), Waisenhaus Dornach (3), Kathol. Vereinshaus Dornach (2), Arbeiterinnenheim Thenardstraße (3); Pfalzburg: Ver.-Laz. Schwesternspital (5); Reichshofen: Reserve-Lazarett (1); Vereinshaus (1), Grube Steinberg (1); Saaralben: Schwesternkrankenhaus (2); Schlettstatt: Res.-Laz. Gymnasium (4); Saarunion: Städtisches Krankenhaus (4); Straßburg: St. Odilienkrankenhaus (28), Garnisonlazarett I (35), Ledigenheim (4), Neuhof (4), Bahnhof (4); St. Ludwig: Vereinslazarett (5); Wanzenau: Reservelazarett (2); Wasselnheim: Städtisches Krankenhaus (4); Weißenburg: Reservelazarett (1); Zabern: Knabenschule (12), Garnisonslazarett (2), Höhere Töchterschule (5), Vereinshaus (2), Missionshaus (1). Dazu kommen noch 16 Lazarette in der Nähe des Operationsgebietes, in denen nur vorübergehend Verwundete gepflegt wurden, die direkt aus den Gefechten gebracht waren. Erwähnt sei nur das Bischöfliche Gymnasium Zillisheim, das im Anfang des Krieges bewegte Tage sah. Sonntag, den 9. August brachte man die ersten Kranken und verwundeten Franzosen in das Haus. Nach zwei Tagen erschienen die deutschen Truppen, von denen viele Hunderte im Gymnasium Quartier und Verpflegung fanden; etwa 80 Mann mußten wegen Hitzschlag oder Marschunfähigkeit im Lazarett behandelt werden. Am 19. August kam es dann in der Nähe zu einem heftigen Gefecht mit den aus Belfort anrückenden Truppen. Mehr als 1200 schwerverwundete Krieger, meistens Franzosen, wurden in das Haus gebracht; die Schwestern des Hauses, die geistlichen Oberlehrer, mehr als 20 französische Ärzte hatten Tag und Nacht vollauf zu tun, um das namenlose Elend zu lindern.



Nach einigen Tagen wurden die transportfähigen Verwundeten weiter befördert, und Ende August waren nur noch wenige Kranke vorhanden. Wenige Tage darauf räumten die französischen Truppen die Gegend.

4. Im Großherzogtum Baden. Baden-Baden: Landesbad (8); Breisach: Festungshilfslazarett Ihringen (6) und Lilienhof (3); Ettlingen: Reservelazarett (12); Freiburg: Res.-Laz. Werderschule (11), Karlsschule (12), Kunstfesthalle (14); Gernsbach: Vereinslazarett (2); Karlsruhe: Ver.-Laz. Neues Vinzentiushaus (14), Altes Vinzentiushaus (10), Res.-Laz. Lehrerseminar I (14), Privatlazarette St. Elisabethenhaus (3) und Herz-Jesustift (5); Mannheim: Ver.-Laz. St. Alfonsushaus (3), St. Josephshaus (7); Oberkirch: Ver.-Laz. Spital (2), Altes Schulhaus (2); Schwetzingen: Schloß (12); Wertheim: Hotel Held (2); Wiesloch: Vereinslazarett (2); Waldkirch: Realschule (2).

5. Großherzogtum Hessen. Bensheim: Ver.-Laz. Spital (11); Darmstadt: Schwesternhaus (15), Frauenklinik (3), Haus Hachenberg (1), Hochschule (1), Seuchenlazarett (1); Dieburg: Vereinslazarett (1); Friedberg: Blindenanstalt (3): Gießen: Schwesterkrankenhaus (4), Garnisonlazarett (5); Großsteinheim: Kreiskrankenhaus und Schloß (7); Happenheim: Vereinslazarett (4); Oppenheim: Ver.-Laz. Kasino (1); Seligenstadt: Kreiskrankenhaus (5), Res.-Laz. Riesensaal (3); Viernheim: Ver.-Laz. Spital (4); Worms: Hilfslazarett St. Martinsstift (6), Ver.-Laz. Turnhalle (2).

5. Großherzogtum Luxemburg: Rumelingen: Krankenhaus (1), Vereinshaus (1), Grube Steinberg (1).

Außerdem widmeten sich noch eine Anzahl Schwestern sonstigen Werken der Kriegsfürsorge: Verpflegung durchreisender Truppen und Verwundeter an Bahnhöfen, Fürsorge für Kinder gefallener Krieger, Beherbergung obdachloser Flüchtlinge und Anfertigung wärmender Wollsachen für den Winterfeldzug.

Alles in allem eine stattliche Summe liebevoller Arbeit im Dienste des Vaterlandes in dieser schweren Zeit.



LXXVI.

Aus dem Schuldbuche Rußlands.

Die Vernichtung der letzten unierten Diözese Chelm.

Von Eugen Buchholz-Wormditt.

Rußland hatte sich im östlichen Galizien festgesetzt, um die dortigen unierten Ruthenen, von jenem als Russen angesprochen, von dem Joche des polnischen Adels, Österreichs und Roms zu befreien. Diese moskowitischen Befreier!

Die russische Geschichte ist mehr oder weniger mit Blut geschrieben. Ganz besonders blutig waren die Verfolgungen der seit der Union von Litauisch Brest im Jahre 1595 mit Rom vereinten griechischen Katholiken, die von den Polen Uniten, von den Russen Unijaten genannt, im Deutschen am zutreffendsten wohl als Unierte bezeichnet werden.

Die in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallende Vernichtung der unierten Kirche in Weißrußland wollen wir hier übergehen und nur der im sechsten und siebenten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mit Wissen und Willen des später durch einen Anschlag der Nihilisten getöteten Zaren Alexander II. erfolgten Aufhebung der letzten unierten Diözese Chelm gedenken.

Dabei sind wir nicht einzig und allein auf die vollständig zuverläßigen polnischen Werke angewiesen, wir können den Tatbestand auch an der Hand der kurzen amtlichen Berichte der englischen Generalkonsulate von Warschau und Odessa feststellen und wiedergeben. Die deutsche Übersetzung der englischen Dokumente hat Otto von Schaching im Jahre 1877 zu Regensburg veröffentlicht. Auch amtliche Kundgebungen russischer Behörden und Regierungsblätter befinden sich in der Broschüre, die leider viel zu sehr in Vergessenheit geraten ist. Diese russischen Berichte stellen jedoch derart die Wahrheit auf den Kopf, daß sie bei jedem einigermaßen unterrichteten Leser helle Entrüstung hervorrufen müssen.

So wenn die russische Regierung glauben machen will, sie beabsichtige nur, entsprechend den päpstlichen Bullen, die ursprüngliche Reinheit des morgenländischen Ritus herzustellen und die Unierten bäten nach langem Forschen nach der Wahrheit vollständig frei und unbeeinflußt um die Aufnahme in die heilige orthodoxe Kirche!

Die amtlichen Berichte der englischen Konsulate besagen etwas ganz anderes:

„Die Regierungsgeistlichen sind jetzt alle glücklich (?) installiert mit dem Ergebnis einer vollständigen Enthaltung von Seite des Volkes von allem Verkehr mit dem Klerus und jeder Teilnahme an dem Gottesdienste in den Kirchen. Die Bauern beerdigen ihre Toten in den Kirchhöfen bei Nacht ohne Begräbnisfeierlichkeiten und versichern, daß sie aufgehört haben, taufen zu lassen oder zu heiraten; aber ich bin unterrichtet, daß sie in letzteren Fällen im geheimen die Hilfe eines katholischen Geistlichen genießen, indem sie oft ungeheure Strecken, mehr als sechzig und siebenzig Meilen weit gehen, um eine Entdeckung entweder für sich selbst oder für den Priester zu vermeiden, der ihnen in ihrer Not beisteht. Seit 1839, als die unierten Griechen in Litauen zuletzt in die russische Orthodoxie hineingezogen wurden, haben beträchtliche Distrikte in dieser Provinz ein ähnliches System befolgt und ich benötige kaum Eurer Herrlichkeit die üblen Folgen auseinanderzusetzen, wenn eine ganze Bevölkerung der geistlichen Oberaufsicht beraubt ist und Generationen aufwachsen sollen, für die der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes nur eine Tradition ist."

[Der englische Generalkonsul Mansfield am 12. Juni 1874 an den Grafen von Derby.] [1])

Die hier mitgeteilten Begebenheiten beruhen durchaus auf Wahrheit. Die russische Regierung hatte im Einverständnis mit dem „hochheiligen Synod" alle die treugebliebenen unierten Priester, welche den schismatischen Neuerungen ablehnend gegenüberstanden, einfach vertrieben und namen-

1) Schaching, Leiden und Martyrthum, S. 27, 28.

loses Elend über sie und deren Familien (die niedere unierte Geistlichkeit ist verheiratet) heraufbeschworen. Vor der Vertreibung hatten sie geistige Quälereien und Torturen auszustehen und, da sie standhaft blieben, wurden sie ins Gefängnis geworfen. Sieben dieser Bekenner schickte man ins innere Rußland in die Verbannung und zwar wurden sie gleich Verbrechern zu Fuß dorthin getrieben. Dreien von ihnen gelang es nach Galizien zu flüchten.

Gegen siebzig unierte Priester wanderten nach Galizien aus, ebenso viele blieben im russischen Reiche und ergriffen irgend einen weltlichen Beruf, um sich und ihre Familien vor dem Hungertode zu bewahren. Achtzehn der vertriebenen treugebliebenen Priester verstarben in den Jahren 1874, 1875 und 1876 an den Folgen der erlittenen Gefängnisstrafen, Entbehrungen und Gemütsbewegungen.[1])

Die Stelle der verjagten Heldenpriester nahmen Apostaten ein, gewissenlose Schwächlinge oder Stellenjäger, die den verlockenden Angeboten der Moskowiter nicht hatten widerstehen können. Sie stammten größtenteils aus Galizien, jenen ruthenischen Kreisen, welche die beständige russenfreundliche schismatische Agitation längst innerlich der Union entfrembet hatte.

Auch die höheren, einflußreichen Stellungen im Chelmer Konsistorium und Priesterseminar hatte die schismatische Regierung, nachdem die romtreuen Priester und Professoren beseitigt worden waren, mit gefügigen Kreaturen besetzt. Unter ihnen befand sich Marzell Popiel aus Galizien, vorher Katechet in Tarnopol, dann Seminarprofessor und Konsistorialsekretär in Chelm.[2]) Dieses Popiel unglückseligen Angedenkens bediente sich die Regierung zur Durchführung ihrer Schismatisierungsbestrebungen und sie setzte ihn auch eigenmächtig zum Administrator der verwaisten Diözese Chelm

1) Podlasiak, Martyrologium cryli Menczenstwo Unii na Podlasiu, S. 95 ff. Krakau 1905.

2) Bojarski, Crosy Nerona w XIX. wieku pod szondem moskiewskim, I. 2. A. S. 101, Lemberg 1885.



ein, ein Schritt, der auf den Apostaten die große Exkommunikation herabzog.

Das bekenntnis- und romtreue unierte Volk wollte von diesen Eindringlingen, die fast durchweg sittlich wie wissenschaftlich tiefstanden, nichts wissen. Es behalf sich daher, so gut es konnte, ohne kirchliche Akte, doch mußte es diese Fernhaltung durch wachsende Geld- und Gefängnisstrafen büßen und mitunter gelang es den Gensdarmen, den Familien Säuglinge und eben verstorbene Angehörige zu entreißen und sie unter dem Jammergeschrei der Angehörigen einem Popen zur Vollziehung eines Zwangsaktes zuzuführen.

Der vorhin zitierte Bericht Mansfields vom 1. Januar 1875 enthält noch weiteres Material:

„Die Sterblichkeit unter den Bauern, welche in diesem kalten Wetter in den Wäldern wohnten, war schrecklich. Den Kosaken war unlängst der Befehl erteilt worden, die Bauern in die Dörfer zurückzujagen, so daß die im Freien lagernden Bauern beständig in Bewegung waren und Wiedervergeltung dadurch übten, daß sie hier und dort Kosaken aufknüpften, wenn sie dieselben vereinzelt trafen.

Die ganze Frage gestaltet sich zu einer agrarischen und gewinnt noch dazu einen politischen Anstrich, zum Nachteil der Regierungspolitik von 1864.

Die Bauern, welche ihre Ernten und Vorräte von den Kosaken verheert finden, haben in sehr vielen Fällen den Entschluß gefaßt, ihre Felder unkultiviert zu lassen, und haben sich gegen Vorschuß von Korn, Kartoffeln usw. als Tagelöhner an die Besitzer verdingt, so daß die Arbeit auf dem Punkte ist, mit Gewalt wieder eingeführt werden zu müssen.

Die Lage der Eigentumsherren (gemeint sind die römisch-katholischen Gutsbesitzer!) ist eine schwierige. Sobald die Polizei Wind von Vereinbarungen gleich der obigen erhält, wird der Eigentumsherr unter polizeiliche Aufsicht gestellt, weil er die unierten Griechen unterstütze und ihnen Vorschub leiste; und dies ist sogar der Fall, wenn es bekannt wird, daß die Eigentumsherren den „Widerspenstigen" mildtätige Hilfe angedeihen ließen."



Somit durfte den armen bis zum letzten Blutstropfen ausgepreßten Opfern des Schismas und Zarismus nicht einmal Almosen verabreicht werden!

Unter dem 27. Januar sendet dann Lord Loftus in St. Petersburg einen Artikel des „Journal de St. Pétersbourg" vom 15. (27.) Januar 1875 sowie einen Bericht des Regierungsboten vom 12. Januar in französischer Übersetzung an Lord Derby. Der englische Botschafter am Petersburger Hof benügt sich damit, in seinem Anschreiben die amtlichen russischen Kundgebungen kurz zu skizzieren. Wir möchten jedoch in einigen Punkten auf diese Dokumente russisch-schismatischer Verlogenheit des Näheren eingehen. Es heißt zunächst in der erwähnten Nummer des „Journal de St. Pétersbourg":

„In seiner Nummer 48 vom letzten Jahre brachte der Messager officiel (Prawitelstwennyj Wiestnik!) eine offizielle Mitteilung bezüglich eines Zirkulars des unit-griechischen Konsistoriums von Chelm, in welchem der unit-griechische Klerus eingeladen wurde, aus der Liturgie die lateinischen Zutaten und Neuerungen, welche eingeführt worden, zu entfernen und den Gottesdienst in Übereinstimmung mit dem Ritual der östlichen (morgenländischen!) Kirche zu halten. Diese Mitteilung führt in chronologischer Ordnung die päpstlichen Bullen an, welche den griechischen Gottesdienst gegen die lateinisch-polnische Propaganda beschützten und erhielten, die unermüdlich ist in ihren Anstrengungen unter dem russischen (!) Volke; sie schilderte dann mit den eigenen Worten Kuziemski's, des Bischofs der Diözese Chelm, die traurige Lage, in welche die unit-griechische Kirche im Königreiche Polen geraten."

Die unierte Kirche der Diözese Chelm befand sich vor Beginn der Schismatisierungsbestrebungen in einem blühenden Zustande, der sich äußerst vorteilhaft vor dem der russischen Staatskirche abhob. Die Ausgestaltung des griechisch-unierten Ritus durch einige neuere zeitgemäße Andachten und Einrichtungen war kein Akt der Willkür, sondern hervorgegangen aus den Bedürfnissen des unierten Volkes, das diese An-

dachtsübungen in den römisch-katholischen Kirchen kennen und schätzen gelernt hatte. Sie waren durch die Synode von Zamosc im Jahre 1720 bestätigt worden und das Volk hing an Monstranz, Sanktusglocken, Orgel, Rosenkranz, Skapulier außerordentlich zähe.

Bischof Kuziemski, vorher Offizial des unierten griechisch-katholischen Konsistoriums zu Lemberg, war von der russischen Regierung als Kandidat auf den verwaisten Bischofsstuhl von Chelm, dessen letzter Bischof Kalinski in der Verbannung gestorben war, ausersehen und in Ermangelung eines geeigneten Kandidaten — zumal nichts Belastendes gegen ihn vorlag — vom Apostolischen Stuhle unterm 22. Juni 1868 bestätigt worden. Es stellte sich leider bald heraus, daß Kuziemski seinem erhabenen Amte nicht gewachsen war. Erfüllt mit dem in Galizien üblichen ruthenischen Nationalismus, der sich schroff gegen das Lateinertum und das Polen tum richtet, traf er auch in Russisch-Polen in diesem Geiste Maßnahmen, die wegen der hier ganz anders gelagerten Verhältnisse geradezu gefährlich wurden, da sie die unierte Kirche ihrer Schwester, der römisch-katholischen Kirche, entfremden und der schismatischen Staatskirche zutreiben mußten.

Das Entgegenkommen Bischof Kuziemski's machte die russischen Behörden immer kühner. Schließlich kam der Bischof derart ins Gedränge, daß er weder aus noch ein wußte. Zu Beginn des Jahres 1871 wurde er infolge eines Gesuches seiner Kränklichkeit wegen vom Zaren des Amtes enthoben, und ohne sich mit Rom verständigt zu haben, kehrte er nach Galizien zurück und gab so seine Herde dem Wolfe preis. Dieser Wolf war der vom Kultusminister Graf Tolstoj zum Diözesan-Administrator ernannte, bereits erwähnte Kanonikus Marzell Popiel. Dieser, nebst den andern Kreaturen der Regierung im Chelmer Konsistorium, gilt den Petersburger und Gouvernementsbehörden nunmehr als die rechtmäßige kirchliche Autorität der Unierten.

Doch hören wir weiter, wie die russische Regierung durch den Zeitungsbericht die öffentliche Meinung fälscht.

„Die Ereignisse, welche sich jüngst in der Diözese von Chelm zutrugen, konnten, gleich allen Umständen, die den Volksinteressen nahe gehen, nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der uniten Bevölkerung auf die Angelegenheiten zu heften, die sie zu regeln hatte. Der unite Grieche von Chelm, gewöhnt, seinen Glauben mit seinem Ritual, das er griechisch nannte, zu identifizieren (dies tun bekanntlich die schismatischen Russen!) und erwägend, daß die Änderung des Einen auch einen Wesensteil des Anderen berühre, war natürlich im höchsten Grade überrascht, als er sah, daß die kirchlichen (!) Behörden von ihm verlangten, die Liturgie von den lateinischen Beimischungen zu reinigen (!), zu welchen er sich durch beständigen Gebrauch hingezogen fühlte.

Solches war die Lage der Unitenangelegenheit bis zum Monat Mai 1874, als das Rundschreiben des Papstes Pius IX., datiert vom 13. Mai, erschien, welches, obschon an Monsignore Sembratowicz, den Metropolitan von Galizien, gerichtet, dessen ungeachtet einer Prüfung des Sachverhalts in der Diözese Chelm gewidmet war. In diesem Zirkular erteilt der römische heilige Stuhl zum ersten Male (?) allen in dem orientalischen Ritus eingeführten Änderungen offen seine Billigung und stellt den neuen Grundsatz der stillschweigenden Beistimmung zu allen Neuerungen auf, welche die unite griechische Kirche enger an die römisch-katholische zu schließen bezwecken. Während die vorhergehenden Päpste die unverletzliche Fortdauer des orientalischen Rituales vorgeschrieben und unter schwerer Strafe jede, ohne spezielle Erlaubnis in demselben eingeführte Änderung verboten hatten, wobei sie aber zugleich die auf dieses untergeordnete Ritual vereinigte Protektion und Hilfe zum Schutze der Interessen der römisch-katholischen Kirche gewährte, macht dagegen (!) Papst Pius IX. in seiner oben erwähnten Botschaft nicht im Geringsten ein Hehl aus seiner Vorliebe für das lateinische Ritual."

Dieses amtliche Kommunikat stellt den Sachverhalt vollständig auf den Kopf. Wie seine Vorgänger, so sichert Pius IX. in seiner Enzyklika an die unierten Bischöfe Gali-

ziens (vom 23. Mai 1874) dem morgenländischen Ritus, wie er von den hl. Vätern und Synoden festgesetzt und übernommen, vollständigen Schutz zu. Gleichzeitig warnt er vor Neuerungen Unberufener, die unter dem Deckmantel der Reinigung des Ritus die Häresie und das Schisma fördern, und erklärt diese Abänderung für null und nichtig. Popiel wird als unwürdiger Eindringling bezeichnet.

Dann fährt das „Journal de St. Pétersbourg“ fort:

„Dies letzte päpstliche Zirkular wurde schnell in einer großen Anzahl von Exemplaren unter der unierten Bevölkerung der Diözese Chelm verbreitet. Es beunruhigte die Gemüter der Menschen noch mehr und verwirrte ferner noch das Problem, welches die Uniten bekümmerte.“

Für die Unierten gab es kein „Problem“. Sie verwarfen eben die Schismatisierung ihres Ritus und freuten sich ungemein über die Kundgebung des Oberhirten der Kirche, die ihr Verhalten rechtfertigte. Der über alles verehrte und geliebte hl. Vater hatte seinen getreuen Unierten ja hohes Lob gespendet, indem er den erhabenen und fast heldenmütigen Anblick ihres mutigen, unerschrockenen Geistes ein Schauspiel für Gott, die Engel und die Menschen nannte.

„Der uniten griechischen Bevölkerung, so fährt der amtliche Bericht fort, war einzig die Wahl zwischen den folgenden Alternativen gelassen: entweder sich der neuen und unerhörten (!), vom hl. Stuhl gegebenen Erklärung zu unterwerfen oder der Richtung zu folgen, die ihnen von ihren kirchlichen Autoritäten (!) gewiesen wurde, die den orientalischen Ritus gegen die lateinischen Einflüsse schützten und erhielten. Die Stimmung des Volkes (!!) würdigte diesen Angriff (!) des heiligen Stuhles auf das ihm von seinen Vorfahren hinterlassene und seinem Herzen teuere Erbe (!) nach seinem rechten Werte und unter dem Einflusse dieses Gefühles sprach ein Teil der Bevölkerung in der Provinz Siedlce offen und ohne Bedenken seinen Wunsch (!!) für die Vereinigung mit dem Glauben des ‚weißen Czaren‘ aus.“

Es erübrigt sich wohl, auf dieses Elaborat des näheren einzugehen. Die damalige russische Politik und Diplomatie

war eben genau so — wahrheitsliebend und aufrichtig wie die heutige.

Dann wird weiter berichtet, wie am Sonntag den 12. Januar zu Biala fünfundvierzig unierte Pfarreien mit sechsundzwanzig Priestern und zusammen fünfzigtausend Seelen „sich endgültig mit der Kirche ihrer Vorfahren vereinigten“.

Sehen wir uns einmal das wahre Gesicht der Wiedervereinigungskomödie zu Biala an.

Diese bei den Unierten als Sitz eines Basilianerklosters und Stätte der Aufbewahrung der Gebeine des hl. Erzbischofs Josaphat — im Jahre 1623 zu Polozk von den Schismatikern ermordet — in hohem Ansehen stehende Kreisstadt war von den russischen Behörden als Propagandazentrale für das Schisma und Schauplatz der „freiwilligen Wiedervereinigung der Unierten mit der Kirche ihrer Vorfahren“ ausersehen worden. Das Feld war durch Einkerkerung einflußreicher Bürger, Verbannung seeleneifriger Priester und Einsetzung trauriger Apostaten in der Gestalt des Galiziers Liwczak und Konsorten für das große „Friedenswerk“ vorbereitet worden. Als Tag der Feier wurde der 24. Januar 1875, ein Sonntag, festgesetzt.

Der altersschwache, dabei milde und jedem Zwange abholde russische Warschauer Erzbischof Joannitius mußte auf Befehl des „sehr heiligen“ Petersburger Synods den feierlichen Akt vollziehen. Sämtliche Beamte des Kreises Biala wie der Nachbarkreise wurden dazu befohlen. Jeder Gemeindevorsteher mußte — ohne den Zweck zu kennen — an dem bestimmten Tage mit zehn Unierten zu Biala erscheinen. Da es nicht leicht hielt, in jeder durch Knute, Gefängnis und Verbannung dezimierten Gemeinde zehn gesunde Unierte aufzutreiben, so wurden denn in Ermangelung derselben vielfach römische Katholiken als Schlachtopfer ausersehen. Russische Würdenträger, in Gala und mit Orden behängt, erschienen zu der Feier bis aus der Gouvernementsstadt Siedlce und aus Warschau und füllten die Kirche. Das sich hinter



den Pfeilern verbergende unierte und katholische Volk wurde hervorgeholt und nach Art der Rekruten vor der Kaisertüre in Reih und Glied aufgestellt.

Nach der Predigt nahm laut Vorschrift des Zeremoniells Joannitius, auf einem Throne hinter der Kaisertüre sitzend, die Huldigung der Neubekehrten in Empfang. Die Unierten mußten erst vor den Thron geführt werden. Der Greis sah es den Mienen der Leutchen gut an, daß sie als Opfer herbeigeschleppt worden waren, und um sich gleichsam für die Zuweisung der ihm gewordenen Rolle zu rächen, stellte er an die Ärmsten die durchaus nicht vorgesehene Frage, ob sie den orthodoxen Glauben annehmen wollten. Die Leute verneinten die Frage.

Doch der kluge Joannitius wußte Rat. Er kam jetzt gewissermaßen dem ihm von Petersburg gewordenen Auftrage nach, indem er dem verängstigten Volke die zu dem Zwecke bereitgehaltenen Kreuze und Heiligenbilder darreichte und sprach: „Wenn Ihr den orthodoxen Glauben nicht annehmet, so nehmet doch diese Heiligenbilder entgegen. Vielleicht werden sie Euch erleuchten und zur Orthodoxie bekehren.“

Auch diese milde Art der Bekehrung verfehlte ihren Zweck. Nicht viele Unierten nahmen die unerwünschten Geschenke entgegen, und die sie annahmen, ließen sie in der Zerkew oder sonst irgendwo stehen. Niemand nahm sie nach Hause mit. Im Gymnasialgebäude wurde dann der kirchlich-staatliche Zwangsakt begossen. Mehrere tausend Rubel waren zu der Bewirtung ausgesetzt und in der animierten Stimmung der Popen, Militärs und Tschinowniks ergingen die pomphaften verlogenen Telegramme nach St. Petersburg.[1])

Das moskowitische Werk der Wiedervereinigung bestand also nur in den Staatsakten, auf dem Papiere. Kein Wissender konnte darüber im Zweifel sein. Mansfield schreibt unterm 29. Januar 1875 u. a. Folgendes:

1) Podlasiak, Martyrologium S. 122 ff.



„Ich habe die Ehre, Eurer Herrlichkeit zu melden, daß fünfzigtausend unite Griechen im Gouvernement Siedlce in die russische Nationalkirche aufgenommen worden sind . . .

Der Übertritt von fünfzigtausend uniten Griechen wurde durch verschiedene Mittel bewirkt, bei welchen körperliche Mißhandlung einen nicht unbedeutenden Anteil hat. In einigen Pfarreien wurden die am meisten Widerstrebenden in das Innere des Kaiserreichs oder nach Sibirien gesendet, die Übrigen, welche ihre Lebensmittel von den Kosaken aufgezehrt fanden, wichen dem Drucke der untergeordneten Beamten und unterzeichneten die Petitionen, welche die Aufnahme in die russische Kirche wünschten (!) In anderen Distrikten wurde Geld verteilt, wenn man sah, daß der Widerstand weniger hartnäckig war. In anderen wendete man körperliche Mißhandlung an, bis die Bauern nachgaben, aber mit dem Bemerken, daß sie das „nur täten, weil sie der Gewalt wichen".

Mansfield berichtet dann über einen Vorfall, der sich in dem Dorfe des Gewährsmannes zugetragen, dem er die Nachricht verdanke:

„Die Bauern wurden versammelt und von den Kosaken geschlagen, bis der Militärarzt erklärte, daß ein Mehr das Leben gefährden würde. Sodann wurden sie bis an ihre Leiber durch einen halbgefrorenen Fluß mitten durch Soldaten in die Pfarrkirche getrieben, wo ihre Namen in die oben erwähnten Petitionen eingetragen wurden. Die Bauern, durch die gegenüberliegende Türe hinausschreitend, riefen ohne Unterlaß aus: ‚Ihr mögt uns orthodox nennen, wir aber bleiben im Glauben unserer Väter.' "

Dann fügt der englische Generalkonsul hinzu, daß die russischen Zeitungen die Bewegung als „freiwillig" und getragen von einem „wilden Enthusiasmus des Glaubens und der Loyalität" hinstellten. Bezahlte oder dazu gezwungene Bauern hätten den Behörden dann ihre Unterwerfung mit dem Ausdrucke der Ergebenheit überreichen müssen. Nach amtlichen Berichten solle die gleiche Bewegung auch unter den dreihunderttausend (?) Unierten des Gouvernements Lublin angefacht werden.



Die Maßnahmen glichen stark den „guten und schändlichen Mitteln", durch die zwischen 1835 und 1838 in Litauen mehr als eine Million Unierter der russischen Orthodoxie zugetrieben wurde.[1])

Die Unterschriften unter die Beitrittserklärungen zum Schisma wurden nicht selten durch Vorspiegelung falscher Tatsachen gewonnen. So wurde den Parochianen von Kostomlok eine Petition um Hersendung eines treugebliebenen Priesters vorgelesen. Die Unierten erfuhren nachher, daß sie durch ihre Unterschrift ihren freiwilligen Beitritt zur russischen Staatskirche erklärt hätten.[2]) In der Landschaft Podlachien, Gouvernement Siedlce, erschlich man in anderer Weise die Unterschriften. Man verlangte von den Unierten nur, daß sie den von ihnen beleidigten Popen um Verzeihung bitten und darüber von ihm eine Bescheinigung in Empfang nehmen sollten. Die Leute kannten den Popen kaum, doch als die Peinigungen eben der nicht vollzogenen Formalität wegen von neuem einsetzten, kamen sie dem Verlangen der Behörden nach. Der Pope überreichte ihnen die gewünschten Zettel, doch hierbei berührte er jeden mit der Spitze der Feder und trug dann dessen Namen auf einen bereitgehaltenen Bogen ein, der folgenden Vordruck trug: „Die Parochianen des Kirchspiels N. nehmen freiwillig den orthodoxen Glauben an und bekräftigen dies durch ihre Unterschrift."[3])

Unterm 24. April 1875 berichtet Generalkonsul Mansfield an den Grafen Derby, daß die Zwangsbekehrungen zur russischen Nationalkirche beträchtliche Fortschritte gemacht hätten. So seien im Gouvernement Lublin über 250,000 (?) Übertritte erfolgt und zwar unter Anwendung eines verhältnismäßig geringen Druckes.

Tatsächlich war der Widerstand gegen das Schisma im

1) Leiden und Martyrthum, S. 46.

2) Bojarski Bd. 2, S. 105.

3) Podlasiak, Martyrologium, S. 121.



Gouvernement Lublin weniger heldenmütig, wenn auch hier ebenso die „Bekehrungen" größtenteils nur erzwungen und äußerlich waren. Diese Erscheinung läßt sich wohl aus der Nachbarschaft Ostgaliziens und der ruthenischen Nationalität der Lubliner Unierten erklären, die den „russischen Glauben" weniger entschieden verwerfen mögen. Man hat ja in dieser Beziehung in Galizien seltsame Beobachtungen machen können.[1]) Im Gouvernement Siedlce hingegen, insbesondere in der Landschaft Podlachien, waren die Unierten zum größten Teile polonisiert und hier wirkte außer dem kirchlichen noch der nationale Gegensatz.

Im weitern Verlaufe der erwähnten Depesche meldet Mansfield noch, daß die Regierung im Gouvernement Siedlce zahlreiche römisch-katholische Kirchen habe schließen lassen und zwar unter dem Vorwande, es wären zu wenige Katholiken vorhanden und das Bestehen katholischer Kirchen könnte den „Neubekehrten" Antrieb zum Widerstande geben. Dann muß das Vertrauen zu den „Neubekehrten" kein allzu großes gewesen sein, wenn schon das bloße Bestehen römisch-katholischer Kirchen für sie eine Gefahr bedeutete. Das ist eben das Nichtswürdige in den Maßnahmen der russischen Regierung, daß sie den Unierten den angeblich verunstalteten morgenländischen Ritus raubte und ihnen gleichzeitig die Möglichkeit zum Besuche des römisch-katholischen Gottesdienstes und zum Anschluß an den abendländischen Ritus nahm, wozu die Unierten schon im Hinblick auf die größere Sicherheit vor den Nachstellungen des Schismas sehr gerne bereit gewesen wären.

Daß dem wirklich so sei, beweist Dokument Nr. 22 der Schaching'schen Broschüre, das eine Verfügung des russischen Ministers des Innern an die einzelnen Gouverneure enthält. Darin beklagt es der Minister, daß die in das Innere Rußlands verbannten Unijaten ihre religiösen Bedürfnisse

1) Vgl. „Die galizischen Ruthenen und die schismatische Propaganda" Histor.-polit. Blätter Bd. 150 H. 9/10.



anstatt bei den orthodoxen Popen bei den römisch-katholischen Priestern zu befriedigen suchen, was den Absichten und Vorschriften der Regierung gänzlich entgegenlaufe. Es sei den römisch-katholischen Priestern — die in den Augen des Zartums ebenso wie die Popen eben nichts weiter sind als „Tschinownik s" — jede religiöse Funktion an den Unierten zu verbieten, während die Unierten, entsprechend den Verordnungen des „heiligen Synod", sich zum Empfange der Sakramente an die Popen der orthodoxen Kirche zu wenden haben, welche sich weder in den Riten, Zeremonien, noch in der Sprache von der Kirche der Unijaten unterscheidet (!)".

* * *

Ein düsteres Bild russisch-schismatischer Intoleranz, Verschlagenheit und Grausamkeit ist an unserem Blicke vorbeigezogen. Eher ist damit zu wenig als zuviel gesagt. Welch erschütterndes Bild entwirft nicht auch der englische Konsul Webster in Cherson über die Geschichte und Verfolgungen der griechisch-unierten Kirche! Ehre den damaligen englischen Regierungskreisen, die allein von allen staatlichen Behörden sich der unglücklichen Opfer russischer Barbarei annahmen. Die österreichischen Konsuln scheinen den Unierten-Verfolgungen gänzlich uninteressiert gegenüber gestanden zu sein.[1]) Aber noch auf einen Umstand sei hingewiesen. Die russische Politik, die in Bezug auf Unwahrhaftigkeit, Verdunkelung und Verdrehung der Tatsachen, Heuchelei und Skrupellosigkeit ihresgleichen sucht, geht anfänglich — wie wir es jetzt wieder bei der schismatischen Propaganda in Galizien beobachten können, ziemlich vorsichtig zu Werke, ja sie leugnet ihre bereits fix und fertig ausgearbeiteten Pläne vollständig ab.

Als nach dem verunglückten polnischen Aufstande von 1863 in Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, bemächtigte sich bereits damals der Unierten, denen behördliche

---

1) Leiden und Martyrthum, S. 51.

Äußerungen über die Notwendigkeit ritueller Änderungen zu Ohren gekommen waren, bange Befürchtungen. In Petersburg waren diese Befürchtungen nicht unbekannt geblieben, deshalb beruhigte der Zar eine Uniertendeputation, die im Jahre 1865 ihren Dank für die Aufhebung der Leibeigenschaft auszusprechen kam, durch die Worte: „Ich gebe euch mein kaiserliches Wort, daß ich es niemanden gestatten werde, euren Glauben abzuändern oder anzutasten“.[1])

Vielleicht war der „Zar-Befreier“ damals noch nicht in die Absichten des heiligen Synods und der leitenden Staatsmänner eingeweiht, oder auch der für das Bekehrungswerk ausersehene Zeitpunkt war noch nicht herangenaht. Als dann Fürst Bismarck in Deutschland den Kulturkampf inszeniert hatte und die öffentliche Meinung zum großen Teil durch denselben mit Beschlag belegt war, da hielt man auch in Rußland die Zeit zur Vernichtung der letzten unierten Diözese Chelm für gekommen.

Die Unierten waren immer noch der Meinung, das Bekehrungswerk sei nur Sache der untergeordneteren Organe und der „Zar-Befreier“ wisse nichts davon. Spätere in den Jahren 1874 und 1875 unternommene indirekte und direkte Bittgesuche ergaben zur Genüge, daß Alexander II. mit den Bekehrungsbestrebungen einverstanden sei, wenn er vielleicht auch die Einzelheiten nicht gekannt hat. Die Unierten sandten auf ihre Kosten sogar einen ausgedienten Gardisten nach Petersburg, der mit den Örtlichkeiten genau vertraut war. Tatsächlich gelang es dem Kühnen, dem Zaren die Petition persönlich einzuhändigen. Das Endergebnis war, daß der Mann vielen Belästigungen und einer Arreststrafe ausgesetzt war, während unierte Geistliche und Gemeindevorsteher nach Miendzyrzecz bestellt wurden, wo man ihnen amtlich eröffnete, daß die Unierten Lügen vorgebracht hätten, weshalb der durchlauchtigste Gebieter ihnen bei strenger Strafe Ruhe und Gehorsam für die Regierung anbefehle. Ganz

1) Podlasiak, Martyrologium, S. 97.



wie jetzt in Galizien, so wurde auch damals den unierten Geistlichen im Chelmer Lande und in Podlachien bei der Liturgie die Fürbitte für den Petersburger Synod anstatt für den Papst vorgeschrieben.[1])

* * *

Zu Beginn des Weltkrieges waren genau vierzig Jahre verflossen, seitdem die Verfolgungen der Chelmer Unierten einen blutigen Charakter angenommen hatten: Rußland ist durch diesen Krieg besonders stark in Mitleidenschaft gezogen und es hat bisher Niederlage auf Niederlage erlitten. Von dem Ausfall des Krieges hängt nicht weniger als Sein oder Nichtsein des Zartums und Bestand oder Zerfall des Riesenreiches ab. Wenn nach dem russisch-japanischen Kriege Rußland an das anläßlich der Dogmatisierung des Glaubenssatzes von der Unbefleckten Empfängnis Mariä von Pius IX. ob der ostentativen Zurückhaltung dieser schismatischen Vormacht ausgesprochene prophetische Wort: „Der Herr der Heerscharen wird dessen eingedenk sein am Tage großer Gefechte“, erinnert wurde, so erscheint es nicht unangebracht, die Aufmerksamkeit, wie damals auf den fünfzigjährigen Gedenktag, so heute auf das vierzigjährige Gedächtnis der Vernichtung der letzten unierten Diözese in Rußland hinzuweisen.

---

1) Martyrologium S. 89, 114 ff., Czosy Nerona II, S. 166 ff., I, S. 94 f.

LXXVII.

Im Kampf um unsere Zukunft.

Gegen Ende des Monats März erschien im Verlage des katholischen Volksvereins in M.-Gladbach eine Schrift von Martin Spahn unter dem Titel „Im Kampf um unsere Zukunft“, eine Schrift, die die eingehendste Beachtung der weitesten Öffentlichkeit verdient, insbesondere aber aller, die zur Mitarbeit an den politischen Geschicken unseres Volkes berufen sind.

In einer kurzen Einleitung verweist der Verfasser auf die Notwendigkeit einer öffentlichen Meinung auch in den Dingen der auswärtigen Politik. Die Nation muß sich Antwort auf die beiden Fragen geben: Warum kämpfen die Völker gegenwärtig miteinander? Welcher Weg ist uns selber in diesen Kämpfen vorgezeichnet? Der Beantwortung dieser beiden Fragen dient die 65 Seiten starke Schrift.

In großen Zügen entwirft Martin Spahn uns ein Bild der Geschichte der im Kampf miteinander liegenden Völker, ihrer politischen Wünsche und Bestrebungen, der von ihnen eingeschlagenen Wege und verpaßten Gelegenheiten zur Verwirklichung derselben, des Zusammenpralls ihrer Interessen im Laufe der Jahrhunderte, der inneren Zusammenhänge der gegenseitigen Freundschaften und Feindschaften, die ein notwendiges Ergebnis der mit Bewußtsein erstrebten Entwicklungsmöglichkeiten der einzelnen Nationen waren, um schließlich mit Notwendigkeit zu dem jetzigen ungeheuren Weltkriege zu führen. Auch Deutschland zog im letzten Grunde nicht das Schwert aus der vielgerühmten, aber im Grunde doch selbstverständlichen Nibelungentreue allein heraus, sondern bewußt oder unbewußt im ureigensten Lebensinteresse. Spahn scheint allerdings andeuten zu wollen, daß bei Deutschland dieses Bewußtsein mehr latent vorhanden gewesen sei. Das auswärtige Denken unseres Volkes, so schreibt er, verfiel vollends in Lethargie in demselben Augenblicke, als die Deutschen (1871) durch die Leitung Preußens staatsorgani-



satorisch und militärisch zu weiterer Erhebung als je zuvor befähigt wurden. Kaum anders als mit Beschämung würden unsere Nachfahren in den Zeitungen und den Kammer- und Reichstagsverhandlungen, in den Berichten und Denkschriften unserer Behörden und Körperschaften lesen, welch' ein Wirrwar von Anschauungen über die auswärtige Politik die Deutschen in den Jahren 1871 bis 1914 bedrückten. Hinter diese Ausführungen möchte ich mir doch erlauben ein Fragezeichen zu machen.

Gewiß soll nicht bestritten werden, daß die Meinungen in Einzelfragen unserer auswärtigen Politik „in den Zeitungen und den Kammer- und Reichstagsverhandlungen, in den Berichten und Denkschriften unserer Behörden und Körperschaften" öfter auseinandergingen, vielleicht die eine und andere günstige Konstellation in der auswärtigen Politik für uns nicht ausgenützt wurde, aber im großen und ganzen läßt sich doch nicht verkennen, daß unsere auswärtige Politik von Anfang an der zielbewußten Leitung nicht entbehrte. Das gilt sowohl von der Ära Bismarck, wie von der Zeit seit Bismarcks Ausscheiden bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, in der unser Kaiser mehr oder weniger sein eigener Kanzler war.

Aber das junge Reich hatte zunächst dringendere Aufgaben zu erfüllen, Aufgaben, deren Erfüllung es indirekt auch zu einer kräftigen und fruchtbaren auswärtigen Politik befähigen mußte. Es galt die einzelnen Bestandteile des Reiches, die die Kriege von 1866 und 1870 äußerlich zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschweißt hatte, auch innerlich zu assimilieren, mit dem Geiste der bewußten und überzeugten, notwendigen und natürlichen Zusammengehörigkeit zu durchtränken. Der Reichsgedanke mußte alles noch vorhandene unberechtigte Divergierende, Partikularistische überwinden, und es mußte in jedem Einzelnen das Bewußtsein des Reichsbürgers neben der bundesstaatlichen Zugehörigkeit als etwas Untrennbares und Selbstverständliches herangezogen werden. Nur ein innerlich so gefestigtes Reich war den an es herantretenden Aufgaben auf dem Gebiete der äußeren Politik gewachsen. Auf diese Ziele



war denn auch die innere Politik des Reiches von Anfang an gerichtet. Dahin zielten die großen Gesetzgebungsaktionen im Reiche, vor allem die Schaffung eines einheitlichen Rechts, die ganze wirtschaftliche und sozialpolitische Gesetzgebung, die zielbewußte Förderung von Handel, Industrie und Landwirtschaft und nicht zum mindesten der Ausbau unseres Heeres und die Schaffung einer starken Flotte. Gewiß sind unsere gesetzgebenden Faktoren, unsere verantwortlichen und unverantwortlichen Politiker bei der Erstrebung dieser Ziele nicht frei von Fehlern gewesen, man braucht dabei nur an die oft unerfreulichen Auseinandersetzungen in Parlament und Presse zu erinnern, an die Kulturkampfgesetzgebung, an die Ausnahmegesetze gegen die Sozialisten, Polen und Dänen und Elsaß-Lothringer und an manches andere von geringerer Bedeutung. Gewiß ist auch das angestrebte Ziel noch nicht in allen Punkten voll und ganz erreicht worden. Aber im großen und ganzen wurde es doch erreicht, erreicht trotz aller Fehler und trotz aller Widerwärtigkeiten. Den besten Beweis hierfür bildet der unübertreffliche Geist, die beispiellose Einigkeit und Geschlossenheit, mit der unser ganzes Volk in den ihm zwar aufgezwungenen, aber von unsern verantwortlichen Stellen in einer über jedes Lob erhabenen Weise vorbereiteten Krieg zog. Die eifrige und mühevolle 40jährige Tätigkeit auf dem Gebiete der inneren Politik hat uns vorbereitet, nun da die Stunde geschlagen hat, auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik voll unseren Mann zu stellen. Jetzt werden wir mit Gottes Hilfe die großen Früchte der zähen und unverdrossenen innern Arbeit auf dem Gebiete der äußern Politik pflücken, nachdem wir kleinere — ich denke dabei zunächst an unsere Kolonien — auch bereits in der Zeit von 1871 bis 1914 in unsere Scheuern gebracht haben. Vor allem aber sei dabei dankbar an unser Bündnis mit Österreich-Ungarn gedacht, ein Bündnis, dessen Zustandekommen und bewußte sorgsame Pflege wahrlich dem auch auf die auswärtige Politik gerichteten staatsmännischen Blick der Leiter von Deutschlands Geschicken das schönste Zeugnis ausstellt. Das wird ja auch von Martin Spahn voll und ganz anerkannt.

In geradezu meisterhafter Weise legt Martin Spahn die Zusammenhänge der äußern Politik der kriegführenden Staaten dar, um daran anknüpfend zu zeigen, welche Resultate der Krieg für uns und für unser Bündnis mit Österreich-Ungarn zeitigen muß. Er beginnt notwendiger Weise mit Frankreich, mit dem die verbündeten Kaiserreiche ja in Jahrhunderte langer Fehde gelegen und die Waffen mit wechselnden Erfolgen gekreuzt haben. Frankreich boten sich, so führt er aus, von Anfang an zwei Möglichkeiten, eine Großmachtpolitik zu treiben. Durch seine natürliche Lage war es in erster Reihe auf das Meer angewiesen, aber stärker als dessen Fluten wurde es von dem silbernen Band des Rheines gelockt, und damit war sein Streben gegen uns statt gegen die Engländer gerichtet. Frankreich strebte nach Anteil am mitteleuropäischen Boden und Anlehnung an den Rhein. Sein Flottenbau, der ihm eine Machtentfaltung zur See gestattet hätte, ist zu allen Zeiten etwas Halbes geblieben. Spahn zeigt, wie der große Streit zwischen Frankreich und Deutschland seinen Ausgang nahm von der Bildung eines niederländischen Staates durch die Herzöge von Burgund und im Anschluß daran durch die Vereinigung Spaniens, der Niederlande und der deutschen Kaiserkrone in der Hand Kaiser Karl V. Der Gegensatz zwischen dem Hause Habsburg und Frankreich befestigte sich dadurch und die deutsche Nation wurde endgültig an ihn verknüpft. Durch den Westfälischen Frieden faßten die Franzosen zuerst Fuß am Oberrhein, unter Napoleon I. wurde der Rhein Frankreichs Grenze und an der Küste entlang reichte das französische Gebiet sogar bis zur Elbe. Nach 1813 wurde der Unter- und Mittelrhein wieder deutsch, nur am Oberrhein blieb Frankreich. Als Entgelt für die Gründung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1866 verlangte Napoleon III. vergebens von Bismarck Vermehrung des französischen Besitzes am Rhein, dann den Besitz Belgiens und endlich wenigstens Luxemburg. Der Krieg 1870/71 drängte Frankreich dann auch vom Oberrhein zurück. Es hörte damit auf, ein mitteleuropäi- Staat zu sein. Für diese verlorene Stellung hatte Frankreich vorläufig keinen Ersatz und daher war von der Stunde des



Friedensschlusses an immer mit einem neuen deutsch-französischen Krieg zu rechnen. 1880 begannen sich die französischen Augen auf Afrika zu richten, um dort ein großes Kolonialreich zu gründen. Gegen Ausgang des Jahrhunderts winkte Frankreich der Zusammenschluß seiner mittel- und nordafrikanischen Besitzungen zwischen dem Tschadsee und dem obern Nil. Da kam 1898 Faschoda, der Zusammenstoß mit England, dessen Truppen sich ihm unter Kitchener entgegenstellten. Frankreich gab ohne Schwertstreich nach, und in der öffentlichen Meinung erfolgte ein jäher Rückfall in die Verstimmung über den Verlust der mitteleuropäischen Stellung. Dazu kam die Überzeugung bei Frankreichs Politikern, daß erst die Wiedererlangung seiner Stellung am Oberrhein es auch in den Stand setzen könne, sich in der Weltpolitik bei Interessenzusammenstößen gegen England durchzusetzen. Zunächst führte aber nun Frankreich der gemeinsame Gegensatz zu Deutschland mit England zusammen, während das zu Beginn der 90er Jahre mit Rußland abgeschlossene Bündnis immer mehr dem Gedanken der Revanche dienstbar gemacht wurde. Dazu kam noch der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich im Gebiete des Islams, der sich besonders bei der Marokkoaffäre bemerkbar machte. So ging Frankreich bewußt dem gegenwärtigen Kriege entgegen. Diesen Eindruck gewinnt man aus der Lektüre der Spahn'schen Schrift.

Aus kleinen Anfängen entwickelte sich unsere Gegnerschaft zu England. Seine Versuche, diesseits des Kanals an der festländischen Küste Boden zu gewinnen, scheiterten schließlich. Seine insulare Lage wies es auf das Meer an. Spanien und die Niederlande rang es nieder. Mit Frankreich lag es fünf Vierteljahrhunderte im Kampf. Während dieses Kampfes wurde es zum Industriestaat; sein Handel dehnte sich allmählig über die ganze Welt aus. Er wird gestützt von einem mächtigen Kolonialreich, das heute die 100fache Größe des Mutterlandes besitzt. Dem weiteren Ausbau und Schutze dieses durch Neuerwerbungen, Sicherung der Handelswege und Abkommen mit anderen Staaten galt insbesondere die Politik der letzten 35 Jahre. Während des 19. Jahrhunderts hatte England die



unbestrittene Führung in der Weltpolitik, die für seine Weltwirtschaft unerläßliche Bedingung ist. Eine weit überlegene Flotte mußte beide sichern. Da tauchte Ende des 19. Jahrhunderts als bedrohlicher Nebenbuhler vor allem Deutschland auf, das sich ebenfalls zu einer Weltmacht mit einer ständig wachsenden Weltwirtschaft entwickelte und allmählig Englands schärfster Konkurrent auf den Weltmärkten wurde. Bald brachte eine ständig wachsende Handelsflotte die deutsche Flagge und die deutschen Waaren nach allen Teilen der Welt

Den letzten Satz entnehme ich einem in der „Kölnischen Volksztg." (Nr. 299 v. 13. 4.) enthaltenen hochinteressanten Auszug aus einer von dem Franzosen François Delaisie i. J. 1911 herausgegebenen Schrift „La guerre, qui vient" (Verlag der Guerre Sociale, Paris). In prägnanter Weise sind dort die Ursachen des vom Verfasser vorausgesagteu blutigen Krieges zwischen Deutschland und England zusammengestellt. Gerade neben der Lektüre der Schrift Spahns ist diese über drei Jahre vor Ausbruch des Krieges erschienene Broschüre von besonderem Interesse. „Zwischen England und Deutschland", schrieb Delaisie, „bereitet sich ein furchtbarer Krieg vor. Auf allen Punkten der Welt messen und bedrohen sich die beiden Gegner." Und dann führte er weiter aus:

„Während des ganzen 19. Jahrhunderts hatte England die unbestrittene industrielle Herrschaft der Welt. Man sagte darüber, es ist ein ‚Eisenblock' auf einem ‚Steinkohlenblock'. England besaß reiche Erzlager, aus denen man Maschinen herstellt, es besaß die Kohle, welche die Maschinen in Betrieb setzt. Es konnte also vor allen andern Nationen eine unvergleichliche industrielle Einrichtung treffen. Das England auf allen Seiten umschließende Meer gestattete die Entfaltung einer Seemacht, welche keine Rivalen besaß. Und so konnten während eines Jahrhunderts die Spinner und Weber von Manchester, die Metallindustriellen von Birmingham über die ganze Welt ihre Baumwollwaren, ihre Tuche, ihre Eisenwaren, ihre Eisenbahnschienen und ihre Lokomotiven verbreiten und ohne große Anstrengung glänzende Gewinne einheimsen. Nur Frankreich,

obwohl stark zurückgeblieben, machte ihnen eine schüchterne Konkurrenz. Das war gerade der Grund, weshalb die früheren Kapitalisten dem Volke den Haß des ‚perfiden Albions' lehrten. Endlich 1898 bei dem Zwischenfall von Faschoda schied Frankreich als Großmacht aus. Und England konnte sich für den unbestrittenen Herrn des Welthandels halten. Aber da entstand ein unerwarteter Rivale. Bis zum Jahre 1870 war Deutschland fast ausschließlicher Agrarstaat . . . Nach dem Kriege änderte sich dies alles allmählig . . . Nach und nach wurden auf den Rheinufern, in Westfalen, in Schlesien Hochöfen, Stahl- und Hüttenwerke errichtet; Millionen von Spindeln waren in den Spinnereien in Bewegung. Die Webereien, die chemische Industrie, die Werften entstanden wie durch Zauberei. Die Eisenbahnen aller Kleinstaaten erhielten eine einheitliche Leitung. Die Regierung vertiefte oder kanalisierte die Flüsse. Die Häfen wurden bewunderungswürdig eingerichtet, mit erstklassigem Material versehen und bald brachte eine ständig wachsende Handelsflotte nach allen Teilen der Welt die deutsche Flagge und die deutschen Waren. Da begannen die Engländer besorgt zu werden."

Delaisie schildert dann, wie England die deutschen Waren zunächst durch das ‚made in Germany-Gesetz' vom Weltmarkte vergebens zu verdrängen suchte, wie umgekehrt der deutsche Kaiser in der ganzen Welt mit der Macht der Diplomaten die Bemühungen unserer Kaufleute und Bankiers unterstützte. Besonders die Konzession der Badgadbahn in der Türkei erweckte den Ingrimm Englands. Das Ende dieser deutschen Eisenbahnlinie ist Mesopotamien, eine Gegend, die die Engländer immer als Jagdreserve für ihren Handel betrachtet haben. Außerdem kann diese Eisenbahn in wenigen Tagen die türkischen Truppen in die Nähe von Bombay bringen und die britische Herrschaft in Indien bedrohen. „Da packte die englischen Kapitalisten die Angst. Nun sahen die Großkapitalisten, welche England leiten, nur mehr eine Lösung. Um jeden Preis mußte man ein Ende machen mit diesem unerwarteten Rivalen, der die britische Herrschaft auf allen Weltmärkten untergrub. Da

man es nicht tun konnte mit den friedlichen Mitteln der industriellen Konkurrenz, mußte man zurückgreifen auf die Macht der Dreadnoughts und an die Kanonen appellieren."

Im weiteren schildert Delaisie, wie dieser Plan Englands verwirklicht werden sollte. Es galt: Deutschland durch ein System der Entente und von Bündnissen einzukreisen, so daß es mitten in Europa isoliert bleibe, ohne militärische oder finanzielle Hülfe in der Stunde der Gefahr zu finden. So sah man 1903 Eduard VII. sich Frankreich nähern und mit unsern Finanzleuten die Bande der Entente anknüpfen, während er ihnen Marokko überließ, welch' letzteres, nebenbei gesagt, ihm nicht gehörte. Bald nachher versöhnte er sich mit dem russischen Zaren vermittelst einiger Konzessionen in Persien und am Balkan. Er versuchte, Italien aus dem Dreibund zu entfernen, indem er ihm Albanien anbot. Er fachte bei den Ungarn die alte Abneigung gegen die Deutschen an. Mit seinem Gelde und mit seinen Ratschlägen war er den Jungtürken behilflich, um den zu sehr mit Wilhelm II. befreundeten Adul Hamid zu stürzen, und bald sah man den Zeitpunkt kommen, wo Deutschland, ganz von feindlichen Mächten umgeben, allein seinen Feinden gegenüberstehen würde.

Gleichzeitig unternahm man in England gewaltige Rüstungen. Die englischen Ingenieure erbauten die ersten Dreadnoughts" &c.

Unerwähnt läßt Delaisie, worauf Spahn besonders hinweist, daß Österreich-Ungarn den Lockungen Eduard VII. widerstand und an deutscher Seite aushielt, auch als es deßhalb die überlieferte Freundschaft der Engländer einbüßte.

Die Absicht Englands ist, die deutsche Industrie zugrunde zu richten. „Das Ziel des künftigen Krieges", schreibt Delaisie, „ist die Absperrung der deutschen Häfen, die Wegnahme der deutschen Handelsflotte, um die Versorgung der deutschen Fabriken und Ausfuhr der deutschen Waren zu verhindern. Es ist eine Art von Kontinentalsperre, die wir wiedererleben werden, wie zur Zeit des großen Kampfes zwischen Napoleon I. und England."

Dann kommt Delaisie, ebenso wie Spahn, auf die Wichtigkeit Belgiens für England zu sprechen, speziell Antwerpens.

„In den belgischen Ebenen", schreibt er, „wird zwischen den beiden großen industriellen Nationen um die wirtschaftliche Herrschaft über die alte Welt gestritten werden." Die Engländer müssen aber Truppen haben, um Belgien zu besetzen und die Preußen auf die Maas zurückzuwerfen. Hat doch Kitchener einmal gesagt: „Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht die Meerenge von Calais, es ist die Maaslinie." Da England selbst nicht die nötigen Truppen hat, wird Frankreich, das sie hat, sie ihm zur Verfügung stellen müssen. Delaisie schildert dann, wie England durch Geld und Versprechungen es erreichen wird, Frankreich zum Kriege mit Deutschland zu bewegen, und fügt resigniert hinzu: „Dann sind es wir, die Franzosen, welche hingehen werden, um uns die Knochen in den belgischen Ebenen zerschlagen zu lassen, und zwar für den König von England." Er hat richtig prophezeit. Beide, Spahn und Delaisie, betonen auch den friedlichen Charakter Deutschlands, das keinen Krieg mit Frankreich wollte.

Rußland wurde in den Krieg getrieben weniger durch den Gegensatz zu uns als vielmehr zu Österreich. Das Bündnis mit Frankreich galt, wie Spahn darlegt, zunächst nicht einem Kriege mit Deutschland. Dieses Ziel erhielt es erst durch die Bemühungen Delcassés. Rußlands nächste Sorge war damals Japan, und daher meint Spahn, Rußland habe bei dem Abschluß des Bündnisses eher sein Interesse darin gefunden, daß ihm Frankreich für seine ostasiatische Politik eine Flotte zur Verfügung stellen konnte. Ich glaube, daß Rußland dabei, abgesehen von der Stärkung seiner europäischen Stellung, wohl vor allem die Befriedigung seiner Geldbedürfnisse durch Frankreich im Auge hatte. Rußland strebte vom Beginn seiner Großmachtstellung nach dem Balkan. Schon Peter der Große hatte Beziehungen zu Montenegro angeknüpft. Katharina II. dachte bereits an die Vernichtung der Türkei. 1811 besetzten russische Truppen Belgrad, das Österreich 1740 wieder aufgegeben hatte. Allerdings mußte Rußland im nächsten Jahre wieder alles besetzte Gebiet, mit Ausnahme von Bessarabien, zurückgeben. 1830 verhalf es Griechenland zur Unabhängigkeit. 1849 half

es Österreich gegen das aufständige Ungarn und hoffte dafür auf Österreichs Dank im Krimkriege. Statt dessen nahm Österreich auf dem Pariser Kongreß direkt Stellung gegen Rußland und zwang es sogar zur Wiederherausgabe von Bessarabien. Aus Rache ließ Rußland es zu, daß Österreich 1859 seine oberitalienischen Provinzen abtreten und 1866 seinem Einflusse in Deutschland entsagen mußte. Österreich konnte das verschmerzen, weil es für die Monarchie neben der mitteleuropäischen Basis für eine Großmachtstellung seit langem eine zweite in Südeuropa an den Grenzen des Balkans und auf dem Balkan selbst gab. Auf dem Berliner Kongreß 1878, der auf Anregung Österreichs, das vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877 wohlwollende Neutralität zugesagt hatte, stattfand, mußte Rußland zum zweiten Male auf die Früchte seiner Balkanpolitik verzichten. Die Schuld daran trug neben England Österreich, das dabei von Deutschland unterstützt wurde, obwohl dieses von Rußland im Jahre 1870 gedeckt worden war. Rußland erhielt nur das inzwischen rumänisch gewordene Bessarabien, Österreich aber im Auftrage Europas zur Verwaltung Bosnien und die Herzegowina. Rußlands Groll gegen Österreich erhielt dadurch weitere Nahrung. Noch leidenschaftlicher wandte sich seine Stimmung gegen Deutschland, dessen Haltung Österreichs erfolgreichen Widerstand ermöglicht hatte. Ein Jahr später, 1879, kam das deutsch-österreichische Bündnis zustande, das sich auf Österreichs Verlangen mit bestimmten Worten und ausschließlich gegen die Bedrohung der österreichischen Großmachtstellung durch die russische Politik wandte. Der gegenwärtige Krieg, in dem Deutschland an Österreichs Seite kämpft, ist die Realisierung jener Bündnisverpflichtung. Von dem geheimen Rückversicherungsvertrag, den Bismarck bald darauf mit Rußland schloß, der später aber nicht mehr erneuert wurde, sagt Spahn nichts. Daß der russisch-österreichische Gegensatz nicht eher zu kriegerischen Auseinandersetzungen führte, liegt an den ostasiatischen Plänen, von denen Rußland zunächst in Anspruch genommen wurde, bis der unglückliche Krieg mit Japan seine Politik wieder direkt auf den Balkan verwies. Nun



förderte Rußland die Bestrebungen nach Bildung eines groß-serbischen Reiches. Es kam zu den Balkankriegen und der herausfordernden Haltung Serbiens, die in der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers ihren Gipfelpunkt fand. Österreich muß in diesem Kriege siegen, wenn es nicht aus der Zahl der Großmächte ausscheiden soll. Das ist der Gedankengang Spahns.

Deutschland hatte bei dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich, wenn sich dies auch zumeist gegen eine Bedrohung Österreichs durch Rußland wandte, aber vor allem seine ureigensten Interessen im Auge In seinem Interesse lag es, die alte Lebensgemeinschaft des österreichischen Staatswesens mit der deutschen Nation wieder herzustellen. Sehr richtig führt Spahn in der Beziehung aus: „Nur das Zusammengehen beider Mächte gibt der Nation politisch und volkswirtschaftlich die genügend breite Unterlage, ihre Bedürfnisse unter allen Umständen zur Geltung zu bringen. Auch gewährt nur ihr Zusammengehen der Nation süd- und nordwärts den Anschluß an ein in die Ferne führendes, länderverbindendes Meer, dort an die Adria und das Mittelmeer, hier an die Nordsee und den Atlantischen Ozean, und verleiht ihr dadurch die Schwingen zur Weltmacht. Wie die Nordsee muß auch das Adriatische Meer offen bleiben, soll uns nicht eine Schwinge unserer Weltmacht verloren gehen. Der Einfluß auf dem Adriatischen Meere aber ist bedingt davon, wie weit Österreich-Ungarns Einfluß in den an die Adria angrenzenden Balkanländern reicht. Hier schauen wir endlich bis auf den Grund der Frage, die wir uns stellten: Warum bluten wir wegen eines Streites zwischen unserm Bundesgenossen und Serbien?“

Und so hat Spahn Recht, wenn er sagt, daß Rußland uns selber an den Hals greift, wenn es durch den Balkan an die Küste des Adriatischen Meeres vorstößt und den Hafen von Triest Österreich-Ungarn verschließt. Wir müssen um Hamburg auf dem Adriatischen Meere und um Triest in den Stürmen der Nordsee kämpfen. Freie Bahn, ein freies Meer brauchen und wollen wir gen Norden und Westen, wie gen Süden und

und Osten. So ist unsere Mitwirkung am Kampf um den Balkan nicht nur romantische Nibelungentreue sondern realpolitische Wahrung eigener Interessen der deutschen Nation.

Welche Resultate muß nun der gegenwärtige Krieg zeitigen? Er hat das alte Herrschaftsgebiet der deutschen Nation von mittelalterlichen Zeiten her, das alles Land vom Rhein bis zur untern Donau und Weichsel, von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer umspannte und das 1866 in zwei verschiedene Reiche zerschellte, wieder als eine Einheit erscheinen lassen. Es war, als wenn es nie ein Jahr 1866 in der deutschen Geschichte gegeben hätte. Spahn zieht daraus die Folgerung, wenn er schreibt: „Unverbrüchlich angeschlossen sind wir Deutschen einzig und allein durch Geschichte und Natur an Österreich-Ungarn.“ Zweifellos will er damit sagen, daß es nach Beendigung des Krieges nicht nur so bleiben muß, sondern auch Mittel und Wege gefunden werden müssen, um das bisherige Verhältnis noch inniger zu gestalten. Das dürfte den Wünschen und Empfindungen beider Teile entsprechen.

Was die praktischen Ziele und Ergebnisse des Krieges anbetrifft, soweit unsere Gegner in Betracht kommen, so ist die nächste Aufgabe selbstverständlich, diese so niederzuringen und den Krieg zu einem solchen Ende zu führen, daß uns nach menschlichem Ermessen ein dauernder Friede gesichert ist. Das ist vom Kaiser, den deutschen Bundesfürsten und den verantwortlichen Leitern unserer Politik, ebenso wie von den berufenen Vertretern des Volkes wiederholt betont worden. Bezüglich etwaiger Gebietsverschiebungen sagt Spahn, daß unsere Grenzen nur im Falle zwingender Notwendigkeit noch weiter verrückt werden dürfen. Gleichzeitig betont er aber mit Recht, daß Deutschlands Herrschaft, weil es leicht zum Gegenstand von Koalitionskriegen zu machen ist, desto zuverlässigere Sicherungen gegen seine Nachbarn auf dem Festlande erfordert, je mehr es sich außerhalb Europas betätigen soll, denn als Glied in dem System der Großmächte können und müssen wir weiter wachsen, zur Weltmacht empor. Das Wichtigste ist ihm die Frage nach der Zukunft des Rheinmündungsgebiets, soweit es der englischen



Küste unmittelbar gegenüber liegt, und die entsprechende Frage, welche Schranken an der unteren Donau den großserbischen Bestrebungen zu ziehen sind. Sicher stimmt das ganze Volk mit ihm überein, wenn er verlangt: Unsere Nation muß sich den Weg in den Ozean und in das Mittelmeer sicher stellen. England gegenüber müssen wir nach Grenzen ausschauen, die sich gegen seine Angriffe verteidigen und zum Drucke auf seine Stellung benutzen lassen. Frankreich gegenüber gilt es endgiltig zu besiegeln, daß Mitteleuropa den Deutschen gehört und Frankreich keinen Teil mehr daran hat. Es muß fortan und für alle Zeit die Augen vom Rhein abwenden. Bezüglich Rußlands, das er den versöhnlichsten unserer Feinde nennt, sagt er, daß unbedingt der bestehende Gegensatz in der Balkanpolitik ausgetragen werden muß und daß es kein Zögern gibt, wenn wir ihm gegenüber beim Friedensschluß militärische Bedürfnisse sicher zu stellen haben. Er berührt dann ganz kurz die polnische und baltische Frage und mahnt unsere öffentliche Meinung zur Vorsicht Rußland gegenüber, das jedenfalls nicht unser Erbfeind sei.

Spahn stellt ganz richtig fest, daß unsere öffentliche Meinung es einstweilen nur mit den allgemeinen Gesichtspunkten zu tun hat und daß jede Einzelheit dem Ermessen der Diplomatie und des Generalstabs der verbündeten Großmächte anheim gestellt bleiben muß.

Nichts sagt Spahn über die Wünsche und Bestrebungen der neutralen Staaten, deren Forderungen, sei es daß sie weiter in ihrer Neutralität verharren, sei es daß sie aus derselben noch heraustreten, zweifelsohne beim Friedensschluß auch Erfüllung heischen werden. Und doch würde gerade auch dieser Punkt nicht des Interesses entbehrt haben.

Dr. Krueckemeyer.



LXXVIII.

Das Rätsel der Italienischen Sphynx.

Die Welt wundert sich, wie es, da doch die Mehrheit des Volkes gegen den Krieg sei, den Literaten und Politikern gelungen ist, das Kriegsfeuer zur überwältigenden Flamme anzufachen. Die diplomatische Situation wollen wir hier bei Seite lassen; es wird sich noch Gelegenheit finden, darauf einzugehen. Die Situation, aus welcher sich der künstliche Sturm entwickeln konnte, bedarf einer kurzen Schilderung, weil dadurch vieles anscheinend Unverständliche aufgeklärt werden mag und weil wir uns dabei an italienische Darstellungen, unter welchen jene des italienischen Politikers Crespi einen besonderen Platz einnimmt, halten können.

Zunächst kommt die kriegsabgeneigte Opposition in Betracht. Der Minister des Auswärtigen, Sonnino, gehört der sogenannten konservativen Partei an, — eine Bezeichnung, welche lucus a non lucendo zu verstehen ist. In ihren Reihen befanden sich von jeher zahlreiche Irredentisten, welche immer verstanden, den Schleier über ihre auswärtige Politik zu decken. Die Liberalen haben in den letzten Jahren viele Nationalisten aufgenommen, die man als „Salonirredentisten" bezeichnen mag. Die Katholiken stellen eine Minderheit dar. So lag das Schwergewicht der Entscheidungen in inneren und äußeren Fragen bei den Sozialisten. Bis zum Jahre 1911 war deren Stern im Aufsteigen, aber von jenem Jahre an hat sich eine Wandlung vollzogen.

Der Einfluß der Sozialisten begann im Jahr 1902 sich zu entwickeln und erreichte den Höhepunkt im Jahr 1911. Dann traten Spaltungen in der Partei auf, wobei es sich anfänglich um die Frage drehte, ob und wie weit das liberale Ministerium unterstützt werden sollte. Daneben spielten innere Probleme eine große Rolle: die Karl Marxschen Theorien der sozialen Evolution brachen zusammen, die Syndikate ge-



langten zu schneller Entwicklung und gaben den Kampffeldern ein anderes Gesicht. Der Mißbrauch, der mit den lokalen und allgemeinen Arbeitseinstellungen seitens der Staatsangestellten getrieben wurde, kam hinzu. Die Anziehungskraft der sozialistischen Theorien kam ins Wanken und im Lande kehrte man der Partei den Rücken; dasselbe erschrack vor dem sozialistischen Gespenst. Vollends die Studenten und die intellektuellen Kreise wandten sich vom Sozialismus und ferner vom Darwinismus ab; auch Nietzsche, der seither eine wachsende Anhängerzahl besaß, und der sogenannte Pragmatismus wurden in die Ecke gestellt.

Neue Ziele, die man Ideale nannte, wurden der Menge und der Jugend gezeigt. Die Zeitungen traten für Kolonialpolitik und Imperialismus auf; man verlangte die Ausdehnung der Grenzen Italiens. Die „lateinischen Überlieferungen" wurden angerufen, — ein Feld, auf dem sich alles sagen, behaupten und beweisen läßt und das eine große agitatorische Zugkraft enthält, sofern es von geschickten Händen gepflügt wird.

Als im Jahre 1911 das Jubiläum der Unabhängigkeit Italiens gefeiert wurde, stieg diese Bewegung zum Paroxismus. Fortan trat der Imperialismus an die Stelle des Sozialismus. Die Probe auf die Stärke der neuen Ideen wurde gemacht, als die Zeitungen begannen, für die Eroberung von Libyen zu agitieren. Man kann ohne jegliche Übertreibung sagen, daß dieses Unternehmen das Werk der Zeitungen war. Hier müssen uns die Zustände in der italienischen Presse einen Augenblick beschäftigen.

In Italien liest jedermann nur eine einzige Zeitung, Tag für Tag dieselbe. Die Presse ist nicht unabhängig, sondern im Besitz mächtiger Finanz- und anderer Interessengruppen, die sich zum Teil zu Syndikaten zusammengeschlossen haben. Die Praxis der Zeitungsschreiberei ist dabei einfach: ein selbständiges Urteil wird verhindert, dagegen spekuliert man auf die schöngeistigen Neigungen der Italiener, auf Frivolität und Sucht nach Sensation. Keine Zeitung legt Wert

darauf, die Tatsachen bekannt zu geben und Wahrheit zu schaffen, sondern das Bemühen gilt der Herstellung einer „Wahrheit", wie man sie sich wünscht. Dabei steht die Presse auf hoher Stufe technischer Vollkommenheit; viele Zeitungen verfügen über einen ausgebreiteten und kostspieligen Nachrichtendienst und nicht wenige enthalten regelmäßig Beiträge von gediegenem literarischen Wert. Meisterstücke der Polemik sind häufig anzutreffen. Unglücklicherweise gibt es jedoch unter den Leitern und Mitarbeitern eine sehr große Zahl skrupelloser Personen, welche für Geld alles und in dem gewollten Sinne schreiben; neben dem Geld treibt der persönliche Ehrgeiz an, der Befriedigung findet, indem man sich in den Dienst mächtiger Gruppen stellt. Finanz, Politik, irgend eine Philosophie oder schöngeistige Richtung, das ist einerlei, wenn nur die Welle, von der man sich tragen läßt, ans Ziel trägt. Im allgemeinen vertritt jede Zeitung nur das, was der Besitzer vertreten will; Zuschriften aus dem Publikum, Anteil desselben an der Richtung des Blattes findet man niemals oder höchstens in Dingen, welche keinerlei Bedeutung haben. Deshalb ist auch die sogenannte „öffentliche Meinung" in Italien nichts anderes als ein künstliches Fabrikat der Zeitungen.

Es ist schon gesagt, daß der Krieg in Libyen das eigentliche Werk der Presse war. Das Werk von Literaten, Ästhetikern und von Leuten, die sich selbst stolz als „die Intellektuellen" bezeichnen. Alle standen im Dienste der Schichten, welche an Heer- und Marinelieferungen ein Interesse hatten oder auf andere Weise an diesen Säulen des Staates beteiligt sind. Ihnen zulieb wurde die Täuschung eines „Kreuzzugs in Libyen" geschaffen, wofür das Volk Blut und Wohlstand hingab.

Die Sache war technisch gut eingefädelt und ausgeführt. Ungefähr ein halbes Jahr vor dem Krieg schickte man die Korrespondenten nach Afrika, welche, von Tripolis aus, prächtige Briefe in den meistgelesenen Zeitungen veröffentlichten, worin sie den Wert, die Fruchtbarkeit, den Reichtum



der Länder in übertriebenster Art schilderten. Eine wahre fata morgana. Stellen aus den Schriften von Strabo und Plinius wurden gefälscht, um den Beweis herzustellen, daß einst Lybien „die Kornkammer Roms“ gewesen sei, woran kein wahres Wort ist. Es hieß, das Land sei reich an Phosphat, Schwefelminen und von so überreicher Fruchtbarkeit, daß es im Handumdrehen die Auswanderung nach Argentinien an sich ziehen würde. Gegen diesen Schwindel erhoben einige Autoritäten Einsprache; sämtliche Leute, welche jene Länder genau kannten, darunter Professor Gaetano Mosca, Arcangelo Ghisleri und selbst der Fürst von Teano, der bekannte Verfasser der „Annalen des Islam“, der an 25 Jahre in Libyen gelebt hat. Alles umsonst. Die Zeitungen trugen den Sieg davon. „Corriere della Sera“, „Tribuna“, „Stampa“, „Giornale d'Italia“, „Mattino“ und viele andere unterhielten die Täuschung. Als sie gegenüber den genannten Gelehrten ins Gedränge kamen, schufen sie sich eine eigene „Universität von Gelehrten“, was mit der Reklame nicht schwer war, und gaben diesen Leuten den Ruhm kompetenten Wissens und Urteils. Damit schlugen sie alles aus dem Feld. Nur eine einzige Zeitung machte eine Ausnahme und sagte die Wahrheit: die „Unita“ in Florenz. Aber was vermochte diese einzelne Stimme?

Libyen besitzt kein der italienischen Einwanderung günstiges Klima, das sich mit dem Klima Argentiniens vergleichen könnte. Alles Land ist unter Kultur und das Eigentum ist in zahlreiche kleine Parzellen geteilt. Was sollte da die Einwanderung mittelloser Arbeiter? Die in Libyen hergebrachte nomadenartige Landwirtschaft entspricht ganz und gar nicht der italienischen Wirtschaft, die in Libyen nicht angebracht ist. Vor allem ist der Ertrag der Landwirtschaft in Libyen geringer als in Italien, wozu noch kommt, daß die Erzeugnisse mit den Erzeugnissen Italiens und Siziliens konkurrieren. Am besten bezahlt sich noch die Viehzucht. Ein bedeutender Kenner der Verhältnisse, Ghino Valenti, bemerkt, daß Libyen eine kapitalkräftige Einwanderung ver-



lange und mittellose Arbeiter nicht brauchen kann. Die Aussichten auf Vermögenserwerb fehlen vollständig. Die Richtigkeit dieser Darstellung ist seitdem erwiesen. Alle Einwanderer sind unzufrieden und kehren Tripolis den Rücken; nicht zuletzt die Soldaten, die Libyen als eine Hölle schildern möchten.

Allerdings hat es in der Bewegung auch sogenannte „ideale“ Gesichtspunkte gegeben; die Schürer hätten etwas versäumt, wenn sie nicht Gebrauch davon gemacht hätten. So hieß es: „Tripolis wird Lissa (1866) und Adua (1896), diese schmerzlichen Niederlagen, vergessen machen und die Eroberung von Tripolis schafft den Kern für spätere Unternehmungen, welche die Erwerbung von Tunis, Algier und Ägypten ins Auge fassen . . .“ Wir sind heute weit von diesen Reden entfernt.

Auch die finanzielle Seite der Angelegenheit wurde verkannt oder absichtlich beschönigt. Der damalige Premierminister versicherte dem Vertreter des „New York Herald“: „die Araber werden die Italiener mit Begeisterung empfangen und die Kosten werden höchstens 100 Millionen Lire betragen.“ In Wirklichkeit belastet Libyen das italienische Schatzamt mit einer dauernden jährlichen Ausgabe von 250 Millionen Lire. Die Ausgaben für Heer und Flotte haben bedeutend zugenommen und die Lasten, welche auf dem Volk ruhen, haben zugenommen, so daß die Auswanderung, größtenteils nach Argentinien, im Jahre 1914 auf rund 800 000 Köpfe gestiegen ist.

Hier muß eine zeitgemäße Einschaltung erlaubt sein. Die italienischen Zeitungen (wir nennen nur „Corriere della Sera“, „Giornale d'Italia“) haben sich stark an der Verleumdung des deutschen Heeres beteiligt und die angeblichen Greueltaten in Belgien haben dem „Corriere della Sera“ bis in die jüngste Zeit viel Stoff gegeben, an dem sein Mitarbeiter Luigi Barzini, nebst anderen, Anteil hat. Man sollte diesen Blättern empfehlen, das Buch des Italieners Ghisleri, das den Titel trägt: „Der Krieg in Libyen und



das Völkerrecht", zu lesen. Ferner den Brief, den Luigi Lucatelli am 8. November 1912 in der Zeitung „Secolo" veröffentlicht hat; die zahlreichen damals in den Blättern gedruckten Soldatenbriefe und die Artikel und Briefe in der „Stampa" vom 29. Dezember 1912, dem „Mattino" in Neapel vom 31. Dezember 1912, im „Giornale d'Italia" vom 23. Oktober 1912 und die Veröffentlichungen von de Felice in den sizilianischen Zeitungen. Dort findet sich die Wahrheit über den Hergang bei Shara-Shat. Das war eine wirkliche Greueltat und keine Erfindung der Bosheit wie die Schilderungen des „Corriere della Sera" und der anderen genannten Blätter aus Belgien. Die Araber hatten weder des Verrats noch der Rebellion sich schuldig gemacht, sondern ein Einschließungsmanöver begonnen, das die italienischen Truppen mißverstanden und welches sie in Unordnung brachte. Die Folge war die Schlächterei auf der Oase von Shara-Shat. Die Korrespondenten, welche die Wahrheit berichteten, wurden ausgewiesen und in den Zeitungen wurde der Vorfall unterdrückt.

Da unter der in Italien betriebenen Hetze gegen die Deutschen die Erfindungen aus Belgien eine so große Rolle spielen, mußte auch daran erinnert werden.

Die Folgen der Unternehmung in Libyen stehen in Zusammenhang mit der ferneren Entwicklung der italienischen Politik; kommende Zeiten werden enthüllen, daß sie auch der heute verfolgten Politik gegen Deutschland (bzw. Österreich-Ungarn) nicht fern steht.

War die Kontrolle des Parlaments über die Verwaltung schon vor Libyen höchst locker, so wurde sie noch lockerer nach diesem Krieg. Zunächst unterließ man überhaupt die Berufung des Parlaments, das lange Zeit vertagt blieb. Die Zeitungen spielten die Stummen und nur einige wenige Sozialisten redeten frei.

Die Parlamentsenquête im Jahre 1906 hatte dem Einfluß der Heer- und Flottelieferanten auf das Budget ein Ende gemacht. Mit dem Krieg in Libyen stieg ihr Einfluß



wieder und zwar über die frühere Höhe hinaus. Die Zustände wurden so schlimm, daß selbst Sonnino eines Tages erklärte: „es sei größere Aufrichtigkeit bei der Aufstellung des Budgets nötig."

Um welche phantastischen Summen es sich dabei handelt, geht aus einer Angabe Villari's hervor, welcher die Ausgaben des Schatzamts für Heeres- und Flottenausgaben — außer den Pensionen und Reparaturen — (von 1913 bis Anfang 1914) auf anderthalb Milliarden Lire berechnet. Auch nach dem Frieden von Lausanne mit der Türkei und am heutigen Tage noch beträgt die Ausgabe des italienischen Schatzamts für Libyen nicht unter einer Million Lire pro Tag.

Die Bedürfnisse haben die Regierung schon lange genötigt, die Aufnahme einer großen Anleihe in Betracht zu ziehen und bereits 1912 und 1913 waren Verhandlungen mit der Pariser Finanz im Gang. Dieselben sind jedoch nicht weiter verfolgt und schließlich abgeleugnet worden. Aus verschiedenen Gründen. Der französische Markt war seit 1911 eigentlich nur noch für russische Anleihen offen und in zweiter Reihe hätte der Verfolg der Anleihepläne auch das Bundesverhältnis Italiens in Betracht ziehen müssen. Die Franzosen wären auch unter besseren Verhältnissen des Geldmarktes nicht bereit gewesen, Italien (ohne politische Konzessionen zu erhalten) eine große Anleihe zu geben. Deshalb wurde der Plan verschoben. Es ist wahrscheinlich, daß die heute vollzogene politische Schwenkung Italiens damals schon in Paris diskutiert worden ist, sei es auch in einer Form, die man als akademisch bezeichnen kann.

Um Rat zu schaffen, hatte die Regierung Steuererhöhungen in Aussicht genommen. Zum Glück für das Land war die wirtschaftliche Lage bis vor dem Krieg von der Art, daß Steuern und Zölle reiche Erträge brachten. Brod, Salz, Zucker, Kleidung waren in Italien in den letzten Jahren nicht billig und das Volk klagte.

Die expansive auswärtige Politik, zunächst das Unter-



nehmen in Libyen, haben den Gang der Finanzen und der inneren Politik empfindlich gestört. Italien bedarf besserer Landstraßen, mehr Volksschulen und einer Besserung der Gehälter der Volksschullehrer, die mehr als karg bezahlt sind.

All dies weiß man im Volk und die Mißstimmung ist überall groß. Die Unzufriedenheit kommt jedoch nicht zum Ausdruck. Der einzige Weg, auf dem sie laut werden könnte, ist die Wahl zum Parlament. Daß es dort nicht geschieht, dafür ist Vorsorge getroffen. Wie es bei den Wahlen zugeht, haben die Ereignisse im Süden, in Molfetta und Bitonto, gezeigt. Dort sind Tausende von Wählern, welche gegen die Regierung stimmen wollten, mit Gewalt in ihren Wohnorten festgehalten worden, so daß sie die Wahllokale nicht erreichen konnten: andere Tausende wurden durch bezahlte „Ruhestörer" mißhandelt und aus den Wahllokalen vertrieben. Näheres darüber findet man in dem unverdächtigen „Corriere della Sera" vom 6. November 1913 in einem Bericht Ojetti's. Vor den Mailänder Gerichten sind die gewalttätigsten Wahlbeeinflussungen festgestellt worden. Übrigens ist es bekannt, daß die Ortsbehörden bei jeder Wahl von der Regierung als Wahlagenten behandelt werden.

Man kann sich nach diesen Angaben ein Bild davon machen, wie „Volksbewegungen" in Italien zu Stand kommen; auch die Bewegung für den Krieg an der Seite Frankreichs. Die französisch-englisch-russische Agitation, die schon seit Jahren eingesetzt hat, fand an der geldhungrigen Presse, in den literarischen Kreisen und in dem republikanischen Element bereite Helfer und sie hatte eigentlich nur Tag und Stunde zu wählen, um die Lunte ans Pulverfaß zu legen.

LXXIX.

Rundschau.

In den Gärten der Villa Umberto Primo, die ehemals Villa Borghese hieß, außerhalb der Porta del Popolo, steht an einer grasbestandenen Ecke, da, wo sich zwei breite Straßenzüge begegnen, ein stattliches Denkmal aus weißem Marmor, von dem einstmals die ganze Welt sprach. Das Bildwerk ist die fürstliche Gabe Kaiser Wilhelms II. an die Stadt Rom: das Standbild Goethe's, aus der Meisterhand Eberleins hervorgegangen. In der Mitte erhebt sich die Gestalt Goethe's. Rechts neben ihm die Bilder von Iphigenia und Orestes, links Mignon und der Harfenspieler: „heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen! . . . ." Dahinter, am Piedestal, Faust und Margarete. Bei und nach der Enthüllung des schönen Denkmals konnte man fragen hören, weshalb der Meister nicht auch die Bilder von Tasso und Leonore angebracht hat: „Erlaubt ist, was gefällt? Erlaubt ist, was sich ziemt!" Es wurde entgegnet, der Meister habe diese nicht anbringen wollen, weil das Werk Goethe's Italiener in deutscher Auffassung, obgleich vom hohen Schwung der Poesie verherrlicht, darstellen wollte. An Goethe erinnert noch anderes in Rom. Am Corso, gegenüber dem Palazzo Ronamini, steht das Haus, in welchem Goethe gewohnt hat. Der Gemeinderat der Stadt Rom hat dort im Jahre 1872 eine Erinnerungstafel anbringen lassen; sie zeigt die Inschrift: „In questa casa immagino e scrisse cose immortale Wolfgango Goethe. Il commune di Roma a memoria del gran ospite pose 1872."

Gewiß liegt es nicht in unseren Gedanken, Goethe-erinnerungen in die neueste diplomatische Episode der Weltgeschichte einzuflechten; es wäre dies ein ebenso unnützes Beginnen, als wollte man die Naivität haben, das Verfahren der Minister Salandra und Sonnino an irgend



einem Maßstab der Moral zu messen. Man ist mitunter in den Irrtum verfallen, den Beiden vorzuhalten, daß sie nach den Maximen Machiavelli's handelten. Nein, dieselben rechtfertigen die Politik Salandra-Sonnino nicht und erklären sie auch nicht; Machiavelli würde davon sagen, was Talleyrand bei einer anderer Gelegenheit sagte: „c'est plus qu'un crime, c'est une faute." Wir möchten der Note, welche Österreich-Ungarn in Beantwortung des am 4. Mai seitens Italiens erfolgten Bruchs des Bündnisses nach Rom geschickt hat, nichts hinzusetzen. Wir möchten nur dem wohl allgemein verbreiteten Eindruck Worte geben, daß die Geschichte wenig Aktenstücke von solcher Wucht der Argumentation und Klarheit der Folgerung kennt. Freilich haben Salandra-Sonnino der österreichisch-ungarischen Kanzlei die Sache leicht gemacht. Wenn man sich heute an den Rücktritt des Grafen Berchtold von der Leitung der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik erinnert, so drängt sich der Gedanke auf, daß Graf Berchtold gegangen ist, weil er die Vorschläge zur Abtretung großer Teile der Monarchie nicht unterschreiben wollte. Ist es so, dann gereicht ihm das Motiv zu hoher Ehre. Man möchte hinzusetzen, daß es sich dabei auch um ein Dokument staatsmännischer Voraussicht handelt. Hat man den Spruch „l'appétit vient en mangeant" vergessen? Hätte die Mahlzeit, welche Salandra-Sonnino zubereiten wollten, wirklich stattgefunden, nachdem der Schein vor Tisch unterschrieben, so hätte man am Schluß der Mahlzeit eine Lärmscene erblickt wie in „Wallensteins Tod", wo die Tischgenossen zu den Waffen greifen mit dem Ruf: „Vor Tische las man's anders!" In Wien hat man dem Bündnis mit Italien zu allen Zeiten den besten Willen entgegengebracht; den festen Entschluß, mit Italien als brüderlicher Freund zu leben. Allein die Vorgänge in Triest, Innsbruck und an den Grenzen, um von den oft alles andere denn bundesfreundlichen Allüren der italienischen Diplomatie abzusehen, haben einen gewissen Mangel an Vertrauen manchmal erzeugen müssen. Manchesmal war man genötigt,



diesen Umstand in Berlin bekannt zu geben, wenigstens anzudeuten; stets jedoch ist ein beruhigender Bescheid erfolgt. Eine Persönlichkeit aus dem engeren Kreis des Fürsten Bismarck tat zu Lebzeiten Bismarcks einmal den Ausspruch: „Der Wert des italienischen Bündnisses liegt nur darin, daß es Italien abhalten kann, Österreich-Ungarn in den Rücken zu fallen.“ Das war in den neunziger Jahren. Bismarck selbst hat in seiner Rede vom 6. Februar 1888 das Bündnis mit Italien bezeichnet als: „nur der Ausdruck der Gemeinschaft in den Bestrebungen, die Gefahren, welche uns gemeinsam bedrohen, abzuwehren.“

Die Ereignisse sind darüber hinweggegangen, nicht ohne die Versuchung zur Ironie mag man heute von dem Standpunkt jener Tage, so entfernt sie sind, lesen. Ein Schwanken war in diesem Bündnis immer zu verspüren; man wäre versucht, von einer stets schwankenden Brücke zu reden. Als im Jahre 1902, gleich nach der Erneuerung des Bundes, der Ministerpräsident Marchese di Rudini in einer Rede die Erklärung abgab: „nach unserem Mittelmeer-Einvernehmen mit Frankreich bestehen die Gründe, aus welchen Italien dem Dreibund seinerzeit beigetreten ist, nicht mehr ....“ konnte man erkennen, daß sich neue Verhältnisse anbahnen. Die italienischen Mittelmeer-Bestrebungen waren immer der schwache Punkt des Bündnisses. Als Kaiser Wilhelm II. in Rom die Äußerung tat, ein gutes Verhältnis mit England sei für alle Teile wünschenswert, gab er diesem Umstand deutlich Ausdruck. In jener Zeit waltete allerdings die Politik Lord Salisbury's, der in Italien einen Frankreich im Mittelmeer entgegenzustellenden Faktor erblickte und der sich Deutschland näherte. Wie fern und fremdartig mutet jene Zeit an, wenn man sie mit der Gegenwart vergleichen wollte.

Cavour hatte im Turiner Parlamente erklärt: Rußlands Herrschaft in Konstantinopel würde die Verweisung Italiens vom Mittelmeer bedeuten. So sehr war Cavour der Ausdehnung des Einflusses Rußlands entgegen, daß er am 4. Sept. 1856 an den Grafen Corti, Attaché an der Botschaft in

London, schrieb: „Tun Sie alles, um England für die Förderung des rumänischen Staates zu gewinnen; **Rumänien muß der Wall gegen den slawischen Einfluß werden, der sich vom Ural bis zur Adria ausdehnt.**“

Salandra-Sonnino treiben eine andere Politik. Sie wollen Rumänien auf die Seite der Slawen ziehen. Vielleicht hat man in Rom den Gedanken, daß die fernere Entwicklung auf Zickzackwegen sich wieder der Cavour'schen Auffassung nähern möge. Dann aber würde man die Möglichkeit der selbständigen Bewegung Italiens an der Seite von Frankreich und England in Rom zu hoch schätzen. Soviel Bewegungsfreiheit wie im Dreibund wird Italien in seiner neuen Ehe nicht haben.

Die Versuchung ist groß, hier einen Blick auf die Geschichte des Dreibunds zu werfen. Wir müssen es uns für ein anderes Mal vorbehalten; ebenso wie wir einige Gedanken über das Kapitel der nicht so sehr von den Regierungen als von den Völkern „versäumten Gelegenheiten“ vortragen möchten; es hat Jahre gegeben, in welchen die Hand Österreich-Ungarns, Einigkeit im Innern vorausgesetzt, stark genug war, das Problem, an dem der Weltkrieg weiter und weiter brennt, zu ordnen; es wäre nicht so viel des Bluts geflossen. Heute richten wir den Blick auf die „Erörterungen“, welche in den politischen Kreisen Italiens bezüglich des Garantiegesetzes gepflogen werden. Der Widerhall in der italienischen Presse ist laut. Da wird von der Absicht gesprochen, diesen und jenen Paragraphen aufzuheben („für die Dauer des Krieges“), die diplomatische Prärogative des Vatikans durch ein königlich italienisches Gesetz einfach aufzuheben. Schon melden sich die Juristen und Professoren um „die strikte Legalität eines solchen Verfahrens“ zu begründen. Wir gehen auch auf diese Dinge hier nicht ein; wir begnügen uns mit dem Hinweis, daß alles so kommt, wie die Weisheit Pius IX. voraussah. Man warte ab, was geschieht. Benedikt XV. wird auf der Höhe der Prüfung, der Aufgaben sein, welche der Kirche harren mögen.



LXXX.

Kürzere Besprechungen.

1. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Aus meinem Leben. Aufzeichnungen aus den Jahren 1848 bis 1871. Jubiläumsausgabe in einem Bande zur 50-jährigen Wiederkehr von Deutschlands Einigungskriegen, herausgegebenen von Oberstleutnant W. v. Bremen. 3. Aufl. Mit 3 Bildnissen, 3 Steindruckkarten und 5 Textskizzen. Berlin, E. S. Mittler & S. 424 S. 6, geb. 7.50 Mk.

Dem Buche kommt in der gegenwärtigen Zeit eine erhöhte Bedeutung zu. Mit doppeltem Interesse liest man die vortrefflichen Schilderungen des Verfassers über die Schlachten von St. Privat, den Artillerieangriff auf Paris, den Prinz Kraft zu Hohenlohe erfolgreich durchführte, und sonstige fesselnd gezeichnete Begebenheiten des französisch-deutschen Krieges. Der Inhalt des Buches erstreckt sich aber keineswegs bloß auf die Kriegsereignisse von 1848, 1864, 1866 und 1870/71. Der Prinz war Botschafter in Wien, Flügeladjutant beim König Friedrich Wilhelm IV. und Generaladjutant Wilhelms I. Dabei hat der Verfasser die seltene Gabe, mit scharfen Augen zu sehen und durch die Art des Erzählens auch den nebensächlichsten Episoden einen eigenen Reiz zu geben. Man mag die Beschreibung der Kriegsereignisse lesen oder Wiener Leben und Wiener Persönlichkeiten genießen, der Verfasser weiß wirklich auf jeder Seite anregend zu plaudern und spannend seine Erlebnisse zu schildern. Daß von selbst wertvolle historische Mitteilungen in den Text eingeflochten wurden, ist in Anbetracht der Persönlichkeit des Verfassers und seiner Beziehungen naheliegend. Das Buch bietet somit nicht nur eine genußreiche Lektüre, sondern auch wichtige historische Begebenheiten, die im frischen lebendigen Erzählerton sich umso anschaulicher erkennen lassen. Wie überaus reich das Buch an interessanten Einzelheiten ist, mögen einige herausgegriffene Momente dartun.

Der Verfasser erzählt vom Übermute des Referendars Bismarck, der damals das Enfant terrible unter den Konservativen bildete, der in den Versammlungen niemand schonte, die Leute zum Zweikampf forderte und sich auch einmal mit einem roten Republikaner im Tegeler Walde schoß, ohne daß Blut floß, nachdem er ihm die Forderung in folgender Weise hatte zukommen lassen: „Ich lasse den Herrn um die Gefälligkeit bitten, mir zu erlauben, einige Kugeln nach ihm abschießen zu dürfen, ich will ihm auch erlauben, ebenso oft nach mir zu schießen. Regelrecht fordern kann ich ihn nicht, da ein solcher Schuft wie er für einen anständigen Menschen wie ich nicht satisfaktionsfähig ist." Dem Feldmarschall Radetzky hatte der Kaiser gegen den Willen seiner Ratgeber im Jahre 1847 wiederum einmal Schulden bezahlt. Als nun 1848 die Nachricht von Radetzkys Siegen eintraf, sagte der Kaiser: „Schaut's, jetzt war's doch gut, daß mer ihm noch a Mal die Schulden 'zahlt ham." Als König Friedrich Wilhelm IV. sich in Rom aufhielt, äußerte sich Papst Pius IX., als der Besuch des Königs aus Gesundheitsrücksichten etwas auf sich warten ließ, „daß er den König sehr gern gesehen hätte, um ihm zu danken für die Freiheit, die die katholische Kirche in Preußen genieße, die größer sei als in irgendeinem katholischen Lande. Auch sei er dem König besonderen Dank schuldig, der ihm, als es ihm 1847 so schlecht gegangen, ein Schloß in Preußen als Zufluchtsort angeboten." Der Papst gab Befehl, der König dürfe jederzeit zu ihm geführt werden. Die Zusammenkunft kam dann später zweimal zustande und verlief in herzlichster Weise. In der Frage des Berliner Dombaus entschied sich der König für einen Kuppelbau nach Art der römischen Peterskirche, lediglich für feierlichen Gottesdienst bestimmt. Seine Gegner in diesem Projekte wollten aber einen Dom, in welchem die Lehre, die Predigt den Hauptzweck des Gottesdienstes ausmachten, also keinen so großen Dom, daß darin keine Predigt verstanden werden könne. Infolge dieser Streitigkeiten kam es zu keiner Entscheidung. Der Kuriosität halber sei mitgeteilt, daß das bekannte Trinklied „Grad' aus dem Wirtshaus komm ich heraus"



dem späteren preußischen Kultusminister von Mühler zum Verfasser hat. Schließlich sei ein schönes beachtenswertes Wort des Prinzen Kraft zu Hohenlohe angeführt, das auf unsere Tage Anwendung finden darf. Er schildert den Augenblick, wo ein Prediger hoch zu Pferde vor der Schlacht von Gravelotte=St. Privat eine ergreifende Ansprache hielt. Dazu schreibt der Verfasser: „Kommt her, dachte ich mir, Ihr Atheisten und Rationalisten, Ihr Darwinisten und Materialisten, schaut auch dem Tode ins Angesicht, und versucht es, für Euch und für die Masse der Krieger Trost und Kraft zu finden in den Worten: Im Anfang war der Kohlenstoff. Ihr werdet in solchen Augenblicken, gerade wie Heine auf dem Sterbebette, bekennen, es sei doch möglich, daß es einen Gott gebe, Ihr werdet in der Wirkung der Worte des Predigers sehen, daß der Gottesglaube eine Wirklichkeit, eine gewaltige Macht ist.“ Diese Beispiele mögen genügen, um den reichen Inhalt des fließend und anziehend geschriebenen Buches flüchtig anzudeuten. Es gehört ohne Zweifel zu den besten Memoirenwerken aus großer Zeit.

R.

2. Beuroner Kunst.[1]) Anläßlich der Schrift über hieratische Kunst von P. Ansgar Pöllmann hatten wir schon einmal Gelegenheit in diesen Heften („Histor.=polit. Blätter“ 137. Bd. S. 215 ff.) über Beuroner Kunst uns zu äußern. Wenn dies heute wieder zu geschehen hat, so ist es uns wesentlich erleichtert durch die klare Auffassung und Würdigung, welche P. Josef Kreitmaier in seinen jüngst erschienenen Darlegungen der Beuroner Kunst und ihren Vertretern angedeihen läßt. Zwischen jenen Stimmen, welche nur kalte Abneigung und Ablehnung bekunden und jenen, die in kritiklosem Enthusiasmus in der beuron'schen Tätigkeit die höchste Kunstoffenbarung ersehen, steht Kreitmaiers Schrift als maß= und verdienstvolle Äußerung, in welcher Theorie und Praxis, Vorzüge wie Schwächen

1) Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik von Joseph Kreitmaier S. J. Mit 32 Tafeln. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8° (XII u. 94 S.) Freiburg 1914, Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Pappe ℳ 4.80.



dieser monastischen Kunst gerechte Wägung finden. Zugleich ist hier die nötige Wahrung der guten Rechte künstlerischer Weiterentwicklung miteingeschlossen, wofür zunächst jene Künstler dankbar sein müssen, die stets ehrlich bestrebt sind, ihre Kräfte der religiös-kirchlichen Kunst zu weihen, ohne gerade auf den beuron'schen Formenkanon eingeschworen zu sein.

Es war an sich wohl eine höhere Fügung, diese klösterlich neue Kunstweise in der Zeit auftreten zu sehen, in der die moderne weltliche Kunst in immer blendender werdenden Effektstücken ihre sichtliche innere Verarmung sorglich zu verhüllen sich befliß. Durch Beuron ward in der Kunst die ewig wahre Lehre in Erinnerung gebracht, daß die Seele mehr sei als der Leib, daß der letztere nicht eine zügellose Herrschaft führen dürfe, sondern nur das würdige Gefäß für höheres zu bieten habe. Gegen solches Grundgesetz der Kunst und speziell der kirchlichen Kunst gibt es sicherlich keinen Widerspruch. Meinungsverschiedenheiten können sich somit nur bezüglich des Gefäßes, der Kunstform ergeben, und so anerkennend auch P. Kreitmaier der Beuroner Weise entgegenkommt, so fehlt es auch bei ihm nicht an bestimmten Einwänden, deren Entkräftung niemals gelingen dürfte. Es war gut getan, den verschiedenen Abschnitten des Buches eine biographische Skizze des Begründers der Beuronerschule, des verdienten P. Desiderius Lenz, voranzustellen, denn nur so versteht der Leser aus Laienkreisen gar rasch die Eigenart der Beuroner Formen in ihrem Anklingen an vorchristliche Stile, an mesopotamische und ägyptische Gestaltungsart. P. Lenz, dem auch zum Architekten und Plastiker eine vorzügliche Veranlagung eignet, gesteht nämlich, daß schon während seiner Studienzeit an der Münchener Akademie die Kunstwerke der alten Völker bis herab zu den Ägineten ihm die meiste Anziehung geboten hätten. Gewiß üben alle diese Frühwerke in ihrer streng statischen, vielfach mystischen Art einen großen Reiz auf ernste Künstler aus und regen zum Studium außerordentlich an; dennoch aber scheint uns der Begründer der Beuronerschule des guten hierin zu viel getan zu haben. Uns wenigstens machen viele seiner Gestaltungen gerade deswegen einen nicht vollständig be-

friedigenden Eindruck, weil wir bei ihrem Beschauen des aufdringlichen Hinweises an vorchristliche Kunstformen nicht los werden. Man sehe z. B. Madonnen, wie sie Tafel 26 des vorliegenden Buches bietet, ohne nicht in erster Linie an die Kunst des alten Pharaonenlandes gemahnt sich zu fühlen, hingegen sind wir in unserem ästhetischen Fühlen vollbefriedigt, wenn die Formenanklänge wie im Titelbilde (der gute Hirte) an die hellenistisch-römische Kunstweise erinnern, an Formen, welche naturgemäß berufen waren, die Wiege der christlichen Kunst in den Katakomben und an frühchristlichen Sarkophagen zu schmücken. Tüchtige Beuronerkünstler sind daher nicht immer allzustrenge auf den Bahnen des P. Desiderius Lenz geblieben, um ihrer Schultätigkeit einen längerwährenden Frühling zu sichern; schon P. G. Wäger und noch mehr P. R. Blättler, der auch als Schüler Ed. Steinle's gelten könnte, sind von den anfänglichen Formengesetzen hin und wieder merklich abgewichen. Die wissenschaftliche Konstruktion der Kunstwerke, wie sie dem Begründer der Schule vorschwebte, seine mathematischen Gestaltungen, die in der mystischen Lehre vom Drei- beziehungsweise Sechseck, in der Triangulierung, ihre Begründung suchen, müssen schließlich auf ein fruchtbares, künstlerisches Weiterschaffen lähmend wirken. Überdies klappt in dieser theoretischen Konstruktionslehre an sich nicht alles und ziemlich gesuchte Deutungen erwiesen sich nötig, um die aufgestellten Thesen siegreich scheinen zu lassen. Auf derartig wunde Punkte hat nun — bei aller Befürwortung von Strenge und Kunstgesetz — P. Kreitmaier in dem Abschnitte: „Vom Kanon im besonderen“ überaus treffend hingewiesen und die Nachteile und Gefahren betont, die beim Verharren auf solch abstraktem Boden für Kunst und Künstler sich erheben müssen.

Die kirchliche Kunst erfordert in ihrem Ausdruck ernsten Geist, edle Einfachheit und wahre Frömmigkeit; dadurch wirkt sie als eine sakrale Kunst. Diesen Anforderungen kommt die Beuroner Kunst in einer Weise nach, daß sie stets als ein leuchtendes Vorbild wird gelten können. Einzelne Wortführer der Beuroner Schule sind nun insoferne viel zu weit gegangen,



als sie in ihrer Kunstweise einen vollendeten Typus gefunden glaubten, der kirchlich herrschend werden müsse, da er einzig dasjenige ausdrücke, was man als „hieratisch“ bezeichnet. Nun ist aber der Begriff „hieratisch“ nicht so leicht festzustellen. Die strengere Beuroner Definition lautet dahin, daß die Kunst, welche obige Bezeichnung beanspruchen darf, nur Gottesdienst sein soll und etwaige Lehr- und Erbauungszwecke weniger zu beachten habe. Solche Deutung hält nicht genügend Stand! In den vorzüglichen Abschnitte: „Die hieratische Kunstabsicht“ bietet P. Kreitmaier überzeugende Belege, daß die bisherige kirchliche Kunsttheorie und Praxis solch stramme Abgrenzung nicht kennt. Wie die Kirche den heiligen Opferdienst vollzieht, so hat sie dabei doch auch ein Lehramt; wir sehen daher nicht ein, warum nicht auch die kirchliche Kunst zugleich Gottesdienst und Belehrung wie Erbauung des Volkes im Auge haben könne. Es teilen kaum alle Beuroner Künstler diese strenge Deutung von Hieratik, denn was sollte ihre im Jahre 1905 stattgehabte Beschickung der Wiener Sezessionsausstellung für einen Zweck gehabt haben, wenn nicht den, mittels ihrer Kunstweise Anziehung und Interesse der Menschen für religiöse Ideale hervorzurufen? Andere Deutungen des Hieratischen gehen hingegen nur so weit, die strenge Stilform der Beuroner als das charakteristische hierfür kennen zu lassen. Auch hier ist nichts erschöpfendes gesagt, denn P. Kreitmaier betont sehr treffend (S. 61), daß „die desiderianische Hieratik durchaus nicht als einzig mögliche“ zu erachten sei. Demnach ist bei Beachtung ernster Kunstgesetze in erster Linie streng religiöser kirchlicher Geist nötig, der die Formen zu beseelen hat. Solcher Geist belebt die Beuronischen Gestalten und er bewirkt in der Verbindung mit den schlichtesten Formen den weihevollen Zauber und das hieratische Gepräge ihrer Kunst. „Man vergesse nicht“, sagt P. Kreitmaier, „weder der Kanon noch die übrigen Beuroner Stilprinzipien machen die Hieratik, sondern der mystische Geist, der diesen Leib belebt. Es kann ein Werk tadellos alle Grundsätze der Beuroner Kunst befolgen und doch nicht einmal ein Kunstwerk sein, geschweige denn ein hieratisches. Was hilft



da die desiderianische Form ohne den Geist des Meisters und ohne sein Gefühl?" Ein gesegneter Fortbestand, eine glückliche Weiterentwicklung unserer Kunst liegt somit nicht in bindenden Stilformen, sondern in jenem tiefreligiösen Geiste, der den Beuronern eigen ist. Diesen wünschten wir vererbt auf alle Künstler, die ihre Tätigkeit im Dienste der Kirche zu zeigen haben.

Die lichtvollen Sätze des vorliegenden Buches führen selbstverständlich auch zur Frage bezüglich der Zukunft der Beuroner Malerschule. Daß das Schicksal aller Kunstschulen: Veränderungen und Wandlungen auch der Beuroner Kunst in ihrer heutigen Erscheinung nicht erspart bleiben dürfte, wird jeder zugeben, der die Bewegungen in der Kulturgeschichte im allgemeinen und jene in der Kunstgeschichte im besonderen kennt. Die zulässigen Rechte, welche die Individualitäten auch im Rahmen der kirchlichen Kunst allzeit besitzen, lassen nicht zu, daß ein Stil, eine Kunstweise auf die Dauer herrschend bleiben kann, somit wird denn auch nach den scharfsichtigen Darlegungen Kreitmaiers — die Beuroner Kunst in der Form, wie wir sie heute sehen, nur eine kunstgeschichtliche Episode bleiben; „freilich eine Episode von großem Wert und großem Reiz". Damit mögen sich auch diejenigen trösten, welche der Anschauung zuneigten, es sei unserer Zeit geglückt, für die kirchliche Kunst die einzig richtige und daher festzuhaltende Ausdrucksform gefunden zu haben. Verdienste aber bleiben bestehen und die Zukunft wird den Beuronern dieselben sicherlich nie schmälern, die sie sich dadurch errungen, erneut den religiösen Geist als großes Erfordernis der kirchlichen Kunst betont und im Gefüge der Künste zueinander auch auf deren nötigen rhythmischen Einklang mit Ernst hingewiesen zu haben. Solch korrekte Auffassung erleichtert es, auch den Werken der nicht beuronisch geschulten Künstler gerecht zu werden, und dies umso mehr, je fester man die Schlußsätze des vorliegenden Buches, dessen Studium Künstlern wie Kunstfreunden nicht warm genug empfohlen werden kann, im Auge behält: „Wie die großen Heiligen durchaus nicht alle aus derselben Form geschnitten waren, sondern trotz



hoher Tugenden ihren natürlichen Charakter und ihr eigenes individuelles Temperament nicht verleugneten, so braucht auch eine heilige Kunst den Charakter ihrer Nation und ihres Schöpfers nicht zu verleugnen."

München. Max Fürst.

3. Die Kunst dem Volke. Schlachtenmaler Horschelt von Dr. Hyazinth Holland. Mit 64 Bildern. Heft Nr. 20. Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst. — Welch' ein Gegensatz der Gestalten, mit denen uns in diesen Kunstheften der geistig unermüdet tätige greise Professor Dr. H. Holland bereits vertraut zu machen wußte! In sonniger Friedenszeit mit den entzückenden Vertretern deutschen Heimzaubers und deutscher Märchenpoesie, mit Ludwig Richter und Moriz von Schwind — jetzt in bitterernster, vom Kriegsgotte Mars regierten Stunde mit einem Künstler, der nur die harte, reale Wirklichkeit geschaut und in Bildern wiedergegeben, mit einem hervorragenden Schlachtenmaler des vorigen Jahrhunderts. Dr. Hollands Bienenfleiß und Geschick, biographische Materialien zu sammeln, ermöglichen es zumeist, auch die frühere Familiengeschichte der von ihm geschilderten Künstler aufzuhellen, wodurch manche Anlage und Neigung derselben leicht verständlich wird. Horschelts Lebensmut und Weltgewandtheit, sein reger Drang fremde Länder und Ereignisse zu schauen, war sicherlich vom Vater ererbt, der, aus einer wandernden Schauspielertruppe hervorgegangen, mit romantischem Sinne ehrlich seine Fahrten machte, um in Wien zum angesehenen Tanzlehrer, zum vieltätigen Arrangeur aller Feste und Gelegenheitsspiele der hocharistokratischen Kreise zu werden. In der Metternich'schen Periode fehlte es ja nie an Anlässen hierzu. Hatte Vater Horschelt während des Wiener Kongresses doch an dem Tag ein effektvolles Spiel in Scene gesetzt, an welchem den verblüfften Herren Diplomaten die Nachricht zuging, ein anderer geschickter Arrangeur, der unbändige Korse, habe auf Elba seine allzu gelinden Fesseln abgestreift! Wenn der Vater in seinem späteren Amte als kgl. Ballettmeister in München solche Wiener Reminiszenzen auskramte, da mußte wohl auch im jungen Blut

das Interesse für geschichtliche Vorgänge und Personen geweckt werden. Der künstlerischen Neigung Theodor Horschelts war somit die Richtung gewiesen, auf der sie sich entfalten sollte, und der berühmte Meister Albrecht Adam in München erzeigte sich gewiß als bester Lehrer, um in Horschelt (geb. 16. März 1829) einen ebenbürtigen Kollegen heranzubilden. Die erste reiche Auslese von einer im Jahre 1853 nach Spanien und Afrika unternommenen Reise fand in den folgenden Jahren umsichtige Verwertung und begründete des Künstlers Ruhm, der sich noch steigerte, als es diesem glückte im Jahre 1858 nach dem Kaukasus zu gehen, wo eben in den lesghischen Bergen die Heldenkämpfe der Tscherkessen gegen die Russen sich abspielten. In hohen Offizierskreisen der letzteren gerne gesehen und in jeder Weise begünstigt, war Horschelt Zeuge der im August 1859 stattgehabten Gefangennahme des kühnen Kriegshelden Schamyl, wodurch der Stoff zu einem der bedeutendsten Gemälde gewonnen ward. Trefflich, wie mit dem Pinsel, wußte Horschelt all die kriegerischen Vorgänge auch in zahlreichen Briefen mit der Feder zu schildern, so daß diese an seine Eltern und Freunde in der Heimat gerichteten Schriftstücke historischen und künstlerischen Wert zugleich besitzen. Mit gewandter Hand illustrierte er dieselben durch flotte Randzeichnungen, um den Worten die rechte Anschaulichkeit zu sichern, und wir staunen über die Genialität und Schaffenssicherheit, die hier sich kundgibt. In der Sorgfalt und Treue, mit der der Künstler durchgehends das Geschaute im allgemeinen wie in den Details wiedergab, erinnert er uns mehrfach an den großen Meister der Zeit des französisch-deutschen Krieges 1870/71, an Anton von Werner, nur scheint Horschelt noch den Vorzug zu besitzen — unbeschadet der historischen Genauigkeit in Vorführung und Behandlung der gegebenen Stoffe — erhöhteren künstlerischen Zauber seinen Gestaltungen eingehaucht zu haben, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß hierfür der Maler der Kaukasusvorgänge an sich auf einen günstigeren Boden gestellt war als der Maler der geschichtlichen Ereignisse bei Sedan und im Spiegelsaale von Versailles.

Manche der Horschelt'schen Gemälde, so z. B. „Marsch nach Weddin" und „Rückkehr kubanischer Kosaken von einem Beutezug", wirken in ihrer dramatischen Gestaltung und ernsten Tonstimmung so packend, daß der Eindruck derselben ein haftender bleibt — ein Erfolg, den nur wirklich bedeutende Kunstwerke zu erzielen vermögen. Horschelt, der im Gefolge des Kaisers von Rußland i. J. 1861 den kaukasischen Kriegsschauplatz erneuter Besichtigung unterstellen konnte, kehrte bald darauf, mit Ehrungen überhäuft, in die bayerische Heimat zurück, um in reger Tätigkeit sein reiches Studienmaterial nun in vollendete Bilder zu übersetzen. Der Krieg des Jahres 1870 rief ihn aber wieder aus den stillen Räumen seines Ateliers; er wandte sich nach dem Elsaß, wo er, von General v. Werder freundlich aufgenommen, Zeuge der Belagerung und Einnahme Straßburgs war. Sein schlichtes Gemälde: „In den Trancheen vor Straßburg" schauen wir heute, wo die Parallele gewaltiger Ereignisse wieder gezogen, wo Deutschlands todesmutiges Heer wieder in gleichem Opferdienste dem Vaterlande sich weiht, nur mit tiefer Ergriffenheit. Vor den Bastionen der eroberten elsässischen Hauptstadt mag dem Schlachtenmaler Horschelt so recht der Unterschied fühlbar geworden sein, der darin lag, vordem nur den Kriegen fremder Völkerstämme, nun aber dem Ringkampfe seines eigenen Volkes mit Stift und Pinsel folgen zu können. Nach München zurückgelangt, ging der Künstler alsbald daran, für den nahenden Festtag der siegreichen Heimkehr des bayerischen Heeres ein Blatt zu zeichnen, das die Ludwigsstraße als via triumphalis zeigte: diesen großen Tag selbst zu schauen, war ihm nicht mehr beschieden, denn kurze, tückische Krankheit riß ihn am 3. April 1871 aus den Reihen der Lebenden.

Text wie Bilder des vorliegenden Horschelthoftes künden einen erfreulichen Weiterbau der prächtigen Publikationen, welche sich die Aufgabe gestellt „die Kunst dem Volke" näher zu bringen. Durch so glücklich gearteten Hinweis auf tüchtige Meister, die auch unserer Zeit nahe stehen, wird der Weg zum Kunstinteresse des Volkes wohl am günstigsten beschritten, und — in glücklicher Mischung mit Darbietungen der früheren Kunst — sicherlich auch zum erstrebten Ziele führen. Max Fürst.

LXXXI.

Organisation und Sozialismus.

Von Th. Brauer.

Der Professor an der Universität Münster, Dr. Johann Plenge, hat im Anschluß an die von der genannten Universität abgehaltenen Kriegsvorträge eine Schrift: „Der Krieg und die Volkswirtschaft“ (Münster 1915) erscheinen lassen. Diese Schrift wird in sozialpolitisch interessierten Kreisen vielfach besprochen. Das geschieht mit Recht, denn sie bringt ein reiches Gedankenmaterial in einer Sprache, die für den Gegenstand vielleicht nur etwas zu sehr den Ausdruck der Begeisterung an sich trägt. Es scheint uns, daß man als wesentlichen Kern der Schrift folgende Sätze ansehen kann:

„Tief begründet ist der Weltwirtschaftskrieg auf der Höhe der kapitalistischen Entwicklung, in dem Sinne der höchsten weltgeschichtlichen Notwendigkeit, für die es nur ein einziges großes Gegenbeispiel gibt. Aber ebenso notwendig waren mit dem hohen Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts, aus dem schließlich der Krieg herausgebrochen ist, seine Begleiterscheinungen verbunden: Sozialismus und Organisation. Ebenso notwendig die Erneuerung des bedrohten deutschen Volkes zur höchsten Zusammenfassung aller seiner Kräfte. Denn in dem Reich der Ideen war Deutschland der überzeugteste Träger aller sozialistischen Träume und in dem Reich der Wirklichkeit der kraftvollste Erbauer der höchst organisierten Volkswirtschaft.



In uns ist das 20. Jahrhundert. Wie der Krieg auch endet, wir sind das vorbildliche Volk. Unsere Ideen werden die Lebensziele der Menschheit bestimmen.

Die Weltgeschichte erlebt gegenwärtig das ungeheure Schauspiel, daß bei uns ein großes neues Lebensideal zum endgültigen Siege durchdringt und daß gleichzeitig in England ein weltgeschichtliches Prinzip endgültig zusammenbricht. Die uneingeschränkte Ausartung der Preistreibereien, die drohenden Bewegungen der Kohlenarbeiter und der Eisenbahner, dieses doppelte Sonderstreben von Kapital und Arbeit in der Stunde einer großen nationalen Gefahr ist der Bankerott des leeren Individualismus, die Schlußabrechnung über ein einstmals großes und befreiendes Kulturideal, das jetzt seinen weltgeschichtlichen Sinn verloren hat. Die Seele der englischen Freiheit stirbt, weil dieser allzu individualistische Freiheitsgedanke den Staat nicht zu erhalten vermag. Wenn England gesund werden will, muß es am deutschen Geist und an deutscher Organisation gesund werden.".

Wer auf dem Standpunkt steht, daß Einseitigkeit auch dann, wenn sie mit glühender Begeisterung vorgetragen werde, schädlich wirken könne — oder trifft dies vielleicht unter dieser Voraussetzung nicht erst recht zu? — wird an obigen Sätzen manche recht erheblichen Einschränkungen zu machen gezwungen sein. Nur einiges sei in den nachfolgenden Zeilen herausgehoben. Dabei sei der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, daß der Verfasser dieses Aufsatzes überzeugtester Anhänger der Bedeutung des Organisationsprinzips für das volkswirtschaftliche wie überhaupt für das gesamte soziale Leben ist. Die Organisation gibt jene Begrenzung, unter deren Voraussetzung heute allein die Entfaltung des Individuums eine segensreiche für dieses selbst und für die Gesamtheit sein kann. Aber natürlich nicht die Organisation erstbester Art, sondern nur jene, die auf gesunden Grundlagen beruht. Es darf damit gerechnet werden, daß die Zeit nach dem Kriege, unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen, noch mehr wie die vorhergegangene in dem Zeichen der Organi-



sation stehen wird. Das klingt schon aus den Ausführungen heraus, die jüngst Staatssekretär Delbrück im Reichstage machte. Da ist es denn erst recht erforderlich, wenn über die Idee der Organisation, über den Wert derselben richtige, zutreffende Vorstellungen herrschen, und in solcher Zeit darf wohl auch die Stimme jener Beachtung beanspruchen, die auf langjährige praktische Erfahrungen in der Sache zurückblicken und gelernt haben, Wesen und Form genau zu unterscheiden.

Bei den neueren Forschungen über die volkswirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters ist man darauf gestoßen, daß in jenen Anschauungen, so namentlich bei Thomas von Aquin, die Notwendigkeit des Staates als in letzter Linie durch wirtschaftliche Motive bedingt gelte. Die betreffenden Untersuchungen, wie sie neuerdings u. a., im Anschluß an den gewesenen evangelischen Pfarrer und ehemaligen Sozialisten Max Maurenbrecher, von Dr. Edmund Schreiber („Die volkswirtschaftlichen Anschauungen der Scholastik seit Thomas von Aquin“, Jena 1913) für die Geschichte der Nationalökonomie wieder aufgenommen wurden, können sich dabei besonders auf die Schrift des Aquinaten „De regimine principum“ berufen. Dort erscheint in der Tat, und zwar gleich auf den ersten Seiten, die überragende Bedeutung des wirtschaftlichen Momentes für das Gesellschaftsleben. Thomas kommt dabei zu dem Schlusse, daß die Selbstgenügsamkeit der Stadt bezw. des Staates auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Versorgung den Vorteil größter Stetigkeit und Sicherheit in Kriegs- und Friedenszeiten besitze. Für ihn gilt der Satz: „Dignior . . . est civitas, si abundantiam rerum habet ex territorio proprio, quam mercatores abundet.“ Man wird nicht fehl gehen, wenn man die hier besprochenen Auffassungen sehr wesentlich als von der Erkenntnis der Folgen diktiert annimmt, die das Handels- und Kaufmannsgetriebe mit sich führen müsse. Neuerdings hat man es wohl als eine Entdeckung Sombarts, des bekannten Modenationalökonomen, gefeiert, daß das



Gewinnstreben der Natur der Sache nach über alle Schranken und Grenzen hinwegdränge, daß der Mensch unter der Wirkung dieses Strebens schließlich nur mehr zu erwerben trachte eben aus Lust am Erwerbe selbst. Das ist indes durchaus keine neue Entdeckung. Man kann diesen Gedankengang schon in den Schriften des hl. Paulus nachweisen. In der mittelalterlichen Scholastik sodann begegnet er einem überall. Und auch die ganze Auffassung bei Thomas von Aquin kann erst voll erfaßt und verstanden werden, wenn die hier erwähnte kritische Wertung der Begleiterscheinungen des Handels als grundlegend und richtunggebend vorausgesetzt wird. Nicht besonders auffällig ist darum die Erscheinung, daß, sobald der Kapitalismus auflebt und seine Schattenseiten fühlbar werden, auf den alten Grundsatz von der Überlegenheit der Selbstgenügsamkeit zurückgegriffen und die Wirtschaftslehre entsprechend beeinflußt wird. Das sehen wir namentlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als das stärkere Hervortreten des Kapitalismus eine Periode großer Preisschwankungen nach sich zog. Und das hat dann wiederum die für unsere Darstellung interessante Erscheinung zur Folge, daß mehr wie je vorher die Scholastiker für ein stark gebundenes Wirtschaftsleben und insbesondere auch für staatliche Preisfestsetzung eintreten.

Zwischen damals und heute liegt mehr als ein halbes Jahrtausend. Es hat inzwischen eine Entwickelung stattgefunden, die auf den ersten Blick eine völlig veränderte Grundlage des gesamten Volkslebens annehmen läßt. Und doch handelt es sich auch heute, allerdings nicht dem Umfange nach, wohl aber im Grunde genommen, um dieselben Probleme wie im späteren Mittelalter. Wir fühlen es heute mehr denn je, wie die Ungebundenheit des wirtschaftlichen Getriebes dazu geführt hat, daß in der Gegenwart erst recht die ökonomischen Verhältnisse in vielem die Menschen binden und beherrschen, anstatt daß es umgekehrt wäre. Karl Marx, der Sozialrevolutionär, hat darauf das Wort vom Warenfetischismus angewandt. Das Gewinnstreben schlägt den



den Menschen in die stärksten Bande und zieht ihn auch heute noch, oder vielmehr jetzt erst recht, über alle Grenzen hinaus. Und auch nicht die Organisation an sich, die unter bestimmten Voraussetzungen allerdings als ein Prinzip höher verstandener Freiheit anzusehen ist, macht dagegen gefeit, obwohl man sie in unseren Tagen gerne ohne weiteres mit dem Hinweis auf die Blüte des mittelalterlichen Lebens einführt. Diejenigen, die sich etwas mehr mit diesen Dingen beschäftigt haben, brauchen hier nur an die Auseinandersetzung über den Organisationszwang erinnert zu werden, die in der Literatur vor dem Kriege jahrelang sich fortgesetzt hat. Ein deutscher Regierungsrat, der vor kurzem auf dem Felde der Ehre gefallene Dr. Fritz Kestner, hat in einem viel umstrittenen Buche nachgewiesen, daß ein solcher Zwang seinem Inhalte nach allen Organisationen im Wirtschaftsleben immanent sei. „Er ist die Art und Weise, wie sich das Ertrags- und Machtstreben der in einer Organisation verbundenen Persönlichkeiten, Unternehmer oder Arbeiter, gegenüber den vorhandenen äußeren Widerständen, die sein Ertrags- oder Machtstreben zu hindern suchen, durchsetzt. Das Streben nach Ertrag und Macht ist aber gleichzeitig das eigentlich charakteristische für diese Organisationen." Es wird späteren Untersuchungen vorbehalten sein, wie sehr gerade der Imperialismus, der als die eigentliche Ursache des jetzigen Krieges angesehen wird, im Ertrags- und Machtstreben des organisierten Kapitals wurzelt. Mit all dem soll über die Organisationen selbst kein Urteil ausgesprochen, sondern gefährlichem Überschwang gegenüber nur die mögliche Kehrseite aufgezeigt sein, um vor übereiligen Schlußfolgerungen von so großer Tragweite, wie wir sie bei Plenge vorfinden, zu warnen.

Aber nicht bloß an die Uferlosigkeit des Erwerbsstrebens und die darüber im Mittelalter bestehenden Anschauungen werden wir durch die heutigen Verhältnisse erinnert, sondern es stimmt auch zum Nachdenken, daß jetzt gleichfalls wiederum das, was im Mittelalter der Handel war, in der Form des



Finanzkapitals eine Rolle spielt, die uns gegenüber den Warnungen der Scholastik aufhorchen läßt. Das Finanzkapital ist es ohne Zweifel gewesen, das uns jene geradezu unentwirrbare Verflechtung in Weltwirtschaft und Weltpolitik gebracht hat, aus der der jetzige Krieg seiner äußeren Verursachung nach geboren wurde. Erst recht nämlich drängen sich uns die einfachen, schlichten staatlichen Grundsätze des Aquinaten auf, wenn wir uns darüber klar werden, wie abhängig wir heute von den Gebieten außerhalb der Landesgrenzen sind. Der Krieg zwingt uns mit einem Male wieder zu einer Zusammenfassung aller Kräfte, um die Lebensgrundlagen für unser Volk im eigenen Mutterboden zu suchen. Das ist die Folge davon, daß wir, den Spuren des Erwerbstriebes folgend, ungeheure Kräfte im eigenen Lande brach liegen ließen, weil die Benutzung des Weltmarktes gewinnbringender schien. Nun sind tausend Hände am Werk, um frühere Sünden wieder gut zu machen, mit Hilfe des Staates die Grundlagen unseres Zusammenlebens in vielen Dingen umzuorganisieren.

So kommen wir denn zu dem Schlusse, daß mit dem Lob der Organisation an sich noch recht wenig getan ist. Der Mechanismus der Organisation kann zum Guten und zum Bösen dienen. Der Geist ist es, hier wie immer, auf den es ankommt. Nun ist das ja auch wohl die Ansicht, die Plenge vertritt, indem er mit der Organisation auch den Sozialismus in einem Atemzuge nennt. Dgmit soll wohl gesagt sein, daß das Organisationswesen, wie es jetzt in Deutschland in so umfassender Weise in Anwendung gelangt, deswegen einen Triumph darstelle, weil es mit dem Geiste des Sozialismus erfüllt sei. Ist das nun wirklich Sozialismus, was in den Tatsachen liegt, die rund um uns herum sich vollziehen? Wir antworten rund heraus: nein! Es muß als Richtlinie für das Zugreifen des Staates unter den heutigen Verhältnissen besonders im Auge behalten werden, daß es sich bei dem gegenwärtigen Zustande um einen Ausnahmezustand handelt, daß ferner bei den heutigen



Staatsmaßnahmen der Blick zunächst und vor allem auf die Gegenwart gerichtet sein muß, und daß schließlich der Staat bei seinem Vorgehen auf die Zusammenfassung aller in freier Entwickelung aus dem Volke selbst hervorgegangenen Kräfte Bedacht zu nehmen hat. Wird das im Auge behalten, so erscheint das staatliche Eingreifen als kluge und überlegte Gegenwartspolitik, die umso weniger mit Sozialismus zu tun hat, als hinsichtlich ihrer alsbaldigen Wiederabänderung nach dem Kriege kein Zweifel obwalten kann.

Nach alter christlicher Auffassung besteht der Zweck der staatlichen Gesellschaft in der Herstellung, Bewahrung und Vervollkommnung der Gesamtheit jener öffentlichen Bedingungen und Einrichtungen, durch welche allen Gliedern des Staates die Möglichkeit geboten, erhalten und gesteigert wird, frei und selbsttätig ihr wahres irdisches Wohl nach Maßgabe ihrer besonderen Fähigkeiten und Verhältnisse zu erreichen und das redlich Erworbene zu bewahren. Auf die Besonderheit der Verhältnisse ist in diesem Augenblick der Nachdruck zu legen. Mit vollem Recht sagt P. Pesch in seiner „Nationalökonomie“ (Band I, S. 175), es wäre kein Staatssozialismus, eine Verstaatlichung von bisher privatem Eigentum oder privatwirtschaftlicher Produktion — unter vollem Ersatz des Wertes wohlerworbener Rechte — herbeizuführen, wenn die Verstaatlichung als eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit klar erwiesen ist, d. h. wenn bei Allgemeinheit eines Bedürfnisses dessen Befriedigung auf privatwirtschaftlichem Wege entweder überhaupt nicht oder doch nicht ohne Gefährdung und Schädigung des Publikums möglich ist. Es hat denn auch in der deutschen sozialistischen Presse schon eine recht breite Auseinandersetzung angehoben über die Frage, ob die staatlichen Kriegsmaßnahmen Staatssozialismus seien oder nicht. Die größere Einsicht liegt zweifellos auf der Seite, die sich gegen eine Benennung dieser Maßnahmen als Staatssozialismus sträubt. Wir finden auf dieser Seite vor allem den zweifellos klügsten Kopf innerhalb der heutigen deutschen Sozialdemokratie, den



Revisionisten Eduard Bernstein. Dieser drückt den Unterschied in einem Artikel im Vorwärts vom 7. Februar sehr glücklich dahin aus:

„Gewiß, der Krieg und die Maßnahmen, zu denen er Anlaß bietet, haben vieles, was dem Sozialismus ähnlich sieht. Schon im ganzen Heerwesen steckt ein Stück Kommunismus. Der allgemeinen Wehrpflicht liegt ein sozialistischer Gedanke zugrunde, und die Eingriffe in das Privatrecht und das Privateigentum, die während eines Krieges stattfinden, unterscheiden sich im unmittelbaren Effekt wenig von der Expropriation für Wirtschaftszwecke organisatorischer Natur. Aber sie sind darum doch ihnen nicht wesensgleich. Denn sie beziehen sich nicht auf das normale Leben in der Gesellschaft, sondern auf einen Ausnahmezustand. Von einem solchen bedingt, sind sie in ihrem Grundprinzip vom Stand der gesellschaftlichen Entwicklung unabhängig, was der Sozialismus, wie wir ihn verstehen, nicht ist. Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, intersekular, gehören allen Zeitaltern an und sind keine Besonderheit irgend eines Landes."

Was Plenge Sozialismus nennt, ist nichts anderes als das, was wir als das in diesem Kriege zur Abwehr feindlichen Angriffs besonders hell auflodernde Gemeinsamkeitsgefühl bezeichnen können und was in den Sozialwissenschaften als Solidarismus bezeichnet wird. Es ist dasselbe, was die mittelalterlichen Theologen auf dem Wege der gebundenen Wirtschaft am besten erreichen zu können glaubten. Allerdings verwahren wir uns entschieden gegen die Gleichsetzung dieses Gemeinsamkeitsgefühls mit dem Solidarismus ohne nähere Umschreibung. Von Comte bis auf unsere Tage sind immer wieder Leute aufgestanden, die das Ideal eines gesellschaftlichen Gemeinsamkeitsgefühles auf Vernunftgründe und auf natürliche Affekte gegründet haben. Während sie aber so vorgingen, wuchs um sie herum der radikale Sozialismus rasend schnell in die Höhe, jener Sozialismus, der vom Klassenkampf innerhalb der Gesellschaft, dem Gegensatz des Solidarismus, ausgeht. Eine durchschlagendere geschichtliche



Widerlegung als die in dieser Tatsache gelegene ist nicht wohl möglich. Und so kann denn auch nicht genug gewarnt werden vor dem unbesehenen Hinnehmen der fast lyrischen Ergüsse Plenges, wie wenn er z. B. an einer Stelle seines Buches ausruft:

„Philosophisch darf man es so ausdrücken: Wir mußten, ob wir wollten oder nicht, in den geschlossenen Handelsstaat Fichtes hinein, und wir haben ihn in seiner Grundlage zu der höchsten Verwirklichung des Hegelschen Staatsgedankens aufgebaut. Ein starker Nationalstaat, in dem dieselbe Kraft eines zu jedem Opfer bereiten Vaterlandsgefühls alle Teile durchdringt, und in dem alle Einzelglieder durch ihre in freiem Zusammenschluß geschaffenen Organisationen bei der Durchführung der nationalen Angelegenheiten mitwirken. Wir dürfen uns vor der Welt rühmen: wir sind nicht zusammengebrochen, sondern wir sind gewachsen. Wir haben Staat und Wirtschaft zu dem stärksten und freiesten, sittlichsten und geistigsten politischen Lebensganzen verschmolzen. Ich glaube, daß sich so manche deutsche Arbeiter, deren Gewerkschaften mit so kluger Überlegung und so starkem Einfluß an der Erhaltung unseres Wirtschaftslebens mitarbeiten, ruhig gestehen werden: anders wie dieser neue deutsche Gemeinstaat kann auch der geträumte Zukunftsstaat nicht aussehen. Stark und frei, sozial und im höchsten Maße durch sein wissenschaftliches Denken bewußt: alle Merkmale treffen zu. Wir haben die politische Macht erobert, indem wir unsere ganze Kraft dem Vaterlande gegeben haben und durch unsere Organisation dem Vaterlande nützen. . . .

Wir aber als Wirtschaftsvolk mit höchsten Organisationsformen schließen in der Not des ungeheueren Krieges das Ganze zu einer Einheit zusammen, und jeder einzelne lernt wie noch nie, über das kleine Ich hinwegsehen und sich als Teil des Ganzen fühlen. Die Stunde unserer größten weltgeschichtlichen Aufgabe wird durch diesen Krieg kommen, und durch die Umstellung unserer Volkswirtschaft auf den Krieg haben wir dafür die Grundlage gelegt."

Man faßt sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man



derartiges liest. Ist denn damit, daß wir uns die äußere Möglichkeit geschaffen haben, so zu handeln, wie es Plenge hier darstellt, schon auch die innere Tatsache dieses Handelns selbst ohne weiteres gegeben? Oder ist das alles nicht vielmehr schlankweg eine petitio principii? Was hat es denn für einen Sinn, sich so zu unserer eigenen Verherrlichung gewissermaßen in den Organisationsmechanismus als solchen zu verlieben? Plenge's Art erinnert an die Art Goethe's, wie sie Baumgartner gelegentlich dessen Straßburger Aufenthaltes charakterisiert: Er steht vor dem Straßburger Münster und berauscht sich an dem Genius, der dieses hervorgebracht. Von dem tiefen Glauben und Wissen aber, dessen Harmonie jene architektonische Symbolik geschaffen, ahnt er nichts, ebenso wenig von dem liebevollen, starken Gemeingeist, der die Kunstfertigkeit zur Blüte erhob und weiterbildete, am allerwenigsten jedoch von der sichtbaren Kirche, deren steinerne Allegorie der gotische Dom war. Das Ergebnis bei Goethe ist vielmehr eine stürmische Verherrlichung des — Individualismus. Auch Plenge sieht nicht, daß, wenn uns heute noch so starke Gemeinschaftskräfte durchdringen, die Grundlage dafür in der fast tausendjährigen Erziehung unseres Volkes durch das Christentum gegeben ist. Er scheint gar nicht einmal zu fühlen, daß, wie wir in den letzten Jahren doch so oft schmerzlich beobachten mußten, auch die schönste Organisation an sich dadurch dem Individualismus verzweifelt ähnlich, ja wesensverwandt sein kann, daß sie zum Kollektivegoismus erzieht. Und nicht einmal geschichtlich hat seine eingangs wiedergegebene übertriebene Verherrlichung der Entwicklung in Deutschland im Gegensatz zu derjenigen in England eine Berechtigung. Oder haben wir nicht etwa bis in die Tage vor dem Kriege hinein bis zum Überdruß uns vorpredigen lassen müssen, daß das eigentliche staatsbürgerliche Gefühl uns abgehe, in höchster Entfaltung aber bei dem englischen Volke mit seiner sozusagen natürlichen Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen zu finden sei? Wie hat uns nicht ein Rohrbach, ein Classen



vom Hamburger Volksheim, oder gar ein Prof. Förster in dieser Hinsicht ins Gewissen geredet! Wenn überhaupt ein Vergleich gezogen werden soll, dann müßte es unter Voraussetzung gleicher Verhältnisse geschehen. Das geht aber nicht, weil das englische Volk nicht den zehnten Teil dessen vom Kriege empfindet, was wir davon zu tragen haben, ihm daher zu einer Entfaltung aller seiner Kräfte, wie es bei uns einfach Lebensnotwendigkeit geworden ist, bisher gar nicht die Gelegenheit geboten wurde. (Die neuesten Meldungen lassen übrigens ein kriegsorganisatorisches Eingreifen des Staates in England erwarten, das demjenigen in Deutschland zumindest nicht viel nachsteht.)

Genug: wenn es zu einer wirklichen Erneuerung unserer sittlichen Kräfte kommen soll, dann kann es nicht auf dem Wege gefährlicher Selbstberäucherung geschehen, sondern es ist nur möglich auf Grund eines Gemeinsamkeitsgefühls, das aus den christlichen Grundsätzen seine Kraft, aber auch Dauerhaftigkeit schöpfen muß. Die Blüte des Mittelalters ist auf die Anerkennung des christlichen Standesprinzips als Organisationsprinzips des Gesellschaftslebens zurückzuführen. Ähnliches, wenn auch natürlich in modernisierter Form, will auch der christliche Solidarismus, der eben jetzt in den Anweisungen des hl. Vaters an die Organisationen der italienischen Katholiken zwar keine formelle, aber tatsächliche Bestätigung erfahren hat. Es verdient — das sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, eigens hervorgehoben — die wärmste Anerkennung, daß uns durch die Ausnutzung der starken organisatorischen Kräfte des deutschen Volkes ein Raum geschaffen worden ist, innerhalb dessen eine wirklich verdienstvolle Betätigung für jeden einzelnen möglich ist. Aber niemals wollen wir vergessen, daß es sich bei alledem doch nur um einen Ausnahmezustand handelt und zwar um einen solchen, der ganz besondere psychologische Voraussetzungen schafft. Sollen nicht die Kräfte, die jetzt gesammelt werden, später, wenn jene Voraussetzungen geschwunden sind, wieder erschlaffen, dann muß sie ein Feuer durchdringen,



das nicht aus irdischen Gründen hervorschlägt. Soll es jedoch dahin kommen, dann obliegt vornehmlich uns Katholiken die Pflicht, nicht nur der Entwicklung als müßige Zuschauer zu folgen oder gar uns auf reine Kritik zu beschränken, sondern es obliegt uns vielmehr die Pflicht eifrigster Mitarbeit an der Veredelung der sozialpsychologischen Grundlagen unseres Gemeinschaftslebens unter Ausnutzung dessen, was jetzt aufgebaut wird. Mit dem Predigen christlicher Grundsätze allein ist es, das haben wir wohl zur Genüge erfahren, nicht getan. Wer etwas bessern will, muß selbst Hand anlegen und dort, wo es fehlt, wenigstens den Versuch machen, nach seiner besseren Erkenntnis einzugreifen. Dazu wird uns auf Grund der Entwickelung, die sich aus dem Kriege ergibt, in absehbarer Zeit Gelegenheit in Hülle und Fülle geboten werden. Möge das Ergebnis für uns nicht etwa bloß eine Reihe verpaßter Gelegenheiten sein!

LXXXII.

Ferdinand Gregorovius und Deutschlands Zukunft.

Von Dr. Johannes Hönig.

Die Ordensstadt Neidenburg in Ostpreußen, ein Ort von 5000 Einwohnern an der masurischen Grenze gegen Rußland, hat in diesem Kriege schon manches von sich reden gemacht. Vor der Schlacht von Tannenberg befand sich Neidenburg in russischem Besitz. Man erzählte sich von den Greueltaten, die russische Horden in dieser Stadt verübt hätten, die schlimmsten Dinge, bis Bürgermeister und Landrat in einer Erklärung an die „Danziger Zeitung“ [1]) der Wahrheit die Ehre gaben und einen Teil dieser Nachrichten auf ihr wirkliches Maß zurückführten.

1) Nach einer Neidenburger Nachricht vom 10. September 1914.



Noch ehe die Allgemeinheit auf das ostpreußische Städtchen aufmerksam wurde, ging eine Nachricht durch die Presse, wonach Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, wie er sich selbst zu nennen pflegte, „der größte Ostpreuße seiner Zeit", wie er nach seinem Tode in der Königsberger Gedächtnisrede Franz Rühls genannt wurde, in einer Tagebuchaufzeichnung vom 10. Juni 1858 merkwürdig klar über eine zukünftige Verwicklung Deutschlands mit Rußland geurteilt habe. Dort steht:

„Die Russen schwärmen für die Emanzipation der Leibeigenen. Sie haben kühne Ideen und halten Rußland noch für jung. Ihre Projekte gehen auf Konstantinopel, Prag und Lemberg, kurz auf die Herstellung des oströmischen Reichs durch den Panslavismus. Aber Rußland ist ein halbmongolisches Wesen, ohne Genie und Tatkraft. Der Deutschenhaß dort fließt aus dem Bewußtsein der geistigen Abhängigkeit vom Germanentum, vielleicht aus der instinktiven Ahnung eines bevorstehenden Zusammenstoßes mit Deutschland, wenn dieses ein einiges Reich geworden sein wird." [1])

Gregorovius, der solches anläßlich einer Bekanntschaft mit der Großfürstin Helene, der Schwägerin Alexanders II., zu Rom niederschrieb, war am 19. Januar 1821 in **Neidenburg** geboren. Er konnte wohl nicht ahnen, daß seine geliebte Vaterstadt in dem Kampfe mit dem russischen Koloß eine immerhin so bedeutsame Rolle spielen sollte, wenn auch die Zeitungsmeldungen, daß in Neidenburg Gregorovius' „künstlerischer Nachlaß" von den Russen zerstört worden sei, vielfache Mißverständnisse hervorrief. [2])

1) Nach einer aus dem Hamburgischen Korrespondenten abgedruckten Zeitungsnotiz. Vergl. F. Gregorovius, Römische Tagebücher, herausgeg. von F. Althaus. Stuttgart 1892. S. 52.

2) Vgl. meine Ausführungen in der Schles. Zeitung, „Gregorovius u. Neidenburg" Nr. 7. 5. Januar 1915. Nach einem Privatbriefe von G.'s Neffen, Herrn Elgnowski können unter dem „künstlerischen Nachlaß" verstanden werden „einige, allerdings außer-



Wohl ein schmerzlicheres Lied hätte er gesungen als jenen schönen Preis der Heimat und ihrer durch des Vaters Bemühungen vor dem Verfall bewahrten Deutschritterburg:

„Du alte Burg der Neide,
Der Heimat Stolz und Freude,
Sie will ich preisen hoch.
Ich bin aus ihrem Turme
Ein Falk, der sich im Sturme
Ins weite Land verflog.

Die Türme, die da ragen
Aus alten Rittertagen
So fest und trutziglich,
Sie waren meine Meister,
Die deutschen Heldengeister,
Die einst erzogen mich.

Ein ahnend Weltbesinnen
War's, das von jenen Zinnen
Mir in die Seele floß;
Was ich gesagt, gesungen
Hat sich hervorgeschwungen
Aus dir, du Vaterschloß."

Von der großen Ausnahme Kants abgesehen, hat, worauf der Gottschedbiograph Eugen Reichel in seinem kurzen Überblick über „die Ostpreußen in der deutschen Literatur" [1]) hinweist, wohl immer erst die Fremde den literarisch hervorgetretenen Ostpreußen zu ihrer überprovinziellen Bedeutung verhelfen und ihre angeborene Schwerblütigkeit verflüssigen können. So erging es auch Gregorovius, der nicht als einziger seiner Landsleute den Wanderstab nach der ewigen Stadt richtete, aber doch wie keiner von ihnen in ihr heimisch wurde. Auch verwuchs keiner der protestantischen deutschen Geschichtsschreiber so eng wie er mit Italien und der Geschichte des Landes, in dem er über zwanzig Jahre fast ohne Unterbrechung weilte und wohin er auch in den letzten Jahren seines Münchener Aufenthaltes immer wieder zurückkehrte. In seinem Herzen aber blieb Gregorovius, dessen Forschungs-

ordentlich kostbare Sammlungen, in Mappen, die Nachbildungen italienischer Meisterwerke der Malerei und der Kirchen Italiens und von Kunstwerken aus verschiedenen Ländern enthielten. Soweit mir bekannt ist, hat mein Onkel diese Mappen von Frau Dr. Seeburg in Leipzig geerbt und sie seiner Vaterstadt testamentarisch vermacht."

1) Leipzig 1892.

gebiet fast ausschließlich auf italienischem und späterhin auch auf mittelalterlich-griechischem Boden lag, deutsch. Der Wechselwirkungen zwischen seiner ostpreußischen ersten Heimat und seiner zweiten Heimat in Rom blieb er sich stets bewußt. Seine „Römischen Tagebücher", besonders die Berichte über den ersten Besuch in der Heimat vom Jahre 1860, sind ein beredtes Zeugnis dafür. Einen schönen Ausdruck für seine Anhänglichkeit an die Heimat fand er auch in dem Festgedicht, das er am 10. November 1859 zur Feier von Schillers hundertstem Geburtsag im deutschen Künstlerverein zu Rom vortrug:

„Fern liegt die Heimat, deren Ruf wir hören,
Die blut'gen Alpen zwischen uns und ihr.
O wären bei den deutschen Bruderchören
Am Donaustrand, am schönen Rheine wir!
Getrost! Wir schließen froh auch unsern Reigen,
Im wälschen Land von deutscher Treu die Zeugen,
Das deutsche Vaterland, es ist auch hier."

Selbst sein geschichtliches Lebenswerk glaubte Gregorovius seiner engeren Heimat zu verdanken, indem er im Hinblick auf die Burg an der Neide bekannte: „Das ehrwürdige Schloß war ein großer Faktor in meiner kleinen Lebensgeschichte — es geht davon ein Bezug auf die Engelsburg in Rom. Ohne jene Neidenburger Rittertürme hätte ich vielleicht die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter nicht geschrieben." [1]) Als er nach Beendigung dieses großen Geschichtswerkes Rom verließ, durfte er seine Römischen Tagebücher mit den stolzen Worten schließen:

„Ich war hier ein Botschafter, in bescheidenster Form, doch vielleicht in einem höheren Sinne als diplomatische Minister. . . . Roma vale! Haeret vox et singultus intercipiunt verba dictantis."

Will man Gregorovius und die starr ghibellinische Richtung seiner am 5. Februar 1874 auf den Index gesetzten Geschichte der Stadt Rom verstehen, so darf man

1) Röm. Tagebücher. 11. Dez 1864. S. 292.



die deutsche Vergangenheit des einstigen protestantischen Theologiestudenten an der Königsberger Universität nicht vergessen. Seine religiöse Entwicklung hatte schon in seinen Studentenjahren im heftigen Kampfe mit der Hegelschen Philosophie und den Stürmen seines eigenen Herzens ein jähes Ende gefunden, und an ihre Stelle war allmählich die Passivität eines religionslosen Humanismus getreten. Seine sozialen und politischen Anschauungen waren durch die liberale Schule der jungdeutschen Bewegung gegangen und harrten in Rom ihrer Läuterung. Nur seine ästhetischen Anlagen steckten noch im Keime und gingen erst in Italien ihrer vollen Befruchtung entgegen.

So war es Gregorovius schlechthin unmöglich, der religiösen Idee des Papsttums als einer geschlossenen Einheit im geschichtlichen Sinne gerecht zu werden. Seine künstlerische Phantasie malte sich lieber Szenen aus, wie germanische Heldengestalten auf italischem Boden verbluteten, er trauerte mit dem ganzen Prunk seiner Rede um die große Idee des deutschen Kaisertums, und sein innerer Blick hing an den strahlenden Königsgestalten, die über die Alpen und Apenninen herniederstiegen, in Rom ihrer Krone den höchsten Glanz zu verleihen. Als dieses Waffenspiel immer mehr zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt, ermattet auch die Feder des Geschichtsschreibers, um erst mit der Pracht der Renaissance wieder Bilder von anschaulicher Kraft und Fülle zu entwerfen.

Die geschichtlichen Studien, denen Gregorovius fast seine ganze italienische Zeit widmete, erweiterten und stärkten nicht nur seinen historischen, sondern auch seinen politischen Sinn. In der Heimat hatte er sich fast ausschließlich der politischen Tendenzschriftstellerei des Jungen Deutschlands hingegeben, war aber über die freigeistige Enge Königsbergs nicht hinausgekommen. Seine pseudonym erschienene Satire „Konrad Siebenhorns Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland. Herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund“ (Königsberg 1843), der zweiteilige Roman „Werdomar und



Wladislaw. Aus der Wüste Romantik" (Königsberg 1845), seine „Polen- und Magyarenlieder" (Königsberg 1849) und „Die Idee des Polentums. Zwei Bücher Polnischer Leidensgeschichte" (ebenda 1848), in gewissem Sinne auch die nicht unbedeutende Schrift „Göthes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt" (Königsberg 1849),[1] entstammen dieser Richtung. In Italien brach er bewußtermaßen mit seiner tagespolitischen Vergangenheit und setzte seinen höchsten Ehrgeiz darein, vor allem als Geschichtsschreiber geschätzt zu werden. Nur mühsam errang er diese Anerkennung und trotz unsäglicher Anstrengungen, die er auf die Sonderung und Verarbeitung seiner Geschichtsquellen verwendete, war es nicht so sehr die wissenschaftliche als die künstlerische Bedeutung, der sein großes Geschichtswerk in Deutschland und besonders auch im Auslande seine Verbreitung verdankte. Seine schriftstellerischen Fähigkeiten eigneten sich viel besser für jene künstlerische Verschmelzung von geschichtlicher Darstellung und Naturschilderung, die er in seinem Buche „Korsika" und in den fünf Bänden seiner Aufsätze „Wanderjahre in Italien" anwandte und als eigene Gattung in unsere Literatur einführte.

Politische Anschauungen und Beobachtungen öffentlich wiederzugeben, fand Gregorovius bis zum Jahre 1870 wohl keine Gelegenheit mehr. Dennoch durfte es seiner heißen Sehnsucht nach einem einigen, starken Deutschland, seiner Liebe, mit der er von der hohen, weitschauenden Warte Roms aus die Ereignisse der Heimat verfolgte, seinem unerschütterlichen Glauben an Deutschlands Zukunft und seiner glücklichen Gabe, mit hellem Blicke die Entwicklung des Vaterlandes vorwegzunehmen, nicht an Ausdrucksmöglichkeiten fehlen. Sie boten sich ihm in seinen Tagebüchern, in seinen Briefen, von denen nur zwei ausgedehnte Sammlungen an den Staatssekretär Hermann von Thile und an die Gräfin Cosibia Caetani Lovatelli erhalten und ver-

1) Mir lag nur die 2. Ausgabe, Schwäb. Hall 1855, vor.

öffentlicht sind, und in seinen Gedichten. Die Gedichte fanden, als Graf Schack sie, soweit Gregorovius sie vor der Vernichtung bewahrt hatte, im Jahre 1892 aus dem Nachlaß seines Freundes veröffentlichte, nicht die verdiente literarische Beachtung. Zwar bieten sie bei der Sorgfalt, mit der Gregorovius alle Spuren tilgte, die über seine innersten Erlebnisse und schmerzlichen Enttäuschungen hätten Aufschluß geben können, wenig biographischen Anhalt, sind aber gerade als Ausfluß seiner künstlerischen Fähigkeiten und seiner vaterländischen Gesinnung nicht ohne Belang.

Im Jahre 1870 trat Gregorovius noch einmal hervor aus seiner politischen Zurückhaltung und nahm öffentlich Anteil an dem vaterländischen Aufschwung jener großen Zeit. Man muß selbst in seinen Tagebüchern lesen, wie er vor den Kriegsereignissen in Rom von dem Vatikanischen Konzil in Bann gehalten wird, wobei er natürlich nicht verfehlt, die Ereignisse, die er nicht verstehen konnte und wollte, mit bitterer Kritik zu begleiten. Im Sommer entschloß er sich doch zur Abreise von Rom. Die Ahnung, daß wichtige Dinge während seiner Abwesenheit sich ereignen würden, sollte ihn nicht täuschen. Das für ihn wichtigste der Ereignisse aber, die Erfüllung seiner großen Sehnsucht nach der Erneuerung des deutschen Kaiserreiches, konnte er wohl für die allernächste Zukunft nicht voraussehen.

In München erreichte ihn die Nachricht von der französischen Kriegserklärung. Nun kannte seine Begeisterung keine Grenzen mehr. „Der Geist von 1813 erwacht. Ein Enthusiasmus wie in der Väter Tagen . . . Ich habe keinen Sinn für die Arbeit . . .“ So heißt es in seinen Tagebüchern. Wie manchem fleißigen Gelehrten unserer Zeit, so entfloh dem Rastlosen mit der Kriegsbegeisterung der Sinn zur Arbeit, der ihm erst dann wiederkehrte, als er seine Feder in den Dienst des einen Vaterlandes stellen durfte. Für die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb er sieben schwungvolle Aufsätze historisch-politischer Art. Nur einer führt seine Namensunterschrift, die andern ließen sich



nach seinen Tagebüchern auffinden. Fast nimmt sich ihr hoher, feierlicher Stil in einer Tageszeitung seltsam aus; denn sie sind ganz aus dem Geiste seines rhetorischen Pathos geboren, ob Gregorovius nun seine Leser unter dem Eindruck der Schlacht von Sedan zurückführt auf das Schlachtfeld von Pavia oder in dem Aufsatz „Nemesis" die Worte des Psalmisten zum Motto nimmt: „Gepriesen sei der Herr, der meine Hände befreit zur Schlacht, und meine Finger zum Gefechte." [1])

Als Gregorovius im September des Jahres 1855 in Nettuno sich den Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit Italiens überließ und das Gedicht „Der Turm Astura" niederschrieb, brach er mit deutlicher Beziehung auf Napoleon III. in die schmerzliche Anrede Deutschlands aus:

„Abgeschirrt vom Siegeswagen
Sind die Rosse, die getragen
In dem Völkerlauf voran
Die jahrhundertlange Bahn
Dich, Europas Szepterführer,
Deutschland dich, der Welt Regierer;
Neuem Anjou nun den Bügel
Hältst du, dem verwegenen Steurer,
Gibst der Weltgeschichte Zügel
Tatenlos dem Abenteurer."

Abenteurer wurde Napoleon von Gregorovius auch genannt, ebenso wie von Ampère, dem ihm befreundeten Übersetzer seiner „Grabdenkmäler der Päpste", als er im Jahre 1859 mit Viktor Emanuel siegreich in Mailand einzog. Mit klarem Zukunftsblick fügte Gregorovius die Worte bei: „Der Neffe des Onkels erschöpft die Nachahmung vielleicht bis zu Waterloo." [2])

Obwohl Gregorovius der Einigung Italiens unter Viktor Emanuels Szepter mit Freuden zusah und Napoleon diesem

1) Ein genaues Literaturverzeichnis dieser Aufsätze findet sich in dem Buche des Verf., Gregorovius als Dichter. Stuttgart 1914. S. 234.
2) Röm. Tageb. S. 73.



Einigungsbestreben zeitweilig seine Unterstützung lieh, so ließ er sich durch die anfänglichen Erfolge dieses Mannes, dessen großem Oheim er seine Verehrung nicht versagte, doch nicht blenden. Ebenso, wie er fest darauf vertraute, daß Deutschland, das Jahrhunderte lang um Italiens Besitz Gut und Blut dahingab, einst in einen Kulturaustausch friedlicher Art mit dem Lande seiner Sehnsucht treten werde, so sah er voraus, daß es zwischen Deutschland und Napoleon zu einer Auseinandersetzung kommen müsse. Er wußte aber, daß das Deutschtum dem Franzosentum moralisch überlegen war. Dennoch sah es, als Napoleons Stern aufging, um die Zukunft Deutschlands noch traurig aus. Das war der Eindruck, den Gregorovius in einem Briefe vom 28. September 1859 an seinen Freund Hermann von Thile wiedergab:

„Es war eine trübe und wüst aufgeregte Zeit, die wir hier verlebten, und bei meiner Sympathie für Italien, bei meinem Abscheu gegen den Napoleonismus und meiner Liebe zu dem großen und immer unglücklichen Vaterlande habe ich mich in einem angreifenden Dilemma gefunden . . . Der Abenteurer in der Maske Washingtons hat gesiegt und baut das große Kartenhaus seiner Lüge frech vor den Augen Europas weiter, ohne daß sich der Atemzug der Wahrheit findet, welcher hinreicht, dies hohle Phantom zu zerstören. Ich würde mich indes beruhigen, wäre das Resultat all dieser unnatürlichen Kombinationen von Egoismus, Lüge und Freiheit oder Nationalität die wirkliche Erneuerung dieses unglücklichen Landes Italien und die Belebung der trägen österreichischen Masse. Es scheint, wir gehen daheim schweren Prüfungen entgegen — aber auch bei uns Deutschen kommt das Heil nicht aus heiler, sondern aus unheiler Haut."

Bedeutsam ist es, wie Gregorovius zu Zeiten, in denen von einem „Deutschland" als politischer Macht nicht die Rede sein konnte, sein Augenmerk doch immer auf dieses Deutschland richtete, mit dem er wie mit einer faßbaren staatlichen Größe rechnete. Die nämliche Frage, die die Welt anläßlich der Balkanereignisse jüngst an Deutschland und Österreich richtete,



ob wir eine Macht sein wollten, fand Gregorovius schon im Jahre 1863 durch Schleswig-Holstein gestellt, wenn er in einem Briefe vom 27. Dezember dieses Jahres an Thile schreibt:

„Die Schleswig-Holsteinische Katastrophe regt mich sehr auf, nicht um meiner persönlichen Lage, sondern um Deutschlands willen, an welches jetzt wiederum die Frage gestellt ist, ob es eine Macht sein oder in schimpflicher Ohnmacht verharren will. Wenn es doch heute einen Mann gäbe, der wie der alte Fritz die Dinge, ohne viel zu fackeln und am Recht zu deuteln, beim Kragen nähme, so würde das Vaterland bald groß und herrlich dastehen und jedem Feind unantastbar sein."

Auch die Bemerkungen, die Gregorovius am 14. Juli 1866 über die Schlacht von Königgrätz in sein Tagebuch schrieb, lassen erkennen, wie sicher er zuweilen Ereignisse deutete, deren volle Entwickelung noch in der Zukunft lag. „Die Folgen der Schlacht von Sadova", schreibt er, „sind zum mindesten diese: die Einigung Deutschlands durch Preußen, die Vollendung der italienischen Nationalunabhängigkeit, der Fall des Dominium Temporale, die Absetzung Frankreichs von der über Europa angemaßten Herrschaft. Napoleon III. hat seinen Zenith erreicht."

(Schluß folgt.)



LXXXIII.

„Der deutsche Krieg und die katholische Kirche."

Von Dr. Jul. Bachem, Cöln.

In meinem Aufsatz über Stimmungen und Strömungen im katholischen Frankreich, welchen die historisch-politischen Blätter in Heft 10 S. 695 ff. veröffentlichten, habe ich kurz nach Mittheilungen aus holländischen Blättern die unter obigem Titel gegen Deutschland gerichtete Schrift erwähnt, die unter Leitung von Msgr. Alfred Baudrillart, Rektor des Katholischen Instituts in Paris, vor einiger Zeit herausgegeben worden ist. Ich bemerkte dabei, daß mir das Buch selbst noch nicht zu Gesicht gekommen sei.

Jetzt liegt es mir vor. Ich verdanke es der Freundlichkeit des Herrn Bernhard F. M. Mensing, Inhaber des L. C. van Langenhuysen'schen Verlags in Amsterdam, welcher die von mir in verschiedenen Blättern besprochene ausgezeichnete Schrift: Bydrage tot de Werdingsgeschiedenis van den grooten oorlog (Beiträge zur Entstehungsgeschichte des großen Krieges) von M. P. C. Valter herausgegeben hat, eine der besten und gerechtesten Würdigungen der Haltung Deutschlands im Weltkriege, die von neutraler Seite bisher erschienen ist.

Es wird nützlich sein, über die französische Streitschrift, deren Förderer und Verfasser ausnahmslos kirchlich gerichtete Katholiken sind, noch etwas Näheres zu sagen. Als die Schrift zuerst angekündigt wurde, legten liberale Blätter die Einleitung einer Gegenaktion von deutscher katholischer Seite nahe. Diese Gegenaktion wird stattfinden und ist bereits in die Wege geleitet. Inzwischen darf ich doch wohl, da die Herausgabe der Gegenschrift voraussichtlich noch nicht unmittelbar erfolgten dürfte, schon auf Grund meiner Kenntnis der Schrift den Eindruck wiedergeben, den die Lesung auf mich gemacht hat. Und zwar möchte ich es gerade in den



Gelben Heften tun, die immer eine unentwegte Vorkämpferin katholischer Anschauungen und Interessen gewesen sind, deren Urteil man daher am wenigsten als durch rein nationalistische Gesichtspunkte voreingenommen wird bezeichnen können.

Leider kann ich nur bestätigen, daß die Mitteilungen, welche holländische Blätter, insbesondere die Tyd s. Z. über den Inhalt der Schrift: „Der deutsche Krieg und die katholische Kirche" gebracht haben, vollkommen zutreffend waren und daß die Schrift in der Tat sachlich als einen in ein System gebrachten Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland sich darstellt. Man würde den Männern, welche diese Schrift verfaßt oder unterstützt haben, gewiß zu nahe treten, wenn man behaupten wollte, daß sie wider besseres Wissen gehandelt, daß sie hätten verleumden wollen. Sie versichern auch selbst immer wieder, daß es ihnen lediglich um die Wahrheit zu tun gewesen sei, daß man wahrheitsliebend und gerecht auch dem Feinde gegenüber sein müsse.

Aber was hier in die Erscheinung tritt, ist inhaltlich das gerade Gegenteil von Wahrheit und Gerechtigkeit. Man möchte fast sagen: das ist noch trauriger, als wenn man es mit Leuten zu tun hätte, die unverantwortlich und gewissenlos darauflosschreiben, um Haß und Verachtung gegen Deutschland zu erregen. Daß Männer, wie diejenigen, unter deren Auspizien die Schrift erscheint, ein solches Schmähwerk mit ihren angesehenen Namen decken konnten, beweist mehr als alles andere, wie groß die Begriffsverwirrung und wie tiefgehend die Gemütsverwilderung sein muß, von der auch weite katholische Kreise Frankreichs erfaßt sind, eine wahrhaft erschreckende und niederdrückende Wahrnehmung.

Mit Rücksicht auf die zu erwartende großangelegte Gegenkundgebung von deutscher katholischer Seite möchte ich mir versagen, auf Einzelheiten der französischen Streitschrift einzugehen und nur schon jetzt auf einige wenige charakteristische Merkmale hinweisen. Die Schrift will dartun, daß Deutschland an dem entsetzlichen Kriege, der Europa verwüstet, schuld sei, daß es diesen Krieg barbarisch, unter Begehung



aller möglichen Schandtaten und Greuel führe, daß der Krieg in Wirklichkeit ein Kampf gegen den Katholizismus sei und daß nach diesen verschiedenen Richtungen die Franzosen als die „bessern Menschen" dastünden.

Wie wird das nun bewiesen? Unter Verschweigung und Nichtbeachtung all des authentischen Materials, welches die Geschichte des Krieges schon bisher zu Tage gefördert hat, unter wahrheitswidriger Verallgemeinerung einzelner Auslassungen alldeutscher Organe, auch Maximilian Hardens vor Ausbruch des Krieges, unter kritikloser Anführung von zum weitaus größten Teil völlig unerwiesenen, teilweise schon überzeugend als haltlos dargetanenen Schauerberichten, unter Rückblicken auf den „Kulturkampf" der 1870er und 1880er Jahre des vorigen Jahrhunderts, sowie auf vereinzelte kulturkämpferische Ausschreitungen und Taktlosigkeiten in Zeitungsartikeln und Reden während der Dauer des gegenwärtigen Krieges und auf der anderen Seite unter gekünstelter, oft geradezu naiv anmuthender Ausstaffierung von Einzeltatsachen im eigenen Lande und im eigenen Heere.

Am Schluß gibt die Schrift eine Liste von mehr als 500 belgischen, französischen, auch einigen elsässischen Geistlichen und Ordensleuten, welche im Kriege zu Tode gekommen seien. Das ist eine erschreckend hohe Zahl, wenn sie richtig ist, wofür lediglich die Aufführung in der vorliegenden Kampfschrift noch keinen Beweis bietet. Und im Sinne der Schmähschrift gegen Deutschland würde die Liste doch auch nur Beweiskraft haben, wenn dargetan wäre, daß alle diese Geistlichen und Ordensleute wegen dieser ihrer Eigenschaft, aus Abneigung gegen die katholische Kirche getötet worden seien, wozu nicht der mindeste Anlaß vorliegt. Daß auch solche Fälle vorgekommen seien, wird man bis zum Beweise des Gegenteils bezweifeln müssen. Jedenfalls sind die weitaus meisten der Geistlichen und Ordensleute ums Leben gekommen in Ausübung ihrer seelsorglichen Tätigkeit im Felde und in den Lazaretten, oder im belgischen Franctireurkrieg durch schlimme Lagen, in welche sie sich selbst gebracht haben, oder

durch eine unglückliche Verkettung von Umständen gebracht worden sind.

Fast mehr noch als der Text der verschiedenen Aufsätze dient der oben gekennzeichneten Tendenz der französischen Streitschrift das illustrierte Album (Nr. 1), welches „das vergleichsweise Verhalten der deutschen und französischen Heere mit Bezug auf die katholische Kirche“ in's Licht setzen soll.

Da werden im photographischen Bilde all die Zerstörungen an Kirchen und kirchlichen Gebäuden vorgeführt, welche der Krieg in Belgien und in Frankreich zur Folge gehabt hat, beginnend mit der Zerstörung der Universität und der Beschädigung der St. Peterskirche in Löwen. Niemand, auch kein Nichtkatholik, wird diese und ähnliche Verwüstungen ohne Schmerz betrachten. Ich kann insbesondere nur mit aufrichtiger Wehmut den herrlichen, dem Feuer zum Opfer gefallenen Bibliotheksaal der Universität Löwen mit seinen köstlichen Holzschnitzereien und seinen teilweise unersetzlichen Schätzen an wissenschaftlichen Werken und namentlich an Manuskripten betrachten, in dem ich gelegentlich des 75jährigen Jubiläums der Wiedererrichtung der Universität eine mir unvergeßliche Unterredung mit Belgiens größtem Staatsmann, dem greisen Beernaert, hatte.

Aber — und davon steht in der Streitschrift kein Wort — sind denn alle diese kirchlichen Gebäude aus Übermut, Rohheit oder konfessionellem Haß zerstört worden, oder hat nicht vielmehr die harte Notwendigkeit, die Verteidigung gegen heimtückische Franktireurüberfälle oder gegen Mißbrauch zu militärischen Zwecken dazu gezwungen, wobei in zahlreichen Fällen die äußerste Schonung geübt worden ist?

Und was wird nun in dem illustrierten Album angeführt, um das bessere Verhalten des französischen Heeres gegenüber der katholischen Kirche im Vergleich mit den deutschen Truppen zu beweisen? Da sieht man im Bilde ein Paar französische Offiziere und Soldaten um einen Pfarrer gruppiert, ein Begräbnis an der Front durch einen Feldgeistlichen, dem einige Soldaten beiwohnen, kniende Soldaten



bei der Elevation in der Feldmesse, einen französischen Soldaten, der vor einem Kruzifix vor und nach der Schlacht betet, einen französischen Feldgeistlichen, der im Schützengraben die Messe liest, den Präsidenten der Republik und den Kriegsminister, die den Feldgeistlichen in Belfort einen Besuch abstatten, einen belgischen Geistlichen, der einen anscheinend verwundeten Soldaten stützt, einen Soldaten, der in den Argonnen bei der Messe dient, und endlich eine Gruppe französischer Soldaten, die der Einsegnung von Soldatengräbern beiwohnen.

Das soll nun ein Beweis für das gute Verhalten des französischen Heeres in Bezug auf die katholische Kirche sein! Als ob nicht alles das und noch sehr viel mehr auch im deutschen Heere Tag für Tag zu sehen wäre und in Deutschland geradezu als selbstverständlich betrachtet würde! Gerade der Umstand, daß so alltägliche und selbstverständliche Dinge als etwas besonderes angesehen und herausgestellt werden, beweist am besten, wie schwach es leider mit der Wahrnehmung der katholischen Interessen im Heere des von einer atheistischen, ausgesprochen kirchenfeindlichen Regierung geleiteten Landes bestellt ist.

Für die deutschen Katholiken bedarf es fürwahr einer Entgegnung auf die hier in Rede stehende, wahrheitswidrige und gehässige Streitschrift nicht; aber für die Katholiken in den neutralen Ländern, die nur zulange von einer deutschfeindlichen Auslandspresse bearbeitet worden sind, wird eine solche von großem Nutzen und daher ihr in Aussicht stehendes Erscheinen mit Freude und Dank zu begrüßen sein.

LXXXIV.

Eine holländische Gesandtschaft beim Vatikan.

Im Jahre 1872 hob die damals liberale Mehrheit des holländischen Parlamentes die Gesandtschaft beim Vatikan auf. Der Vatikan rief aber den im Haag akkredidierten Internuntius nicht zurück, so daß der merkwürdige Zustand eintrat, daß die Vertretung eine blos einseitige war. Als bei der Jahrhundertwende die Vorbereitungen für die erste Friedenskonferenz im Haag stattfanden, wurde alsbald die Einberufung der Konferenz dadurch gefährdet, daß England als Bedingung seiner Beteiligung den Ausschluß der südafrikanischen Burenrepubliken (fast unmittelbar nach der Konferenz griff das perfide Albion die Burenrepubliken an) und Italien den Ausschluß des Vatikans forderte. Die holländische Regierung stand damals vor einer schwierigen Wahl. War es einerseits für sie fast eine Unmöglichkeit, dem Ausschlusse der stammverwandten südafrikanischen Republiken zuzustimmen, so war es gleichfalls für sie höchst unangenehm, die starke Minderheit der Katholiken im eigenen Lande durch die Ausschließung des Papstes vor den Kopf zu stoßen, aber andererseits wurde durch eine Ablehnung der englischen und italienischen Forderung die Konferenz gefährdet und dieses Odium wagte die holländische Regierung nicht auf sich zu nehmen. Man setzte damals eben auf die Konferenz die überschwänglichsten Hoffnungen und Erwartungen für einen dauernden Weltfrieden. Ebenso wollte man nicht das Risiko auf sich nehmen, daß im Falle einer Ablehnung der englischen und italienischen Forderung eine andere Stadt als Haag für die Zusammenkunft der Konferenz bestimmt werden würde. Man erblickte nämlich, nicht ohne Grund, für Holland große Vorteile in der Tatsache, daß die holländische Residenz als Friedensstadt gewählt wor-

den war. Die Burenrepubliken ließen es damals bei einem Proteste bewenden, als es bekannt geworden war, daß die italienische Regierung den genannten Forderungen zugestimmt hatte. Königin Wilhelmina schrieb einen Entschuldigungsbrief an Papst Leo XIII., in dem sie den Papst als den eigentlichen Hort des Friedens feierte und die Gründe angab, welche die holländische Regierung dazu gebracht hatten, den Souverän des Vatikans von der Konferenz auszuschließen. Leo XIII. antwortete huldvoll und ließ durchblicken, daß er, obwohl unter Protest, die Ohnmacht der holländischen Regierung in dieser Frage verstand. Er rief aber den Internuntius im Haag zurück. Die Internuntiatur blieb zwar bestehen, wurde aber einfach der Verwaltung eines Sekretärs überlassen. Trotz vielen Anregungen von katholischer Seite hat Leo XIII. es immer abgelehnt, den Haager Posten aufs neue zu besetzen. Unter dem Pontifikate von Pius X. wurde nach vielen Unterhandlungen folgende Regelung getroffen. Der Brüsseler Nuntius wurde angewiesen gleicherzeit die Haager Internuntiatur zu verwalten. Auch ernannte Pius X. den Redemptoristenpater van Rossum zum Kardinal. Auf diese Weise hatten die Katholiken wenigstens in Rom eine würdige Vertretung. Bis dahin waren die holländischen Bischöfe blos durch einen von ihnen ernannten Prokurator in der ewigen Stadt vertreten gewesen.

Als kurz nach dem Ausbruche des Weltkrieges die englische Regierung einen „zeitweiligen“ Gesandten beim Vatikan ernannte, interpellierte der Vorsitzende der katholischen Staatspartei, Prälat Professor Dr. Nolens, in der Zweiten Kammer die Regierung, ob es nicht auch für Holland von Interesse sei, die Gesandtschaft beim Vatikan wiederherzustellen. Die Regierung antwortete, daß grundsätzlich keine Gründe anzugeben seien, weshalb das nicht, wenn die Umstände dazu drängten, geschehen könnte. Das war also keine Ablehnung, sah aber aus wie eine Verschiebung ad calendas graecas. In dieser Zeit bestand noch allseits die Auffassung, daß



Amerika der berufene Friedensvermittler und Washington die Stadt der zukünftigen Friedensunterhandlungen sein würde. Die Haltung des größten neutralen Staates war, in der großen Öffentlichkeit wenigstens, noch korrekt. Neben Amerika kamen für Vermittlung blos noch der Vatikan und die Regierung der Friedenskönigin Wilhelmina in Betracht. Da es sich inzwischen zeigte, daß Amerika auf die gröbste Weise seine Neutralität verletzte, indem es eine Riesenausfuhr von Waffen und Munition zum Vorteile des Dreiverbandes, ohne nur etwas dagegen zu tun, erlaubte, kam die Regierung Wilsons eo ipso als Vermittlerin außer Betracht; blieben übrig: der Vatikan und Haag.

Die holländische Regierung erkannte, als das Ansehen des Papstes fortwährend wuchs, daß es im Interesse des Landes sein würde, wenn sie beim Vatikan eine Vertretung hätte. Sonst könnte es geschehen, daß Holland durch eigene Schuld manches nicht erfahren würde, was für das Interesse des Landes von höchster Wichtigkeit sein mußte. Die augenblickliche Lage des Landes ist derartig, daß man erwarten kann, daß bei der Neueinteilung der europäischen Karte nach dem Kriege für Holland weniger angenehme Dinge passieren können. Man darf nicht vergessen, daß zum Beispiel die Provinz Limburg tief in belgisches Gebiet einschneidet und daß die Mündung der Schelde auf holländischem Gebiete liegt. Gleichgültig wer siegt, diese beiden Tatsachen sind und bleiben für Holland gefährlich. Die gesamte holländische Presse fordert im Hinblick auf die Gefahren, die Holland beim Friedensschlusse bedrohen können, die Erweiterung der Armee von 300= auf 600 000 Mann, was leicht ermöglicht wird durch Einführung der allgemeinen militärischen Übungspflicht und der allgemeinen Dienstpflicht. Auf diese Weise wäre Holland während der Friedensunterhandlungen angesichts der dann zu erwartenden allgemeinen Erschöpfung stark und könnte folglich dementsprechend auftreten. Die Regierung sieht das jetzt gleichfalls endlich ein. Sie hat übrigens schon zehn Monate hindurch bürokratisch gezögert



und durch ihre in dieser Frage unentschlossene Haltung dem Lande keinen Dienst erwiesen. Sie weiß zwar wohl, daß sie sich gegen Deutschland nicht zu wehren und deshalb ihre Armee nicht zu erweitern braucht, aber es könnte doch sein, daß die Gefahr von der englischen Seite kommen würde. Einstweilen scheint die Regierung diesen Fall nicht zu befürchten. Es scheint, daß sie davon überzeugt ist, daß Holland außerhalb des Krieges bleiben wird, und sie handelte nach dieser Auffassung konsequent und logisch, als sie ihre Aufmerksamkeit auf die zukünftigen Unterhandlungen der kriegführenden Völker hinlenkte. In diesem Lichte besehen, ist es sehr wichtig, daß die Regierung den Entschluß faßte, in Rom sondieren zu lassen, ob der Vatikan die Absicht habe, zu gelegener Zeit vermittelnd einzugreifen, ob er eventuell bereit sei, diese Versuche zusammen mit der holländischen Regierung zü machen, die im bejahenden Falle ihre diplomatischen Organe in der ganzen Welt dem Papste zur Verfügung stellen wolle, und ob es dem Vatikane nützlich scheine, einen holländischen Vertreter beim Vatikan zu ernennen. Die Regierung beauftragte Dr. Nolens mit der Mission, um mit dem Vatikan Rücksprache zu nehmen.

Die Reise des Dr. Nolens nach Rom wurde selbstverständlich alsbald in der holländischen Presse besprochen. Das katholische Blatt Maasbode beging die taktische Unklugheit in fetten Buchstaben abzudrucken, daß Nolens nach Rom gereist, um die Gesandtschaft beim Papste wieder herzustellen. Die Regierung dementierte damals offiziell und beging dadurch auch ihrerseits einen großen Fehler. Die Tatsache, daß die Regierung den Bericht des Maasbode dementierte, ist zwar verständlich, weil sie wußte, daß in Holland verschiedene Elemente vorhanden sind, die aus allen Kräften sich der Wiederherstellung einer holländischen Gesandtschaft beim Vatikan widersetzen würden. Aber daß die Regierung damit einen Fehler beging, wird sich sofort zeigen.

Als Dr. Nolens aus Rom zurückkehrte, wurde schon bald offiziös bekannt gegeben, daß seine Sendung Erfolg



gehabt hatte. Und auf einmal, drei Tage bevor das Parlament in die Pfingstferien gehen sollte, erschien ein Gesetzentwurf über die „zeitweilige“ Ernennung eines holländischen Gesandten beim Vatikan. Auf Wunsch der Regierung beantragte der Vorsitzende der Zweiten Kammer sofortige Beratung des Gesetzentwurfes in dem Ausschuß und Behandlung im Plenum noch vor Pfingsten. Die Mitglieder der altliberalen Partei, die im Jahre 1872 allmächtig gewesen war und damals die Gesandtschaft aufgehoben hatte, aber jetzt nur noch aus zehn Mitgliedern besteht, erhoben Protest gegen diesen Dringlichkeitsantrag. Der Ministerpräsident erklärte nunmehr, daß es von höchster Wichtigkeit und im Interesse des Landes sei, daß der Entwurf sofort behandelt und erledigt würde. Er gab dafür aber keinen einzigen Grund an. Das war ein zweiter großer Fehler. Die Linke kombinierte nun, erstens habe die Regierung die Wiederherstellung der Gesandtschaft offiziell dementiert und jetzt versuche sie überraschenderweise den Entwurf zur Annahme zu bringen. Zweiunddreißig Abgeordnete der Linken stimmten gegen den Dringlichkeitsantrag und nur, weil die Freisinnig-demokraten sich dem Antrag anschlossen, wurde er mit den Stimmen der Rechten angenommen. Aber dann ist hinter den Schirmen etwas geschehen, was nicht in die Öffentlichkeit durchgedrungen ist. Trotz der Annahme des Dringlichkeitsantrages wurde die Behandlung des Entwurfs bis nach den Pfingstferien verschoben. Hatte man kapituliert vor der inzwischen eingesetzten protestantischen Opposition oder trägt der inzwischen eingetretene Kriegszustand in Italien die Schuld? Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß beide Faktoren mitgewirkt haben.

Wie gesagt, war ein Teil der unversöhnlichsten Protestanten inzwischen aufgetreten, um „den protestantischen Charakter der holländischen Nation den Machtsprüchen Roms gegenüber zu handhaben“. Unter Führung des Evangelischen Bundes, des Bundes der protestantischen Wähler und des sattsam bekannnten Katholikenfressers, Pfarrer Brens-

veld, versuchte man die Tage des Jahres 1853 heraufzubeschwören. Damals war das halbe Land in Aufruhr versetzt worden, weil die Regierung den Antrag gestellt hatte, die bischöfliche Hierarchie wieder herzustellen.

Es wird wohl nicht gelingen, die große Masse zu verhetzen, obwohl zugegeben werden muß, daß die Bewegung viel größer und leidenschaftlicher geführt wird, als man in Hinblick auf den Ernst der Zeiten hätte erwarten können. Für die Protestanten des Evangelischen Bundes scheint der überall im Lande aufrechterhaltene Burgfriede nicht zu bestehen und die Herren scheinen der Meinung zu sein, daß Holland desto kräftiger sein wird, je mehr Hader und Streit in die Bürgerschaft hineingetragen werden. Ganz merkwürdig ist, daß die protestantische Parteipresse der Antirevolutionären und Christlichhistorischen den Entwurf freudig begrüßt hat. Das ist von größter Wichtigkeit. Denn schließlich sind die Parteiblätter die Vertreter der Masse und nicht die Schreier des Evangelischen Bundes. Es ist deshalb ziemlich sicher, daß fast alle Abgeordneten der evangelischen Rechten ihre Stimmen zu Gunsten des Regierungsentwurfs abgeben werden.

Auch die liberale, die freisinnigdemokratische und selbst die sozialdemokratische Presse war anfangs nicht gegen den Entwurf. Der Regierungsantrag wurde sogar sympathisch begrüßt. Allein als die Agitation der Protestanten einsetzte und es sich zeigte, daß die Regierung mit aller Mühe versuchte, das Land vor eine vollzogene Tatsache zu stellen, änderte die Stimmung sich bald. Und die Folge ist, daß der Entwurf jetzt in der Kammer scharf bekämpft werden wird. Hoffentlich wird er wenigstens angenommen.

Die Annahme ist wohl am stärksten gefährdet durch den Ausbruch des Krieges zwischen Italien und den Zentralmächten und durch die Abreise der deutschen Gesandten beim Vatikan.

Man hört jetzt überall in nicht-katholischen, eingeweihten Kreisen die Frage stellen, was soll ein holländischer Ge-



sandter jetzt in Rom eigentlich machen? Die Regierung habe einen Gesandten ernennen wollen, weil die Möglichkeit vorhanden gewesen sei, daß der Papst in Rom als Friedensvermittler hätte auftreten können. Das sei nun ausgeschlossen. Nach der Kriegserklärung Italiens komme Rom in Hinblick auf künftige Friedensverhandlungen überhaupt nicht mehr in Betracht. In den erwähnten Kreisen, in denen diese Meinungen vorherrschen, war man, bevor Italien eingriff, dem Regierungsentwurf sehr freundlich gesinnt. Jetzt meint man aber, daß er völlig zwecklos sei. Weil man aber in diesen Kreisen nach wie vor die Bedeutung der Stellung des Papstes einsieht und man ihn nicht von den künftigen Friedensverhandlungen ausschließen möchte, hat man etwas anderes bedacht. Man sagt sich, Amerika und Rom kämen nicht mehr in Betracht, um zu gelegener Zeit den Frieden zu vermitteln. Haag sei noch der einzige Ort der Welt, der in Betracht komme. Die Königin von Holland besitze nun einmal eine internationale Stellung und zwar wegen der Friedenskonferenzen, die im Haag abgehalten worden seien, und weil die holländische Residenz der Sitz des Schiedsgerichtshofes und des Friedenspalastes sei. Und dazu komme noch die Tatsache, daß Holland mit der größten Sorgfalt seine Neutralität gewahrt habe, was alle Kriegführenden zugeben. Wäre es deshalb nicht besser, wenn die Regierung den Entwurf zurücknähme und beim Papste beantragte, einen hohen Prälaten, am liebsten einen Kardinal nach dem Haag zu schicken? Dieser könnte dann an die Spitze des diplomatischen Korps treten und vom Haag aus vermittelnd auftreten. Und wäre nicht Kardinal Van Rossum, ein Holländer, die berufene Person dazu? So urteilt man in maßgebenden nicht-katholischen Kreisen. Die Katholiken meinen mit Recht, daß beides, die Gesandtschaft beim Papste und die Sendung einer hohen Mission aus Rom nach Holland, sehr gut sich vereinigen ließe.

Das letztere wäre allerdings die beste Lösung, vorausgesetzt, daß Haag wirklich im wahren Sinne des Wortes



nach kürzerer oder längerer Zeit die Stadt des Friedens werden würde. Die Aussicht darauf ist ohne Zweifel außerordentlich groß.

Nun ist aber von liberal-freisinnigdemokratischer Seite ein neues Element in der Sache hinzugetreten. Das bis zur Unzurechnungsfähigkeit antideutsche Blatt Telegraaf stellt auf einmal den Antrag der Regierung, die holländische Gesandtschaft beim Vatikan wiederherzustellen, welchen Antrag das Blatt erst freudig begrüßt hat, wie eine deutschfreundliche Tat der Regierung hin und gefährdet dadurch nicht allein in hohem Maße die Annahme des Entwurfs, sondern gefährdet zugleich bewußt die holländische Neutralität. Was ist der Fall? Man darf den Einfluß des Telegraaf nicht geringschätzen. Das Blatt ist das weitaus am meisten verbreitete. Es hat in Holland etwa die Bedeutung des Berliner Tageblattes in Deutschland. Dieses Blatt hat nun systematisch und mit zäher Ausdauer das holländische Volk im deutschfeindlichen Sinne beeinflußt und hat dabei großen Erfolg gehabt. Man darf ruhig sagen, daß die allgemeine Stimmung in Holland nicht deutschfreundlich ist. In eingeweihten Kreisen der Industrie und des Handels und in den Regierungskreisen, also bei den maßgebenden Stellen, herrscht eine ganz andere Stimmung. Aber man muß *mit* der Volksstimmung rechnen.

Der Telegraaf hat nun Folgendes erfunden, was, obwohl es eigentlich unsinnig ist, auf die große Maße großen Eindruck macht. In Paris und London frage man sich erstaunt, weshalb die holländische Regierung eine derartige Eile habe, einen Gesandten beim Vatikan zu ernennen. Der Entwurf sei eingereicht worden, als es schon sicher gewesen sei, daß die deutschen Gesandten beim Vatikan Rom verlassen würden. Man müsse wohl blind sein, wenn man nicht einsehe, daß der Antrag der holländischen Regierung dadurch einen demonstrativen Charakter bekomme. Man sei in London und Paris der Meinung, daß der neu zu ernennende holländische Gesandte die Geschäfte der Zentralmächte beim

Vatikan übernehmen müsse. In dieser Beziehung weist man dann noch hin auf einen Dienst, den die holländische Regierung Deutschland schon einmal im Kriege erwiesen hat. Nach dem Falle Lüttichs habe die holländische Regierung auf Wunsch Deutschlands und im Namen Deutschlands Belgien den Frieden angeboten. Es sei unverständlich gewesen, warum Holland das getan habe, denn die spanische Regierung, die die Interessen Deutschlands in Belgien vertreten habe, sei dazu die berufene Vermittlung gewesen.

Es leuchtet ein, daß der Telegraaf und seine Hintermänner, die jetzt schon zehn Monate hindurch auf einen Bruch mit Deutschland hinarbeiten, durch die tolle Verdrehung, die Wiederherstellung der holländischen Gesandtschaft beim Vatikan sei eine deutschfreundliche Tat, die Sache selbst ungeheuer schädigen und dadurch bewußt die holländische Neutralität in den Augen der Mächte des Drei- (oder jetzt mit Italien) Vierverbandes in schiefe und bedenkliche Beleuchtung setzen, was selbstverständlich der Zweck der Übung und den genannten Mächten nicht unangenehm ist.

Durch alle diese Machenschaften ist also die Frage der Wiederherstellung der holländischen Gesandtschaft von einer politischen Bedeutung geworden, die nicht gering angeschlagen werden darf, und zwar nicht allein für Holland, sondern auch für das Ausland.

Man könnte fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn die Regierung einen besseren Zeitpunkt gewählt hätte. Jedenfalls hat die Regierung in dieser Sache, wie schon oben erwähnt wurde, verschiedene bedauernswerte Fehler gemacht, die sich jetzt rächen. Denn auch im Falle, daß der Regierungsantrag angenommen wird, was wohl geschehen dürfte, wird sich die protestantische öffentliche Meinung und gleichfalls die liberal-freisinnig-antideutsche Stimmung nicht beruhigen. Und sicher ist auch, daß die Mächte des Vierverbandes die Sache zum Nachteile Hollands und der Zentralmächte ausbeuten werden, wenn sie wenigstens dazu die Macht haben. Vieles hätte vermieden werden können.



Hoffen wir, daß die Sache trotzdem zustande kommt[1]) und zwar in dem Sinne, daß Holland einen Gesandten nach Rom und Rom eine Mission nach Holland schickt. Und möge dann die Arbeit für den Frieden erfolgreich sein!

Wenzel Frankemölle.

LXXXV.

Kriegsgewinnsteuer.

Der Krieg zeitigt Extreme, wie sie in normalen Zeiten nicht vorkommen. Für die große Mehrheit des Volkes bringt der Krieg, abgesehen von persönlichen Leiden und Kümmernissen, Entbehrungen materieller Natur, die sich bis zum Hungerleiden und zur äußersten Dürftigkeit, ja selbst zum Verluste des ganzen Habes und Gutes steigern können, zumal in den von der Kriegsfurie selbst betroffenen Gegenden. Jedermann ist froh, der seine bisherigen Einkünfte einigermaßen aufrecht erhalten kann, und wer von seinen Ersparnissen zusetzen muß, ist dankbar, daß er solche zur Verfügung hat. Der Krieg ist eben eine große Opferung des Volkes. Aus Begeisterung und edlem Opfersinn haben besitzende und einfachere Klassen der Bevölkerung Millionen von Gaben an Geld und Wertgegenständen auf den Altar des Vaterlandes gelegt. Der Krieg hat das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der nationalen Solidarität in allen Bevölkerungsschichten wachgerufen. Auf diesem Gemeinsamkeitsgefühle und dieser Opfergesinnung beruht nicht in letzter Linie unsere Siegesgewißheit.

Der Krieg hat aber noch ein anderes Extrem hervorgebracht, er hat einem kleinen Bruchteil des Volkes einen enormen Gewinn gebracht. Bei dem Gedanken daran, daß

1) Die holländische zweite Kammer hat inzwischen den Regierungsantrag angenommen. Die Red.



das Unglück des Krieges einer Minderheit eine erstaunlich hohe Bereicherung gewährt, sträubt sich unser natürliches Empfinden instinktiv gegen diese Folgeerscheinung des Krieges und sofort stellt sich bei dem Gedanken an die Riesenopfer an Gut und Blut, die von der Allgemeinheit, vom Volke gebracht werden, die Forderung ein, daß von diesen Gewinnen ein beträchtlicher Teil auch wieder den Interessen der Allgemeinheit zufließen soll. Für jede Steuer bildet das Prinzip der Gerechtigkeit die Grundlage ihrer Berechtigung. Unter der Vielheit der Steuerobjekte kann nichts in höherem Grade die Erfüllung dieser Bedingung vollkommener in Anspruch nehmen als die Steuer auf den Kriegsgewinn, der die günstige Konjunktur des Kriegsbedarfs bis an die Grenze des Wuchers ausnützt. Man braucht nicht in das Extrem zu verfallen und jeden Kriegsgewinn zu verurteilen. Die rasche und befriedigende Anpassung zahlreicher Industriezweige an die Kriegswirtschaft der Heeres- und Marineverwaltung, die dadurch instandgesetzte Leistungsfähigkeit unseres ganzen Kriegsapparates verdient mit vollem Rechte neben der Anerkennung auch einen materiellen bedeutenden Nutzen. Allein die großen Opfer der Allgemeinheit für den Schutz des Vaterlandes, der Bedarf des Reiches zur Erfüllung seiner Riesenaufgaben jetzt während und später nach dem Kriege — man denke nur an die Fürsorge für die Invaliden, Witwen und Waisen — rechtfertigen widerspruchslos eine Besteuerung des Kriegsgewinns.

Daß es sich hiebei nicht um Bagatellsummen handelt, geht schon aus der einfachen Erwägung hervor, daß die viele Milliarden betragenden Ausgaben der Kriegsverwaltung fast ausschließlich der einheimischen Industrie in den Schoß fielen. Wenn man hört, daß z. B. eine einzige Sprengstofffabrik wöchentlich 200,000 Mark glatt durch Kriegslieferungen verdient, so wird man nicht mehr von einem angemessenen Verdienst sprechen wollen, sondern wird eine Besteuerung dieser Übergewinne durchaus am Platze finden. Hiezu kommt noch die nicht seltene Erleichterung des Gewinnes in jenen

Fällen, in denen Industrien für Kriegslieferungen in Tag- und Nachtarbeit selbst unter Minderung der bisherigen Arbeitslöhne tätig sein dürfen. Die Kriegsgewinnsteuer entspricht vollkommen dem Volksempfinden, ja selbst die Beteiligten können sich vor dem Forum ihres Gewissens nicht gegen dieselbe sträuben, zumal bei dem Gedanken, daß sie ohne das Unglück so vieler Mitmenschen gar nicht in die Lage kämen, dem Staate zu dienen und sich zu bereichern.

Es ist am Platze, zur Begründung der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Besteuerung des Kriegsgewinnes einige Tatsachen anzuführen. Es steht fest, daß die Einnahmen einer ganzen Anzahl von Personen seit Kriegsbeginn sich vermehrt, oft verdoppelt, ja selbst verzehnfacht haben. Im „Türmer" hat H. von Gerlach die Geschäftsberichte von Aktiengesellschaften geprüft, die im Monat März veröffentlicht worden sind. Bei einer Anzahl wurde die Dividende erheblich herabgesetzt oder sie fiel ganz aus. Wo aber Kriegslieferungen in Frage kamen, oder wo der Wegfall der Konkurrenz vom Auslande eintrat, da ist ein starkes Anschwellen der Überschüsse festzustellen. Nach Gerlach ist in der Textilindustrie die Luxus- und Exportindustrie notleidend geworden, während die für das Heer arbeitende Textilindustrie glänzende Geschäfte macht. So konnte die Strumpfwarenfabrik Max Segall, die sechs Jahre lang keine Dividende verteilte, heuer mit 10 Prozent Dividende aufwarten, weil, wie in ihrer Generalversammlung selbst festgestellt wurde, „die Gesellschaft seit Ausbruch des Krieges sehr viel besser zu gesteigerten Preisen beschäftigt war". Die Deutsche Wollwarenmanufaktur in Grünberg hat ihren Gewinn sogar verzehnfacht. Aus 107,000 Mark im Jahre 1913 machte das Kriegsjahr 1914 1'081,000 Mark. Der gewaltige Bedarf an Schuhen, Sätteln, Patronentaschen und sonstigem Lederzeug brachte für die Lederfabriken glänzende Geschäfte, sodaß z. B. die Aachener Lederfabrik ihre Dividende von 7 auf 10, die Niederländische Aktiengesellschaft für Lederfabrikation in Wickrath die ihrige von 11 auf 15 Prozent erhöhen

konnten. Die Bestellungen in Feldtelephonen führten dazu, daß Mix und Genest ihren Reingewinn von 293,000 Mark im Vorjahr auf 1'201,000 Mark steigerten und ihre Dividende (12 statt 4 Prozent) verdreifachten. Da die Höchstpreise sich nur auf das Getreide und nicht auch auf das Mehl erstreckten, ging der sogenannte Mahllohn ungeheuer in die Höhe. Die Berliner Dampfmühlenaktiengesellschaft verteilte 1913 0 Prozent Dividende, diesmal 8 Prozent. Die Rolandmühle in Bremen steigerte ihre Dividende von 11 auf 17, die Hermannmühle in Posen von 9 auf 18 Prozent. Am meisten haben die Waffen- und Munitionslieferanten gewonnen. Die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf schüttet jährlich 0 Prozent Dividende aus. Diesmal ist ihr Reingewinn von 1'937,731 Mark auf 3'524,439 Mark, also um über 1½ Millionen gestiegen. Der Geschäftsbericht, der bereits mit dem 30. September abschließt, hebt selbst hervor, daß „die beträchtliche Belebung der Beschäftigung den zahlreichen Aufträgen auf Kriegsrüstung zu danken gewesen sei". Wenn schon zwei Monate Kriegszeit genügten, um den Reingewinn fast zu verdoppeln, so kann man sich die Ernte bei längerer Kriegsdauer berechnen. „Ludwig Loewe, der gar nicht einmal direkt Waffen, sondern nur Werkzeugmaschinen zur Herstellung von Heeresbedarf liefert, hat eine ‚Rekorddividende' erzielt, wie die Dichter der Börsenberichte jubelnd verkünden. Er hat seine bisher höchste Dividende von 18 Prozent mit einem Sprunge auf 30 Prozent heraufgesetzt. Aber diese 12 Prozent Mehrverteilung genügen nicht entfernt, um die Riesenüberschüsse unterzubringen. Man mußte, um ‚die Begehrlichkeit der Abnehmer in Bezug auf die Preise und der Arbeiter in Bezug auf die Löhne zu zügeln', sich vor einer Dividende hüten, die dem wirklichen Verdienst entsprochen hätte. Deshalb hat man vor Feststellung des Bruttogewinns eine volle Million auf Fabrikneubau-Konto zurückgestellt. Deshalb machte man den Aktionären ein riesiges Geschenk (850 Mark auf die 1000 Mark-Aktie!), indem man ihnen zu einem lächerlich



billigen Ausgabepreis neue Aktien überließ. Hätte man den ganzen Kriegsgewinn in Gestalt von Dividende verteilt, so hätte sie nicht 30, sondern über 100 Prozent betragen müssen. Aber das hätte am Ende nicht bloß die ‚Begehrlichkeit‘ der Arbeiter und Abnehmer erweckt, sondern auch die Aufmerksamkeit des großen Publikums allzustark auf die Summen oder, richtiger gesprochen, auf die Unsummen gelenkt, die im Kriege verdient werden.“

Nach diesem Rezept sind übrigens fast alle Gesellschaften, die vom Kriege profitieren, verfahren und haben einen erheblichen Teil des Gewinnes versteckt, indem sie den Reservefonds besonders hoch dotierten, die Abschreibungen ungewöhnlich hoch festsetzten, Spezialreserven anlegten usw. Mit der Verlängerung der Kriegsdauer schwollen diese Kriegsgewinne naturgemäß weiter an. Es ist aus diesen wenigen Beispielen schon ersichtlich, daß der Kriegsgewinn ein ausgezeichnetes Steuerobjekt ist, dem zwei Eigenschaften ganz besonders anhaften: die Gerechtigkeit und die Einträglichkeit. Es ist der Vorschlag aufgetaucht, die Steuer auf die Kriegslieferungen zu beschränken. Eine solche Sondersteuer wäre aber unpraktisch und unbillig. Bei einer solchen Sondersteuer würden z. B. die indirekten Kriegslieferanten, sowie sonstige Persönlichkeiten steuerfrei bleiben, die vom Kriege einen Nutzen gezogen haben. Es wäre unbillig, Müller, Wollwarenhändler, Kartoffelhändler und sonstige Nahrungsmittelverkäufer nicht mit in den Kreis der Steuerpflichtigen einzubeziehen. Es muß Grundsatz der Kriegsgewinnsteuer sein, alle Gewinne, die während des Krieges gemacht worden sind, zu besteuern, da dieselben fast in allen Fällen mit dem Kriegszustande in Zusammenhang stehen.

Der Vorschlag ist von der Hand zu weisen, den Bürgermeister Weißenborn-Halberstadt gemacht hat: „Schamlos hoher, d. h. ein unmoralischer, in höherem Sinne unsittlicher Gewinn soll getroffen werden, nicht ein nach anständigen kaufmännischen Grundsätzen gerechtfertigter, wenn auch infolge der Kriegskonjunktur und großen Umsatzes besonders

hoher Gewinn. Von solchen schamlos hohen Gewinnen keine Steuer zu nehmen, würde anrüchig sein." Weißenborn schlägt vor, dem Reiche durch ein besonderes Gesetz ein „Recht auf Schadloshaltung im Wege der Nachprüfung der Lieferungsverträge" zu geben. Der Begriff des „anständigen" Gewinnes ist sehr dehnbar. Außerdem würde diese staatliche Nachprüfung zu sehr geringfügigen Finanzresultaten führen, da an abgeschlossenen Verträgen nicht mehr gerüttelt werden kann. In den Fällen vermuteter betrügerischer Lieferungen wäre das staatsanwaltschaftliche Eingreifen am Platze. Schließlich ist aber gar nicht einzusehen, warum man von „anständigen" Kriegsgewinnen nicht auch eine Steuer soll erheben dürfen. Es entspricht vollständig dem Gefühle der Gerechtigkeit und Billigkeit, jeden während des Krieges erzielten Vermögenszuwachs der Besteuerung zu unterwerfen. Eine dem Reichstage vorgelegte Kriegsgewinnsteuer darf gewiß auf eine allseitige Zustimmung rechnen.

Was die Technik der Kriegsgewinnbesteuerung anlangt, so ist es bei gutem Willen der Finanzbehörden sicherlich nicht allzu schwer, die gangbaren Wege zu finden. Justizrat Bamberger in Aschersleben glaubt in seinen „Finanzvorschlägen" allen Zweifeln bezüglich des Begriffs des zu besteuernden Kriegsgewinnes aus dem Wege gehen zu können durch die Bestimmung, „jedes Einkommen aus Handel, Gewerbe, Grundvermögen, das in den Rechnungsjahren 1914 und 1915 entstanden ist, solle als Kriegsgewinn gelten, soweit es das durchschnittliche Einkommen der Jahre 1911—1913 übersteigt. . . . Zu befreien wäre von der Steuer, wer glaubhaft macht, daß das Einkommen auch ohne Ausbruch des Krieges erzielt worden wäre. Der Berechnung des Einkommens könnten die Bestimmungen der Landesgesetze über die Einkommensteuer zugrunde gelegt werden. Für die Besteuerung selbst dürften sich folgende Sätze empfehlen: 1000—10 000 ℳ 5%, 10—50 000 ℳ 10%, 50—100 000 15%, über 100 000 ℳ 20%. . . . Wenn die herrschende Ansicht richtig ist, wonach die bewilligten 10 Milliarden zum



größten Teile im Inlande verbleiben, wenn etwa acht Milliarden im Lande bleiben, so würde man mit einem geschäftlichen Nutzen von rund zwei Milliarden zu rechnen haben. Von diesen zwei Milliarden kommen bei einer Besteuerung mit durchschnittlich 10 bis 15 Prozent 200—300 Millionen Steuern auf". Dieses Steuerergebnis wäre sicherlich ein nicht zu verachtender Beitrag in die Reichskassen zur Bewältigung der vielen in Zukunft erwachsenden Aufgaben. Wenn sogar das Ausland eine Kriegsgewinnsteuer für gerechtfertigt hält, so muß Deutschland ebenso herzhaft zugreifen. Am 24. Januar 1915 hat Dänemark dem Folketing einen aus fünf Paragraphen bestehenden Gesetzentwurf über die Besteuerung der Kriegsgewinne vorgelegt, der als Begründung die beiden Sätze enthält: „Es wird beabsichtigt, zur Vermehrung der Staatseinnahmen von denjenigen Bürgern eine besondere Steuer zu erheben, die infolge des Weltkrieges erhöhte Einnahmen erlangt haben. Man wird es nicht unbillig finden, in einer Zeit, in der so viele unter schwerem und steigendem wirtschaftlichen Druck zu leiden haben, diejenigen, die unerwartet zu einer Erhöhung ihres Einkommens gelangt sind, stärker zu den Steuern heranzuziehen, damit der Staat imstande bleibt, seinen großen Verpflichtungen nachzukommen."

LXXXVI.

Bayern und die wirtschaftliche Einigung Deutschlands.

Prof. M. Döberl hat im XXIX. Band der Abhandlungen der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften (philosophisch-philologische und historische Klasse) eine Darstellung veröffentlicht, die gerade jetzt im Weltkrieg ein doppelt starkes Interesse beanspruchen darf. Die Darstellung hat zum Gegenstande „Bayern und die wirtschaftliche Einigung Deutschlands". Das Ergebnis dieser Darstellung ist die sichere Erkenntnis, „daß das, was wir als unser höchstes politisches Gut betrachten, die deutsche Einheit, nicht das Werk eines Staates oder eines Stammes, sondern der gesamten Nation ist". Insofern bringt die Darstellung M. Döberls eine äußerst wichtige Ergänzung und Berichtigung gegenüber der bisherigen Darstellung, als sei, wie Prof. G. von Below u. a. behauptete, die wirtschaftliche Einheit durch das Vorgehen eines deutschen Staates, des preußischen, hergestellt worden. „Die deutsche Einheit, die wir seit Monaten gegen eine Welt von Feinden verteidigen, ist von dem Einheitsdrang und der Not des gesamten deutschen Volkes, auch des bayerischen, geschaffen worden." Wir wollen den Darlegungen M. Döberls kurz folgen und zweifeln nicht, damit das Interesse für eingehendere Beschäftigung mit der wertvollen Arbeit zu wecken.

1. Der Gedanke einer wirtschaftlichen Einigung für das gesamte Deutschland.

Das Projekt einer wirtschaftlichen Einigung hatte seinen Grund in der wirtschaftlichen Ausbeutung Deutschlands durch das Ausland, namentlich durch England, das, sobald nach dem Sturze Napoleons die Kontinentalsperre gefallen war, Unmassen von Produkten und Fabrikaten um Schleuderpreise auf den Markt warf und zur selben Zeit durch hohe Schutzzölle die deutschen Waren von seinem Markte ausschloß. Diesem Aus-

beutungssystem war das außerösterreichische Ausland schutzlos preisgegeben.

Die schwerste Schädigung des Verkehrs stellten aber die territorialen Zölle, die zum Besten des einzelnen Landes aufgerichtet waren, dar. List schildert dies Verhältnis in einer Denkschrift von 1819 mit den Worten: „38 Zollinien in Deutschland hindern den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe.“

Angesichts der wirtschaftlichen Not forderten zahlreiche Stimmen den Zusammenschluß Deutschlands zu einer wirtschaftlichen Einheit und Aufhebung der territorialen Zölle. Eine zollgesetzliche Hilf mußte kommen.

Das preußische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 bildet im gewissen Sinne den Ausgangspunkt. Es bedeutete einen Fortschritt, indem die mannigfachen Tarife — allein in den alten Provinzen bestanden 67 verschiedene Tarife — aufgehoben und fortan von den inländischen Verbrauchsartikeln nur Wein, Bier, Branntwein und Tabak besteuert wurden. Aber es war ein Zollgesetz nur für Preußen, die wirtschaftliche Not der Mittel- und Kleinstaaten wurde dadurch nicht erleichtert, eher vermehrt. Das preußische Zollgesetz konnte, weil es den Kleinstaaten weder eine eigene Zollverwaltung beließ, noch eine Zollverwaltungskontrolle gestattete, nicht Vorbild und Grundlage für den auf Gleichberechtigung aufgebauten allgemeinen deutschen Zollverein sein.

Das Verdienst, wesentlich zur Verbreitung der Überzeugung beigetragen zu haben, daß der bisherige Zustand unhaltbar sei und daß eine Zolleinigung des ganzen Deutschland angestrebt werden müsse, gebührt dem auf der Ostermesse des Jahres 1819 in Frankfurt am Main gestifteten „Deutschen Handelsverein“, dessen Mitglieder Kaufleute und Fabrikanten in Mittel- und Süddeutschland waren. An der Spitze des Vereins stand ein bayerischer Kaufmann, der Nürnberger Johann Jakob Schnell. Wortführer des Vereins war nächst dem Tübinger Professor

Friedrich List ein anderer Bayer, Friedrich Miller aus Immenstadt.

Im April 1819 richtete List im Namen des Vereins ein Gesuch an den Frankfurter Bundestag um Abschaffung aller Binnenzölle und Erlaß eines deutschen Zollgesetzes. Er wurde vom Bundestag abgewiesen, nachdem der hannoveranische Bevollmächtigte (Hannover war mit England durch Personalunion verbunden) mehr im Sinne Englands als Deutschlands sein Referat erstattet hatte.

Ähnliche Gedanken wie List vertrat der badische Staatsrat Nebenius. Der von ihm beratene badische Minister des Äußern, Berstett, versuchte auf den Karlsbader Ministerkonferenzen 1819 zu erwirken, was List vom Bundestage hatte erreichen wollen. Mehr als ein „In Erwägung ziehen" wurde jedoch nicht erreicht.

Die bayerische Regierung hatte bisher den zollpolitischen Einigungsplänen soviel wie keine Förderung angedeihen lassen. Daß eine Wendung in der wirtschaftlichen Politik eintrat, vollzog sich unter der Führung des Kronprinzen Ludwig. Dieser Umschwung bekundet sich in der Instruktion, die dem bayerischen Bevollmächtigten auf den Wiener Ministerkonferenzen 1819/20, Staatsrat von Zentner, am 12. November 1819 erteilt wurde. Sie ermächtigte Zentner zu einer „knappen und kategorischen Erklärung für vollkommene und unbeschränkte Freiheit des Handels mit deutschen Fabrikaten und Produkten im ganzen Umfang des Bundesgebietes".

Die Wiener Ministerkonferenzen blieben ohne praktisches Ergebnis dank dem Widerstand Österreichs und auch Preußens, das seinen Vertreter, Graf Bernstorff, instruiert hatte: „Zu gemeinsamen Anordnungen für ganz Deutschland ist der Zustand und die Verfassung der einzelnen Staaten nichts weniger als vorbereitet."

2. Der Gedanke einer wirtschaftlichen Einigung für das reine Deutschland.

In der erwähnten Instruktion vom 12. November 1819 war Staatsrat von Zentner bevollmächtigt, falls ein allgemeiner Zollverein sich nicht verwirklichen lasse, „sich vorerst vertraulich

mit den Ministern der übrigen süddeutschen Staaten sowie der angrenzenden norddeutschen Staaten zu benehmen und dieselben allmählich für eine nähere Vereinigung mit Bayern zu gewinnen". Die Bemühungen Bayerns zur Einleitung von Zollverhandlungen hatte Erfolg. Am 19. Mai 1820 fand in der Wohnung Zentners jene Sitzung statt, in welcher die Vertreter Bayerns, Württembergs, Badens, Hessen-Darmstadts, Nassaus, Sachsen-Weimars, der sächsischen Herzogtümer und der reußischen Fürstentümer sich einigten, Verhandlungen über ein Trias-Zollgesetz zu eröffnen und zwar in Darmstadt.

Die Darmstädter Konferenzen (vom Herbst 1820 bis Sommer 1823) führten leider zu keinem Ergebnis — durch die Schuld Bayerns, dessen Minister des Äußern, Graf Rechberg, aus politischen und anderen Bedenken das Zustandekommen des Zollvereins verzögerte und hintertrieb.

3. Der bayerisch-württembergische Zollverein.

König Ludwig I., der bereits als Kronprinz die Bestrebungen des „Deutschen Handelsvereins" gebilligt hatte, sollte das Programm desselben der Verwirklichung näher bringen. Es geschah im bayerisch-württembergischen Zollverein, der am 18. Januar 1828 abgeschlossen wurde. Nach diesem Vertrag sollten die Zollschranken zwischen dem rechtsrheinischen Bayern und Württemberg fallen. Die Zolleinnahmen sollten nach dem Verhältnis der Bevölkerungsziffer unter den beiden Staaten verteilt werden, jeder Staat seine eigene Zollverwaltung behalten, zur Beratung wichtiger Zollvereinsangelegenheiten alljährlich eine Zollkonferenz in München stattfinden.

Es war der erste deutsche Zollverein, der auf der Grundlage der Gleichberechtigung geschlossen wurde. Er ist denn auch Vorbild und Grundlage für den späteren allgemeinen deutschen Zollverein geworden; ihm folgte zunächst im Februar 1828 ein preußisch-hessischer Zollverein.

4. Der deutsche Zollverein.

Anfang 1828 bestanden demnach zwei Zollvereine, der eine unter Führung Preußens, der andere unter Führung Bayerns. Schon aber regten sich auch Kräfte, die eine Ver-



einigung beider Zollvereine unmöglich machen wollten, Österreich, das für seine politische Hegemonie fürchtete, und England, das für seinen Handel Besorgnis hatte. Das von England beherrschte Hannover und das von Wien aus vorgeschobene Sachsen vereinbarten am 26. September 1828 zu Kassel einen mitteldeutschen Zollverein, dessen Mitglieder sich verpflichteten, bis zum 31. Dezember 1834 keinem anderen Zollverein einseitig beizutreten. Es war also ein Verein von wesentlich negativem Inhalt. Die Gegner der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands hatten damit ein Werk vollbracht, das wie ein Mauerfraß in der Zollvereinsbewegung wirken konnte.

Der mitteldeutsche Zollverein mußte gesprengt werden, die beiden anderen Vereine mußten sich zu diesem Zwecke die Hand reichen und Bayern gelang es, Preußen für den Handschlag zu gewinnen. Nicht ohne viele Schwierigkeiten.

Im Auftrag der bayerischen Regierung, zunächst des Grafen von Armansperg, ging im September 1828 der in Württemberg wie in Bayern tätige Verlagsbuchhändler Cotta nach Berlin, um dort das Mißtrauen gegen Bayern zu beheben und die preußischen Staatsmänner wegen einer politischen Annäherung Preußens und Bayerns, insbesondere wegen einer wirtschaftlichen Vereinigung Nord- und Süddeutschlands, zu sondieren. Er wurde namentlich von dem genialen Finanzminister v. Motz freundlich aufgenommen.

Als Cotta im November 1828 zum zweitenmal, im amtlichen Auftrag der bayerischen Regierung, nach Berlin gekommen war, einigte er sich in kurzer Zeit mit Motz über die Grundzüge eines zwischen Preußen und Bayern-Württemberg abzuschließenden Handelsvertrages. Diese Punktation fand im wesentlichen die Zustimmung der bayerischen Regierung. Aber sie trug Bedenken gegen eine sofortige Freizügigkeit der Fabrikate und wünschte deshalb statt einer sofortigen Zollbefreiung bloße Zollerleichterungen. Ferner sollten durch eine Demarkationslinie nach den Wünschen der bayerischen Regierung Baden, die Provinz Rheinhessen und Starkenburg zum bayerisch-württembergischen Zollvereine gezogen werden. Endlich sollte Preußen

seinen Einfluß am badischen Hof im Sinne Bayerns zur endlichen Ausgleichung der Sponheimer Sache bieten.

Zum drittenmal traf Cotta im Januar 1829 in Berlin ein. Diesmal wurde er bei den Unterhandlungen unterstützt von dem bayerischen Gesandten, Grafen Luxburg, und dem württembergischen, Freiherrn von Blomberg. Auch Motz kam jetzt weiter entgegen. Bayern verzichtete auf den Beitritt Rheinhessens zum bayerisch-württembergischen Zollverein, die preußische Regierung versprach, nach dem Abschluß des Handelsvertrags Baden für den Beitritt zum süddeutschen Zollverein zu bestimmen. Preußen anerkannte den bayerischen Standpunkt der Zollerleichterungen, die süddeutschen Bevollmächtigten erwirkten eine Ermäßigung des Zwischenzolltarifs für die bayerischen Tabaksblätter und Weine, später auch noch für geschmiedetes Eisen und grobe Eisenwaren.

Am 27. Mai 1829 wurde der Handelsvertrag unterzeichnet, am 12. Juli 1829 vom bayerischen König ratifiziert.

Trotzdem aber dieser Handelsvertrag sich schon sehr dem Charakter eines Zollvereins genähert, dauerte es noch fast vier Jahre, bis sich der preußisch-hessische und bayerisch-württembergische Verein zu einem einheitlichen Zollverein zusammenschlossen. Wiederum war es Bayern, das sowohl das Zaudern Württembergs überwand, als auch Preußen für den Grundsatz der Gleichberechtigung der einzelnen Staaten im Verein gewann. Am 22. März 1833 wurde der Vertrag perfekt und in der Nacht vom 31. Dezember 1833 zum 1. Januar 1834 fielen die Schlagbäume zwischen den meisten deutschen Ländern.

* * *

Wir freuen uns der Abhandlung M. Döberls aus mehr als einem Grund. Einmal weil der Anteil Bayerns an dem großen Werk der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands nun doch ins rechte Licht gesetzt ist gegen frühere Einseitigkeiten. Wir freuen uns der Abhandlung ganz besonders in jetziger Zeit. „Was der Einheitsdrang und die Not des deutschen Volkes geschaffen hat, das wird die geschlossene Einmütigkeit desselben

deutschen Volkes behaupten — im Kampfe gegen eine Welt von Gegnern." Wir freuen uns der Abhandlung bei dem Ausblick in eine, wie wir hoffen, nahe große Zukunft. Daß zwischen Deutschland und Österreich auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine Annäherung kommen müsse, davon sind wir alle überzeugt.[1]) Vielleicht aber gibt das Studium der älteren Verhandlungen auch manchen Wink über die Art und Weise der Annäherung.

LXXXVII.

Dreibund, Zweibund, Vierbund.

— 10. Juni.

Der alte Dreibund ist an der Treulosigkeit des Dritten im Bunde zerfallen; dieser treulose Dritte ist zum neuen feindlichen Dreibund übergegangen und hat denselben dadurch zum Vierbund gestaltet, den alten Dreibund aber zum ursprünglichen Zweibund reduziert; denn zuerst bestand bekanntlich nur der deutsch-österreichische Zweibund, der erst später eben durch den Beitritt Italiens zum Dreibund sich erweitert hat. Es drängt sich nun von selbst die Frage auf, welche Rückwirkung wohl der Abfall Italiens auf den Zweibund ausüben werde, ob durch diesen Abfall nicht etwa auch die innere Konsistenz und Kohärenz des Zweibundes beeinflußt worden ist.

Die Frage ist schon darum nicht abzuweisen, weil der schließlichen formellen Lossagung Italiens vom Dreibund gewisse Erscheinungen vorangegangen sind, die allgemeines Aufsehen erregen mußten und von der geschäftigen Fama auch mit Unstimmigkeiten im Dreibund in Verbindung ge-

1) Vgl. einen Artikel von Held: Regensburger Anzeiger Nr. 249.



bracht worden sind. Man erinnert sich, daß vor nicht vielen Monaten sowohl der deutsche, wie der österreichische Botschafter beim Quirinal abberufen, gewechselt worden sind. In Österreich ist dann auch ein Wechsel in der Leitung des Ministeriums des Äußern sowie in der Triester Statthalterei eingetreten, und auch hiefür hat die Fama den Grund in den italienischen Beziehungen finden wollen. Wir werden natürlich auf alle diese Gerüchte nicht näher eingehen, sondern beschränken uns darauf, auf die bloße Tatsache dieser Personenwechsel hinzuweisen. Der genauere Sachverhalt und Zusammenhang aller dieser Dinge, sowie insbesondere auch der verschiedenen Phasen in der Entwicklung der sogenannten Kompensationsfrage mit all ihren schwierigen Begleiterscheinungen wird gewiß erst in einer späteren Zeit ans Tageslicht kommen. Vor uns liegen klar und unzweideutig die Tatsachen: die italienische Kriegserklärung einerseits und die deutsche Reichskanzlerrede vom 28. Mai andererseits. Aus letzterer ist unzweifelhaft ersichtlich, daß alle Verhandlungen in den kritischen März- und Aprilwochen von dem Gedanken getragen waren, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Österreich keine Lockerung erfahren dürfe. Vielmehr nötigen uns die äußeren Umstände jetzt zur Annahme und zum Schlusse, daß die Diplomatie mit vollem Vorbedacht so operiert hat, daß der italienische Treubruch, wenn er selbst um den Preis des denkbar größten Entgegenkommens nicht zu verhindern sein sollte, wenigstens in seiner vollen Nacktheit zu Tage kommen mußte. In der Tat ist die italienische Schande jetzt gezwungen, auch am hellen Tage bloß zu gehen.

Das Zwischenspiel, welches eine Zeit lang auch die österreichisch-deutschen Beziehungen in einem beirrenden Zwielicht erscheinen ließ, ist also vorüber, ist so zu Ende geführt worden, daß jetzt weniger als je an dem ungetrübten Bestande des Zweibunds gezweifelt wird. Das deutsch-österreichische Bündnis ist durch das Ausscheiden des unverläßlichen Dritten nicht lockerer, sondern fester geworden. Sollte



über die Frage der Kompensationen und damit auch über die italienische Irredenta wirklich irgendwelche Meinungsdifferenz zwischen den Diplomaten bestanden haben, so hat Italien diese Differenz jetzt selber gegenstandslos gemacht und aus dem Wege geräumt. Die Frage kann und muß jetzt umso mehr als erledigt und abgetan betrachtet werden, als, wie gesagt, auch der äußere Erfolg dagegen entschieden hat. Wenn im vorliegenden Falle, also in einer Frage von prinzipieller Bedeutung, irgendwo die Theorie des Nachgebens und Entgegenkommens vertreten wurde, so hat sich diese Theorie wieder einmal als mit dem Hinabgleiten auf der schiefen Ebene gleichbedeutend erwiesen. Einmal entfesselte Strömungen lassen sich eben nur selten und nur ausnahmsweise an bestimmten Grenzen Halt gebieten. Davon dürfte jetzt namentlich Giolitti ein Lied zu singen wissen, der diesmal, so viel wir aus den Zeitungen zu entnehmen glaubten, zuerst die Anwendung dieser Theorie empfohlen zu haben scheint. Dieser Mann, der seit mehr als zwanzig Jahren als der Diktator des Königreichs Italien, wenigstens als der einflußreichste Parlamentarier des Landes angesehen werden mußte, dieser Mann darf sich heute nur mehr mit Vorsicht auf der Straße zeigen. Allerdings dürfte das Königreich Italien selbst im (wohl ganz unwahrscheinlichen) Fall des Sieges es noch einmal bitter bereuen, die mäßigenden Ratschläge dieses seines zur Zeit bedeutendsten Politikers so leichtsinnig in den Wind geschlagen zu haben; immerhin bleibt das principiis obsta nicht bloß ein altes sondern auch ein speziell römisches Wahrwort, dessen Mißachtung oft gerade den großen Männern verhängnisvoll geworden ist.

Man braucht jetzt nur die Äußerungen der politischen Blätter beider Reiche und zwar der Blätter aller Parteien miteinander zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß da über die italienische Politik wirklich nur eine Stimme herrscht. Die Einstimmigkeit im Urteil über diese Politik wie im Willen, ihr zu begegnen, ist die denkbar vollständigste. Hat sie doch



selbst die straffen Bande der Freimaurerorganisation gesprengt und zur Abstoßung des spezifisch jakobinischen Flügels derselben geführt. Dieses insbesondere vom moralischen Gesichtspunkt hoch einzuschätzende Resultat mag den führenden Staatsmännern und Diplomaten der verbündeten Reiche für die Erfolglosigkeit ihrer monatelangen Bemühungen eine vollwertige Genugtuung bieten.

Mit diesen Ausführungen wollen wir übrigens nicht die Ansicht derjenigen Stimmen bekräftigen, die jetzt sagen möchten, daß Italien schon von vorneherein und notwendig ein störendes Element im Dreibund, dieser also überhaupt eine verfehlte politische Konzeption gewesen sei. War Italien einmal geworden, so mußte mit dem neuen Faktor auch gerechnet werden, und es war sicherlich mindestens nicht geboten, diesen Faktor einfach beliebigen anderen Kombinationen zu überlassen oder gar in andere Kombinationen hineinzudrängen. Und bisher ist auch kein Umstand und keine Tatsache bekannt geworden, woraus der Beweis erbracht werden könnte, daß der Dreibund je über diesen Rahmen hinausgegriffen hätte. Indeß wollen wir hier ja auch keine Apologie des Dreibundes schreiben, dessen Auflösung die Völker der verbündeten Reiche zu neuen schweren Opfern nötigt, die ohne einen selten großen Fond von idealer Begeisterung für Recht und Gerechtigkeit, für Treu und Glauben gar nicht ertragen werden könnten.

Italien wird also jetzt sein Glück beim neuen Dreibund suchen und dort das vierte Glied im Bunde bilden. Wir haben nicht zu untersuchen, ob Salandra und Sonnino die Bedingungen und die Tragweite der neuen Politik, zu der sie abgeschwenkt sind, vollständig überblickt haben. Italien soll den zu Land und zu Wasser stecken gebliebenen Karren der russisch-englisch-französischen Zertrümmerungs-Politik wieder flott machen. Bringen die Italiener das zustande, so ist ihnen gewiß ein reicher Anteil an der vom Dreiverband erhofften Beute zugesichert, aber im Voraus ein bares Angeld auf den vollen Judaslohn, wie sie ein solches auf die von



Österreich zu gewährenden Kompensationen begehrt hatten, ist ihnen auch hier nicht geleistet worden, wenigstens hört man nichts davon, daß sie etwa schon Korsika oder Tunis oder gar Cypern in Besitz bekommen hätten; das virtus post nummos, wie die Italiener es meinten, hat offenbar auch beim franco-anglo-slavischorthodoxen Parzellierungs-Konsortium nicht das gewünschte Verständnis gefunden. Es wird daher in der Hauptsache wohl darauf hinauskommen, daß die Italiener das, was sie vom Anschluß an den Dreiverband erhoffen, erst mit eigenen Kräften werden erkämpfen und erobern und vielleicht außerdem auch noch dem Dreiverband selber die ersehnten Kastanien aus dem Feuer werden holen müssen.

Aber auch damit dürfte es für die Italiener noch nicht genug sein. Jedermann weiß, und die Konsorten wissen es selber am besten, daß ihre Freundschaft die Teilung der Beute, wenn sie wirklich zu diesem Resultat gelangen sollten, nicht zu überleben vermöchte. So groß ist ja das Mittelmeer gar nicht, daß es imstande wäre, so vielen und so großen Ansprüchen, wie die Konsorten sie erheben, zu entsprechen. Mit dem heutigen Raum-Maß gemessen ist auch das Mittelmeer nur ein Binnenmeer, wohl bedeutend größer als das Schwarze Meer, aber doch ebenfalls nur ein Binnenmeer. Es vermittelt wohl den Zugang zu den Weltmeeren, aber es ist für sich kein Weltmeer. Also wird den großen Ansprüchen auch dann nicht abgeholfen sein, wenn die Konsorten sogar auch den ganzen deutschen Kolonialbesitz unter sich aufteilen. Denn Rußland — und Italien wird sich bald in derselben Lage sehen — wird auch dann, wenn es über die Dardanellen verfügt, noch immer keinen direkten Zugang zu den Weltmeeren haben, sondern sich des Mittelmeeres bedienen müssen, zu dem aber beide Schlüssel, sowohl der östliche (Suez-Kanal) wie der westliche (Gibraltar), sich noch fest in englischen Händen befinden. Man muß es deshalb als selbstverständlich betrachten, daß sowohl Rußland wie England je einen besonderen Ausweg aus den gegenwärtigen Wirren



suchen und auch zu finden wissen werden. Aber über das Wann und Wie werden sie wohl schwerlich gerade die Italiener ins Vertrauen ziehen.

Also schließen wir: die Italiener können den verbündeten Zentralmächten gewiß viel Schaden zufügen, aber selbst den äußersten Fall angenommen, den Gott verhüten wolle, daß sie nämlich den ganzen Krieg zu Gunsten des Vierbundes zu entscheiden vermöchten, so wird von ihnen dennoch das Wort gelten: sic vos, non vobis. Nie wird Italien des ihm zugesicherten Judaslohnes froh werden, auch dann nicht, wenn es denselben überhaupt erlebt. J—l.

LXXXVIII.

Präsident und Politik der Vereinigten Staaten.

Woodraw Wilson ist Präsident der Vereinigten Staaten seit 4. März 1912. Gegenüber den anderen Kandidaten, die zur Wahl standen, den früheren Präsidenten Taft und Roosevelt, trug er den Sieg davon, gestützt auf die demokratische Partei, als Anwalt ihres umfangreichen politischen und wirtschaftlichen Reformprogramms, nicht zum kleinsten Teil Dank dem erfolgreichen Eintreten für seine Kandidatur durch das einflußreiche Mitglied der demokratischen Partei, den früheren Vorkämpfer der Silberwährung und unentwegten Freund der Temperenzbewegung und des Friedens in der Welt, Bryan.

Wilson ist im Jahr 1856 in Virginien geboren als Sohn einer in England gebornen Engländerin von anglo-schottischer Herkunft und eines in den Vereinigten Staaten geborenen Vaters von schottisch-irischer Abkunft. Inwieweit diese Umstände auf seine Entwicklung eingewirkt haben, läßt sich schwer beurteilen. Wilson hat in seinen politischen Theorien und in seinen Schriften immer große Bewunderung und

Vorliebe für die englische Verfassung, namentlich für das englische Unterhaus an den Tag gelegt. In vielen von Wilsons Schriften, vornehmlich in der Schrift über „Congressional Government“ ist diese Vorliebe für die englischen Einrichtungen deutlich ausgesprochen. An derselben Stelle unterwirft er das amerikanische „House of Representants“ einer scharfen Kritik. Wilsons Geist ist vollkommen von der politischen Literatur Englands durchtränkt und in England hat er von früh an seine politischen Vorbilder, seine Ideale erblickt, die er alsdann mit der amerikanischen Wirklichkeit um ihn her in Einklang zu bringen strebte.

In der Zeit, als Wilson Student und „fellow“ an der John Hopkins-Universität in Baltimore war, richtete er Konferenzen ein, wo die Politik und die Abstraktionen, die sich bei ihrer Geschichte gewinnen ließen, die Hauptrolle hatten. Er stellte die englische Verfassung als Vorbild hin und berief sich bei seinen Ausführungen oft uud gerne auf die englischen Staatsmänner Edmond Burke und Walter Bagehot (Burke ist geborner Ire, aber das kommt hier nicht in Betracht).

An anderen Stellen seiner Betrachtungen und Parallelen deutete Wilson auf die großen Londoner Tagesblätter als Muster hin und sprach es deutlich aus, daß er sie den amerikanischen Zeitungen weit vorziehe. In einem der Vorträge, welche er an der Columbia-Universität hielt, erklärte er mit dem Blick auf die amerikanischen Zeitungen: „Wir (Amerikaner) haben keine nationale Zeitung, welche die Ideen der Nation zum Ausdruck bringt.“

Wer sich die Mühe nehmen will, die Synthese der politischen Vorstellungen Wilsons vorzunehmen, dem kann man raten, die Schriften Wilsons: „Essais“ und darin besonders die Schrift: „A literary politician“ aufmerksam zu lesen, wo er einen seiner Lieblinge, den Engländer Bagehot, malt. Die Schrift hat große Verbreitung gefunden. Es ist begreiflich, daß manche ihren Titel auf Wilsdn selbst an-



gewendet haben und ihn „a literary politician", einen „literarischen Politiker" nannten.

Möge man in Deutschland dabei das „distinguo" nicht vergessen und nicht eine Gewohnheit üben, welche den Nachteil deutscher Politiker darzustellen scheint, nämlich: den Geist, der unter anderen Völkern waltet, nach dem in Deutschland herrschenden Geiste zu beurteilen. „Literarische Politiker", wie sie in den Redaktionen deutscher Zeitschriften und Zeitungen, in den Vereinsleitungen und selbst in den Parlamenten vielfach sitzen, sind Wilson niemals in den Sinn gekommen.

Wilson hat dargelegt, was er unter einem „literary politician" versteht: einen Mann, der die Politik kennt und versteht ohne sich praktisch mit ihr zu befassen, der aber über Abstraktionen, Idealen und Interessen die Wirklichkeit nicht vergißt. Wilson lächelt über Mathew Arnold, über Macaulay und Gibbon, die, nach ihm, in den Abstraktionen stecken blieben und bemüht waren, de chercher midi à quatorze heures. Angesichts dieser Grundanschauungen kommt es weniger auf den Schmuck an, welchen Wilson dem „literary politician" mit auf den Weg gibt; es ist nebensächlich, wenn er, indem er das Gedicht von Wordsworth „The happy warrior" zitiert, den „literarischen Politiker". einen glücklichen Krieger nennt, der den Sieg der „Tugend und rechtschaffenen Mitteln" verdankt. Wichtiger zur Kenntnis Wilsons ist, daß er ebenso wie sein Vorbild Burke die Forderung betont: „ein Politiker soll in seinem Privatleben mit seinen Vorbildern und Idealen, in der Wirklichkeit aber mit seiner Partei leben".

In anderen Schriften, gesammelt in „Meere Literature", erwärmt sich Wilson für Montesquieu, dessen Ansichten übrigens mancher unter Wilsons Vorgängern vertreten, wenigstens gepriesen hat.

Sowohl an der Universität in Baltimore wie in Princeton betrieb Wilson eifrig Geschichte, neben der Beschäftigung mit seinem Buch über Adam Smith. An der Wesleyan



University in Middletown vollendete er sein Buch über den „Staat". Während seiner Professur für Jurisprudenz und Politik in Princeton im Jahre 1890 schrieb er den größten Teil seiner „Essais"; das „Handbuch für Lyzeen und Colleges" mit einer Geschichte der Vereinigten Staaten für die Zeit von 1829 bis 1909 und eine Biographie Washingtons, die in Wirklichkeit mehr als eine Biographie ist.

Im Jahre 1902 wurde er zum Präsidenten der Universität in Princeton ernannt; ein Amt, mit dem umfangreiche Rechte verbunden sind. Hier hatte Wilson Gelegenheit, seine demokratischen Anschauungen in das Leben zu übertragen. Hatte er dabei auch nicht den erwarteten Erfolg, so hat er doch bei diesem Vorgang gezeigt, daß er meilenweit von der Rolle des „Stubengelehrten", als den man Wilson hat darstellen wollen, entfernt ist; daß er vielmehr ein Mann von starkem eigenen Wollen und Tatkraft ist. An der Universität in Princeton, wie in mancher anderen amerikanischen Universität, leben die wohlhabenden Studenten in eigenem Hause mit luxuriöser Einrichtung und mit ihren Lehrern. Der Wert mancher solcher Häuser und Einrichtungen wird auf 40 Millionen Mark angegeben. Wilson wollte diese Gewohnheiten abschaffen und ordnete an, daß die unbemittelten Studenten mit den vom Glück begünstigten zusammenleben sollten. Dagegen erhob sich ein unbesiegbarer Widerstand, dem Wilson sich schließlich fügen mußte.

Der Übergang von der akademischen in die politische Laufbahn wurde Wilson im „Lawyers Club" (Klub der Advokaten) in New-York angeregt. Wilson nahm die Vorschläge an und hielt bald darauf seine seitdem vielerwähnte Rede in Trenton, wo er die aktive Beteiligung des Volkes an den Staatsgeschäften forderte. Am 8. November 1910 wurde er darauf zum Gouverneur von New-Jersey gewählt. In seiner Amtsführung blieb er bestrebt, sich von der einseitigen Förderung seiner Parteifreunde fern zu halten; er zeigte sich, wie er auch jeden empfing, als „unparteiischer Gouverneur".



Im Frühjahr 1911 stellte ihn die demokratische Partei als ihren Kandidaten für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten auf. Im Laufe des folgenden Wahlfeldzuges trat Wilson unter anderem entschieden für die Zolltarifrevision ein, wobei er erklärte: „der Schutzzoll demoralisiere die Ideen“.

Zum Präsidenten gewählt, hielt Wilson am 4. März 1912 seine Antrittsrede auf dem Kapitol. Diese Rede ist viel besprochen worden. Die Präsidentschaftsgeschäfte halten ihn nicht ab, seinen literarischen Neigungen obzuliegen. Er veröffentlichte das Buch »The Worlds Work«, das in radikalem Sinne geschrieben ist. In der Politik erwies sich Wilson als Gegner der stark betonten Scheidung zwischen Legislative nnd Exekutive. Wilson gibt deutlich zu erkennen, daß: „er auch als Präsident das wahre Haupt seiner Partei sein wolle“. Er selbst hat darauf hingewiesen, daß die Zurückhaltung des Präsidenten vor dem Kongreß nicht in den Überlieferungen und nicht im Geiste der Verfassung begründet sei: Washington und Adams traten persönlich vor den Kongreß. Erst Jefferson, weil er ein mittelmäßiger Redner war, hat das System der Botschaften eingeführt. Wilson spricht sich auch gegen die Macht und die übertriebene Betonung der Unabhängigkeit des Senats aus. Hohes Lob erteilt er seinem Vorgänger im Weißen Haus, Grover Cleveland, von dem Wilson sagt: „Er war nicht mit den alten politischen Sophistereien behaftet. Er blickte vorwärts. Seine Begabung lag darin, den rechten Augenblick zum Handeln zu erkennen.“

Manches deutet darauf hin, daß Wilson bestrebt ist, ein ähnliches Lob dereinst für sich selbst zu erwerben.

Wir haben uns bei der vorstehenden Charakteristik Wilsons solange aufgehalten, weil es den Anschein hat, als hätte man, bis in die jüngsten Tage, Wilson für das gehalten, was man gemeinhin „eine Gelehrtennatur“ zu nennen pflegt. Das wäre nur dann zutreffend, wenn man mit diesem Wort den Gedanken nicht nur an hohen Flug des Geistes, sondern

auch den Willen und die Kraft zu hohem Flug der Taten verbindet. Wer Wilson kennt, schreibt ihm viel Ehrgeiz zu, vielleicht strebt er in diesem Augenblick danach der arbiter mundi zu werden.

Der Einzug Wilsons in das Weiße Haus vollzog sich inmitten großer Erregung und andererseits großer Ermüdung der Geister im Lande. Die Wurzeln dieses Zustandes reichten (und reichen noch) bis in die Zeiten Mc. Kinleys, als die „Beute-Politik" im Schwung war. Die Mehrheit im Lande war dieser Zustände satt geworden und suchte nach einer Aenderung. Roosevelt hatte aus diesen Stimmungen Vorteil gezogen und war dem Land als der berufene Interpret seiner Wünsche erschienen. Sein Erfolg hatte andere ermuntert; die Zahl der „Reformer" nahm beständig zu, wobei es sich jedoch meistens um Theoretiker handelt, welche von den Geschäften keine klare Vorstellungen hatten.

Beim Amtsantritt Wilsons schwebte eine große Anzahl von Reform-Fragen, darunter jene, welche den Zolltarif, die Währung, die Eisenbahnen, den Binnenhandel betrafen; auch das Gebiet der Monroe Doktrin stand zur Erörterung.

Die Presse, eine Macht in den Vereinigten Staaten, war anfangs Wilson nicht gewogen. Teils hatte sie die Schwenkung aus früheren Stellungen noch nicht vollendet; teils begingen die Mitglieder des Wilsonschen Kabinetts, mit einer oder zwei Ausnahmen, Mißgriffe in ihren Reden oder in der Verwaltung. Bekanntlich wählt der Präsident selbst, nach eigenem Gutdünken, seine Staats-Sekretäre und diese haben fast freie Hand in der Ernennung der Beamten. Den Freunden aus dem Wahlfeldzug eröffnet sich dabei ein reiches Feld. Wilson verdankte seine Wahl Bryan und dessen radikalem Anhang. Bryan hatte bei seinen eigenen Kandidaturen um die Präsidentschaft Niederlagen davon getragen, weil er als Führer der Silbergeldbewegung den führenden Kreisen im Land als eine Gefahr erschienen war; diese waren Anhänger der Goldwährung. An der Spitze verschiedener Reform-Bewegungen, radikaler Tendenzen und der Tempe-

renzler sowie der Pazifisten hatte Bryan sich jedoch bedeutenden Anhang gesichert. Bei der Verteilung der Ämter wurden Bryan fünf Posten angeboten. Bryan entschied sich schließlich für die Übernahme des Auswärtigen Amts.

Wenn Gegner Wilsons und Bryans sagen: „Das sei gerade das Amt, für welches Bryan am wenigsten geeignet sei; das amerikanische diplomatische Korps in Europa habe Organisation und Geist verloren", so sind das eben die Reden von Gegnern der heutigen Verwaltung. Sie mögen Recht haben. Sie mögen Unrecht haben.

Es ist zu beachten: der Präsident der Vereinigten Staaten richtet sich nach dem Kongreß. Nur der Kongreß kann Krieg erklären. Nach dem Präsidenten richtet sich der Staatssekretär des Auswärtigen. In wichtigen Angelegenheiten wird stets der Wille des Präsidenten dem Staatssekretär den Weg vorschreiben; der Kongreß den Willen des Präsidenten decken, es sei denn, der Präsident hätte zuvor dem Kongreß den eigenen Willen suggeriert; das ist auch möglich.

Seit dem Beginn des Krieges in Europa haben die Waffen- und Munitionslieferungen der Amerikaner an die Feinde Deutschlands mehrfach Anlaß zu Erörterungen zwischen Washington und Berlin geboten. Die Vereinigten Staaten nehmen den Standpunkt ein, daß das Völkerrecht diese Lieferungen zuläßt. An diese Erörterungen schlossen sich jene, welche auf das Vorgehen deutscher Tauchboote gegen feindliche Kriegsschiffe und Handelsschiffe mit Bannwaren Bezug hatten. Es folgten die Erörterungen über angeblich torpedierte amerikanische Schiffe und über den Untergang des englischen armierten und in der englischen Kriegsflotte geführten Dampfers „Lusitania", der, obgleich er Waffen und Munition an Bord führte, eine große Zahl Fahrgäste, darunter Amerikaner, mitgenommen hatte, von denen viele bei dem Unglück ertrunken sind. Hätte die „Lusitania" keine Munition an Bord gehabt, so wäre sie lange genug flott geblieben, daß alle Fahrgäste gerettet werden konnten.

Dieser Punkt, für die rechtliche Beurteilung nebensächlich, mag hier erwähnt werden.

In diesen Erörterungen, deren Text nur zum kleinen Teil bekannt geworden ist, hat die Regierung in Washington durchweg einen Standpunkt eingenommen, der sich vom deutschen Standpukte fernhielt. Da die amerikanischen Dokumente von dem Staatssekretär Bryan unterzeichnet sind, so bekundete man in der deutschen Presse vielfach die Neigung, Bryan für diese Politik verantwortlich zu machen. Er ist oft scharf angegriffen worden. So hat man ihm auch vorgeworfen, daß er öffentlich für Bezahlung politische Vorträge gehalten habe. Man übersah, daß die Amerikaner an solchem Verhalten nichts zu tadeln finden und daß Bryan ein entschiedener Demokrat ist. Auch wurden ihm Familien-Verbindungen in England vorgeworfen. Hier vergaß man, daß alle wichtigen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten in den Händen von Anglosachsen sind und daß die angelsächsische Anschauung in der Regel die führende Anschauung ist. Die Fäden intellektueller und persönlicher Art zwischen den Vereinigten Staaten und England sind überaus zahlreich und mächtig.

Wenn man die weiter oben gegebene Schilderung Wilsons gelesen hat, wird man nicht mehr glauben, daß die Gesichtspunkte, welche das Departement of State (Auswärtiges Amt) in Washington in der Korrespondenz mit dem Auswärtigen Amte in Berlin aufgestellt hat, etwas anderes ausdrückten als die Anschauung Wilsons. Damit fällt die Meinung zu Boden, daß Bryan Schärfen in die Erörterungen gebracht habe.

Schließlich ist mitgeteilt worden, daß Bryan sein Amt als Staatssekretär des Auswärtigen niedergelegt habe: weil er, Freund der Friedensbewegung unter den Völkern, die an die Adresse Deutschlands entworfene Note nicht unterzeichnen könne, da sie möglicherweise die Bahn des Friedens zu verlassen zwinge. Als Nachfolger Bryans hat



Wilson den anderen Sekretär im Auswärtigen Amt, Lansing, der die von Bryan beanstandete Note aufgesetzt haben soll, ernannt. Wir gehen auf diese diplomatische Phase, weil sie noch in der Entwicklung begriffen ist, hier nicht ein. Wir trennen uns einstweilen von ihr mit der Empfehlung, den Blick auf Wilson und seine Absichten zu richten.

Die auswärtigen Beziehungen und Interessen des Landes nehmen von Jahr zu Jahr zu; nicht nur durch Ausdehnung des Handels und die zu hoher Blüte steigende Industrie, sondern auch durch Finanzgeschäfte, die stets mit Politik vermischt sind. Das deutlichste Beispiel ist zur Zeit Mexiko. Die im November 1911 ausgebrochene Revolution ist das Werk der Amerikaner, deren Plänen auf dem Gebiet des Eisenbahn- und Bankwesens sowie der Industrieunternehmungen (Ölquellen, Bergwerke an erster Stelle) der Präsident Mexikos, General Porfirio Diaz, widerstand, weil sie die Unabhängigkeit Mexikos bedrohten. Die Amerikaner lieferten der Revolution Geld und Waffen. Diaz wurde vertrieben; der Führer der Revolution, Madero, ließ sich zum Präsidenten wählen. Die Gegnerschaft von Felix Diaz (ein Neffe des früheren Präsidenten Porfirio Diaz) ist kaum in Betracht gekommen. Dagegen erhob einer der Generäle Maderos, Huerta, die Fahne gegen Madero. Dieser und der Vize-Präsident Suarez wurden verhaftet und auf dem Weg ins Gefängnis wurden beide erschossen. Die Präsidentschaft Huertas wurde im Mai 1913 von England, im Juni 1913 von Deutschland anerkannt; diesen Mächten folgten andere Staaten, auch Japan.

Amerika verweigerte die Anerkennung Huertas. Präsident Wilson brachte seinen Willen, wie die Dinge angesehen werden sollen, in einer Rede znm Ausdruck, die er am 26. Oktober 1913 in Mobile (Alabama) hielt: „Das lateinische Amerika ist in Gefahr, die Beute europäischer Finanzleute zu werden, welche diesen Ländern hohen Zins und andere Verpflichtungen auferlegen und dieselben in Abhängigkeit bringen wollen. Die amerikanischen Interessen ge-



raten bei diesem Treiben in den Hintergrund und in Verlust. Das muß gehindert werden."

Gegen Huerta, der ein unabhängiges Mexiko wollte, riefen die Amerikaner neue Bandenführer auf: Zapata, Carranza, Villa und versahen dieselben mit Geld, Waffen und Munition. Ohne diese Lieferungen wäre Huerta der Aufstände Herr geworden. Die Amerikaner aber setzten die Revolutionäre in den Stand, die Städte Torreon, San Luis de Potosi und Tampico zu erobern und sich zu Herren der nördlichen Staaten Sonora, Chihuahua, Coahuila und Zacatecas zu machen. Als auch dann Huerta noch keine Miene machte, das Feld zu räumen, bedienten sich die Amerikaner eines unbedeutenden Zwischenfalls, um eine Flotte nach Veracruz zu schicken, die Stadt zu bombardieren und zu besetzen. Schon in jener Zeit hat die englische Politik gezeigt, daß sie mit Washington, anfänglich vielleicht nicht mit guter Miene, Hand in Hand gehen will. Obgleich die englischen Kapital- und Handelsinteressen in Mexiko bedeutender sind als die amerikanischen, ließ die englische Regierung den Amerikanern freie Hand, und als im Februar 1913 der Engländer Benton auf Befehl des Schützlings der Amerikaner Villa erschossen wurde, begnügte man sich in England mit einem papiernen Proteste.

Da die Entwicklung in Mexiko den Amerikanern nicht schnell genug ging, trat die Frage auf, ob die Amerikaner intervenieren sollen. Wilson erwartete mehr als von einer Intervention den Erfolg von der fortschreitenden inneren Zerrüttung Mexikos; er stellte als Maxime seiner Politik „Watching and Waiting" (Wachen und Warten) auf. Ein Krieg hat seine Bedenken. Amerika könnte höchstens ein Heer von 50000 Mann auf die Beine bringen, und obgleich die Besetzung Mexikos leicht wäre, würde doch der Guerillakrieg sehr lange dauern.

Auch in Nicaragua und Columbia hat die starke Hand Amerikas eingegriffen. Die Geschichte der jüngsten Phase des Panamakanals ist bekannt. In Columbia waren die

Engländer dabei, sich die Vorhand an der Ölindustrie zu sichern. Lord Murray sah im November 1913 seine Vorschläge von der Regierung Columbias abgelehnt, weil Amerika dagegen interveniert hatte. Die Regierung von Washington hatte zu diesem Zweck ihren Agenten Du Bois nach Bogota geschickt.

Mit Japan ist es wegen der japanischen Einwanderung nach den Vereinigten Staaten zu einem modus vivendi gekommen, der beobachtet wird, so lang es beiden Teilen paßt. Mit Rußland, das den mit amerikanischen Pässen versehenen Juden den Eintritt in Rußland verweigert, hat man unter Aufhebung des Handelsvertrags ebenfalls einen erträglichen Stand der Beziehungen wieder hergestellt.

Für die Kriegsflotte ist in den letzten Jahren viel geschehen, und was das Heer angeht, so verlangen die Fachleute eine Vermehrung. Die Entwicklung der Handelsflotte ist in Vorschlag gebracht, doch besteht eine Controverse bezüglich der Wege zum Ziel.

Seit dem Beginn des Krieges in Europa hat das führende anglo-sächsische Element in den Vereinigten Staaten Partei für England genommen. Waffen- und Munitionslieferungen an die Feinde Deutschlands nehmen die Vereinigten Staaten als ein unveräußerliches Recht in Anspruch. Sie dulden die völkerrechtlich unzulässige Art der Blokade, die England errichtet hat, bestreiten aber Deutschland das Recht sich mit Hilfe der Tauchboote dagegen zu wehren. Viele Amerikaner setzen sich mit Rücksichtslosigkeit über die Verteidigungsmaßregeln Deutschlands hinweg. Der Geist der Neutralität waltet nicht in diesem Gebahren.

LXXXIX.

Kürzere Besprechung.

Der Krieg und die deutsche Kunst.[1]) Ein sehr beachtenswertes Schriftchen, das ob seiner überaus ernsten Grundrichtung, ob seiner edlen, wohlmeinenden Absichten dankbare Aufnahme und warmen Beifall verdient, wenngleich gesagt werden darf, daß nicht alle der in ihm dargelegten Sätze von gewissen Begrenzungen und Einschaltungen völlig freibleiben können. Es ist erklärlich, daß in der gewaltigen Gegenwart jeder vaterlandliebende Deutsche von der Zukunft das Beste hofft, daß er zugleich nach Heilmitteln aussieht, welche eine dauernde geistige und körperliche Gesundung unseres Volkskörpers sichern, um den hohen Aufgaben, welche wir gerade der deutschen Nation gestellt glauben, allzeit gerecht zu werden. M. Nissen handelt so; er sieht zunächst nach den trüben Quellen der mancherlei bedenklichen Erscheinungen, welche in sittlicher und geistiger Hinsicht auch bei uns in den letzten Dezennien sich wahrnehmbar gemacht haben, und weiß festzustellen, daß sie alle dem französischen Boden entsprossen seien. Am deutlichsten zeige sich das in unserer modernen Kunst und Literatur. Wie etwa ein Mann gegen den Schänder und Zerstörer seines Familienglückes sich wendet, so erhebt sich die Schrift in flammender wuchtiger Anklage gegen Frankreich-Paris: dort ist der Feind, der, während unsere Leute schliefen, das schlimme Unkraut in den deutschen Kulturacker und Kunstgarten zu säen vermochte. Auch ein kühlerer Beobachter der Zeitzustände wird das meiste von dem hier Gesagten gelten lassen, freilich wird er sich dabei der Erkenntnis nicht verschließen, daß unser moralisches Rückgrat nicht ohne

---

1) Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche gewidmet von Momme Nissen. Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg 1914.



Defekte gewesen sein muß, als dem deutschen Wesen solch unwürdiger Ballast aufgehalst wurde. Die Anklage, die über die Vogesen gerichtet ist, mahnt auch uns genugsam ein „mea culpa" in eigener Brust ertönen zu lassen. Wenn z. B. (S. 22) gesagt wird: „durch Paris sind wir daran gewöhnt worden, Hochgrade von Unanständigkeit als tägliche Kost im deutschen Hause zu sehen", müssen wir nicht fragen, wer hat uns denn veranlaßt, solchen Erwerb zu machen? Der uns nachgerühmte Hang zur Nachäffung alles Fremden ist hierbei wohl allein nicht ausschlaggebend gewesen, ein innerlicher selbstverschuldeter, fäulnisbergender Zustand, ein bedenkliches Manko im eigenen geistigen Haushalt hat sicherlich Anlaß gegeben, so willfährig an Treberntrögen uns zu atzen. Nissen verhehlt solchen Tatbestand in keiner Weise, er gibt in dem Abschnitte: „Geist der deutschen Kunst" eine hochbegeisterte Schilderung der deutschen Psyche aus jener besseren Zeit, in welcher die schönsten Blüten heimatlicher Kunst und Literatur zur Entfaltung gelangten, und er ersehnt mit edelster Herzenswärme die Wiederkehr solch köstlichen nationalen Aufschwungs. Sorglich durchsucht der Verfasser alle die äußeren und inneren Hemmnisse, die dem gewünschten Aufleben entgegenstehen, so in dem Hasten nach technischen Neuheiten, in der Kunstliteratur, im Ausstellungswesen und im Kunsthandel; es fällt da manch vorzügliches, kräftiges Wort — und doch dürfte das eine oder andere umsonst gesprochen sein. Greifen wir nur das beanstandete Ausstellungs- und Handelswesen heraus. Glücklich der Künstler, der so situiert ist, diese modernen Märkte nicht zu brauchen, aber weitaus die meisten werden schon durch den Kampf ums Dasein in die Arenen der Ausstellungen gedrängt. Die letzteren, die an sich weder gut noch böse, wird man besten Falls vielleicht etwas einschränken, aber nie mehr völlig entbehren können. Ein besonders scharfes, aber sehr berechtigtes Urteil ergeht über die neuere Kunstschriftstellerei, die sicherlich viel auf dem Kerbholze hat, da sie der Verworrenheit Tür und Tore öffnete und die Zügellosigkeit möglichst unterstützte. Hierin war kein Anlehen in Frankreich nötig; das



eigene Vermögen reichte hin, um alle Begriffe auf den Kopf zu stellen. Die Abrechnung, die Nissen u. a. mit Muther, „dieser Wetterfahne, die fünfzehn Jahre als Kompaß galt", vorgenommen hat, verdient ganz besondere Anerkennung. Bezüglich der häufigen technischen Wandlungen und Experimente sind wir der Meinung, daß die Pflege der sogenannten Freilichtmalerei große Verdienste um die koloristische Entwicklung sich erworben, die jüngsten Erscheinungen im Futurismus aber bereits mehr den Psychiater als den Kunsthistoriker zu beschäftigen haben. Der in den fraglichen Erzeugnissen nicht mehr zu übertreffende Blödsinn hat erfreulicherweise schon eine wohltätige Reaktion angebahnt, so daß wir hinsichtlich der kunsttechnischen Spielereien kaum viel Sorge für die Zukunft zu hegen brauchen. Das wertvollste in der Kunst ist und bleibt allzeit der Geist des Schönen und Edlen, der Sittlichkeit und nationalen Würde, und leider ist bei uns gegen diesen riesig viel gesündigt worden. Setzen wir mit dem von M. Nissen geforderten „Pariser Kehraus" auch den Kehraus unserer eigenen sittlichen Schwächen und Gebrechen ins Werk, dann wird das ersehnte Gute nicht ausbleiben können.

In eindringlichen Worten wendet sich denn auch der Verfasser im Schlußabschnitte: „Gelöbnisse" an seine Kunstkollegen, um sie zu beschwören, unter strenger Selbstzucht in ihrer Tätigkeit allzeit Reinheit, Treue und Religiosität hochzuhalten, auf daß der gute Name deutscher Kunst und deutscher Künstler wieder ungetrübt erstrahle. Möchte dieser warme Appell überall die verdiente Beachtung finden! Der sich daraus ergebende Gewinn müßte uns vollauf befriedigen. Auch ohne eine eigentliche Hochblüte der deutschen Kunst, die unter den gewaltigen Zeiteinwirkungen in einigen Kreisen erhofft wird, wäre solcher Erfolg groß und erfreulich genug. An eine Hochblüte im allgemeinen Kunstsinne glauben wir vorerst nicht. Zur Erzeugung einer solchen müßten viele wichtige Faktoren zusammenwirken, die uns aber bei heutiger Sachlage noch lange fehlen dürften. Wir teilen hier vollständig die Anschauungen, welche in dieser

aufgeworfenen Frage unlängst Dr. A. Wurm in einem Feuilletonartikel der „Augsb. Postzeitung“ (Nr. 83 v. 20. Febr. d. Js.) dargelegt hat. Wir sind schon hoffnungsfreudig genug, wenn wir fest annehmen, daß so trübe Erscheinungen, wie sie sich nach dem glorreichen Kriege 1870/71 gezeigt haben, in Zukunft nicht mehr möglich sein werden. Es war eine bittere geschichtliche Ironie, daß wir damals beim Waffensiege über Frankreich in Sachen der Kunst erst vollends unter die Räder der Franzosen gerieten, daß wir um einen jugendlichen neuen Stil zu finden, sogar zu den Japanern auf Formenpump ausgingen. Es wird daher zunächst allen ernsten Deutschen genügen, wenn wir in Zukunft eine Kunst sehen, die edel, schlicht und gut ist, in der alles Perverse und Anwidernde, das man uns in den letzten Dezennien nicht selten kredenzte, ausgeschieden und gemieden bleibt. Wir sind klug genug, auch anderen Völkern solchen Gewinn zu wünschen, weil dadurch zugleich die Gefahr sich mindern würde, vom Westwinde neuen schlimmen Zündstoff in unser Haus getragen zu sehen. So möchten wohl Selbst- und Nächstenliebe auch in schweren Kriegszeiten sich die Hände reichen! Unserem tiefwurzelnden deutschen Hochgefühl wird auch keine Beeinträchtigung, wenn wir — nicht nur in Beziehung auf die Kunst allein, sondern im weitesten Sinne, einen heute vielgebrauchten nationalen Satz in fester Glaubenszuversicht und in freudigem Hoffen dahin variieren: Nur am christlichen Wesen wird die Welt genesen!

Max Fürst.



